# Die Deutschen Befreiungskriege
## 1806 – 1815

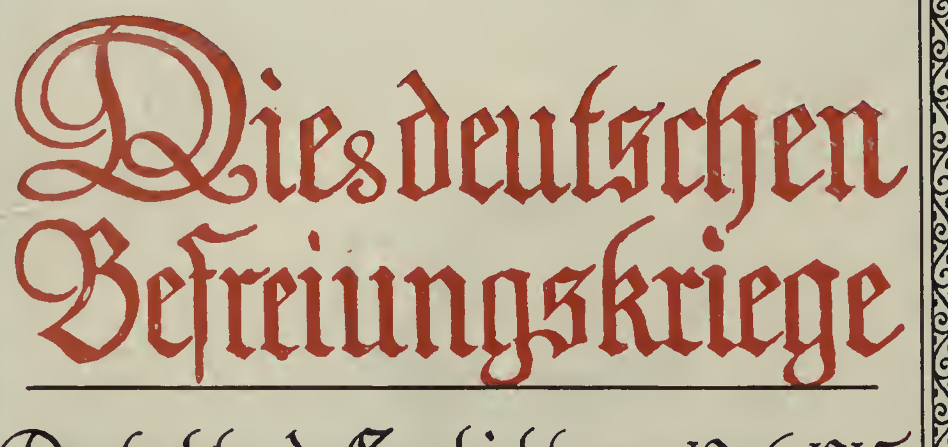






Die deutschen Befreiungskriege
1806 – 1815
Zwei Bände






## Deutschlands Geschichte von 1806-1815

von Hermann Müller-Bohn

veranlaßt und herausgegeben von

Paul Kittel

Bilderschmuck v. Professor Carl Röchling, Professor Richard Knötel / Professor Woldemar Friedrich und Kunstmaler Franz Stassen.

Zweiter Band.

Verlag von Paul Kittel / Historischer Verlag in Berlin.

Hofbuchhändler Seiner Majestät des Kaisers und Königs.

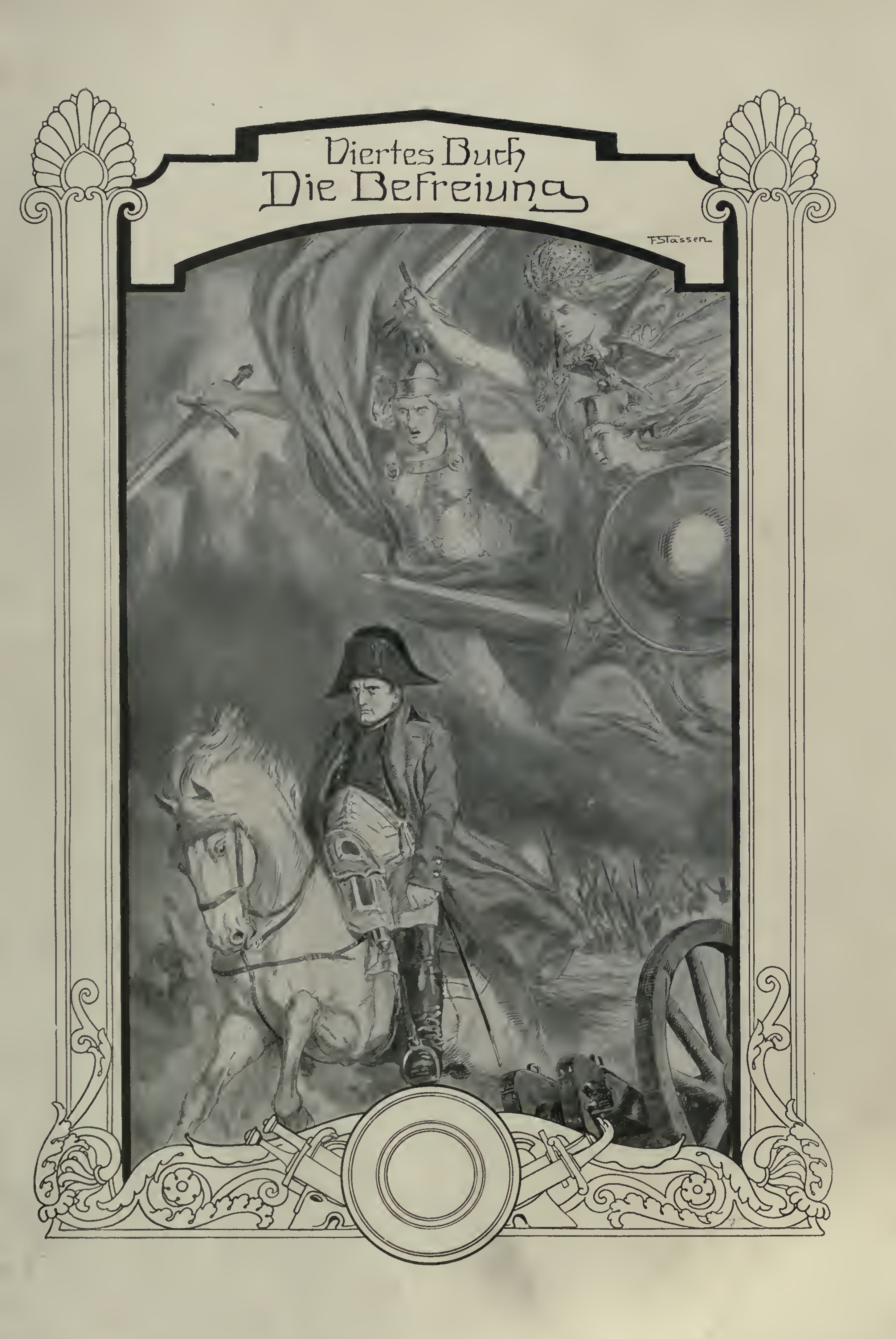
Druck von G. Bernstein in Berlin.

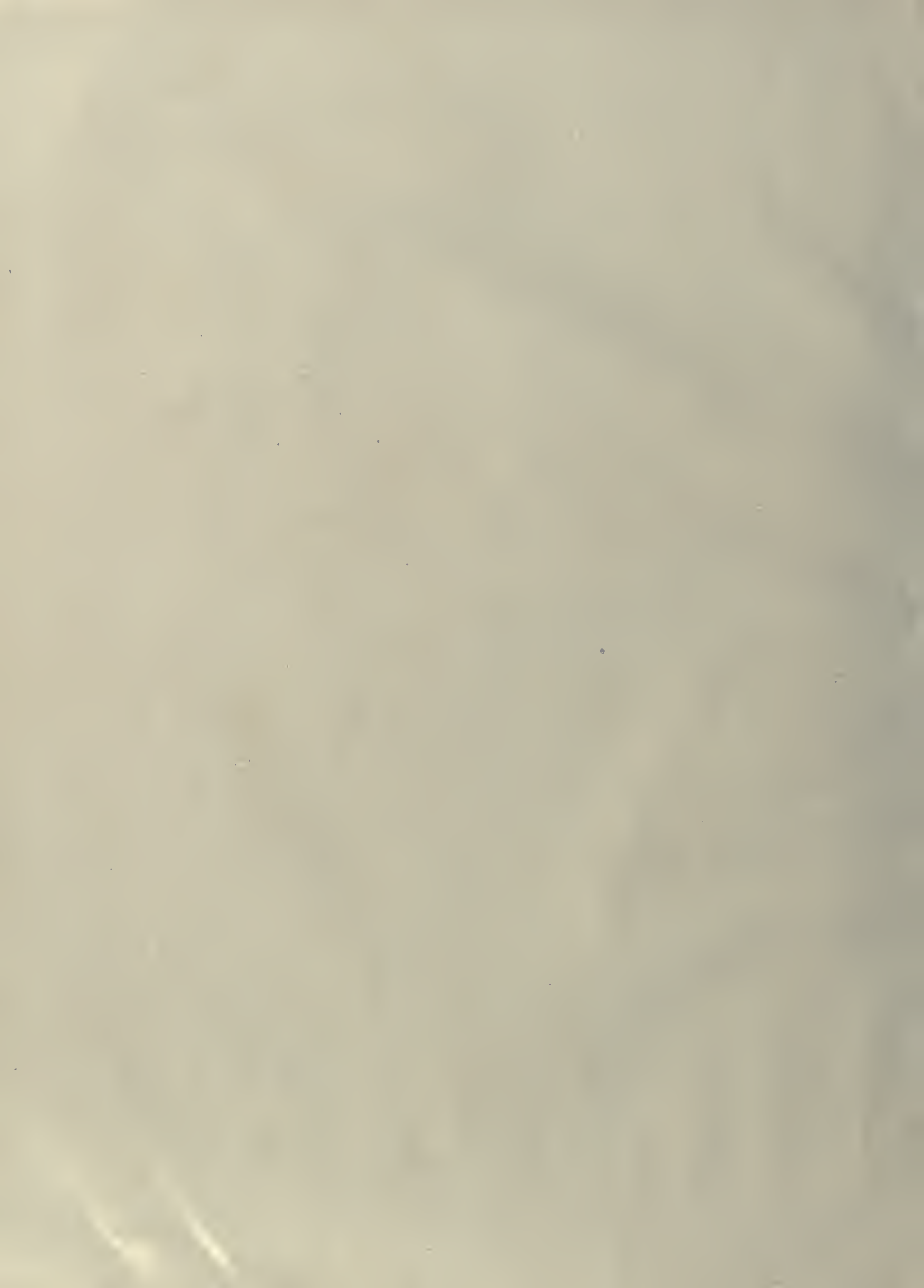
# Inhalt des zweiten Bandes.

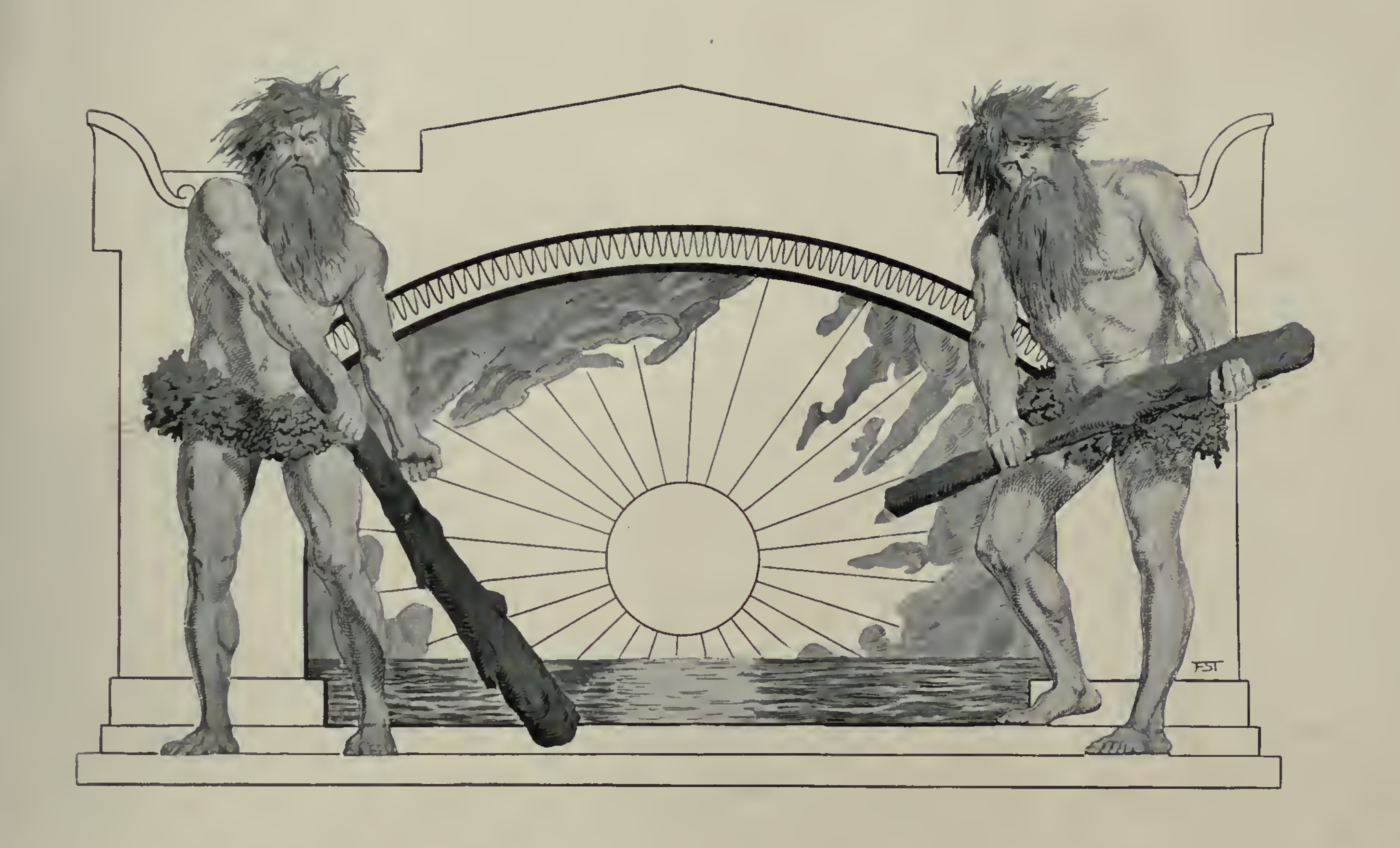







Viertes Buch
Die Befreiung
F.Stassen





# I. Bis zum Beginn des Kampfes.

Wie eine mächtige Windsbraut war im Frühling des Jahres 1813 die Erhebung über die deutschen Lande dahingebraust, überall die Herzen aufrüttelnd, überall neues Leben weckend.

„Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum!"

sang Max von Schenkendorf von dieser großen Zeit. Es war ein Klingen und Singen, ein Jubeln und Jauchzen, nicht nur im deutschen Dichterwalde, sondern im ganzen deutschen Volke. Die Stumpfheit und Dumpfheit, in der man dahingelebt, war allgemach einem warmen vaterländischen Gefühl gewichen, das man in den langen Zeiten einer kalten, oberflächlichen Aufklärungsperiode, eines trostlosen Kosmopolitismus, eines Allerweltsvaterlandes, kaum dem Namen nach gekannt hatte. Nicht auf einmal, sondern ganz allmählich, wie das Aufkeimen einer von langem Winterfrost erstarrten Saat, war dies neue vaterländische Gefühl in die Herzen eingezogen. Erst hatte das Unglück des Vaterlandes gewaltig an den Pfeilern des Staates rütteln, mächtig die Volksseele aufwühlen müssen, die unter dem Drucke staatlicher und polizeilicher Bevormundung, unter dem Zwange alter, verrosteter Bestimmungen eingeschlummert war.

Dann hatten die einsichtigen Geister im Staate, die Hellsehenden, wie durch ein Wunderkristall hinabgeblickt in die Tiefen des völkischen und staatlichen Lebens und hatten gesehen, wo es fehlte, wo es mangelte. Ein Stein und ein Hardenberg, ein Scharnhorst und ein Gneisenau hatten mit kühnem Freimut, auch vor dem Throne nicht Halt machend, ihre warnenden und ratenden Stimmen erhoben, ihre Finger in die schmerzende Wunde gelegt und — mit einer Willenskraft und einem Freimut ohnegleichen, unbeirrt durch Verdächtigungen von oben und von unten, jene herrlichen aufbauenden Gesetze geschaffen, welche aus der brütenden, stumpfen, gleichgültigen Masse

27*

ein sich des Vaterlandes wieder freuendes, sich der in ihm schlummernden Kräfte bewußtes Volk schufen, das seine Geschicke und damit die des Vaterlandes wieder in die eigene Hand nahm. Was dann noch übrig geblieben war an Zweifel, an dumpfen, unklaren Gefühlen, an zögernder Schwäche, das hatte das furchtbare Strafgericht Gottes in Rußland aufgerüttelt, welches gezeigt hatte, daß es noch eine Vergeltung in den Geschicken der Völker gab.

Und nun war sie da, die schöne, die hehre Zeit. Das Land feierte seine nationale Auferstehung, ein großes deutsches Auferstehungsfest. Aus dem unklaren Nationalgefühl hatte sich immer deutlicher und schärfer ein klares Nationalbewußtsein herausgebildet. Wie dieser vaterländische Geist in den Gesängen der Dichter zum Ausdruck kam, das haben wir schon an anderer Stelle gezeigt; wie aber diese vaterländische Begeisterung nicht beim Worte stehen blieb, sondern nach Taten drängte, das kam in einer anderen, höchst eigenartigen Weise zum Ausdruck, in einer Form, wie man sie bis dahin in Deutschland nicht gekannt hatte: in einer Flut von „öffentlichen Aufrufen", die sich schließlich zu einer ganzen Literatur entwickelte, welcher sich später noch die Reden der Feldherren an ihre Soldaten würdig anschlossen. Diese Aufrufe sind zur Beurteilung der Stimmung des Volkes und des Heeres, ihrer Denk- und Anschauungsweise ein würdiger Beitrag und gleichzeitig ein getreues Spiegelbild der geschichtlichen und politischen Verhältnisse jener Zeit.

Eine der ersten öffentlichen Ansprachen an die gesamte Nation war der am 13. Februar 1813 von den „nationalen Repräsentanten" erlassene

### „Aufruf an unsere Mitbürger".

„Das Vaterland ist in Gefahr!" so hebt dieser Aufruf an; „Es braucht zu seiner Verteidigung eine schnelle Verstärkung des Heeres ohne Kostenaufwand für die Staatskasse. Der Liebe seiner Untertanen vertrauend, hat der Landesvater selbst dies ausgesprochen und durch seinen Staatskanzler Freiwillige aufgerufen. Freiwillig werden die Jünglinge und waffenfähigen Männer der Nation diesem ersehnten Aufrufe folgen. Märker und Schlesier, Pommern und Preußen, vereinigt durch das gemeinschaftliche Band der Treue für den König und die Nationalehre, werden wetteifernd zu den Fahnen strömen und mit dem Feldgeschrei: Friedrich Wilhelm! und Preußisches Vaterland! jeder Gefahr trotzen . . . Durch das Vertrauen unserer Mitbürger zu Stellvertretern aller Provinzen und aller Stände gewählt, halten wir es für Pflicht, in diesem Augenblicke, wo nur der Gedanke an König und Vaterland alle Herzen erfüllen kann, auch unsererseits vereint unsere Mitbürger aus allen Ständen und in allen Teilen des Vaterlandes zur tätigsten Unterstützung des ergangenen Rufes aufzufordern. Das Vaterland ist in Gefahr, und Friedrich Wilhelm fordert sein treues Volk zur freiwilligen Unterstützung auf. Welcher Preuße kann da noch zaudern, dieser Aufforderung aus allen Kräften zu genügen! Der Allmächtige wird die Maßregel des besten Königs und den freudigen Eifer seines Volkes segnen. Friede und Selbständigkeit werden den preußischen Staat beglücken und künftige Geschlechter aus unserem Beispiele lernen, alles zu opfern für König und Vaterland.

Berlin, den 13. Februar 1813. Die National-Repräsentanten."

Eine wahre Flut solcher Aufrufe, ausgehend von den höchsten Ständen sowohl wie von den schlichten Volkskreisen, entstand in jenen Tagen. Der Landesfürst bediente sich ihrer sowohl wie der Feldherr, der Politiker und der Bürger. Wir werden die hervorragendsten Aufrufe bei

den betreffenden Ereignissen, die sie hervorgerufen, erwähnen. Einer der merkwürdigsten, politisch bedeutsamsten ist die am 25. März aus dem russischen Hauptquartier von Kalisch im Namen der verbündeten Monarchen Alexander und Friedrich Wilhelm von Kutusow erlassene, unter der sichtlichen Einwirkung Steins entstandene „Proklamation an die Deutschen".

Dieser Aufruf hatte seine ganz besondere Vorgeschichte, die mit den unklaren, verworrenen politischen Verhältnissen jener merkwürdigen Zeit zusammenhing. Zwei Mächte waren es, die sich an die Spitze der Befreiung Deutschlands und Europas gestellt hatten: Preußen und Rußland. Wer von ihnen sollte das Machtverhältnis Deutschlands dem französischen Kaiser gegenüber repräsentieren? Das kleine, gedemütigte, seiner militärischen Macht beraubte Preußen oder das große mächtige Rußland, das doch den deutschen Verhältnissen gegenüber immer eine fremde Macht war?



Russischer Feldmarschall Fürst Kutusow.

Wie sollten sie sich beide den deutschen Fürsten gegenüber verhalten, welche noch an dem Bündnis mit Napoleon festhielten, den Rheinbundfürsten? Wie konnte man die Streitkräfte derjenigen deutschen Gebiete für die Sache des „heiligen Krieges" gewinnen, welche noch unter direkter französischer Herrschaft standen? Nach welchen Grundsätzen sollte sich die zukünftige Gestaltung Deutschlands im Falle eines Sieges entwickeln? Das waren alles große, schwerwiegende Fragen, die bei der geringen Übereinstimmung zweier so völlig voneinander verschiedenen Staatswesen noch schwieriger waren.

Freiherr vom Stein, von allen deutschen Patrioten wohl derjenige, der sich, gemäß seiner eigenartigen Stellung zu beiden Staaten, auch seiner gewichtigen Bedeutung nach, am meisten mit dieser Frage beschäftigt, hatte schon Ende 1812 sich für die Forderung eines gemeinschaftlichen Verwaltungsrates mit diktatorischen Befugnissen für beide Mächte ausgesprochen. Für Norddeutschland hatte er Preußen die Führerschaft zugedacht, nicht ohne den Widerspruch Österreichs, dessen leitender Minister Fürst Metternich schon jetzt gegen jede Vermehrung des preußischen Einflusses offen und geheim zu Felde zog. Gegenüber der Frage: Wie werden sich die Rheinbundfürsten

verhalten? hatte Stein in seiner energischen Weise eine Erklärung der Verbündeten in Vorschlag gebracht, wonach sie die feste Absicht hegten, dem Rheinbunde ein Ende zu machen. Die Fürsten und Völker von Deutschland sollten zur Teilnahme am Kriege aufgefordert werden und diejenigen, welche nicht innerhalb sechs Wochen ihr Zusammengehen mit den beiden Verbündeten erklären würden, sollten ihre Staaten verlieren. Die Hauptaufgabe des neu zu bildenden Verwaltungsrates sollte in der militärischen Organisation der neubesetzten Länder, der Zivil- und Finanzverwaltung und der Verpflegung der Armeen bestehen.

Es hatte nicht den Wünschen Steins entsprochen, daß Kaiser Alexander, ohne Vorwissen König Friedrich Wilhelms, um Österreich den Beitritt zum Bunde schmackhafter zu machen, diesem Staate alle möglichen Versprechungen gemacht hatte, die nicht im Interesse Preußens lagen. So hatte Alexander dem Minister Metternich schon bei jener Gelegenheit, ohne seinen Freund, den König von Preußen, zu befragen, ein Zugeständnis gemacht, das später für Preußen und Deutschland äußerst verhängnisvoll werden sollte: die Zusicherung eines bestimmenden Einflusses auf die neue Ordnung in Deutschland. Das alles waren Einwirkungen und Strömungen, die Steins Arbeiten ungemein erschwerten. Dennoch war es der rastlosen Tätigkeit des gewaltigen Mannes gelungen, am 19. März den wesentlich nach seinen Plänen abgeschlossenen Vertrag über die Bildung eines „Zentralverwaltungsrates" zustande zu bringen. Zu den ersten Ergebnissen des neugebildeten gemeinsamen Ausschusses gehörte jener oben erwähnte, von Kutusow unterzeichnete Aufruf an die deutsche Nation. Als eines der merkwürdigsten Schriftstücke der damaligen Zeit, welches, von einem Russen unterzeichnet, die betrübende Tatsache zeigt, daß die deutschen Fürsten, soweit sie dem Rheinbunde angehörten, sich von einem Moskowiter an die Pflichten ihrer nationalen Würde erinnern lassen mußten, als ein getreues Spiegelbild der Zeit und ihrer ausschweifendsten Wünsche und Hoffnungen, mag der Aufruf hier Platz finden.*)

„An die Deutschen!"

„Indem Rußlands siegreiche Heere, begleitet von denen Sr. Majestät des Königs von Preußen, in Deutschland auftreten, kündigen beide Monarchen den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Sie kommen nur in der Absicht, ihnen diese entwendeten, aber unveräußerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten. Nur dieser große, über jede Selbstsucht erhabene und deshalb den verbündeten Monarchen allein würdige Zweck ist es, der das Vordringen ihrer Heere gebietet und leitet. Diese, unter den Augen beider Monarchen von ihren Feldherren geführten Heere vertrauen auf einen waltenden gerechten Gott und hoffen, vollenden zu dürfen für die ganze Welt und unwiderruflich für Deutschland, was sie für sich selbst zur Abwendung dieses schmachvollen Jochs so rühmlich begonnen. Voll von dieser Begeisterung rücken sie heran. Ihre Losung ist Ehre und Freiheit. Möge jeder Deutsche, der des Namens würdig, rasch und kräftig sich anschließen; möge jeder, er sei Fürst, er sei Edler oder stehe in den Reihen der Männer des Volkes, den Befreiungsplänen Rußlands und Preußens beitreten mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben.

Diese Gesinnung und diesen Eifer glauben die Monarchen nach dem Geiste, welcher die Siege Rußlands über die zurückwankende Weltherrschaft so deutlich bezeichnet, von jedem Deutschen mit Recht erwarten zu dürfen. Und so fordern sie denn treues Mitwirken besonders

*) Enthalten in der „Vossischen Zeitung" vom 3. April 1813, sowie in den meisten übrigen deutschen Blättern.

von jedem deutschen Fürsten und wollen dabei gern voraussetzen, daß sich keiner finden werde unter ihnen, der, indem er der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben will, sich reif zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen. Der Rheinbund, diese Fessel, womit der Allentzweiende das erst zertrümmerte Deutschland, selbst mit Beseitigung des alten Namens, neu umschlang, kann als Wirkung fremden Zwanges und als Werkzeug fremden Einflusses länger nicht geduldet werden. Vielmehr glauben die verbündeten Monarchen, einem längst gehegten, nur mühsam noch in beklommener Brust zurückgehaltenen allgemeinen Volkswunsche zu begegnen, wenn sie erklären: daß die Auflösung dieses Vereins nicht anders als in ihren bestimmten Absichten liegen könnte. Hiermit ist zugleich das Verhältnis ausgesprochen, in welchem Se. Majestät der Kaiser aller Reußen zum wiedergeborenen Deutschland und zu seiner Verfassung stehen wollen. Es kann dies, da Sie den fremden Einfluß vernichtet zu sehen wünschen, kein anderes sein, als eine schützende Hand über ein Werk zu halten, dessen Gestaltung ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben soll. Je schärfer in seinen Umrissen und Grundzügen das Werk heraustreten wird aus dem ureignen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europas Völkern erscheinen können. Übrigens wird Se. Majestät nebst Ihrem Bundesgenossen, mit dem Sie in den hier dargelegten Gesinnungen und Absichten vollkommen einverstanden sind, dem schönen Zwecke der Befreiung Deutschlands vom fremden Joche Ihre höchsten Anstrengungen jederzeit gewidmet sein lassen.

Frankreich, schön und stark durch sich selbst, beschäftige sich fernerhin mit der Beförderung seiner innern Glückseligkeit. Keine äußere Macht wird diese stören wollen, keine feindliche Unternehmung wird gegen seine rechtmäßigen Grenzen gerichtet werden. Aber Frankreich wisse, daß die anderen Mächte eine fortdauernde Ruhe für ihre Völker zu erobern trachten und nicht eher die Waffen niederlegen werden, bis der Grund zu der Unabhängigkeit aller Staaten von Europa festgestellt und gesichert sein wird.

Im Namen des Kaisers und Selbstherrschers aller Reußen und Sr. Majestät des Königs von Preußen.

Kutusow."

Viel, sehr viel war es, was der Aufruf versprach. Sogar der Schatten des so jämmerlich zugrunde gegangenen Deutschen Reiches wird wieder heraufbeschworen. Die beiden verbündeten Fürsten machten sich anheischig, nach der Wiedererlangung und Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit „der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten". Der autokratischste Fürst Europas, der Kaiser aller Reußen, erbot sich, „seine schützende Hand zu halten über das wiedergeborne Deutschland und seine Verfassung", und die Gestaltung dieses Werkes sollte den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben; aus dem ureigenen Geiste des Volkes sollte es herausgeboren werden. Und als eine Folge dieser geistigen Wiedergeburt sollte Deutschland „nur um so verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener unter den übrigen Völkern Europas erscheinen". Erregte dieses Schriftstück schon Aufsehen wegen der Verkündigung so wichtiger politischer Freiheiten, deren Verwirklichung die Regierungen später selbst den größten Widerstand entgegensetzten, so überraschte noch im höheren Grade die scharfe Kritik, welche der Aufruf an dem undeutschen Verhalten der Rheinbundfürsten übte. Der Rheinbund könne „als ein Werkzeug fremden Zwanges nicht mehr länger geduldet werden; die noch bei ihm verbleibenden Fürsten

sollten, falls sie sich nicht von selbst von dem unnatürlichen Bündnis trennten, der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen nicht entgehen".

Es war, wie russisch auch die Unterschrift des Aufrufes lautete, der Geist Steins, es war der Geist der deutschen Patrioten, welcher aus diesen Worten sprach. Sie rührten an eine gefährliche Wunde des kranken deutschen Staatskörpers. Die Fortexistenz des Rheinbundes nach dem Untergang des französischen Heeres in Rußland und der darauf folgenden großartigen Erhebung des Volkes im Frühjahr 1813 wird stets eine der trübsten Erinnerungen an jene Zeit bleiben. Die Völker des Rheinbundes hatten sich schon vor dem großen Völkerzuge nach Rußland innerlich von dem Bunde losgesagt, wie wir auch aus den begeisterten Huldigungen des Königs Friedrich Wilhelm III. durch die Sachsen in Meißen gesehen; aber die Furcht vor Napoleons Macht, die Selbstsucht und Eigenliebe der Fürsten war noch zu groß, um solche Gefühle ihres Volkes zu teilen. Ihre Rangerhöhung, ihre Souveränität war ein Geschenk Napoleons. Sie hatten dafür nur nötig, ihm ihren ausgedungenen Teil an Truppen zu stellen; im übrigen konnten sie in ihrem Lande schalten und walten nach Belieben. Und nun sollten sie, einer sogenannten „nationalen Idee" wegen ihre Selbständigkeit, ihre bequeme Position aufgeben, eines „Deutschen Reiches" wegen, dessen Existenz ihnen stets gleichgültig gewesen, sonst wäre es nicht so jämmerlich zugrunde gegangen.

Und wer hatte dies Ansinnen an sie gestellt? Ein fremder Fürst, der russische Zar, der allerdings für den Augenblick das Recht des Stärkeren für sich hatte. Aber der andere, der preußische König, der gedemütigte preußische Monarch, der seine Weiterexistenz nur der Gnade Napoleons verdankte — wie kam dieser dazu, solche Sprache gegen sie zu führen? Freilich, daß auch sie nur ihre Existenz der Gnade Napoleons verdankten, daß auch sie dem Recht des Stärkeren gewichen waren, als sie zu Kreaturen Napoleons wurden, daran dachten sie nicht. Und so sollte noch einmal in diesem großen Augenblicke, da die Völker sich zum heiligen Kampfe gegen die Unterdrücker zusammenscharten, schnöder Eigennutz und kalte Selbstsucht über die natürlichen Pflichten gegen das Vaterland den Sieg davon tragen. Zudem hatte es Napoleon trefflich verstanden, den größten Teil der Fürsten auch noch durch andere engere Fesseln an sich zu ketten: durch die Bande der Verwandtschaft. Der Erbprinz von Baden war mit einer kaiserlichen französischen Prinzessin, einer Adoptivtochter Napoleons, vermählt; sein Großvater, der regierende Großherzog Karl Friedrich, dessen Land von Napoleon bei Gründung des Rheinbundes beträchtlich vergrößert worden war, war dem französischen Kaiser nicht nur durch diese Vergrößerung verpflichtet, er mußte auch, wenn er wirklich an einen Abfall hätte denken wollen, bei der Lage seines Reiches zunächst der französischen Grenze, die Rache des Kaisers in erster Reihe fürchten. Ähnlich lagen die Verhältnisse in Württemberg. König Friedrich hatte, wie wir wissen, seine Tochter dem Bruder Napoleons, König Jérôme von Westfalen, zur Gemahlin gegeben. Seine selbstherrliche Art der Regierung, dazu die ihm von Napoleon verliehene große Machtvollkommenheit gestatteten ihm, wie er meinte, am allerwenigsten, das Erworbene „einer schwärmerischen Idee" zuliebe aufzugeben.

Und Bayern? Seine ganze Politik war schon seit fast einem Jahrhundert auf die Verbindung mit Frankreich zugeschnitten. Seine Erhebung zum Königreich, sein beträchtlicher Länderzuwachs und vor allem — hier triumphierte wieder die überlegene Schlauheit Napoleons — die Vermählung seines Stiefsohnes Eugen Beauharnais, des Vizekönigs von Italien, mit einer bayrischen Prinzessin, hatten die Verbindung noch enger geknüpft. Die armen Tiroler hatten die Folgen dieser „engen Verbindung" 1809 ja gerade durch ihre deutschen Stammesbrüder am bittersten

empfinden müssen. Und Sachsen? Das Königreich Sachsen? Wie hätte es sich in seiner tief eingewurzelten, durch die Siege Friedrichs des Großen noch vermehrten Eifersucht gegen das aufstrebende Preußen dazu aufschwingen können, bei der Wiedererlangung seiner politischen Selbständigkeit jetzt hilfreiche Hand zu leisten? Zudem war unter allen Rheinbundfürsten wohl kaum ein anderer so im Banne der machtvollen Persönlichkeit Napoleons wie König Friedrich August von Sachsen. Er war ihm mit einer an Vergötterung grenzenden Bewunderung ergeben, die oft sogar an das Lächerliche streifte; hatte doch der alte Mann bei dem Aufbruch Napoleons aus Dresden am 29. Mai 1812, bevor dieser zur großen Armee abging, die ganze Nacht aufgesessen, nur um bei der Abreise, die frühmorgens um 3 Uhr erfolgt war, noch einen Händedruck von ihm zu erhalten und ihm eine glückliche Reise zu wünschen, eine übergroße Zuvorkommenheit, die ihm



König Friedrich August I. von Sachsen.

Napoleon mit der etwas spöttischen Bemerkung vergolten hatte: „Papa, gehen Sie doch zu Bett; Ihre Zärtlichkeit bekümmert mich.“ (Votre tendresse m'afflige.) Und jetzt bei dem Erwachen des Volksgeistes, der mächtigen kriegerischen Bewegung allerorten, wurde es ihm unheimlich in der Nähe der preußischen Grenze, unheimlich vor seinem eigenen Volke, das, durch das Beispiel Preußens entflammt, am liebsten für die große deutsche Sache mit ganzer Kraft eingetreten wäre. Mit Besorgnis hatte König Friedrich August der wachsenden deutschen Bewegung zugeschaut. Als er gehört hatte, daß die Russen in Preußen eingerückt und York und Wittgenstein in Berlin eingezogen waren, hatte er sich in Dresden nicht mehr sicher gefühlt, hatte eine Regierungskommission eingesetzt, in einem königlichen Erlaß sein Volk „zur Treue, Ausdauer und Ruhe“ ermahnt und ihm zu verstehen gegeben, „daß er seinen Pflichten als Rheinbundfürst treu bleiben werde“ und dann Dresden verlassen, um die äußerste Grenze seines Landes aufzusuchen. Die Kunde von der täglich sich steigernden nationalen Bewegung in Berlin und Breslau hatte ihn so in Besorgnis versetzt, daß er schließlich sein Land gänzlich verließ und nach Regensburg ging, sein Volk einem ungewissen Schicksal anheimgebend.

Umso bedauerlicher war dies zähe Festhalten Friedrich Augusts an Napoleon, als das sächsische Volk nicht nur, sondern selbst das sächsische Heer lebhaft die Schmach fühlte, die ihnen durch die unnatürliche Bundesgenossenschaft zuteil wurde. Höhere und niedere Offiziere brannten förmlich darauf, sich der großen Sache anzuschließen und schon jetzt den Freiheitskampf mitzumachen. General Freiherr von Thielmann, Sachsens glänzendster Feldherr, einst geblendet von der kriegerischen Größe Napoleons, noch in der Schlacht an der Moskwa mit größter Bravour für den französischen Bundesgenossen kämpfend und durch seine glänzenden Attacken in dieser furchtbaren Schlacht der Schrecken der Russen, war nach dem traurigen Ausgang des französischen Feldzuges in Rußland, in welchem gerade die deutschen Rheinbundtruppen am schlimmsten gelitten hatten, sehr ernüchtert nach Deutschland zurückgekehrt. Seitdem hatte sich sein Wünschen und Hoffen der deutschen Sache zugewandt. Als Kommandant der Festung Torgau, deren Streitmacht anfangs



General Adolf Freiherr von Thielmann.

Mai etwa 11700 Mann betrug, hatte er, seine wieder erwachte deutsche Gesinnung betätigend, keinen Mann französischer Besatzung mehr in die Festung aufgenommen, keine Kanone ausgeliefert und in der Hoffnung, seinen König doch noch zur deutschen Sache hinüberzuziehen, den wiederholten Zumutungen des Vizekönigs Eugen, des Marschalls Davout, des Generals Reynier, mit den sächsischen Truppen zur Verteidigung der Elbe zu ihnen zu stoßen, einen dauernden positiven Widerstand entgegengesetzt. Daß ihn seine Begeisterung für die Sache der Befreiung Deutschlands später sogar ins Hauptquartier der Verbündeten geführt, um dort mit ihnen zu verhandeln, darüber werden wir bei der Schilderung der kriegerischen Ereignisse noch näher berichten.

Wie weit diese Begeisterung für die große Sache des deutschen Vaterlandes im sächsischen Heere um sich gegriffen, davon sollte Freiherr vom Stein, als er anfangs April in Dresden weilte, zu seiner innigen Freude mehrfache Beweise erhalten. Er war nach der definitiven Ernennung der Mitglieder des vorn erwähnten Zentralverwaltungsrates nach Sachsens Hauptstadt gereist und hier am 9. April eingetroffen. Mit Ernst Moritz Arndt, seinem getreuen Sekretär und Berater, hatte er als Gast in dem Hause des Appellationsrates Karl Körner, des ehemaligen Freundes Schillers

und Vaters des Dichters Theodor Körner, Wohnung genommen. Hier, wo in der gewaltigen Persönlichkeit Steins alle die Fäden des erwachenden Freiheitskampfes zusammenliefen, wo die „Raben und Krähen, welche der Sonnenschein des Augenblickes herbeilockte, den Adler umschwärmten und umkrächzten, der es aber verstand, sie zurückzujagen", wo der Unmut Steins täglich wuchs über die schon jetzt beginnende Metternichsche Federpolitik zugunsten des österreichischen Hofes, wo er eben erfahren hatte, daß der sächsische General Freiherr von Langenau das tätige Werkzeug sei, welches den König Friedrich August in seiner unglücklichen napoleonischen Politik bestärkte, hier war es, wo er doch auch eine innige Freude erlebte, die ihm die wahre Gesinnung eines großen Teiles des sächsischen Volkes und Heeres klar vor Augen führte.

„Da kamen", wie Arndt berichtet,*) „mit einer stillen, meist nächtlich verhüllten Heimlichkeit einzelne wackre Offiziere des Königs von Sachsen aus der Festung Torgau, von welchen ich nur Miltitz und Karlowitz nennen will. Der König von Polen und Sachsen war mit drei, vier polnischen und sächsischen Reiterregimentern ins Land Österreich vor den Russen entflohen, hatte aber sein übriges deutsches Heer, etwa 10000 bis 12000 Mann, in den Festungen Torgau und Wittenberg eingeschlossen. Diese wackern sächsischen Offiziere, die aus Torgau zu Stein kamen, kamen zuerst nur als Erkunder der Dinge, um zu forschen, wie weit die Unterhandlungen ihres Königs für den Beitritt desselben zur großen deutschen Sache gediehen seien; sie brannten mit Tausenden ihrer tapfern Landsleute von der Lust, ihre Säbel für den deutschen Kampf wetzen und zücken zu können, und hofften immer noch auf einen glücklichen Entschluß ihres Königs; aber dieser König, sonst ein weiser und gerechter Fürst und als ein Vater seines Volkes erfunden, baute zu sehr auf Napoleons Glück und hielt zu fest an dem Ehrentitel König von Polen, der seinem Lande und seinen Ahnherren früher schon zu viel Unglück gebracht hatte.

„Diese sächsischen Dinge und Verhältnisse und die hin und her laufenden Verhandlungen mit Österreich, kurz, die vielfältigsten und vielfältigst verflochtenen und verfitzten diplomatischen Federkünste und die Lockerheit und Unbestimmtheit so vieler flutenden und schwebenden Dinge zerquälten das ungestüme Gemüt Steins, aber oft zeigte er sich doch höchst liebenswürdig und heiter. So hatte Gott es ihm ins Herz geblasen, oder so schien er doch eine göttliche Weissagung von Glück und Sieg in der Brust zu tragen. Wenn er im Ärger über die Schlechtigkeit, Jämmerlichkeit und Feigheit der Menschen oft auch überreizt war, immer sprach er sich mit unerschütterlichster Hoffnung aus und strahlte diese Hoffnung aus seinen blitzenden Augen und von seiner schönen Stirn auf uns herab, die er dann auch ein anderes Mal wohl mit recht derben Worten schalt und züchtigte".

Die Hoffnung auf diese Stimmung im sächsischen Volke und Heere war es gewesen, welche die maßgebenden russischen und preußischen Feldherren bewog, sich nach der Sitte der damaligen Zeit in begeisterten Proklamationen an das Volk der Sachsen zu wenden. Am 23. März hatte Wittgenstein einen Aufruf erlassen, in dem es heißt: „Euer König hat Euch verlassen und Euch Ruhe geboten. Aber wenn ein Haus brennt, so muß man nicht erst den Eigentümer um Erlaubnis fragen, ob man löschen dürfe. Eures Königs Haus brennt schon lange; er selbst ist in Not, er darf nicht sprechen, wie es ihm gewiß ums deutsche Herz ist. Denn bedenkt doch nur! Er, ein deutscher König, der schon lange Euern Schweiß und Blut den Franzosen hat liefern müssen, er sollte Euch zur Ruhe ermahnen, in einem Augenblick, wo Ruhe ein Verbrechen ist? Seit 45 Jahren hat er Euer Glück, Eure Ehre gewollt, und er sollte nun Euer Unglück, Eure Schande wollen? Es hat eine Stunde geschlagen, die nicht zum zweiten Male schlägt: die Stunde der Be-

*) Ernst Moritz Arndt. Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn vom Stein, Seite 128.

freiung vom fremden Joche!" — „Glaubt nicht", fährt er fort, „ich wollte Euch von ihm abwendig machen; ich will vielmehr die Bande zwischen Euch und ihm enger knüpfen; Ihr sollt einen freien König haben und freie Sachsen genannt werden! Auf! auf! bewaffnet Euch! und wäre es auch nur mit Sicheln, Sensen und Keulen! vertilgt die Fremdlinge von Eurem Boden!"

Eine Woche später, als die Russen sich eben anschickten, in Sachsen einzurücken, wandte sich Wittgenstein von seinem Hauptquartier Belzig aus noch in einem zweiten, sehr wirkungsvollen Aufruf an das Volk der Sachsen. „Wählt!" heißt es darin, „Eure Wahl kann Eure Krone in Gefahr bringen, kann einst Eure Kinder bei dem Gedanken an ihre Väter erröten machen. Sehet, was um und neben Euch geschieht. Das ganze preußische Volk erhebt sich in Masse. In seinen Reihen findet Ihr den Sohn des Pflügers neben dem des Fürsten; aller Unterschied der Stände ist neben den großen Begriffen Freiheit und Ehre, König und Vaterland zusammengeschmolzen; es gibt keinen Unterschied als den des größeren Talents, des feurigeren Eifers zum Kampfe für die große, heilige Sache. Freiheit oder Tod! ist das Losungswort. — Sachsen! Deutsche! unsere Stammbäume, unsere Geschlechtsregister schließen mit dem Jahre 1812. Die Taten unserer Ahnen sind durch die Erniedrigung ihrer Enkel verwirkt. Nur die Erhebung Deutschlands bringt wieder edle Geschlechter hervor und gibt denen, welche es waren, ihren Glanz zurück."

In gleich eindringlicher Weise hatte Blücher aus seinem Hauptquartier Bunzlau am 23. März zu dem Sachsenvolk gesprochen:

„Wir bringen Euch die Morgenröte eines neuen Tages", heißt es, „die Zeit ist endlich gekommen, ein verhaßtes Joch abzuwerfen. Auf! Vereinigt Euch mit mir, erhebt die Fahne des Aufstandes gegen die fremden Unterdrücker und seid frei! Euer Landesherr ist in fremder Gewalt; die Freiheit des Entschlusses ist ihm genommen. Die Schritte beklagend, die zu tun eine verräterische Politik ihn nötigte, wollen wir eben so wenig ihm zurechnen, als sie Euch entgelten lassen. Nur für Euren Herrn wollen wir die Provinzen Eures Landes in Verwaltung nehmen".

An die Bewohner der ehemals preußischen Landesteile, welche nach dem Frieden von Tilsit von Preußen gerissen und in das Königreich Westfalen einverleibt worden waren, hatte sich König Friedrich Wilhelm III. in einem besonderen Aufrufe gewandt. In warmherzigen, eindringlichen Worten erinnerte er sie daran, daß nur die Macht eines schweren Verhängnisses sie durch den Frieden von Tilsit getrennt habe. Napoleon habe aber weder diesen noch alle späteren Verträge gehalten; die Feinde hätten also durch ihre eigene Treulosigkeit dazu beigetragen, den preußischen Staat seiner lästigen Verbindung sich zu entledigen; auch sie seien in dem Augenblicke, da ihr ehemaliger König die Waffen gegen den Feind ergreife, nicht mehr an den Eid gebunden, der sie an den neuen Beherrscher knüpfte. „Ich rechne auf Eure Anhänglichkeit, das Vaterland auf Eure Kraft", so heißt es weiter. „Schließt Euch, Männer und Jünglinge, an meine Krieger an! Ergreift das Schwert! Bildet Eure Landwehr und Euren Landsturm nach dem Beispiel Eurer hochherzigen Brüder! . . . Dann heilt die Zukunft die Wunden der Vergangenheit, und wir finden das verloren gewesene Glück in dem Bewußtsein von gegenseitiger treuer Anhänglichkeit und im ungetrübten Genusse von Freiheit, von Frieden".

Bei den eigentümlichen Zuständen des deutschen Zeitungswesens, das damals noch völlig unter der Macht der napoleonischen Zensur stand, war es nicht zu verwundern, daß der westfälische Moniteur („Moniteur westphalien") eine gehässige Erwiderung auf diesen Aufruf brachte. Die Aufforderung des Königs von Preußen an die ehemaligen Untertanen, sich wieder zu ihrem Vaterlande zu bekennen, wurde darin als „Aufruf und Verleitung zum Meineid gegen ihre jetzigen Souveräne" bezeichnet. Der ganze Aufruf des Königs wird dann „zur Schande des preußischen Gouvernements"

wörtlich im „Moniteur" abgedruckt und mit giftgeschwollenen Randglossen begleitet, welche angesichts der überall erwachten vaterländischen Stimmung im Volke den ganzen ohnmächtigen Grimm des „Königs Lustik" bezeichneten. Mit höhnischen Worten wird dann darauf hingewiesen, daß auch auf einem anderen Schlachtfeld von Jena die Lorbeeren nicht wieder gefunden werden würden, „welche Eure auf ihre Stärke, ihre Federbüsche und ihre altmodische Taktik stolze Armee dort nicht hat erringen können". Trotz dieser giftigen Auslassungen des „Moniteur", welcher schließlich auf die schweren Strafen hinwies, „womit ein rechtmäßiges Gouvernement Rebellen züchtigt", blieb der Aufruf des Königs von Preußen nicht ohne Einwirkung. Zahlreiche Freiwillige strömten zu dem Lützowschen Freikorps und anderen Freischaren.

In den Rheinbundstaaten dagegen hielt das traurige Vorbild der Fürsten die Völker vom heiligen Kampfe zurück. So war schon jetzt, noch bevor der Kampf ausgebrochen war, vorauszusehen, daß diejenigen, die das Geschick zu Führern ihres Volkes gemacht, ihre Pflichten als Deutsche schnöde vergessend, sich wieder zu Kreaturen Napoleons machten, ihm nach Wunsch und Willen ihre Kriegsanteile stellten, dadurch seine Kriegsmacht fast um die Hälfte vermehrten und ihn so in den Stand setzten, trotz seiner großen Verluste in Rußland, gegen Preußen und Rußland schon jetzt wieder einen Krieg aufzunehmen. Das Betrübendste in dieser Zeit der nationalen Hochflut war dabei, daß wieder, wie so oft in früheren Jahrhunderten, dank der Zerrissenheit des Deutschen Reiches und der Unwürdigkeit der Fürsten, **Deutsche gegen Deutsche, der Bruder gegen den Bruder** zu kämpfen gezwungen war, der deutsche Wehrmann in den Rheinbundstaaten sein Herzblut zur Unterdrückung des eigenen Vaterlandes dahingeben mußte.

Das war der Zustand in den außerpreußischen Landesteilen zu Beginn des Freiheitskampfes. Desto heller aber loderte das Feuer der Freiheitsliebe in Preußen selbst. Hier waren Blücher, Gneisenau, Scharnhorst die treibenden Kräfte des patriotischen Handelns. Mit gespanntester Aufmerksamkeit hatten sie das entscheidende Wort des Königs vernommen, das sein Volk zu den Waffen rief. Am 27. März hatte der preußische Gesandte in Paris, General von Krusemark, dem Minister des Auswärtigen die Note überreicht, welche die Kriegserklärung enthielt. Sie bezeichnete in langen Ausführungen als Hauptbeweggrund für den Bruch Preußens mit Frankreich die fortgesetzten Vertragsbrüche des französischen Kaisers und die Nichteinlösungen der von ihm eingegangenen Verpflichtungen.

Napoleon wie der französische Hof waren völlig überrascht von dem entscheidenden Schritt Preußens. Hardenbergs gewandtes Doppelspiel hatte sie in völlige Sicherheit gewiegt. Andererseits hatte Napoleon auch eine äußerst geringe Meinung von der Widerstandsfähigkeit und der Energie der preußischen Regierung gehabt. Noch am 1. März hatte er verächtlich zu General Bubna gesagt: „Die Preußen sind keine Nation; sie haben keinen nationalen Stolz; sie sind die Gascogner von Deutschland; wir haben sie immer verachtet. Der Deutsche ist nicht genug Mörder, um Revolution zu machen." Und auch der französische Gesandte Graf St. Marsan hatte beim Abschied von Hardenberg in Breslau gesagt: „All die Knaben und Jünglinge, welche er in Breslau heranziehen sehe, würden Preußen vor der Übermacht Napoleons nicht retten." Daß die französische Diplomatie im Februar 1813 sich von der preußischen hatte überlisten lassen, das haben die Franzosen den Preußen mehr nachgetragen, als alle späteren Siege Blüchers. Wie trefflich es Hardenberg verstand, seine Gegner zu täuschen, geht aus folgendem Stoßseufzer Tains hervor: „Unser Gesandter, Graf St. Marsan, befand sich noch im Februar 1813 als verbündeter Minister bei dem Könige in Breslau. Er beobachtete alles, ohne Lärm zu schlagen; er überließ Herrn von Hardenberg den sehr sonderbaren Ruhm, diese Intrigue in aller Ruhe bis zu Ende gesponnen zu haben. Erst am

27. März forderte Herr von Krusemark in Paris seine Pässe und übergab die Kriegserklärung, ein lang und breit abgefaßtes Manifest." Und mit schlecht verhehltem Ärger äußerte Napoleon, als ihm die Kriegserklärung bekannt geworden war: „Dieser Abfall ist die Strafe dafür, daß ich in Tilsit den Fehler begangen, das Haus Hohenzollern wieder auf den Thron zu setzen und sogar meiner Allianz zu würdigen. Es ist nicht das erste Mal, daß in der Politik die Großmut eine schlechte Ratgeberin ist." —

Daß in dem nunmehr sich vorbereitenden Feldzuge auch Blücher eine Hauptrolle als Führer zufallen mußte, darüber waren sich alle Einsichtigen einig. Nicht so seine Gegner. Sein vorgerücktes Alter — er ging in das 71. Jahr — seine tolle Reiternatur, ja selbst seine früheren



General Gebhard Lebrecht von Blücher.

krankhaften Einbildungen mußten, so unglaublich es klingen mag, herhalten, um denjenigen von einem Kommando zurückzuhalten, der bald Napoleons gefürchtetster Gegner werden sollte. Aber Blücher hatte einen warmen und einflußreichen Fürsprecher in seinem Freunde Scharnhorst. Als sogar Boyen dem letzteren gegenüber sich in besorgter Weise über Blüchers krankhafte Erregung äußerte und auf dem Wege zum Königlichen Palais in Breslau zu Scharnhorst sagte: „Er hat ja einen Elefanten im Leibe", antwortete Scharnhorst, jeden Widerspruch niederkämpfend: „Und wenn er tausend Elefanten im Leibe hätte, er muß die Armee führen!" Allen Streitigkeiten darüber und allen Zweifeln machte ein königliches Handschreiben an Blücher vom 28. Februar 1813 ein Ende. „Ich habe beschlossen", so heißt es darin, „Ihnen ein Kommando über diejenigen Truppen zu übertragen, welche zuerst ins Feld rücken werden. Ich trage Ihnen daher auf, sich hierselbst auf das Schleunigste mobil zu machen. — Der wichtigste Auftrag, der Ihnen hierdurch zuteil wird, wird Sie überzeugen, welches Vertrauen ich in Ihre Kriegserfahrenheit und Ihren Patriotismus setze, und ich bin versichert, daß Sie demselben ganz entsprechen und mir und dem Vaterlande dadurch Veranlassung geben werden, Ihnen unsere besondere Erkenntlichkeit zu bezeigen."

Auch Gneisenau war auf die Kunde von der großartigen Erhebung als einer der ersten auf dem Platze gewesen. Wir haben ihn verlassen, als er am 25. Februar, von England zurückkehrend, unter dem brausenden Jubel der Bevölkerung in Kolberg gelandet war. Welche frohe Zuversicht seine Brust schwellte, sehen wir daraus, daß er schon von hier aus seiner Frau geschrieben hatte, „sie möge ihm alle seine Karten von Norddeutschland und auch die von Frankreich schicken.“ König Friedrich Wilhelm stellte ihn als Generalmajor wieder in die Armee ein und bestimmte, „daß er in Zukunft das Armeekorps zu kommandieren hätte, das in Gemeinschaft mit den Schweden, Russen, vielleicht auch den Engländern im Norden operieren sollte.“ Es war das im wesentlichen das Kommando, welches später General von Bülow innerhalb der Nordarmee erhielt. Vorläufig aber war eine solche Armee noch nicht da, und es war dem tatendrängenden Gneisenau deswegen schon recht, daß er bis dahin eine Stellung erhielt, welche der besonderen Art seiner militärischen Fähigkeiten durchaus angemessen war: die Stellung eines zweiten Quartiermeisters unter Scharnhorst, der der Armee des Generals Blücher als Generalquartiermeister (Generalstabschef) beigegeben war. Am 10. März 1813, dem Tage der Stiftung des Eisernen Kreuzes, war Gneisenau in Breslau eingetroffen. Er fand hier — wie wir wissen — gleich Gelegenheit, dem Vaterlande einen wichtigen Dienst zu leisten. Auf seinen Rat wurde mit der Abfassung des berühmten Aufrufes vom 17. März nicht Ancillon betraut, „der alte, vertrocknete Schönredner“, der in seinem Entwurf „in ermüdender Breite ausgeführt hatte, wie viel Mühe sich Preußen gegeben, Napoleons Freundschaft zu erwerben“, sondern der Staatsrat Hippel, dem es dann auch gelang, jenen schwungvollen, die Herzen aufrührenden Aufruf zustande zu bringen, von dessen unvergleichlicher Wirkung schon oben die Rede war.

Nachdem die Preußen und Russen sich dann vereinigt, und die Franzosen sich ohne Widerstand hinter die Elbe zurückgezogen, hatte sich Blüchers Korps dann auf Dresden in Bewegung gesetzt. Gneisenau, im Innersten seines Herzens beglückt, daß nunmehr, das langersehnte Ziel seiner Hoffnungen, der Rachezug gegen die Unterdrücker beginnen konnte, hatte gleich beim Ausmarsche an Dörnberg geschrieben: „Nie, mein edler Freund, hat es einen glücklicheren Sterblichen gegeben. Ich befinde mich auf dem Marsche, um endlich gegen unsere Unterdrücker fechten zu dürfen. Wir kommen mit den allerschönsten Truppen an. Wir bringen 7000 Mann der besten Reiterei. Jedesweden Herz ist hochgestimmt. Mein munterer Feldherr (Blücher) ist neu begeistert. Scharnhorst, unser erster Generalquartiermeister, leitet uns. An der Spitze der Brigaden und Regimenter sind tüchtige Leute; der Soldat ist schlagfertig und erbittert. Als unsere Kavallerie von Breslau abzog, flog in derselben Richtung ein Schwarm Krähen. Ah! sagten die Soldaten, diesen Krähen hat das französische Blut gut geschmeckt; sie kommen uns nach, um noch mehr davon zu fressen.“

Die Stimmung im Heere hob sich, je mehr man sich den entscheidenden Ereignissen näherte. Die Krieger waren entflammt von Begeisterung. Am 19. März hatte das Hauptquartier Liegnitz erreicht. Von hier aus hatte Gneisenau an seinen Freund, den Kammergerichtsrat Eichhorn, voll Begeisterung über den guten Geist in der Armee, geschrieben: „Es ist eine große, herzerhebende Zeit! Ich habe Eckardt und Friesen in unserer Militärkleidung gesehen. Es wird mir schwer, mich der Tränen zu enthalten, wenn ich all diesen Edelmut, all diesen hohen deutschen Sinn gewahr werde. . . . Welches Glück, so lange gelebt zu haben, bis diese weltgeschichtliche Zeit eintrat. Nun mag man gern sterben; wir hinterlassen unseren Nachkommen die Unabhängigkeit.“

Gneisenaus eigenartige, mehr nach der beratenden, strategischen Seite überwiegende militärische Tätigkeit sollte für die weitere Entwickelung der kriegerischen Dinge bald von hervorragender Bedeutung werden. Schon jetzt, da Scharnhorst durch die schwierige Leitung der Mobil-

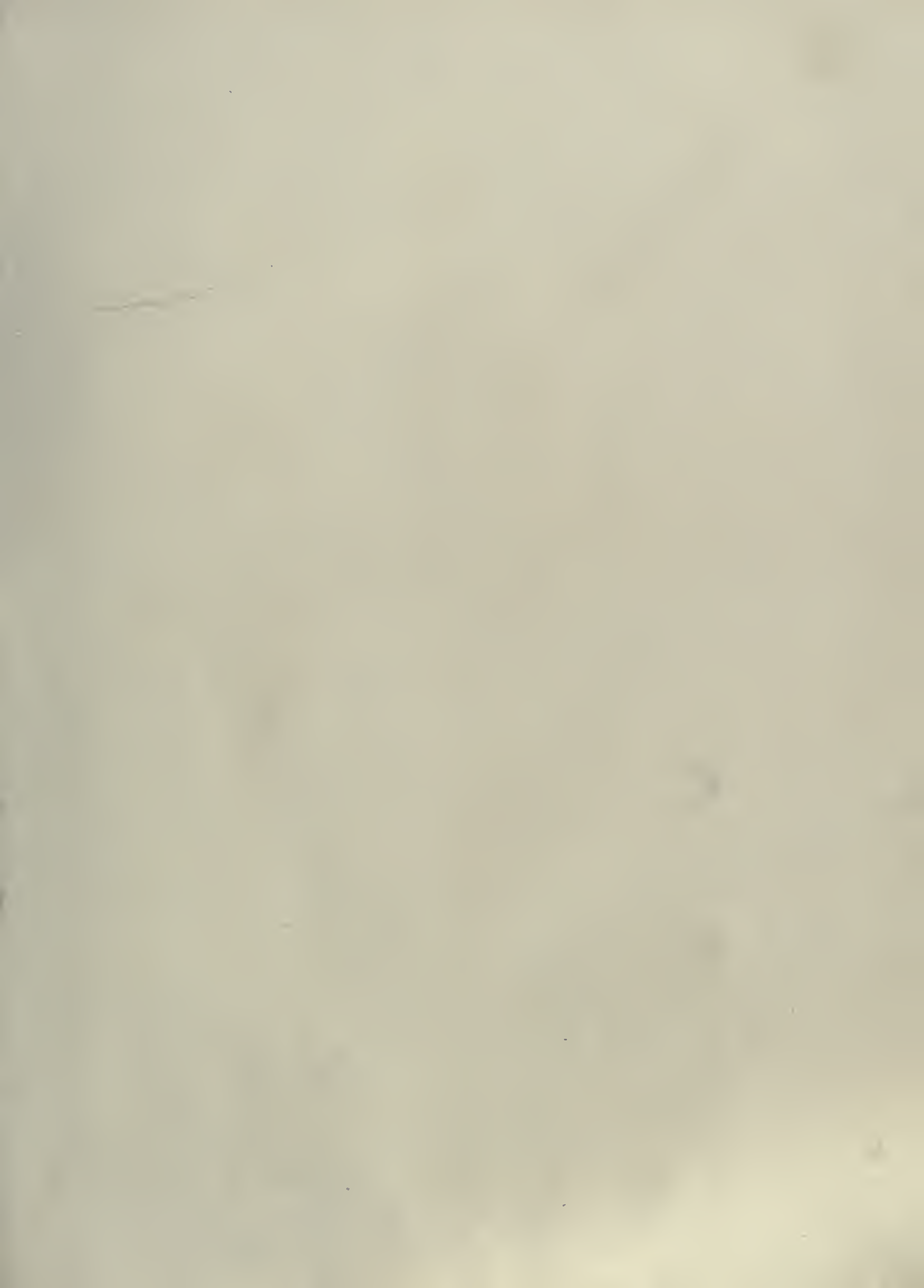
machung vielfach behindert war, wurde Gneisenau vorwiegend mit den Obliegenheiten des Generalstabschefs betraut.

Scharnhorst war am 10. März vom Könige zum Generalleutnant und Generalquartiermeister der Armee ernannt worden und hatte damit den Rang hinter Blücher erhalten. Während Blüchers Truppen schon am 16. März auf dem Marsche nach Dresden waren, blieb Scharnhorst noch beim Könige in Breslau zurück, um sein in langen Jahren vorbereitetes Werk, die Organisation der Landwehr, dem Abschluß näher zu bringen. Niemand ahnte die Großartigkeit dieses Werkes. Aus der Asche des alten Militärstaates stieg verjüngt und kräftig wie ein Phönix der neue hervor. Scharnhorst hatte, wie wir vorgreifend hier schon anführen wollen, im Frühjahr 1813 eine Armee geschaffen, deren Aufbringung für das zerstückelte und bis aufs äußerste entkräftete Preußen kaum für möglich gehalten werden konnte. 120000 Mann Landwehren, 10000 freiwillige Jäger, 45000 Mann Linientruppen mit 95000 Reservisten außer dem Landsturm und den Freikorps — zusammen eine Armee von 271000 Mann stand schlagfertig da;*) von je 18 Mann hatte sich immer einer zu den Waffen gestellt.

Aber der Hochgenuß der Freude an solchen Erfolgen sollte Scharnhorst bitter vergällt werden. Er hatte, wie wir später sehen werden, einen vollständigen Operationsplan ausgearbeitet, nach welchem er die Truppen in zweckmäßiger Weise verteilt und die bewährtesten Männer an ihre Spitze gesetzt hatte. Die russische Überhebung und Eitelkeit aber, welche durchaus Ansprüche auf den Oberbefehl erhob, verhinderte und erschwerte die Ausführung seines Planes in erheblicher Weise. Er sah wohl ein, daß, wenn er nicht das ohnehin schon lockere Bündnis mit Rußland in Gefahr bringen wollte, er nachgeben müsse. So hatte man dem alten General Kutusow, trotz aller seiner Fehler und Gebrechen, den Oberbefehl über die verbündeten Heere gegeben, obwohl jeder Kundige wußte, daß er einer solchen Aufgabe nicht gewachsen war. Scharnhorst war nichts anderes übrig geblieben, als nach Kräften gut zu machen, was „der Retter Rußlands", der alte Kutusow, schon beim Aufmarsche durch seine häufig widerspruchsvollen und sinnlosen Anordnungen verdorben hatte. Bei Kutusows einseitiger Auffassung, welche die Sonderinteressen Rußlands zum Nachteil der gemeinsamen Sache allzusehr in den Vordergrund stellte, war es ein Glück, daß der Alte am 28. April starb und Wittgenstein sein Nachfolger wurde, obwohl auch dieser, wie wir sehen werden, keineswegs die auf ihn gesetzten Hoffnungen rechtfertigte.

Von Anfang an hatten zu Scharnhorsts Verdruß die Operationen unter der unklaren und zaghaften Weise zu leiden, die sich aus den unglücklichen Verhältnissen der preußischen Unterordnung unter den russischen Oberbefehl ergab. Schon in Kalisch, gleich nach Abschluß des Bündnisses, hatte Scharnhorst vergeblich seine energische Auffassung durchzusetzen versucht; aber der König war von einer unübertrefflichen Bereitwilligkeit den Vorschlägen des Zaren gegenüber und ordnete alle Kommandoangelegenheiten nur nach Übereinkommen mit Alexander. Er „mutete seine eigene, zum Teil in seiner Natur begründete, entsagende Zurückhaltung auch seinen kühnen und unternehmenden Generälen zu, die schwer darunter litten, während gleichzeitig die Sache geschädigt wurde". Das Übergewicht der russischen Offiziere in der Heeresleitung sollte sich denn auch, meist zum Nachteile der Operationen, durch die beiden folgenden Feldzüge hindurchziehen. Dazu kamen für Scharnhorst noch andere Verdrießlichkeiten. War es für den bisherigen Kriegsminister, den Schöpfer der allgemeinen Wehrpflicht und Landwehr, den Begründer einer neuen Militärwissenschaft überhaupt, schon eine große Zurücksetzung, daß, da es ein besonderes preußisches Oberkommando über die drei Korps Blücher, Yorck und Bülow sowie über die Brigade Borstell nicht gab, er sich

*) Vr. von Lignitz, General der Infanterie, im 5. Band der „Erzieher des Preußischen Heeres" (Scharnhorst).








Johanna Stegen, das H
bei der Erstürmung der Stadt den Soldaten m

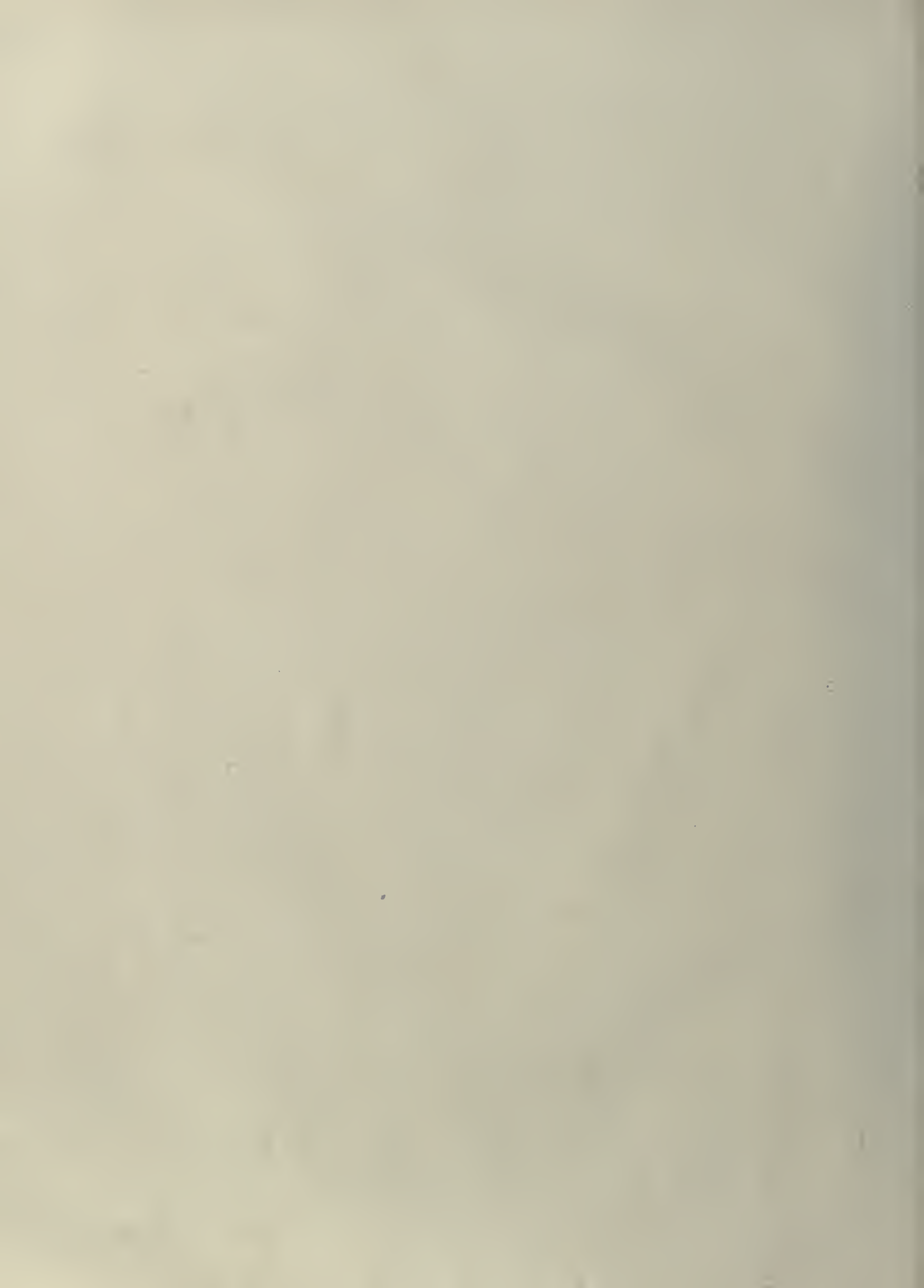
Original von P



Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

nmädchen von Lüneburg,
im Feuer Kugeln zutragend. (2. April 1813)

for R. Knötel



mit der immerhin bescheidenen Stellung eines Generalquartiermeisters bei dem Blücherschen Korps begnügen mußte, so wurde dies bittere Gefühl noch verstärkt durch den Umstand, daß zum Vortrag über die Operationen beim Könige nicht er selbst, sondern dessen Generaladjutant, Generalmajor von dem Knesebeck, berufen worden war, ein Offizier, der, noch vollgepfropft von der alten „methodischen" Gelehrsamkeit, die sich in strategischem, geographischem und mathematischem Regelkram nicht genug tun konnte, von der Napoleonischen Kriegsführung nichts gelernt hatte. Zudem war Knesebeck durch seine Neigungen, alles durch die pessimistische Brille anzusehen, ein äußerst ungeeigneter Berater für den König, der infolge seiner schwerfälligen, schwarzseherischen Natur viel eher der Aufmunterung als der Hemmung bedurfte. Am bedenklichsten wurde sein Wirken an einer so wichtigen Stelle dadurch, daß er, selbst keine eigentliche Ansicht sein eigen nennend, auf die Gedanken und Wünsche des Königs, und waren sie den seinen noch so widersprechend, sofort einging. „Sein Gehirn pflegte nur künstliche, seelenlose Gebilde zu erzeugen, und wenn er nicht ohne Geschick die innere Meinung seines Herrn erraten hatte, stand er nicht an, sie sofort in ein gelehrtes System zu bringen, das dem von ihm ursprünglich aufgestellten entgegengesetzt sein konnte. Der Gedanke, daß das gesinnungslos sei, kam ihm nicht. Knesebeck fühlte sich außerdem als Diplomat und wurde auch wiederholt mit diplomatischen Aufträgen betraut. Er wollte lieber ‚negoziieren' als schlagen. In der Tat ward er auch zum Diplomaten ungeeignet und erregte das Mißtrauen der verbündeten Höfe, wie Hardenberg am 7. August 1813 an den König berichtete. Sein hieran geknüpfter Vorschlag, jenen von der Person des Königs zu entfernen, blieb leider erfolglos".*)

Dies eigenartige Verhältnis Knesebecks zu dem Könige war es, welches, sehr zum Schaden der ganzen Kriegsführung, Scharnhorsts Einfluß auf den König auf ein ganz geringes Maß beschränkte.

Gleich von Beginn seiner Stellung an hatte Knesebeck versucht, die Zügel in die Hand zu bekommen. Wie ein in seinem Nachlasse aufgefundener Entwurf eines Schreibens an den Kriegsminister, General von Hake, ergibt, hatte er nichts Geringeres gefordert als „regelmäßige Einsicht in die Berichte der Gesandten, in das Nachrichtenbureau und alles, was dazu gehört, auch in die Verordnungen, die mit den militärischen Angelegenheiten mittelbar oder unmittelbar in Bezug stehen, „ehe selbige die Sanktion des Königs erhalten". Dem Kriegsminister wollte er täglich, ehe er zum Vortrag beim Könige sich begebe, „seine Ansichten vorlegen". Ja, um seinem Allmachtsdünkel besser frönen zu können, verlangte er die sonderbarsten Dinge. „Wolle der König Nutzen von ihm ziehen, so sei dies nur auf die Weise möglich, daß ihm der König ein Arbeitszimmer in seinem eigenen Palais anweise." Seine Anmaßlichkeit steigerte sich bis zu dem Verlangen, „regelmäßig den Vorträgen des Kanzlers beizuwohnen". Um dem Kanzler wie dem Könige seine hochweisen Ansichten kund zu tun, forderte er Einsicht in alle „im Projekt seienden Verordnungen", ebenso auch in alle die Armeen und den Feind betreffenden Berichte, damit er in der Lage sei, seine Vorschläge zu den Operationen zu machen. Seine Dreistigkeit stand denn auch, wie dies gewöhnlich der Fall ist, im umgekehrten Verhältnis zu seinen Fähigkeiten. Für Scharnhorst, dessen Freund er zu sein vorgab, obwohl er stets gegen ihn arbeitete, waren gerade diese fortgesetzten Versuche Knesebecks, sich in die Operationen einzumischen, die Quelle von unendlichen Verdrießlichkeiten und Hemmungen.

Scharnhorst hatte seinen Feldzugsplan bereits anfangs März entworfen und ihn dann dem russischen Kaiser und auch dem General Kutusow in Kalisch zur Begutachtung vorgelegt. Er ging

*) A. von Janson, Generalleutnant, König Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht. 120/121.

von dem Hauptgedanken aus, „auf dem rechten Flügel in zerstreuten Haufen den Feind zu umgehen und im Rücken zu nehmen, auf dem linken Gewalt der Gewalt entgegenzusetzen. Wir müssen uns", wie er in einem Schreiben vom 6. April hinzufügt, „auf dem rechten Flügel viel gefallen lassen und dem Feinde preisgeben . . . . Wir müssen auf dem rechten Flügel die leichten Truppen, Kosaken und Kavallerie, auf dem linken Infanterie und Linienkavallerie haben." Blücher sollte auf Dresden zu agieren, die russische Hauptarmee sollte drei Tagesmärsche hinter Blücher folgen. Blücher sollte dann weiter in der Richtung auf Leipzig und Altenburg vorgehen und Wittgenstein, durch Bülow und Borstell Magdeburg von Wittenberg beobachtend, oberhalb Wittenberg (bei Elster) die Elbe passieren und sich an Blücher heranziehen.*) Dieser Plan, gegen den sich im russischen sowohl wie im preußischen Hauptquartier verschiedene Bedenken erhoben, hatte im Laufe der Zeit verschiedene Abänderungen erfahren, schließlich aber doch die Zustimmung des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland gefunden, der Scharnhorst hoch verehrte; am meisten davon entzückt war Gneisenau, der in einem Briefe vom 23. April an Hardenberg darüber schreibt: „Dieser Feldzugsplan umfasse alle Bedingungen und gebe bei aller Kühnheit den sichersten Erfolg, ein Erfolg, der auf die ganze Dauer des Krieges entscheide; er sei dem Feinde unerwartet und darauf berechnet, ihn zur Verzweiflung zu bringen. Diejenigen, die eine gemeine oder eine verschrobene Ansicht des Krieges hätten, würden ihn freilich verwerfen, aber dies sei gerade sein Vorzug."

Aber bei aller Vorzüglichkeit des Planes — der Mangel einer einheitlichen, straffen Oberleitung, das Zurückdrängen des preußischen Einflusses hinter den russischen, gaben schon vor Beginn der Blutarbeit dem Aufmarsch der Truppen etwas Schwerfälliges, Zögerndes und bewirkten, daß die russische Hauptarmee weit hinter den bereits gegen die Mittelelbe unter York und Wittgenstein vordringenden bezw. auf Dresden (Blücher) vorgehenden Heeresabteilungen zurückblieb. Und doch lechzte der erwachte Heldenzorn der ausziehenden Krieger nach Kampf und Sieg. Wie schmetternder Drometenton klang Ernst Moritz Arndts

### Einladung zum Tanz.

Das Schwert ist gefeget,
Der Säbel ist blank,
Der Speer ist umleget
Mit Stahl breit und lang,
Der Mut ist gewetzet,
Das Herz ist erletzet
Mit Trommeln und Pfeifen
Im krieg'rischen Klang.

Nun her, ihr Franzosen!
Hierher in das Feld!
Hier tanzet auf Rosen!
Musik ist bestellt;
Schon klingen die Saiten
Des Reigens von weiten:
Versuchet, wer heute
Den Vortanz erhält.

Dieser Vortanz sollte, bevor die großen Heere aufeinander platzten, zunächst in Gestalt kleiner Plänkeleien mit dem Feinde sich abspielen. Der erste Zusammenstoß fand am 2. April 1813 bei Lüneburg statt. Er hing zusammen mit der großartigen nationalen Erhebung in den Gegenden der Elb- und Wesermündung. Bevor Marschall Davout und Vandamme von Wesel her auf dem Schauplatz der ihnen angewiesenen Tätigkeit erscheinen konnten, war in den vier alten Hansastädten Hamburg, Lübeck, Bremen und Lüneburg die deutsche Schilderhebung der französischen Herrschaft vorübergehend Meister geworden. Über die herrlichen Tage vaterländischer Begeisterung, da der russische Parteigänger Oberst Freiherr von Tettenborn unter dem brausenden Jubel der Bevölkerung in Hamburg eingezogen und dort als Befreier begrüßt worden war, ist schon im vorigen Buche berichtet worden. Auch in Lübeck, das ebenfalls dem französischen Kaisertum ein-

*) Droysen, Leben des Feldmarschalls York von Wartenberg. II, 23.

verleibt worden war, hatte der Groll der unterdrückten Bevölkerung, seitdem die Kunde von der Erhebung Preußens bekannt geworden war, nur mit Mühe zurückgehalten werden können. Hierhin hatte der russische Oberstleutnant von Benckendorff mit etwa 300 Kosaken den Befreiungszug unternommen. Bei seinem Einzuge am 21. März war es zu eben so begeisterungsvollen Kundgebungen gekommen, wie in Hamburg.

„Welch ein Frühlingsanfang!" — meldet ein Bericht vom 22. März. — „Unsere großmütigen Befreier, Alexanders tapfere Krieger, rückten ein in die sie ungeduldig erwartende Stadt, an ihrer Spitze der Oberstleutnant von Benckendorff. Unbeschreiblich ist der Jubel, der Lübecks zur heiligen Freiheit wieder erwachte Bürger ergriffen hatte, und von oben herab lächelte der segnende Himmel mit einer Milde, die nur dem schönsten Sommertage glich. Deputierte des Senats hatten Herrn von Benckendorff an der Grenze beim Grönauer Baume bewillkommt, vor ihnen her eine freiwillige Kavallerie von 150 jungen Bürgern. Auf halbem Wege zogen entgegen: das Korps der Schiffszimmerleute, ein Korps Freiwilliger, Lanzenträger, das Gymnasium, die Judengemeinde mit ihren Heiligtümern, die Schiffer, die Maurer, die Handelsdiener, verschiedene Kompagnien junger Burschen mit Fahnen und Flinten, selbst die Waisenknaben und Waisenmädchen.

„Am Mühlentore standen die angesehensten Bürger unter Waffen in gedoppelter Reihe; das Tor war durch Laub- und Blumengehänge zu einem Triumphbogen umgeschaffen. Die Jungfrauen der Stadt streuten den einziehenden Kriegern Blumen, überreichten dem Anführer einen Lorbeerkranz und ein Gedicht. Bei dem Eintritt in die Stadt unter dem Festgeläute aller Glocken, unter allgemeinem unaufhörlichen Freudengeschrei nahmen die Prozessionen die ankommenden Krieger in ihre Mitte. Alle Fenster waren mit Damen besetzt, welche mit weißen Tüchern wehten, aus aller Munde ertönte der Ruf: „Es lebe Alexander, der Befreier!", welcher von dem Oberstleutnant von Benckendorff mit dem Rufe: „Hoch Lübeck und Deutschlands Freiheit!" erwidert wurde. Alle Schiffe im Hafen wimpelten und flaggten. Publikationen, den befreiten Handel und die Schiffahrt betreffend, wurden erlassen, und einem Aufruf zu den Waffen zum heiligen Kampfe für die Freiheit folgte sofort eine Anzahl Freiwilliger. Abends allgemeine Beleuchtung, Jubel bis zum frühen Morgen."

Auch in Bremen, nach Einverleibung in das französische Kaiserreich die Hauptstadt des Departements der Wesermündung, hatten die Vorgänge in Hamburg und Lübeck wahrhaft befreiend gewirkt. Unwiderstehlich war auch bei den Nachkommen der alten Bremer Hanseaten das Verlangen nach Abschüttelung des Joches, und in ihrem heißen Verlangen, sich wieder in den Zustand der langentbehrten Freiheit zu setzen und an den Knechtern Rache zu nehmen, dachten sie nicht daran, daß der Feind noch einmal zurückkehren und ein blutiges Strafgericht an ihnen nehmen könne. Hier in Bremen gingen in jenen erhebenden Tagen die Wogen der Erregung hoch. Nachdem ein englisches Schiff gelandet war, und eine Anzahl englischer Rotröcke an Land gesetzt hatte, hatten sich die Bürger mit allen nur aufzutreibenden Waffen, die Bauern mit Heugabeln, die Schiffer mit Rudern und Bootshaken bewaffnet und waren dann über den Rest der französischen Douaneposten und Steuerbeamten hergefallen. Bald aber nahte General Vandamme, als rücksichtsloser, grausamer Vollstrecker der Befehle Napoleons weit und breit gefürchtet, um die zur 32. Militärdivision gehörige Landschaft unter das Kriegsgesetz zu erklären und in einem Tagesbefehl voll unerhörten Übermuts und Anmaßlichkeit den Bewohnern des Hansastaates die furchtbarste Rache seines Herrn in Aussicht zu stellen, falls sie sich nicht sofort unterwarfen. „Niemand wird hoffentlich das unsinnige Betragen der Hamburger nachahmen, welche vom Wahnsinn ergriffen scheinen. Gut und bieder von Charakter, gerecht durch Gewohnheit, werde ich schrecklich

durch meine Pflicht. Ganz Soldat und den Pflichten dieses Standes treu, schone ich nichts, wenn der Wille meines Kaisers, das Wohl des Vaterlandes und der Ruhm unserer Waffen es erfordern."

Noch Unsägliches mußte die gute, treue Stadt Bremen erdulden. Erst am 13. Oktober 1813 schlug ihr die Befreiungsstunde, nachdem Vandamme mit Raub und Brand und Füsiladen, mit Mordbrennerei und Massenmetzelei wie eine wilde Bestie hier gewütet hatte.

Für eine vierte Hansastadt, das alte, ehrwürdige Lüneburg, durch seine Salzquellen und seine trefflichen kleinen schwarzen Schafe, die „Heidschnucken", weit und breit im deutschen Reiche bekannt, sollte der sich hier abspielende Freiheitskampf zu einer nie verlöschenden Ruhmestat werden. Das Erscheinen einiger Kosaken am linken Ufer der unteren Elbe hatte genügt, um die guten Bürger, Bauern und Handwerksgesellen der Umgegend zu einem förmlichen Aufstand zu organisieren. Sie vertrieben die französischen Beamten, wählten nach altem Väterbrauch ihre eigenen Bürgermeister und Ratsmannen und errichteten zu ihrer Verteidigung ein Scharfschützenkorps. General Morand erhielt mit seiner Division Befehl, den Aufstand in Lüneburg mit blutiger Hand niederzuschlagen. Am 1. April drang er mit einer ziemlich bunt zusammengewürfelten Schar von etwa 2300 Mann in die Stadt ein. Die Bürger zogen sich in ihre Häuser zurück. Die Schützen eröffneten aus den Fenstern und von den Dächern ein lebhaftes Feuer auf die Franzosen und die ihnen verbündeten Sachsen. Die mit den Waffen in der Hand betroffenen Bürger wurden sofort erschossen; fünfzig andere wurden in den Kerker geworfen, um von einem Kriegsgericht abgeurteilt zu werden. Eine fast unerschwingliche Brandschatzung der Stadt war die Strafe für den Aufstand der Bevölkerung.

Aber Morand hatte gewaltig geirrt, wenn er den Aufstand damit als beendet angesehen hatte. Flüchtlinge waren zu General Dörnberg geeilt, der gerade am 31. März mit seinem Korps die Elbe bei Lenzen überschritten hatte. Dörnberg vereinigte sich in aller Eile mit den Korps von Benckendorff und Tschernitschew und beschloß, Lüneburg zu befreien. Auch Tettenborn ließ einige Kosakentrupps zu den beiden anderen Parteigängern stoßen. Um die noch bei dem Korps Morand befindlichen Sachsen für sich zu gewinnen, hatte er am 29. März einen geharnischten Aufruf an diese erlassen, dessen Erfolg aber nur gering gewesen war.

Aber am 2. April unternahm dann General Dörnberg, unterstützt von etwa 2000 Kosaken, einer halben Batterie und zwei Bataillonen Fußvolk einen Angriff auf die stark befestigte Stadt, welche mit ihren starken Türmen, hohen Wällen und tiefen Gräben, mit ihren engen Straßen den Verteidigern eine vorzügliche Deckung bot. Auch die Übergänge über die Ilmenau waren in Morands Gewalt. So wäre es den verbündeten Preußen und Russen nicht gelungen, in die Stadt einzudringen, wenn sie nicht in dem gleichzeitig zum Kampf vordringenden pommerschen Bataillon unter der Anführung ihres tapferen Majors von Borcke, wozu noch ein Departement freiwilliger Jäger gekommen war, eine wirksame Unterstützung gefunden hätten. In höchster Ermüdung waren die braven Füsiliere und Jäger angelangt, immerdar das Ziel vor Augen, daß es 50 ehrenfeste vaterlandsliebende Bürger zu retten gab, die, „im Kerker schmachtend, jeden Augenblick unter den Kugeln der Feinde auf dem Sandhaufen ihr Leben enden konnten. Mit den Pferden der Kosaken fast gleichen Schritt haltend, hatten die braven Pommern einen Weg von zehn Meilen in etwa 24 Stunden zurückgelegt und waren, ihrer Ermüdung nicht achtend, gleich nach ihrer Ankunft zum Sturm auf die Stadt vorgedrungen. General Morand ahnte nicht die große Gefahr, die ihm drohte; selbst die Warnung des Obersten von Ehrenstein, Kommandeurs des sächsischen Regiments, schlug er in den Wind. Erst als die Nachricht eintraf, daß die preußischen Infanteriekolonnen

schon im Sturmschritt heranrückten, gab er Befehl zur Verteidigung der Tore. Aber schon stand Major von Borcke mit seinem Füsilierbataillon und vier Kolonnen vor dem Lüner Tor, während das russische Jägerbataillon von Essen mit zwei Kanonen und Tschernitschews Kosaken gegen das Oldenbrucher Tor anrückten. Die Preußen wurden von einem mörderischen Feuer empfangen, das — betrübend ist es zu sagen — zumeist von deutschen Brüdern, den Truppen des sächsischen Regimentes Prinz Max und der sächsischen Artillerie herrührte, denen Morand die Verteidigung der Tore anvertraut hatte. Zwei Stunden dauerte die Bestürmung der Stadt; endlich gelang es den tapferen Pommern, die Freiwilligen an der Spitze, das Lüner Tor zu nehmen. Morand mußte sich auf das Innere der Stadt zurückziehen. Auf dem Markt stand noch ein unversehrtes sächsisches Reservebataillon. Es wurde sofort in den Kampf geworfen, mußte aber dem Ungestüm der tapferen



Russischer General Graf von Tschernitschew.

Pommern ebenfalls weichen. In wilder Unordnung flohen die Feinde durch die Stadt, bemüht, auf der anderen Seite durch das neue Tor das Freie zu gewinnen. Auf einer außerhalb der Stadt gelegenen Anhöhe hatte sich das Regiment Prinz Max gesammelt. Unterstützt von einer französischen Kohorte, welche allerdings nur noch im Besitz einer Kanone war, wurde der Kampf an diesen Punkten noch mit Hartnäckigkeit fortgesetzt. Auch das Oldenbrucher Tor wurde von einer Kompagnie Sachsen noch tapfer gegen die russischen Jäger verteidigt, bis die von allen Seiten in die Stadt eingedrungenen Preußen den Sachsen in den Rücken fielen und sie zur Ergebung zwangen. Dasselbe Schicksal hatte die Besatzung des Bartewicker und Roten Tores.

General Morand blieb nichts anderes übrig, als den Rückzug anzuordnen. Auf der Straße nach Tostädt sah er sich jedoch bald von der russischen Reiterei umzingelt, während die bei Reppenstädt aufgefahrene reitende Artillerie seine Truppen heftig beschoß. Kopflos gemacht durch die zunehmende Gefährlichkeit seiner Lage, faßte er den verzweifelten Entschluß, sich der Stadt von neuem zu bemächtigen und führte nachmittags 3 Uhr 250 Mann des sächsischen Regiments im Sturmschritt gegen das Neue Tor vor. Kaum aber war er in die Nähe der Stadt gekommen, als

sogleich die Isiumschen Husaren, von Bürgern durch die Stadt geführt, aus dieser hervorbrachen und sich ihm mit wildem Ungestüm entgegenwarfen. Durch das Kartätschenfeuer seiner Artillerie gelang es ihm jedoch, diesen Angriff abzuschlagen; auch das Herannahen der Kosaken wußte er durch ein lebhaftes Schützenfeuer abzuwehren, so daß er sich dem Neuen Tor in bedenklicher Weise näherte. Dem Major von Borcke war es inzwischen jedoch gelungen, mit 150 Füsilieren bis zum Neuen Tor vorzudringen und dieses zu besetzen. Ein preußisches und ein russisches Geschütz waren inzwischen zur Stelle geschafft. Beide eröffneten auf die angreifenden Franzosen ein lebhaftes Feuer. Es war vergebens, daß der tapfere Morand mit gezogenem Degen und hoch zu Roß sich an der Spitze der Sachsen den Füsilieren entgegenwarf; der Widerstand war zu stark. Von den kampfeslustigen Bürgern der Stadt waren inzwischen noch vier weitere Geschütze herangeschafft worden; vor ihrem Feuer mußten bald die sächsischen Geschütze verstummen. Die Kraft der Angreifer erlahmte. Wieder und wieder empfing sie ein heftiger Kartätschenhagel. Der General wurde durch eine Gewehrkugel tödlich verwundet. Den ebenfalls schwer verwundeten sächsischen Oberst von Ehrenstein blieb nichts anderes übrig, als einen Parlamentär an General Dörnberg zu schicken, um wegen freien Abzuges mit militärischen Ehren zu verhandeln. Dörnberg hütete sich, darauf einzugehen. Franzosen und Sachsen mußten das Gewehr strecken und die Waffen abliefern. Drei Kanonen und drei Fahnen fielen in die Hände der Sieger. Unter den Gefangenen befand sich der schwerverwundete Divisionsgeneral Morand, der drei Tage später in Boitzenburg seinen Wunden erlag, der sächsische Oberst von Ehrenstein, der Generalstabschef Oberst de Lurde, Oberst Poisy und mehr als 100 Offiziere und 2200 Gemeine.*) Von den gefangenen Sachsen traten — vielleicht der erhebendste Erfolg der vaterländischen Waffentat — vierhundert sofort in die russisch-deutsche Legion. Die Palme des Sieges gebührte in erster Reihe den pommerschen Füsilieren; an sie und ihren tapferen Führer, Major von Borcke, wurden denn auch die ersten Eisernen Kreuze ausgeteilt; von der Stadt Lüneburg erhielt Borcke außerdem noch einen Ehrensäbel.**) — In dem Kampf bei Lüneburg war auch der erste preußische Freiwillige gefallen. In den Berliner Zeitungen erschien damals folgende Bekanntmachung, die beredter als lange Berichte Zeugnis ablegt von dem Geist der Opferwilligkeit, der damals alle Stände beseelte:

„Unser Sohn Georg wurde am 2. April, in seinem 22. Jahre, in dem ewig denkwürdigen Gefecht in Lüneburg von einer Kugel getroffen. Als freiwilliger Jäger im leichten Bataillon des ersten pommerschen Regiments focht er, nach dem Zeugnis seines braven Chefs, des Herrn Majors von Borcke, nahe bei diesem mit Mut und Entschlossenheit, und starb so den Tod für Vaterland, deutsche Freiheit, Nationalehre und unsern geliebten König. Der Verlust eines solchen Kindes ist hart, aber es ist für uns ein Trost, daß auch wir einen Sohn geben konnten zu dem großen, heiligen Kampfe.

Berlin, den 9. April. Der Regierungsrat Haase und seine Gattin".

Unsterblichen Ruhm in diesem Kampfe erwarb sich ein armes Lüneburger Bürgermädchen, die schlanke, sanfte, blauäugige Johanna Stegen. Das weiße „Strichhäubchen" auf dem rötlich blonden Haar, hatte sie in wildestem Kugelregen den pommerschen Füsilieren, denen die Munition ausgegangen war, unermüdlich frisches Pulver und Blei zugetragen. Rastlos und unerschrocken, nicht achtend der feindlichen Kugeln, die ihre Kleider durchlöcherten, und deren eine ihr die linke Wange streifte und eine Haarlocke wegriß, war sie zwischen dem „Neuen Tor" und dem „Graben"

*) Plotho, der Krieg in Deutschland und Frankreich. I, S. 58.

**) Freiherr v. d. Osten-Sacken, Bd. IIa, Der Frühjahrsfeldzug.

hin und her geeilt, hatte hier aus einem verlassenen französischen Pulverwagen ihre Schürze mit Patronen gefüllt, sie den Kämpfern zugeschleppt und sie ihnen, „mit den Zähnen die Zipfel ihrer Schürze haltend", in die Hände gesteckt oder in die Uniform geschoben, „um das Geschäft zu beeilen." Sie hat dadurch zur günstigen Entscheidung des Gefechtes wesentlich beigetragen, ist aber, wie Hans Ferdinand Maßmann, der Mitbegründer des deutschen Turnwesens, erzählt, „um ihrer heldischen Vaterlandsliebe willen von den Franzosen nachmals schwer bedroht, verfolgt, wie ein Reh gehetzt worden und nur mit Mühe einem Rachegericht entgangen, wie es die Feinde, als sie in jenen Gegenden wieder Herr wurden und bis zum Herbste blieben, über gar viele Patrioten verhängten."

Johanna Stegens aufopferungsvolle, vaterländische Tat war damals in aller Munde. Friedrich Rückert besang sie in einem volkstümlichen Liede:

In den Lüneburger Toren
Ward ein seltner Kampf gesehn,
Daß der Kampf nicht ging verloren
Ist durch Mädchendienst geschehn.

Johanna Stegen ging später nach Berlin und wurde die Frau eines dortigen Bürgers, Wilhelm Hindersin, welcher als freiwilliger Jäger den Befreiungskrieg mitmachte. Sie führte an der Seite ihres Gatten ein glückliches Familienleben und starb am 12. Januar 1842. Varnhagen von Ense hat hier in seinem Tagebuch vom 15. Januar 1842 folgendes Denkmal gestiftet: „Am 12. d. M. starb Johanna Stegen, verehelichte Hindersin, das Mädchen von Lüneburg. Das Gefecht vom 2. April 1813 wurde für ihr Leben entscheidend, aber erst dann, als Tettenborn im September desselben Jahres nach Lüneburg kam, das Mädchen rufen ließ und ich sie besang. Sie war brav und schlicht, und vor ihrem edlen Mut und reinem Sinn schwieg jede Unziemlichkeit. Als Frau zeigte sie große Sanftmut, feine Sitte und tätige Liebe zu den Ihren."

Der Kampf von Lüneburg aber, an dessen siegreichem Ausgang Johanna Stegen so großen Anteil hatte, war das erste bedeutsame Gefecht auf deutschem Boden, der erste Anfang „mit eisernem Besen das Land rein zu fegen", die ruhmreiche Ouverture der nunmehr beginnenden großen Symphonie des Befreiungskampfes.





# II. Erste Kriegsereignisse der Hauptarmee.

Das Gefecht bei Lüneburg hatte das erste Aufflammen des wieder erwachten teutonischen Zornes gezeigt; es hatte dem Dichter recht gegeben, Theodor Körner, der in seinem feurigen Aufrufe gesagt hatte, daß das letzte, das höchste Heil im Schwerte liege. Der Kampf bei Lüneburg hing, wie wir wissen, zusammen mit der Erhebung der Hansastädte im Gebiete der unteren Elbe und Weser. Die Führer und Schürer dieser Bewegung waren zumeist verwegene deutsche oder russische Parteigänger: Dörnberg, Tettenborn, Tschernitschew, Benckendorff. Ein kühner, tatendurstiger Geist lebte in diesen Männern. Des unternehmenden Zuges des Obersten Tettenborn nach Hamburg haben wir bereits gedacht und gesehen, wie er am 18. März unter dem Jubel der Bevölkerung mit seinen Kosaken in die alte Hansastadt einzog. Und dieser Dörnberg — er war derselbe, der schon 1809, allerdings verfrüht, versucht hatte, durch eine Volkserhebung in Hessen den Bruder Napoleons, König Jérôme, aus „seinem" Königreiche zu vertreiben. Er war dann, an der Zukunft des deutschen Vaterlandes verzweifelnd, in russische Dienste getreten; bei Lüneburg, wo er den französischen General Morand schlug, haben wir gesehen, daß noch der alte Geist des Hasses gegen die französischen Knechter in ihm wohnte.

Die Kunde von dieser Erstlingstat der Preußen und Russen hatte überall einen freudigen Wiederhall gefunden. Die preußisch-russische Waffenbrüderschaft hatte gleich im Anfang einen guten Erfolg gezeigt und versprach die besten Aussichten für die Zukunft. Nur zu beklagen war, daß die schwachen Kräfte an der unteren Elbe infolge des äußerst langsamen Vorrückens der preußisch-

russischen Hauptarmeen in ihren Unternehmungen sehr gehemmt waren. Wären sie durch schnelles Vorgehen der Hauptmacht unterstützt worden, schon jetzt hätte mit Hilfe der großartigen Volkserhebung an der unteren Elbe und Weser der beginnende Befreiungskampf eine schnellere, entscheidendere Wendung nehmen können. Aber die zögernde, hinhaltende und abwartende Haltung des russischen Oberbefehlshabers Kutusow sollte sich, wie wir weiter unten sehen werden, je länger desto mehr als ein Hemmschuh erweisen, der das Volk nicht nur um einen Teil der schönsten Früchte der Erhebung, sondern auch in die größte Gefahr brachte. Für ihre begeisterungsvolle Erhebung, für die kühne Selbstbefreiung vom verhaßten Joch mußten sie die grausame Rache Napoleons fürchten. Es war klar, daß diesem an der Wiedereroberung dieser Gebiete und der Unterdrückung des Aufstandes im Interesse seiner Selbsterhaltung alles gelegen sein mußte. Die rebellischen Städte mußten gezüchtigt werden. Zum Vollstrecker seiner Befehle hatte er den rücksichtslosen, grausamen Vandamme ausersehen. Er hätte keinen Geeigneteren finden können. Seine wilde und ungezügelte Natur konnte sich in solchen Taten ausleben. Am 27. März war er in Bremen eingetroffen. Hier hatte er am 3. April jenen schon vornerwähnten übermütigen Tagesbefehl erlassen, in welchem er die Bürgerschaft warnte, „das unsinnige Betragen der Hamburger nachzuahmen". Sich selbst hatte er am Schlusse dieses Aufrufes gekennzeichnet als: „gut und bieder von Charakter, gerecht durch Gewohnheit, aber schrecklich durch seine Pflicht. Ganz Soldat und den Pflichten dieses Standes treu, wollte er nichts schonen, wenn der Wille seines Kaisers, das Wohl des Vaterlandes und der Ruhm der Waffen es erfordern." Und er schonte nicht. Ein furchtbares Strafgericht ging über Bremen nieder. Am 10. April wurden 24 Personen erschossen. Zahlreiche andere Bürger bezahlten ihre Vaterlandsliebe mit schweren Gefängnisstrafen oder mit den schimpflichen, entehrenden Arbeiten auf der Galeere. Ganze Ortschaften der Umgegend wurden mit schweren Kontributionen bestraft. Die Dörfer Lilienthal und Holzdorf wurden, um ein abschreckendes Beispiel zu geben, am 20. und 21. April niedergebrannt.

Mit dem Strafgericht über Lüneburg und Hamburg war Davout betraut worden. Der Marschall, unter den Heerführern Napoleons wohl der begabteste, zugleich auch rücksichtsloseste, war am 4. April in Lüneburg eingetroffen und hatte sich, zur völligen Niederwerfung des Aufstandes, am anderen Tage sofort sämtliche Waffen einliefern lassen. Hundert Einwohner wurden sofort vor eine Kriegsgerichtskommission gestellt und sollten am nächsten Tage abgeurteilt werden. Daß ihnen hier das Schicksal der unglücklichen Bremer nicht erspart blieb, war vorauszusehen. Aber ein noch zur rechten Zeit einlaufendes Schreiben des wackeren Dörnberg rettete sie vor dem sicheren Tode. Kurz vor Eröffnung der verhängnisvollen Kriegsratssitzung wurde dem Vorsitzenden ein Schreiben des kühnen Parteigängers übergeben, in welchem er und Tettenborn die Erklärung abgaben, daß sie „den Tod jedes Hannoveraners, der von dem französischen General als Rebell behandelt werden würde, an den französischen Gefangenen, die sie bereits gemacht hätten oder noch machen würden, in gleicher Weise ahnden würden." Das hatte gewirkt. Die Verhafteten wurden frei gelassen, und Lüneburg kam ohne große Schädigung davon.

Auch im Gebiete Hamburgs war die Bewegung immer noch im Wachsen begriffen. Um ihrer Herr zu werden, hatte Napoleon den Oberbefehl über das ganze Gebiet der französischen 32. Militärdivision mit unbeschränkter Militär- und Zivilgewalt ebenfalls an Davout übertragen und diesem zur nachdrücklichen Ausführung seiner Exekution Vandamme unterstellt. Aber zu Napoleons großem Mißfallen vermochte Davout in dem aufs äußerste erregten Gebiete der Hansastädte nicht festen Fuß zu fassen. Auch von den Kosaken Tettenborns fortwährend beunruhigt, zog er vor, bis hinter die Aller zurückzugehen und diese Linie zu halten.

Der Rest des Monats April war mit entscheidungslosen Gefechten zwischen den russischen Parteigängern Tettenborn und Benckendorff einerseits und den französischen Marschällen Davout und Vandamme andererseits vergangen. Davout war durch ein Schreiben Napoleons vom 22. April, in Mainz aufgegeben, noch zu besonderem Eifer angestachelt worden, nachdem ihn eine Rüge Napoleons, daß er zu weit von der Elbe zurückgegangen sei, noch besonders getroffen hatte. Das Schreiben enthielt außerdem den Befehl, „Vandamme unverzüglich gegen die Elbe und Hamburg vorzusenden." Davout rückte nun wieder auf Lüneburg, ließ die Stadt als Waffenplatz für die Franzosen wieder in Verteidigungszustand setzen und behandelte sie — abgesehen von der Auferlegung größerer Lieferungen — verhältnismäßig milde. Vandamme setzte am 27. April seinen Vormarsch auf Hamburg fort. Nach Kuxhafen sandte er den General Montesquieu-Fezensac; am 10. Mai nahm dieser Besitz von diesem wichtigen Hafenplatz, ohne auf Widerstand zu stoßen.

So hatte die wunderbare Erhebung in den Hansagebieten, mit welcher der Freiheitskampf so verheißungsvoll begonnen, ein ziemlich klägliches Ende gefunden. Sie war ziemlich kraftlos im Sande verlaufen. Schuld daran trug der späte Anfang der preußischen Rüstungen, in erster Linie aber die russische Oberleitung, vor allem Kutusow, welcher, nur von persönlichen und politischen Rücksichten geleitet, kein Verständnis für die große deutsche Bewegung hatte. Den größten Schaden sollte Hamburg davon tragen. Es war ein herzbewegendes Schauspiel, daß diese mächtigste der Hansastädte trotz ihrer tapferen Haltung, trotz ihrer glänzenden Hilfsmittel infolge des unschlüssigen, kraftlosen Zauderns der Verbündeten verloren gehen und, wie wir weiter unten sehen werden, der furchtbaren Rache eines grausamen Feindes zum Opfer fallen mußte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir sind den Ereignissen zeitlich etwas voraufgeeilt, um den kurzen Überblick über die Erhebung und die Kämpfe der Hansastädte im Zusammenhang zu geben. Die eben geschilderten Befreiungskämpfe in den Gebieten der unteren Elbe und Weser lagen abseits der kriegerischen Ereignisse, wie sie sich nun bald bei den preußischen und russischen Hauptarmeen abspielen sollten, und hatten nur den Zweck, den Feind an der unteren Elbe zu beschäftigen, während die russisch-preußische Hauptarmee den unendlich langsamen Vormarsch von der Weichsel bis zur mittleren und oberen Elbe vollzog. Bevor wir nun auf die Operationen der Hauptarmee während des Frühjahrsfeldzuges 1813 im Zusammenhang eingehen, wollen wir sehen, wie es bei dem großen Schlachtenmeister stand, und wie es ihm möglich gewesen war, nachdem er mehr als eine halbe Million Menschen auf den Eisfeldern Rußlands begraben hatte, so unsagbar schnell mit neuen furchtbaren Truppenmassen gerüstet auf dem Plane zu stehen.

Wir haben Napoleon verlassen, als er, auf der Flucht vor seinem eigenen Heere, die dem Untergange geweihte Armee in Smorgoni im Stiche ließ und, nur begleitet von einigen Getreuen, auf elenden Schlitten Polen und Deutschland im Fluge durchmessend, nach Frankreich flüchtete. Finstere, brütende, quälende Gedanken mochten es gewesen sein, als er auf der langen Fahrt apathisch neben Duroc gesessen und zähneknirschend darüber nachgedacht hatte, wie es möglich gewesen sei, daß er, der große Rechenmeister, dem Menschen- und Völkerschicksale nur Produkte seiner kühlen Verstandeskünste, seines wahnsinnigen Ehrgeizes gewesen waren, sich so verrechnet haben konnte. Wohl mochte schon damals in dunklen Momenten auf die Seele des Stolzen sich wie ein schwarzer Fittich das niederdrückende, vernichtende Bewußtsein gelegt haben, daß sein Stern im Untergehen begriffen, seine Rolle ausgespielt sei. Was war ihm geblieben von dem glänzenden Heere, mit dem er vor kaum einem halben Jahr der Sonne entgegengezogen war? Nichts als ein elender, zerlumpter Haufen fratzenhafter Menschen, vor deren Wahnsinnsaugen er sich fürchten

mußte. Er, der noch vor dem Aufbruch aus Dresden als die Sonne der Welt gefeiert worden war, vor deren strahlender Majestät sich die größten Fürsten Europas gebeugt hatten, er mußte sich glücklich preisen, daß ihm noch vier Getreue übrig geblieben waren, die ihn auf seiner Flucht vor dem eigenen Heere begleiteten. Es waren seine Vertrauten Duroc, Caulaincourt, Maret und Lobau, welche hier frostdurchschauert und apathisch neben ihm in dem Schlitten hockten. Und doch mußte er das große Glück preisen, welches ihm im Leben so oft treu zur Seite gestanden, das Glück, das ihn durch so viele tausend Gefahren unangetastet, unversehrt nach Paris zurückbrachte. Napoleon hat später selber gerade die große Gefahr, in welcher seine Person so oft geschwebt, als den Hauptgrund angegeben, daß er seine Armee ihrem eigenen Schicksal überlassen hatte. „Wenn ich die Armee nicht selbst von Wilna zurückführte", sagte er, „so geschah dies, weil ich besorgte, meine Person nicht sicher nach Frankreich zurückzubringen. In Schlesien war ich jeden Augenblick gefaßt, festgenommen zu werden; glücklicherweise machten es die Preußen, wie einst die Sachsen mit Karl XII., welcher, als er Dresden hinter sich hatte, vergnügt ausrief: ‚Ihr werdet sehen, die Herren Sachsen werden es morgen in Überlegung ziehen, ob sie nicht sehr wohl daran getan hätten, mich heut festzunehmen.'"

Aber auch die Zustände in Frankreich selbst, die Sorge um den Fortbestand seiner Dynastie hatten seine vorzeitige Rückreise gerechtfertigt. Cäsarennaturen wie der seinigen gab nur der Ruhm, der große Erfolg, die überragende Macht der Persönlichkeit die Möglichkeit und die Berechtigung zu einer so ungewöhnlichen Machtfülle. Sobald der Bann dieser Persönlichkeit nicht mehr aus der Nähe wirkte, hörte allgemach seine magische Wirkung auf. Nur so ist die Verschwörung Malets während seiner Abwesenheit in Rußland psychologisch zu erklären, die Konspiration eines in weiten Kreisen fast unbekannten Generals, der schon eine Zeitlang im Gefängnis gesessen hatte. Daß sie geschehen konnte, war ein Beweis, wie seine Herrschaft schon erschüttert war. Man stand während seiner Abwesenheit in Rußland vor einer dunklen, ungewissen Zukunft. Es war, um an die alte biblische Erzählung zu erinnern, wie mit dem Volke Israel, das sich, während Moses, ihr Führer und Gesetzgeber, so lange hinter der dunklen Wolke auf dem Berge Sinai verzog, durch Aron einen neuen Götzen machen ließ, den es umtanzte. Seitdem nicht mehr die Strahlen der Ruhmessonne Napoleons die Augen des Volkes blendeten, begann man kühler über ihn zu denken; man fing an, den unersättlichen Ehrgeiz dieses Mannes anzuklagen, der ganze Generationen Frankreichs auf den Schlachtfeldern begraben hatte, und dessen Wiederkunft — das war klar — mit neuen blutigen Kriegen verbunden war.

Napoleon war ein zu guter Menschenkenner, um sich, übereinstimmend mit dieser unbewußten Volkspsychologie, nicht selbst zu sagen, daß nur sein persönliches Erscheinen, die faszinierende Macht seiner Persönlichkeit im stande war, sein im Sinken begriffenes Ansehen wieder aufzurichten. Er war wie der Schlangenbeschwörer, wie der Tierbändiger; die „Bestie Volk" war nur so lange zu bändigen, als er sie im Auge behielt, als er ihr mit immer wagehalsigeren Produktionen imponieren und in Atem halten konnte. Er sagte sich, daß er nur dann wieder sich ins Vertrauen setzen konnte, wenn es ihm gelang, die furchtbare Scharte in Rußland auszuwetzen.

Und er hatte die Menschen wieder richtig beurteilt. Als er am 18. Dezember 1812, 11 Uhr nachts plötzlich in Paris eintraf — man hatte ihn noch in Litauen geglaubt — war man in der Riesenstadt an der Seine so überrascht, daß es ihm nur mit Mühe gelang, in die Tuilerien einzudringen. Sein Erscheinen gab jedermann die Spannung wieder; es war, als ob ein unsichtbares Fluidum von diesem gewaltigen Menschen ausging, das alle hob, das alle Sehnen reckte, alle Muskeln dehnte. Mit dem Moment der Ankunft war er nicht mehr der arme Flüchtling

ohne Gefolge, ohne Heer, sondern wieder der mächtige, Europa Gesetze vorschreibende Imperator; mit seiner staunenswerten Umsicht, mit dem alles überschauenden Blick des Genies hatte er sofort wieder die Fäden der Ereignisse in seiner Hand. Noch in der Nacht seiner Ankunft hatte er den Erzkanzler Prinzen Cambacérès rufen lassen. Schon in den Frühstunden des nächsten Tages, während die Bevölkerung der Stadt noch nichts von seiner Anwesenheit ahnte, waren sämtliche Minister bei ihm versammelt. Und einige Stunden später, gegen Mittag, während der Donner der Kanonen das große Ereignis verkündete, eilten Tausende nach den Tuilerien, um ihn zu sehen, wie ein Wunder anzustaunen und von neuem mit „Vive l'empereur!“ zu begrüßen. Während der „Moniteur officiel“ der staunenden Welt das große Ereignis verkündete, versammelten sich schon im Sitzungssaale der Staatsrat, der Senat (der gesetzgebende Körper hatte sich zurzeit vertagt) und die Spitzen der Behörden, um dem Heimgekehrten ihre Ergebenheitsadressen „für den Kaiser und die vierte Dynastie“ zu übergeben.

Der Präsident Lacepède beglückwünschte ihn zu seiner Ankunft, war des Ruhmes voll über seine Taten, schob die Niederlage in Rußland der Macht der Elemente zu, streifte dann auch sehr vorsichtig den wahnsinnigen Staatsstreichversuch des Generals Malet und erging sich, daran anknüpfend, in den pathetischsten Versicherungen der Anhänglichkeit für die Dynastie Napoleons. In der Tat hätte Napoleon nichts unerwünschter und peinlicher sein können, als die bloße Tatsache der Verschwörung Malets, dem es unter dem Vorgeben, der Kaiser sei tot, merkwürdigerweise gelungen war, unterstützt von einem Häuflein schnell zusammengebrachter Aufwiegler, den Polizeiminister, den Polizeipräfekten und zahlreiche andere hohe Beamte zu verhaften und so — wenn auch nur auf einige Stunden — Paris zu beherrschen. Die bloße Tatsache, daß eine Verschwörung dieser Art so schnell vor sich gehen konnte, hatte sein Machtgefühl im höchsten Grade unangenehm berührt. Er hatte geglaubt, nach der Geburt des Söhnchens eine Dynastie für alle Zeit und Ewigkeit gegründet zu haben, und einem unbekannten, aus dem Gefängnis entsprungenen Manne, einem Abenteurer ohne jeden Anspruch auf Ruhm, war es beinahe gelungen, die Herrschaft an sich zu reißen.

Wo waren alle seine kühnen Träume und glänzenden Zukunftsaussichten für den Thronfolger, den König von Rom, wenn eine Abwesenheit von einigen Monaten genügt hatte, sein Ansehen zu verdunkeln, ihn selbst vergessen zu machen? Diesem Gefühl gab er denn auch in seiner Antwort auf die Rede des Präsidenten Ausdruck, indem er darauf hinwies, daß zwar der Tod eines Kriegers auf dem Schlachtfelde schön, aber der Tod einer Obrigkeit in der Ausübung ihres Amtes noch rühmlicher sei; eine mutige Obrigkeit sei das Wesentliche eines großen Staates. Wenn der Monarch zugrunde ginge, wären die ersten Regierungshandlungen der Obrigkeit: nach dem alten französischen Spruche: „Der König ist tot! Es lebe der König!“ dem Nachfolger zu huldigen. Bezüglich Rußlands erging er sich in den phantasievollsten Ausmalungen alles dessen, was er dort hatte tun wollen. Nach seiner Rede war er nur nach Rußland gegangen, um dorthin die Kultur zu bringen; dessen ungeachtet habe er dennoch nicht die Aufhebung der Leibeigenschaft durchgeführt, „weil der russische Bauer noch zu roh sei.“ Die Vernichtung des Heeres schob er auf die Naturmächte: „Mein Heer hat Verluste erlitten, aber nur durch den strengen und vorzeitigen Winter.“ Im übrigen stellte er die Sache so dar, daß nicht er an Frankreich etwas gutzumachen hatte, sondern — durch die Verschwörung Malets und den vorübergehenden Abfall von seiner geweihten Person — Frankreich an ihm.

Über die befürchteten neuen Aushebungen hatte er es zunächst trefflich verstanden, das Volk zu beruhigen. Der bloße Gedanke daran hatte anfangs eine große Erbitterung gegen ihn und

seine Regierung zur Folge gehabt, und als dann, zuerst ganz unter der Hand, das Aushebungsgeschäft von neuem begonnen hatte, war man sogar vor Gewalttaten nicht zurückgeschreckt, hatte die Ausgehobenen befreit; ein Gefangener hatte sich nur für einen Ausgehobenen ausgeben brauchen, so war man sofort an seine Befreiung gegangen, so daß der am 12. Januar wieder in Paris eingetroffene General von Krusemark an die preußische Regierung hatte berichten können: „Der Geist der Bevölkerung und selbst der Truppen sei schlecht; doch sei vorläufig eine Auflehnung noch nicht zu erwarten.“ Sie kam auch nicht. Napoleon verstand es vortrefflich, das Volk, indem er seiner Ruhmsucht schmeichelte, allmählich von der Notwendigkeit der Neuschöpfung eines Heeres zu überzeugen. Der um diese Zeit zu seiner Kenntnis gelangte Abfall Yorcks in Tauroggen, dessen Bedeutung Napoleon nicht verkannte, mußte ihm zu neuem Vorwande dienen.

Er griff wieder zu dem Mittel des theatralischen Posierens, zeigte dem Volke die Segnungen des Friedens in allen sieben Regenbogenfarben und — seine Akteure spielten ihre Rolle vorzüglich. Der Präsident Erzkanzler Cambacères hielt in seiner Rede die Vermehrung der Streitkräfte „zur Herbeiführung eines ehrenvollen Friedens, wie ein französisches Herz ihn wünsche“, für unumgänglich, und der Herzog von Bassano, Minister des Auswärtigen, legte seinem Bericht an den „Kaiser und König“ so viel Aktenstücke und Beweggründe, die Vermehrung des Heeres betreffend, unter, daß er die Zuhörenden fast verblüffte und die Herren Senatoren zu einem sofortigen Senatsbeschluß brachte, der am 11. Januar von dem Staatsrat Grafen Regnault de St. Jean d'Angely noch einmal begründet, angenommen und mit wunderbarer Geschwindigkeit dem Kaiser überreicht und auch sofort bestätigt wurde. Der Senatsbeschluß stellte ihm nicht weniger als 350000 Mann zur Verfügung. Durch seine Schnelligkeit hatte er all seine Gegner zum Schweigen gebracht.

Napoleon, eifrig bemüht, das rückhaltslose Vertrauen seines Volkes wieder zu gewinnen, unterließ keine Gelegenheit, öffentlich auf seine Verdienste um die Erhaltung des Friedens und die Wohlfahrt seines Volkes hinzuweisen. Die Entfaltung eines feierlichen Pompes bei solchen Gelegenheiten war nur dazu angetan, den Nimbus, der seine machtvolle Persönlichkeit in den Augen seines Volkes wieder wie früher zu umschweben anfing, noch zu erhöhen. Es kam ihm bei solchen Gelegenheiten, wo er öffentlich zum Volke redete, nicht darauf an, die Tatsachen durch eine geschickte Dialektik in ihr Gegenteil zu verkehren. So sagte er in der Sitzung vom 14. Februar 1813, also zu einer Zeit, wo in Preußen bereits der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps erlassen worden war und auch in Österreich die Volksstimme immer mächtiger nach einem Bruch mit dem französischen Bündnis verlangte: „Ich bin zufrieden mit dem Benehmen aller meiner Bundesgenossen; ich werde keinen derselben verlassen und die Unverletzbarkeit ihrer Staaten aufrecht erhalten.“ Und in demselben Atemzuge hatte er die Stirn, zu sagen, daß er den Frieden wünsche, und „daß er seit dem Frieden von Amiens ihn viermal durch feierliche Schritte vorgeschlagen habe“ ... „Aber“, fuhr er im deutlichen Hinblick auf seine Rüstungen und die von dem Volke dazu verlangten Opfer, fort, „ich werde niemals einen anderen als einen ehrenvollen, dem Interesse und der Größe meines Reiches angemessenen Frieden schließen. Ein schlechter Friede würde uns alles, selbst die Hoffnung rauben, würde sogar die Wohlfahrt unserer Enkel aufs Spiel setzen.“

Ein weiterer Schritt zur völligen Wiedergewinnung seiner Volkstümlichkeit war die kluge Maßnahme, in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers am 25. Februar 1813 durch den Minister des Innern in einer zweistündigen Rede eine allgemeine Darlegung des Reiches zu geben, welche durch die Wucht und Beweiskraft der angeführten Tatsachen sich zu einer glänzenden Lobrede für die bisherige Regierung Napoleons gestaltete. Es wurde nach dem „Moniteur officiel“ vom

26. Februar in dieser Rede durch unzweifelhafte Belege nachgewiesen, „daß trotz der großen Heeresmacht, welche der beständige Kriegszustand unter den Fahnen zu halten nötigte, die Bevölkerung in fortwährendem Zuwachs, die Industrie in ununterbrochenem Fortschritt begriffen war; daß das Land nie besser bebaut, die Fabriken zu keiner Zeit blühender, die Wohlhabenheit zu keiner Epoche der französischen Geschichte allgemeiner verbreitet gewesen. Die Darlegung wies ferner nach, daß der Kaiser seit seiner Thronbesteigung, ungeachtet fortwährender Kriege, für öffentliche Arbeiten an Häfen, Kanälen, Straßen, Bauwerken, Denkmälern mehr als 1000 Millionen Francs verwandt habe. Hierbei wurden die beendigten, die im Bau begriffenen und die beabsichtigten Bauwerke namentlich angeführt, es wurde auch besonders hervorgehoben, was zur Herstellung der französischen Marine geschehen war."

Die geschickte Heranziehung der Zusammenstellung der Verdienste Napoleons brachte denn auch in der öffentlichen Meinung allmählich einen völligen Umschwung zugunsten Napoleons hervor. Man beeilte sich, dem Kaiser in Adressen der unwandelbarsten Anhänglichkeit zu versichern und gleichzeitig die Bereitwilligkeit auszusprechen, ihn aus allen Kräften mit Geld und Truppenbewilligungen zu unterstützen; damit er imstande sei, seiner Feinde Herr zu werden.

Die am 27. März durch den preußischen Gesandten General Krusemark überreichte Kriegserklärung Preußens gab Napoleon den Vorwand zu neuen Massenaushebungen. Jetzt saß er wieder sicherer als je im Sattel. Dem preußischen Gesandten sagte er mit Bezug auf Preußens Kriegserklärung: „Er ziehe einen offenen Feind einem Freunde vor, der stets bereit sei, von ihm abzufallen." Und das „Journal de l'Empire" meldete die Kriegserklärung mit dem Hinzufügen, daß, „wenn die Russen und Preußen auch auf dem Montmartre in Paris ständen, Frankreich nicht gesonnen wäre, auch nur ein Dorf von seinen Eroberungen herauszugeben". So nachdrucksvoll hatte Napoleon verstanden, die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten umzustimmen, daß — allerdings auch wesentlich unter dem Eindruck der Kriegserklärung Preußens — der Senat in der Sitzung vom 3. April zu den oben angegebenen 350000 Mann weitere 180000 Mann bewilligte, und zwar 80000 Mann des ersten Aufgebotes der Nationalgarde aus den Klassen von 1807 bis 1813, 90000 Mann der Aushebung von 1814 und 10000 Mann Ehrengarden (Gardes d'honneur), gebildet aus jungen Leuten, die wenigstens 1000 Fr. Zulage bezögen, und die zu Pferde dienen sollten."*)

Diese „Gardes d'honneur" hatten gleich den preußischen freiwilligen Jägern mancherlei Vorrechte. Sie waren dem Adel und den wohlhabenden Bürgerständen entnommen, welche bisher von der Konskription (Aushebung) verschont geblieben waren. Allerdings verhinderte die Käuflichkeit der Präfekten die gründliche Durchführung der Absichten Napoleons, und die Hauptaushebung traf doch wieder den mittleren Bürgerstand.

So waren also durch die beiden Senatsbeschlüsse vom 11. Januar und 3. April 1813 530000 Mann neue Truppen gefordert. Allerdings ließ die praktische Durchführung dieser Senatsbeschlüsse, besonders des letzteren, viel zu wünschen übrig. Die letzte Forderung des Senates (180000 Mann) war nicht viel mehr als eine papierne Erklärung, welche dazu dienen sollte, das Land zu täuschen. Ja schon bei der ersten Aushebung vom 12. Januar hatte sich — bei dem Widerstande der Bevölkerung — die Unmöglichkeit herausgestellt, den ausgesprochenen Forderungen des Senats gerecht zu werden.

Schließlich waren für die Neubildung der Armee — ohne die Depots und die Truppen

*) Militärisch-politische Geschichte des Befreiungskrieges im Jahre 1813 von Freiherrn von der Osten-Sacken und von Rhein, Oberstleutnant a. D. I. 243.

in Deutschland und Spanien — zunächst fast 40000 Mann verfügbar, zu denen dann im Laufe des Frühjahrs noch 330000 Mann hinzukamen, nämlich 150000 Ausgehobene von 1814 gemäß Senatsbeschluß vom 11. Januar und 90000 Ausgehobene von 1814, sowie 80000 Mann des ersten Aufgebots der Nationalgarde und 10000 Mann Ehrengarden gemäß Senatsbeschluß vom 3. April. Diese letzteren 330000 Mann waren aber zu 75 Prozent sehr junge Mannschaften.

Doch in diesen Zahlen ergab sich ein sehr großer Ausfall. Schon die Aushebung der vier Klassen konnte nicht vollgestellt werden und noch weniger die von 1814. Nicht nur wuchs die Zahl der Refraktäre ganz außerordentlich — Fain gibt sie, allerdings übertrieben, auf 160000 Mann an, — auch Tausende der jungen Ausgehobenen — bei einzelnen Truppenteilen bis zu 33 Prozent des zugeteilten Ersatzes — erwiesen sich als unbrauchbar und überfüllten die Lazarette, in denen eine große Sterblichkeit herrschte, oder mußten entlassen werden. Und auch unter den alten Soldaten war der Abgang groß. Der gesamte Abgang läßt sich auf etwa 20 Prozent berechnen, so daß nur rund 600000 Mann für die Neubildung der Armee verfügbar geblieben sein dürften.*)

Immerhin war dies noch eine große, eine gewaltige Zahl, wenn man bedenkt, daß Napoleon mehr als eine halbe Million Menschen in Rußland verloren. Seine bewundernswerte Gabe, Heere zu organisieren, sie förmlich aus dem Boden zu stampfen, die jämmerlichen Trümmer gewissermaßen zum Kristallisationspunkt für die neu gebildeten Heere zu machen, diese in kurzer Zeit zu schulen, und — trotz der noch vor kurzem an den Tag gelegten Kriegsmüdigkeit der Nation — sie mit kriegerischem Feuer zu erfüllen, das alles zeigte von neuem den unübertroffenen Meister der Kriegskunst.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie sah es inzwischen bei den Verbündeten aus? Wir haben gesehen, daß Scharnhorsts Sendung nach Kalisch nicht nur dem Abschluß des Bündnisses hatte dienen sollen, sondern gleichzeitig den Zweck hatte, mit den russischen Feldherren die notwendigen Vereinbarungen für die nächsten Operationen zu treffen. Der im vorigen Kapitel mitgeteilte Brief des Königs von Preußen enthielt eine hierauf bezügliche Stelle. (Siehe S. 402). Bei der Großartigkeit und Schnelligkeit der Rüstungen Napoleons und seiner Hilfsmittel war es vorauszusehen, daß er wieder an der Spitze einer sehr überlegenen Armee den Angriff beginnen würde. Eine schnelle, tatkräftige Offensive war deswegen unabweisbar. Viel war schon versäumt worden durch die russische Lässigkeit. Nachdem das Napoleon bisher verbündete österreichische Hilfskorps unter Schwarzenberg nicht mehr den russischen linken Flügel bedroht, hätten die Russen ihren Vormarsch beschleunigen müssen; ganz besonders hätte dies nach ihrer Ankunft in Kalisch geschehen müssen. Gleich nachdem hier das Bündnis zwischen Russen und Preußen zur Tatsache geworden war — dies war doch schon am 28. Februar der Fall — hätte der russisch-preußische Vormarsch ungesäumt seinen Anfang nehmen müssen. Ganz Deutschland wäre alsdann mit fortgerissen worden. Es hätte ein Erfolg ohnegleichen werden können. Die Schnelligkeit der Rüstungen und der unverzügliche Vormarsch der Verbündeten hätte auf Napoleon lähmend einwirken können; man hätte ihn zwingen können, sich auf dem linken Rheinufer zu versammeln. So wäre der Krieg nicht wieder nach Deutschland getragen worden, um dort die Fluren zu verheeren. Ein schnelles Vorgehen hätte es möglich gemacht, die nur noch schwach besetzten Festungen in Deutschland gewissermaßen im Fluge zu nehmen. Zahlreiche Kräfte, die jetzt die Festungen im Schach halten mußten, wären dadurch frei

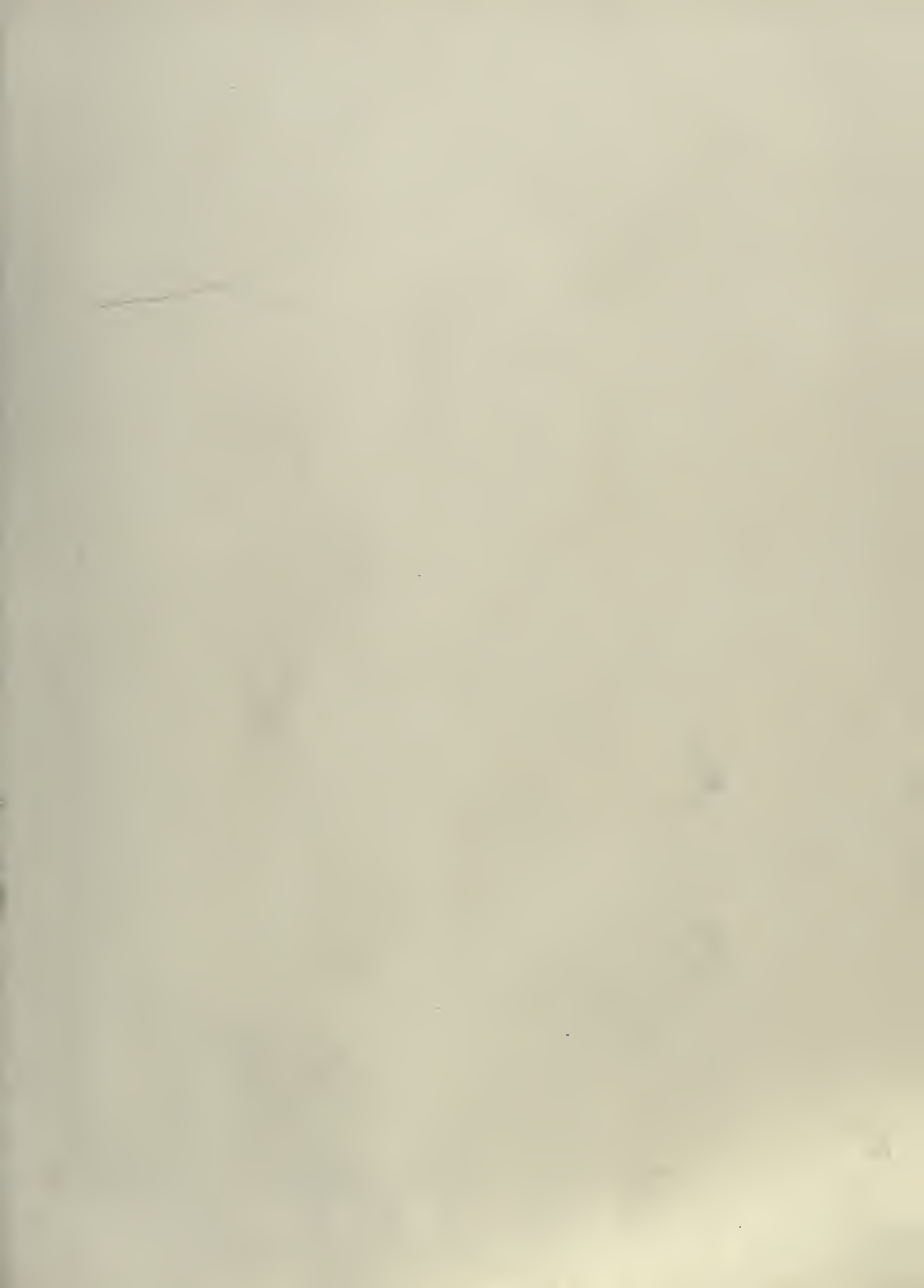
*) Militärisch-politische Geschichte des Befreiungskrieges im Jahre 1813 von Freiherrn von der Osten-Sacken und von Rhein, Oberstleutnant a. D. I, 246.

geworden. Ein unaufhaltsamer Siegesmarsch bis zum Main und Rhein hätte vielleicht auch die Süddeutschen mit fortgerissen und die unnatürlichen Bande zerrissen, die sie an Napoleon knüpften.

Nachdem dies alles versäumt worden war — der alte Blücher hatte genug gedrängt — war es zu spät. Der März war gekommen. Die durch die übergroße Vorsicht der Russen entstandene Verspätung war Napoleon zugute gekommen. Anstatt den hauptsächlichsten Gegner um jene Zeit, den Vizekönig Eugen, im schnellen Vordringen zu vernichten oder ihn über den Rhein zu drängen, hatten die Verbündeten ihm durch das unselige Zögern Zeit gelassen, sich an der Elbe festzusetzen. Wenn man ihn auch zum Rückzuge über die Elblinie zwingen konnte, so stieß man doch jenseits des Stromes noch auf erhebliche Verstärkung, die man mit der Armee des Vizekönigs zusammen auf 60000 Mann schätzen konnte. War die Truppenmacht der vereinigten Russen und Preußen auch erheblich stärker, so war doch die nunmehr angesammelte feindliche Macht zu groß, um sie, wie man früher gedacht, einfach zu überrennen und sich dann gegen die Hauptkräfte Napoleons am Main zu wenden. Die Verbündeten waren durch Eugens Armee nicht mehr in der Lage, frei über ihre Heereskräfte zu verfügen; sie waren jetzt gezwungen, ihm zu folgen, wohin er auch zog. Wich er nach Süddeutschland zurück, so konnte man, wenn man ihm folgte, versichert sein, jenseits des Thüringer Waldes auf starke feindliche Kräfte zu stoßen. Mit der Aussicht, durch ein glänzendes, siegreiches Vordringen die süddeutschen Staaten zu gewinnen, war es also endgültig vorbei.

Aber auch jetzt noch hätte eine schnelle Wiederaufnahme der Offensive große Vorteile geboten, denn vom Feinde stand erst ein Bruchteil seiner Streitkräfte im Felde. Dazu besaß man auf verbündeter Seite nicht nur eine numerische, sondern auch eine moralische Überlegenheit. Der Geist der Truppen war vorzüglich. Man mußte alles versuchen, den Vizekönig zu vernichten oder ihn soweit zurückzudrängen, daß ihm eine Rückeroberung des verlorenen Gebietes schwer wurde. Je weiter die Verbündeten vordrangen, desto mehr Gebiet wurde Napoleon in Deutschland streitig gemacht, desto länger mußte es dauern, daß er es wieder zurückeroberte, und dadurch war für die Verbündeten vor allen Dingen Zeit gewonnen.

Auch Scharnhorst hatte längst eingesehen, daß der günstigste Zeitpunkt für eine kräftige Offensive verloren war. Was war das für den logisch geschulten und die Lage so klar überschauenden Kriegsmann für eine Heerführung, daß die russischen Parteigänger schon bis zur Elbe und Weser streiften und die Bevölkerung mit sich fortrissen, während die Hauptarmee der Russen in Polen in völliger Untätigkeit verharrte? In Scharnhorsts Plan hatte von Anfang an der Gedanke einer kräftigen Offensive die Vorherrschaft gehabt. Nicht durch zeitraubende Umgehungen, sondern durch kräftige Schläge sollte der Vizekönig möglichst weit zurückgedrängt werden. Ein vornehmlich aus Reiterei gebildetes Korps sollte über die untere Elbe gehen, „um in der dortigen Gegend einen Aufstand hervorzurufen und diesem als Rückhalt zu dienen;" währenddessen sollte die Hauptarmee über die obere Elbe gehen. Da man dem Vizekönig auf diese Weise den Rückzug stark bedrohte, war er gezwungen, wenn man ihn nicht vorher vernichtete, sich möglichst weit rückwärts zu wenden. Durch den Vorstoß der Hauptarmee gegen die obere Elbe (bei Dresden) hatte Scharnhorst auch noch erhofft, Sachsen zur Erhebung mit fortzureißen und — vielleicht konnte eine solche Erhebung noch vorteilhaft auf Bayern mit einwirken. Einen ähnlichen Gedanken der Offensive hatte auch Knesebeck gehabt, nur mit dem Unterschiede, daß man nach seinem Plane mit der Masse der verfügbaren Kräfte konzentrisch gegen Berlin vorgehen und so den Vizekönig zum Rückzuge über die Elbe zwingen sollte, während man sich, im Gegensatz zu Scharnhorst, der oberen Elbe gegenüber nur beobachtend verhalten sollte. Ein stärkeres Korps sollte dann die







Gefecht bei Dannigkow

Der „tolle Plate

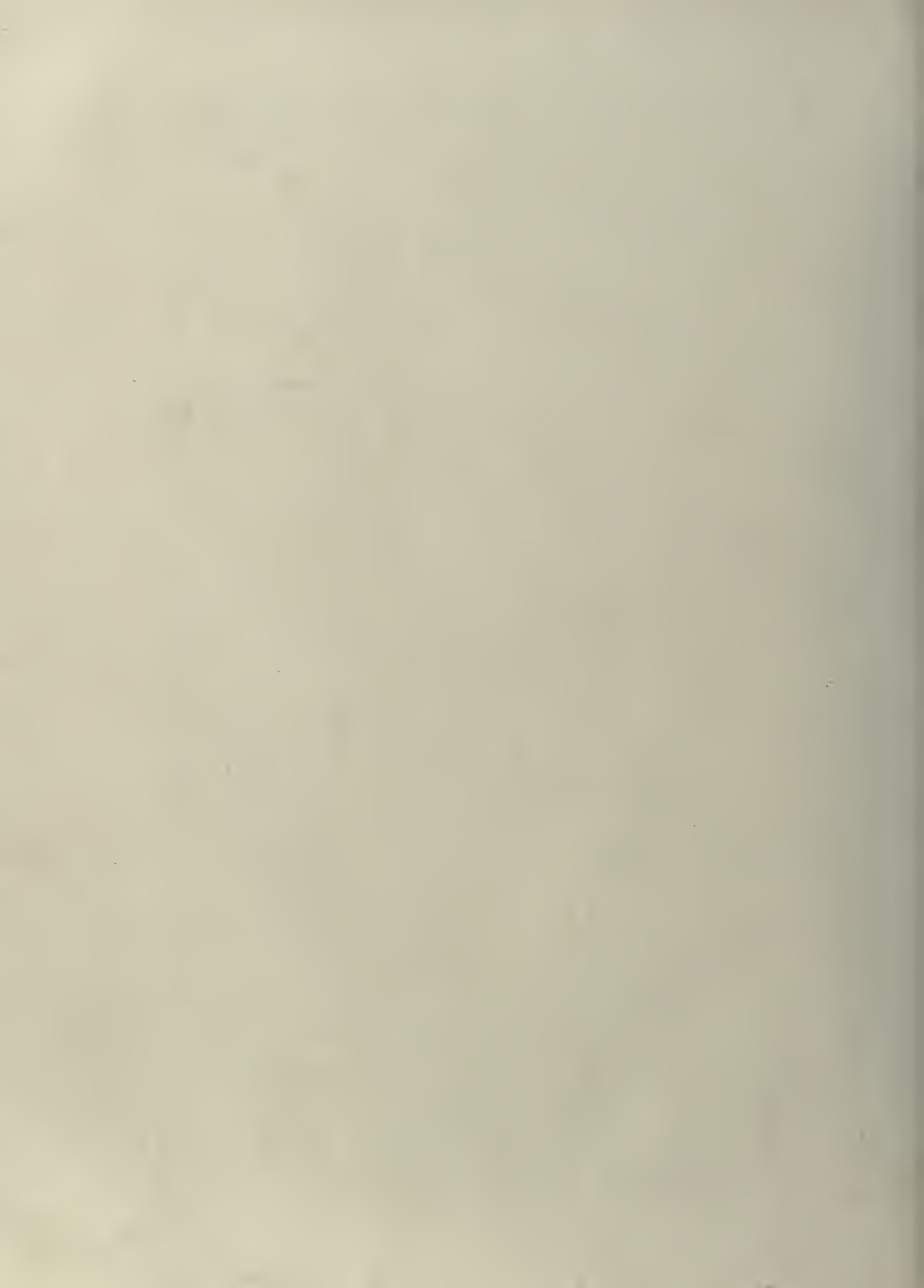
Original von



Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

ckern. (5. April 1813)
d sein Trompeter.

or R. Knötel.



Elbe überschreiten, um auf deren linkem Ufer einen Aufstand hervorzurufen; inzwischen sollte die Hauptarmee der Verbündeten sich mit einem gewaltigen Schlage gegen das feindliche Heer wenden.

Der beiden Plänen gemeinsame Gedanke, die Erregung eines Aufstandes auf dem linken Elbufer zu dem Zwecke, die feindlichen Streitkräfte zu zersplittern, war, wie wir gesehen haben, durch die kühnen Züge der preußisch-russischen Parteigänger in glänzender Weise schon zur Wahrheit geworden; nur die Hauptsache hatte gefehlt: die Unterstützung durch die Operationen der Hauptarmeen der Verbündeten. Diese Unterlassung war um so verhängnisvoller, als die Gefahr bestand, daß die französische Hauptarmee, die sich sehr geräuschvoll in Mainz gesammelt hatte, auf der großen Straße Frankfurt a. M.—Leipzig schnell vorwärts dringen würde.



Generalleutnant Friedrich Wilhelm Freiherr von Bülow.

Aber vergebens hatte Scharnhorst schon in Kalisch seinen Ansichten zum Durchbruch zu helfen versucht. Das größte Hindernis war, wie immer wieder betont werden muß, Kutusow. Sein Ansehen war noch so groß, daß selbst der Zar, der im allgemeinen Scharnhorst beistimmte, nichts ausrichten konnte. Der alte Feldmarschall zehrte noch immer an dem Ruhme von Borodino. Diesen Kriegsruhm fürchtete er in seiner altersschwachen Vorsicht aufs Spiel zu setzen, wenn er sich im Kampfe stärker engagierte. Zudem hatte er vor dem Zusammentreffen mit Napoleon eine heilige Scheu. Sein engherziger russischer, der Gebietserweiterung Rußlands zugeneigter Standpunkt verbot ihm von selbst die Ausdehnung der Operationen. Er hielt sich schon in Kalisch zu weit entfernt von den russischen Hilfsquellen; von preußischen Militärkräften hatte er eine nur geringe Meinung. Auch die Unklarheit über Österreichs Absichten waren für ihn maßgebend. So war und blieb er ein Hemmschuh bis zu seinem glücklicherweise bald darauf erfolgenden Tode.

Es ist schon gesagt worden, daß, dank dem politischen Übergewicht Rußlands und dem Entgegenkommen des Königs von Preußen, im Vertrage von Kalisch der Oberbefehl über die verbündeten Heere in die Hand der Russen gelegt worden war. Die gesamte kriegerische Oberleitung hatte Kutusow erhalten. Die Generale von Yorck, von Bülow und von Borstell waren

dem russischen General Wittgenstein unterstellt worden. Von dem Yorckschen Korps wissen wir, daß es am 17. März in Berlin eingezogen war, am 26. März aber Berlin wieder verlassen hatte, um in den Kampf zu rücken und gegen die mittlere Elbe vorzugehen. Der zweite Heeresteil, das Bülowsche Korps, hatte die Bezeichnung: „Zweite Division des Yorckschen Korps“ erhalten; den dritten auf diesem Gebiet des Kriegsschauplatzes befindlichen preußischen Heeresteil bildeten die pommerschen Truppen Borstells. Das Korps Borstells sollte zu Wittgenstein nach der Gegend von Magdeburg herangezogen werden. Bülow war zu Beginn der Operationen mit der vorläufigen Einschließung von Stettin auf dem linken Oderufer beauftragt worden. Später — nach dem Eintreffen des Tauentzienschen Korps — sollte er ebenfalls nach Berlin nachrücken, um alsdann den übrigen Korps in ihren Operationen gegen den Vizekönig an der mittleren Elbe zu folgen. Da der Ersatz durch das Tauentziensche Korps erst spät erfolgte, konnte Bülow erst am 26. März nach Berlin aufbrechen, um alsdann den übrigen Korps gegen die mittlere Elbe zu folgen. Es waren also zur Zeit der preußischen Kriegserklärung für das Vorgehen gegen Eugen zunächst nur die Korps von Yorck und Borstell verfügbar.

Der linke Flügel der verbündeten Heere, aus dem Korps Blüchers und dem des Generals Wintzingerode bestehend, stand zur Zeit der preußischen Kriegserklärung noch in Schlesien. Die Gesamtstärke der beiden Blücherschen Korps war nicht bedeutend. Sie betrug 38000 Mann, 3300 Kosaken und 156 Geschütze. Die noch in Aussicht stehende Verstärkung beschränkte sich auf das Lützowsche Freikorps (etwa 1040 Mann), einige nachrückende Truppen des Korps Wintzingerode und ein aus befreiten russischen Kriegsgefangenen gebildetes Jägerregiment. Für die beiden Heere Wittgensteins und Blüchers sollte die russische Hauptarmee, aus den Korps Miloradowitsch und Tormassow bestehend, den Hauptrückhalt bilden.*)

Es war vorauszusehen, daß gegenüber der gewaltigen Aushebung Napoleons die stehenden Truppen Preußens nicht ausreichen würden, und daß der letzte Mann aufgeboten werden mußte. Dafür sollten ja aber die Schöpfungen Scharnhorsts, die Landwehr und der Landsturm, sorgen. Sobald die Aufstellung der Landwehr, deren Bestimmung wir schon kennen, beendet sein würde, sollte die Errichtung des Landsturms folgen. In ihm erreichte die Volkskraft, die Wehrkraft des Landes ihren letzten, entscheidenden Halt; in der höchsten Not sollte er die letzte Stütze sein. Daher hieß es in der Landsturmordnung: „Der Kampf, zu dem der Landsturm berufen wird, ist ein Kampf der Notwehr, der alle Mittel heiligt. Die schneidigsten sind die besten. Es ist die Bestimmung des Landsturms, den Feind beständig in Atem zu halten, ihn einzeln und in Trupps zu vernichten.“

Die Durchführung so zahlreicher Neuerungen, so tiefgehender Beschlüsse erforderte eine einheitliche Organisation in der Verwaltung. Das Land wurde deswegen unter Aufhebung der Ober-Regierungskommission in Berlin in vier Militärgouvernements mit je einem Militär- und Zivilgouverneur eingeteilt. Die Gouvernements und die ihnen vorstehenden Gouverneure waren:

1. das Land zwischen der Elbe und Oder mit Ausnahme von Schlesien: Generalleutnant v. L'Estocq, Geheimer Staatsrat Sack;
2. das Land zwischen der Oder und Weichsel mit Ausnahme von Schlesien: Generalleutnant Graf Tauentzien, Großkanzler Beyme;
3. das Land rechts der Weichsel: Generalmajor von Massenbach, Geheimer Staatsrat von Schön.
4. Schlesien: Generalmajor Graf Götzen, Staatsminister Freiherr von Altenstein.

*) Osten-Sacken. I, 430.

Den französischen Rüstungen gegenüber wollen wir auch die preußischen und russischen nicht unerwähnt lassen. Man unterschied das ganze Heeresmaterial in Truppen erster, zweiter und dritter Linie. Die Truppen der ersten Linie bildeten vier Heeresteile, die unter dem Befehle der Generale Blücher, Yorck, Bülow und Borstell standen. Die Truppen des ursprünglich in Schlesien aufgestellten Blücherschen Armeekorps waren mit Ausnahme der Kavallerie fast vollzählig und besaßen nur wenig Kranke und Kommandierte. Es waren 2500 freiwillige Jäger darunter. Ihren Befehlshaber, General der Kavallerie von Blücher, haben wir schon im Verlaufe unserer Darstellung zur Genüge als einen der grimmigsten Hasser Napoleons, als einen Truppenführer von geradezu berückender Wirkung auf seine Soldaten kennen gelernt. Daß diesem von seinen Truppen vergötterten Führer die Generale von Scharnhorst und Gneisenau zur Seite gestellt waren, konnte als eine überaus glückliche Fügung bezeichnet werden. Neidlos, in aufrichtiger Bewunderung erkannte Blücher die geistige Überlegenheit Scharnhorsts und Gneisenaus an, während diese wieder das feurige Temperament, den militärischen Scharfblick und die wahrhaft hinreißende Einwirkung dieses geborenen Truppenführers auf seine Soldaten bewunderten.

Die Truppen zweiter Linie waren dazu bestimmt, die Festungen einzuschließen und nach beendeter Organisation die Feldarmee zu verstärken. Die Truppen dritter Linie sollten den Ersatz sicherstellen und die Festungsbesatzung bilden. Die Gesamtstärke der preußischen Armee betrug nach Osten-Sacken 134668 Mann und 264 Geschütze. Hierzu kamen noch die im Laufe der folgenden Monate und des Sommers aufgestellten Landwehrtruppen, die zusammen 140654 Mann zählten. Die Ausrüstung der Truppen war im allgemeinen bei Infanterie und Kavallerie gut; dagegen ließ das Pferdematerial bei der Kavallerie und Artillerie zu wünschen übrig. Die Ausbildung der Linientruppen war eine vorzügliche zu nennen; unvergleichlich aber war der Geist der Truppen. Das war nicht mehr der dumpf dahinbrütende, mürrisch und stumpfsinnig folgende Soldat aus der Zeit vor 1806, sondern der für seine Freiheit und sein Vaterland kämpfende Bürger Deutschlands, der für sein Weib, sein Kind, seine Scholle sein Leben einsetzte und, von vorzüglichen Generalen geführt, nur den einen Gedanken hatte, das unerträgliche Joch abzuschütteln.

Werfen wir nun auch noch einen Blick auf die russischen Streitkräfte, die im Frühjahr 1813 auf dem deutsch-polnischen Kriegsschauplatz zur Verwendung bereit standen. Ihre Gesamtstärke berechnet Osten-Sacken auf 130700 Mann nebst 24500 Kosaken und 805 Geschützen. Auch die russische Armee befand sich im guten Zustande. Hafteten ihr, wie der genannte Militärschriftsteller sagt, auch manche Mängel an — Schwäche der einzelnen Truppenteile, Zerrissenheit der Verbände, geringe Intelligenz, Schwerfälligkeit der Fechtart und der Bewegungen, letztere in Verbindung mit der großen Zahl der Nicht-Streiter und den umfangreichen Truppentrains, u. s. w. —, so war sie doch der feindlichen Armee an innerem Wert weit überlegen, trotzdem auch die russische Infanterie vielfach aus Rekruten bestand. Vortrefflich war die zahlreiche Linien-Reiterei, in ihrer Art waren es auch die Kosaken, wenn sie auch auf dem Gefechtsfelde noch immer nicht zählten. Geradezu hervorragend war die sehr starke Artillerie. Voll Selbstvertrauen, wenn auch nicht frei von Überhebung, "blickte der russische Soldat auf den siegreichen Feldzug zurück, und war auch seine Begeisterung für den kommenden nur gering, so schlug er sich doch überall gut."

Was die russischen Feldherren betrifft, so hatte der Krieg eine Menge trefflicher Unterführer ausgebildet. Parteigänger wie Tettenborn, Benckendorff und Tschernitschew waren Männer von kühner Tatkraft, klarem Führerblick und großer Unternehmungslust. Aber doch war unter all

diesen Führern kein einziger, der imstande gewesen wäre, den Oberbefehl gegen den großen Schlachtenmeister zu übernehmen. Für diesen Posten war — ohne den innern Beruf und die Fähigkeit dazu zu besitzen — einzig und allein der alte, fast 70jährige Kutusow in Betracht gekommen. „So lange Kutusow lebte, konnte dem ‚Retter Rußlands‘ trotz aller seiner Fehler und seiner Gebrechlichkeit schon aus politischen Gründen der Oberbefehl nicht vorenthalten werden, wiewohl jeder Kundige wußte, daß ihm nur die reife Frucht zugefallen, und daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Als er dann bereits am 28. April starb, war kein geeigneter Nachfolger für ihn da; weder rechtfertigte Wittgenstein die auf ihn gesetzten Hoffnungen, noch stand Barclay auf der Höhe seiner Aufgabe. Dennoch war Kutusows rechtzeitiger Tod ein Glück für die Verbündeten; bei seiner einseitigen Auffassung würden die russischen Sonderinteressen zu Rußlands eigenem Nachteil noch mehr überwogen haben. Vergleicht man die Stärken der russischen und der preußischen Armee, so sieht man klar, ein wie ebenbürtiger Bundesgenosse Preußen für Rußland war. Dennoch hat es die preußische Nachgiebigkeit der russischen Überhebung gegenüber zu Wege gebracht, daß Preußen nur als Hilfsmacht in den Kampf für seine Unabhängigkeit eintrat. So war es denn selbstverständlich, daß vorläufig auch nach Kutusows Tod der Oberbefehl den Russen verblieb, sehr zum Schaden der allgemeinen Sache, da die preußische Armee in Blücher und York zwei hervorragende Führer besaß. Überhaupt führten da, wo Preußen und Russen gemeinsam fochten, letztere fast stets den Befehl, auch wenn erstere ungleich zahlreicher waren, da die schwachen russischen Verbände durchweg von höheren Offizieren geführt wurden als die vollzähligen preußischen Truppen, hatte doch meist eine russische Brigade nur die Stärke eines preußischen Bataillons u. s. w. Es kam hinzu, daß anfangs die Sieger von 1812 voll Überhebung auf die Besiegten von 1806 herabblickten, bis letztere jenen erst durch ihre Waffentaten die höchste Anerkennung abzwangen, worauf die schönste Waffenbrüderschaft beide vereinigte.“*)

Und wie stand es mit Österreich? Welche Rolle war es in dem ausbrechenden Kampfe gewillt zu spielen? Es war natürlich, daß Napoleon alles aufgeboten hatte, den Herrscher Österreichs, seinen Schwiegervater, in seinem Bannkreis zu erhalten. Nach langen Verhandlungen mit dem Fürsten Metternich hatte Napoleon durch seinen Unterhändler Narbonne ganz unverblümt das Ansinnen gestellt, Österreich möge seine Hand zu einer völligen Aufteilung Preußens bieten. Am 9. April hatte Narbonne den ihm von Paris zugegangenen, näher präzisierten Teilungsvorschlag in Metternichs Hände gelegt. Danach sollte Österreich, „sobald Napoleon ins Feld rücke, mit 130000 Mann von Krakau aus gegen die Russen vorgehen und mit der in Böhmen versammelten Armee in Schlesien einrücken; bleibe Alexander dann fest in dem Bündnis mit Preußen, so sei der Untergang Preußens beschlossen.“ Der Kaiser von Österreich hatte ein solches Ansinnen energisch von der Hand gewiesen, und Fürst Metternich, in dem Napoleon seinen Meister in der Diplomatie gefunden, hatte sich nur zu der Rolle eines „bewaffneten Vermittlers“ ohne irgend welche andere bindende Zusage bereit erklärt. Auf die Frage Narbonnes bei dem österreichischen Kaiser selber, ob der Bündnisvertrag von 1812 noch bestehe, — Österreich hatte, wie wir wissen, zum Zuge nach Rußland ein Heer von 30000 Mann unter Fürst Schwarzenberg gestellt — hatte der Kaiser im Einverständnis mit Metternich zunächst noch vorsichtig erwidert, „die Rolle des Vermittlers vertrage sich nicht mit der eines Verbündeten.“ Von Napoleon durch seinen Unterhändler Narbonne wegen des Bündnisses dann weiter gedrängt, hatte Metternich endlich am 1. Mai an Narbonne die nicht mißzuverstehende amtliche Erklärung abgegeben: „Der Kaiser von Österreich hat die Rolle des Vermittlers angenommen; ein Bündnis besteht nicht

*) Militärisch-politische Geschichte der Befreiungskriege von Freiherrn von der Osten-Sacken, Bd. I.

mehr.“ Das war deutlich genug. Österreich hätte in der Tat, der Volksstimmung entsprechend, nicht übel Lust gehabt, dem Bündnis zwischen Rußland und Preußen schon jetzt beizutreten. Der Umstand aber, daß es fürchten mußte, nach der nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegenden abermaligen Niederwerfung Preußens und Rußlands demselben Schicksal zu verfallen, ließ es vorsichtig die Rolle des „bewaffneten Vermittlers“ weiterspielen, obwohl es auf der Hand lag, daß von der „bewaffneten Vermittlung“ bis zum völligen Bruch mit Napoleon der Schritt nicht allzu groß war.

So war für die Verbündeten schon um jene Zeit die Möglichkeit eines Zutritts Österreichs zum Bunde an Wahrscheinlichkeit gewachsen; durch die zunehmende Begehrlichkeit Napoleons, der sich wieder ganz als Herr der Situation fühlte, und durch die wachsende Anmaßung seiner Ansprüche konnte es als ziemlich sicher angenommen werden, daß auch Österreich früher oder später in die Reihe seiner Gegner getrieben wurde.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kehren wir nach diesem allgemeinen Überblick über die zeitweilige militärische Lage und das Stärkeverhältnis der kriegführenden Parteien nun wieder zu den Hauptoperationen zurück, und versetzen wir uns in jene Zeit, da Napoleon zu der militärischen Einsicht gekommen war, daß es für die Sicherung seiner vorgeschobenen Korps besser sei, die obere Elblinie aufzugeben und sich gegen die mittlere Elbe nach Magdeburg zu wenden, wohin, wie es allen Anschein hatte, die Verbündeten ihren militärischen Schwerpunkt zu verlegen schienen. Am 13. März war Marschall Davout in Dresden angekommen. Er hatte die Bevölkerung, die mit ihrem ganzen Herzen der deutschen Erhebung zugetan war, in der größten Aufregung vorgefunden. Um sich den Besitz der Stadt zu sichern, hatte er die schon von General Reynier begonnenen Verteidigungsanstalten fortsetzen und erweitern lassen; auch die Sprengung der schönen Elbbrücke in der Stadt war schon in den Kreis seiner Erwägungen gezogen worden. Als dann am 18. März abends der durch ein Schreiben Napoleons veranlaßte Befehl des Vizekönigs Eugen eingegangen war, daß Davout zur Sicherung der mittleren Elblinie nach Magdeburg rücken, während an der oberen Elbe nur General Durutte mit den Resten des VII. Armeekorps und den Bayern, in einer Gesamtstärke von nur 5700 Mann und 44 Geschützen zurückbleiben sollte, war Davout aufgebrochen. Bevor er aber abzog, hatte er noch ein grausiges Andenken zurückgelassen, das in Deutschland einen Sturm der Entrüstung hervorrief. Um nach dem Aufgeben der oberen Elblinie den Verbündeten das Vorgehen über die Elbe zu erschweren, hatte er am Vormittage des 19. März die schöne Elbbrücke in Dresden sprengen lassen. Ein Pfeiler und zwei Bogen waren krachend in die Fluten gestürzt. Dieser Vandalismus bot dem wankelmütigen König Friedrich August von Sachsen, der zu jener Zeit wieder in dem Fahrwasser der österreichischen Vermittlungspolitik segelte, einen erwünschten Vorwand, sich der ihm höchst unbequemen militärischen Verbindlichkeiten gegen Frankreich zu entledigen und sich enger an Österreich anzuschließen. Bereits am 21. März mußten auf des Königs Befehl die Reste seines Hilfskorps — es waren noch 1762 Mann, 74 Offiziere und 14 Geschütze — nach der Festung Torgau abrücken, wo sie von General Thielmann, der, wie wir wissen, mit seinem ganzen Herzen der deutschen Sache zugetan war, mit offenen Armen empfangen wurden.

So war Durutte infolge der Verminderung seiner Streitkräfte gezwungen, die obere Elbe aufzugeben und Dresden zu verlassen. Bald darauf rückten die Russen in die sächsische Hauptstadt ein. Schon am 27. März setzten 250 Kosaken auf Flößen über die Elbe, denen bald darauf ein Jägerbataillon und einige leichtere Truppen auf demselben Wege folgten. Bereits nach wenigen Tagen konnte Wintzingerode in Dresden einrücken. Überall wurden die Russen mit Jubel als

Befreier begrüßt. Die Begeisterung wuchs, nachdem Blüchers Aufruf an die Sachsen bekannt geworden war, den Wintzingerode überall hatte verteilen lassen. Am 30. März war auch Blücher mit seinem Korps in Dresden eingetroffen. Auch die Ankunft Scharnhorsts, den seine Organisationsarbeiten zur Bildung der Landwehr bei dem Könige in Breslau zurückgehalten hatten, zeigte, daß man sich bedeutenden Ereignissen näherte. Scharnhorst hatte sich nach seinem Eintreffen bei der Armee sofort zu einer eingehenden Beratung nach Belzig begeben, wo Wittgenstein sein Hauptquartier hatte. Wie Scharnhorst sich die weiteren Operationen dachte, geht aus folgendem Schreiben hervor, das er, als ein Ergebnis seiner Besprechungen mit Wittgenstein, an Knesebeck schickte, und das gewissermaßen als offizieller Bericht an den König zu betrachten war.

„Unser Plan ist", so heißt es in dem Schreiben, „mit dem Blücherschen Korps auf Leipzig zu marschieren, mit dem Wittgensteinschen oberhalb Wittenbergs über die Elbe zu gehen, dann ge-



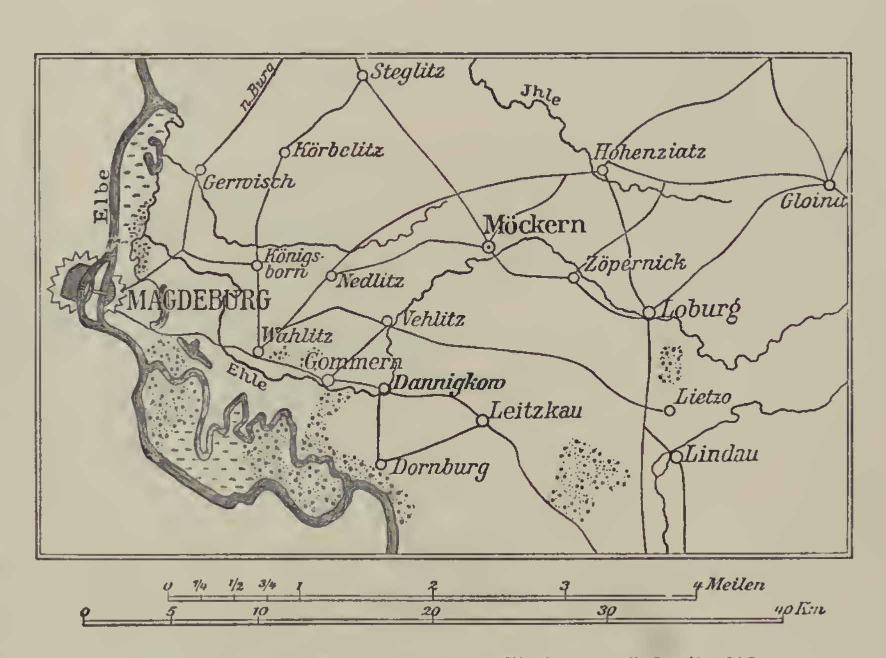
Generalmajor Karl Heinrich Ludwig von Borstell.

meinschaftlich zu operieren, Magdeburg durch das Detachement von Borstell und die Brigade von Bülow zu beobachten, mit Kosaken und Kavallerie-Detachements gegen die Weser und über diesen Fluß hinaus zu operieren. Die letzten Truppen des Blücherschen Korps passieren den 5. April die Elbe bei Dresden, die ersten sind schon den 30. März in Dresden eingerückt. Damit das Blüchersche Korps nicht von Dresden abgeschnitten wird, marschieren wir über Rochlitz und bleiben dort, wenn sich etwas von Erfurt her oder aus Franken zeigt. Wir haben den Befehl des Fürsten Kutusow, über die Elbe zu gehen, wir wissen die Sache nicht anders zu machen; es ist nur ein Versuch, der gemacht wird, bei dem wir uns jetzt nach meiner Meinung nicht von der Elbe entfernen dürfen. Bei Magdeburg sind 40000 Mann, wieviel bei Erfurt, das wissen wir nicht. Ich hoffe, daß dieses Vorrücken unseren Kavallerie-Detachements freieres Spiel verschaffen wird."

Eugens bis jetzt nur allgemeine Operationspläne hatten sich Anfang April zu dem Entschlusse verdichtet, die einzelnen Korps der im Marsche nach der mittleren Elbe befindlichen Armee Wittgensteins anzugreifen, zu schlagen und dann Berlin einen Besuch zu machen. Aber

die Wachsamkeit der Verbündeten sollte ihm einen Strich durch die Rechnung machen. Am 2. April hatte General Lauriston unter dem Schutz einiger vorgeschobener Kavallerieabteilungen die Elbe überschritten und war unter den Augen des Vizekönigs gegen Königsborn vorgegangen. Als es bekannt geworden war, daß der Vizekönig ansehnliche Streitkräfte über die Elbe gebracht habe, entschloß sich Wittgenstein sogleich, ihn anzugreifen. General von Borstell sollte den Feind herausfordern, sich aber nicht auf ein Gefecht einlassen, sondern sich in östlicher Richtung zurückziehen. Wenn dann der Feind Borstell folgte, wollte Wittgenstein von Süden her seine rechte Flanke angreifen und ihn von Magdeburg abdrängen.

Der Vizekönig wählte eine Stellung zu beiden Seiten der Straße nach Möckern. Der linke Flügel war an die Straße nach Burg gelehnt, der rechte bei Gommern, während das Zentrum bei Nedlitz sich befand. Zu seiner Rückendeckung hatte er mit starken Abteilungen den Klusdamm besetzt, einen von Gommern aus durch sumpfige Niederungen führenden Weg nach Magdeburg. Auf dem rechten Flügel bildete die sumpfige Ehle, auf dem linken andere Bodenvorteile eine wichtige Deckung. Eugens Stellung war also eine durchaus günstige. Sein Hauptquartier hatte er in Königsborn. Wittgenstein hatte seinen Angriff zunächst für den 6. April festgesetzt. Nach seinem Plane sollten die Generale Bülow und Borstell den Feind auf der Straße von Möckern festhalten, während er selbst mit den Korps von Yorck und Berg von Gommern her ihm in die rechte Flanke fallen wollte. Schon am 3. und 4. April war es zwischen den Avantgarden zu



Plan zu den Gefechten bei Dannigkow-Möckern am 5. April 1813.

Plänkeleien gekommen. Der Widerstand der Franzosen war jedoch so zaghaft gewesen, daß General von Borstell, der das Gros seiner Brigade in Nedlitz und in umliegenden Dörfern untergebracht hatte, die Meinung gehabt hatte, daß er es nur mit schwachen Kräften zu tun hätte. Er wollte erst auf Königsborn vorrücken; eine eingezogene Erkundung befestigte ihn aber in dem Entschluß, die Nacht über unter dem Schutze einer dichten Kette von Kosaken bei Nedlitz stehen zu bleiben; im Fall eines Angriffes mit überlegenen Kräften wollte er auf Belzig, wo Wittgenstein sein Hauptquartier hatte, zurückgehen.

General von Bülow hatte infolge anstrengender Märsche am 3. April in Brandenburg gerastet. Bei der Lage der Sache war seine Vereinigung mit General Borstell dringend erwünscht, da er sich sehr stark exponiert hatte und deswegen, von der feindlichen Macht gedrängt, über Möckern drei Meilen östlich bis Gloina zurückgegangen und auch General Yorck, am Vormittag des 4. erst bei Zerbst angelangt, also noch etwa vier Meilen entfernt war. Allerdings hatte letzterer schon am Nachmittag desselben Tages seine Avantgarden unter dem General von Hünerbein bis Leitzkau vorgeschoben. Eine Meile rechts von Hünerbeins Stellung, etwa in der Richtung auf

Gloina, standen die russischen Reserven unter Berg. Noch am Abend des 4. hatte der Feind seine Posten aus Leitzkau nach Gommern zurückgezogen, so daß sich seine Hauptmacht zwischen Möckern und Gommern erstreckte. Vor sich hatte er die Ehle, ein morastiges, schwer passierbares Flüßchen; sein rechter Flügel lehnte sich gegen Dannigkow, in dessen nächster Nähe, nur etwa eine Stunde entfernt, General von Hünerbein und General Yorcks Avantgarde stand, während General Borstell und Bülow mit ihren Truppen noch weit entfernt waren und sich erst am andern Morgen in Hohenziatz, anderthalb Meilen von Möckern entfernt, vereinigen sollten. Wittgenstein war am Abend des 4. April erst gegen neun Uhr in Zerbst eingetroffen. Auf seine Weisung sandte Yorck noch gegen Mitternacht folgende Befehle an Bülow.

„— — Der kommandierende General trägt mir auf, Ihnen bekannt zu machen: da der Feind in sehr bedeutender Stärke von Magdeburg vorgedrungen ist und sich fast in allen Richtungen ausgebreitet hat, mit der Hauptforce aber der Rückzugslinie des General von Borstell gefolgt zu sein scheint, so hat der Graf Wittgenstein beschlossen, von hier aus über Leitzkau, welches der Feind stark besetzt hat, anzugreifen und ihn dadurch in seine rechte Flanke und Rücken zu nehmen. Zu dem Ende ist auch die russische Reservedivision, zirka 7000 Mann stark, auf Lietzo, zwischen Zerbst und Lohburg, dirigiert worden, in welcher Gegend diese Truppen nach einem starken Marsch heute Abend spät ankommen werden. Diese und andere Gründe, verbunden mit der Absicht, daß Ew. Exzellenz sich zuvor mit dem General von Borstell vereinigen und sodann Ihrerseits mit dem Ganzen gegen den Feind ebenfalls vorrücken sollen, bestimmen den Grafen Wittgenstein dahin, daß derselbe den Angriff erst übermorgen früh, den 6. April, unternehmen will.“

Der in dieser Meldung kundgegebene Entschluß Wittgensteins erfuhr aber eine gründliche Änderung durch die in der Frühe des 5. April eintreffende Meldung, daß Eugen sich auf Magdeburg zurückziehe. Wittgenstein wollte unter keinen Umständen den Feind entkommen lassen und ihn deswegen noch heute angreifen. Um 11 Uhr vormittags brach Yorck aus Zerbst auf, um über Leitzkau und Dannigkow dem Feinde entgegen zu gehen. Er ließ sofort die eilige Meldung an Borstell und Bülow nach Hohenziatz ergehen, wo sich diese inzwischen vereinigt hatten: „der Feind stehe hinter Dannigkow, Vehlitz und Zöpernick; Graf Wittgenstein sei im Marsch, um ihn noch heute anzugreifen; er, Yorck selbst, werde dies in der Richtung über Dannigkow gegen Gommern, General Berg über Vehlitz tun. Bülow möge sich nach Zöpernick wenden, um womöglich den Feind in seiner linken Flanke zu umgehen und ihn zu beschäftigen und sich dabei nach dem Kanonenfeuer zu richten.“ — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So rückten, gewissermaßen strahlenförmig, von Süden, Osten und Nordosten die Verbündeten auf das Zentrum des Feindes — Möckern-Dannigkow — los. General von Hünerbein stand mit drei Bataillonen Ostpreußen, zwei Husarenschwadronen, zwölf Geschützen und einem Pulk Kosaken hinter einer Höhe zwischen Leitzkau und Dornburg, bereit, auf der Straße nach Dannigkow vorzugehen. Schneller als er geahnt, sah er sich in ein lebhaftes Gefecht verwickelt. Gegen ein Uhr hatte er eine Husarenpatrouille vorgeschickt, die auf dem Wege nach Dannigkow mit einer Schar feindlicher Reiter zusammengestoßen war, die sich aber sofort auf einige vor dem Dorfe postierte Schwadronen zurückzogen. Hünerbeins Reitern, vor Kampfbegier brennend, war der Befehl ihres Kommandeurs, einzuhauen, wie Schlachtmusik in die Ohren gedrungen. Mit unvergleichlicher Bravour stürzten sie sich auf die zurückgehenden Reiter, wurden aber von den zur rechten und linken Seite des Dorfes aufgestellten französischen Tirailleuren mit einem so heftigen Feuer empfangen, daß ein Offizier mit mehreren Husaren fiel. Die feindlichen Tirailleure hielten aber den Anprall der Reiter nicht aus und warfen sich ins Dorf. Hünerbein, der nur eine schwache

Besatzung im Dorfe wähnte, schickte sofort die Tirailleure seines ersten Bataillons vor, um das Dorf zu säubern. Mit heißer Kampfeslust drangen diese bis zur Brücke über die Ehle vor, wurden aber bald aus den Fenstern der Häuser und hinter den hohen Zäunen hervor so stark beschossen, daß Hünerbein sofort das zweite Bataillon in den Kampf werfen mußte. Aber auch dieses stieß bald auf hartnäckigen Widerstand, und der General erkannte bald, daß er einer überlegenen Macht gegenüberstand.

Um sich in dem Dorfe zu behaupten, ließ er links von Dannigkow vier Geschütze auffahren. Es war die reitende Batterie Nr. 2 unter dem Kommando des Leutnants Hensel, welche unter dem verheerenden Gewehrfeuer des Feindes die Geschütze richtete und sogleich mit sichtbarem




Die reitende Batterie Hensel, das Vorgehen der preußischen Tirailleure bei Dannigkow deckend. (5. April 1813.)

Erfolge in den Kampf eingriff. Unter ihrem wohlgezielten Feuer gingen die Tirailleure von neuem vor — aber vergebens; sie wurden, wie es in Hünerbeins Bericht heißt, „zum zweiten Male hinausgeworfen, und der Feind behielt die über die Ehle führende Brücke und sämtliche Häuser stark besetzt." Die Soutiens*) jenseits der Brücke erhielten von Gommern her jeden Augenblick neue Verstärkungen. „Nun war", so berichtet Hünerbein weiter, „die Sache offenbar zur Ehrensache, zur heiligen Sache des Vaterlandes geworden, und ich konnte den Befehl, Gefecht zu vermeiden, nicht mehr befolgen; es war das erste ganz ernsthafte Gefecht in diesem Kriege, und Sieg oder Tod mußte hier offenbar die Losung sein; ich mußte, so schwach ich war, auf den alten Mut der preußischen Truppen und die Unterstützung der Feldherren, die mich befehligten, rechnen."

Wie gefährlich auch die Lage des Generals Hünerbein war, jetzt gab es kein Halten mehr. Der „furor teutonicus" war in den Mannschaften erwacht; sie ließen sich nicht mehr zügeln. Der

*) Soutiens, die zur Unterstützung der Tirailleure als Rückhalt aufgestellte Truppenabteilung.

kriegerische Geist, der seit der Erhebung nur mühsam zurückgehalten war, lohte in aller Herzen auf. Major Lobenthal erhielt Befehl, mit seinen beiden Bataillonen das Dorf anzugreifen. Die Batterie mit den Dragonern zur Seite des Dorfes ging in prächtigem Angriff vor, um den Feind in die rechte Flanke zu nehmen. Aber wacker wehrte sich dieser. Der erste Angriff wird zurückgeschlagen. Was tut's? Ein Zurückweichen gibt's nicht mehr! Es gilt, die heimische Erde von den welschen Unterdrückern reinzufegen. Im heftigsten Feuer ordnet Lobenthal seine Bataillone zu erneutem Angriff. Die Begeisterung des Kampfes entflammt die Truppen; von drei Seiten zugleich dringen sie in das Dorf ein. Ein grimmiger Einzelkampf von Haus zu Haus hebt an. Mit dem Bajonett dringt man in die Häuser ein; alles was widersteht, wird niedergestochen.

Die morastigen Wasser der Ehle hemmen den Siegeslauf. Was tut's; die Tirailleure waten durch die Flut, den Frontangriff auf die Brücke unterstützend. Der zurückgeworfene Feind wehrt sich wütend; dreihundert Schritt weiter versucht er, sich wieder festzusetzen; von neuem werfen ihn die Bajonette der Preußen zurück. So war Major Lobenthal endlich auf offenem Felde angelangt und sah sich dort plötzlich, ohne jede Deckung und Schutz, der eben anrückenden überlegenen Kavallerie des Feindes, dem verheerenden Feuer der Artillerie ausgesetzt; er zog sich, so schnell er konnte, auf Dannigkow zurück, um das Dorf weiter zu behaupten. Vier Stunden hatte das Gefecht im Dorf gewährt; von der Wut des Kampfes zeugten hundert Tote und Verwundete; aber er hatte den unvergleichlichen Kampfesmut, den neuen Geist einer neuen Zeit gezeigt. Dieser Anfang ließ viel für die Zukunft hoffen.

Es ist von Interesse, zu erfahren, daß, so sehr auch später Hünerbeins kecker Angriff auf Dannigkow von zahlreichen Seiten gelobt wurde, Yorck in seiner strengen militärischen Auffassung dafür nur einen harten Tadel übrig hatte. Hünerbein rechtfertigte sich später in folgender freimütigen Weise:

„Ich bekenne mich“, antwortete er bei der Übersendung seines Gefechtsberichts, „aufs neue zu der Schuld, ein Gefecht mit so wenigen Truppen gegen den Willen des kommandierenden Generals unternommen zu haben; allein von der Schuld eines vorsätzlichen Ungehorsams darf ich mich dreist freisprechen. Die Betrachtung, daß sehr viel darauf ankam, gegen den neuen Feind unter den Augen des neuen Alliierten den ersten Schlag glücklich zu schlagen, und daß man, was man heute tun kann, nicht auf morgen verschieben muß, ließ dies kleine angefangene Gefecht mich hartnäckig fortsetzen, in der festen Überzeugung, daß wenigstens Ew. Exzellenz das Letzte daran gesetzt hätten, um mich zu unterstützen, und so entstand eine attaque en echellon vom linken Flügel, die besseres Resultat herbeiführte, da sie eine Art Überfall war, als vielleicht vierundzwanzig Stunden später der erwartete Angriff auf die ganze Front herbeigeführt haben würde . . . . Graf Brandenburg hatte mir die Ehre erzeigt, mich bei dieser Expedition zu begleiten, und hat mich mit einer Tätigkeit und Unerschrockenheit unterstützt, die dem Dienst Sr. Majestät ebenso ersprießlich als unwiderruflich ein Zeugnis war, welch ein edles Blut in seinen Adern fließt.“

Sehen wir zu, wie die andern Befehlshaber bei diesem konzentrischen Angriffe mitwirkten. Das eben geschilderte Gefecht bei Dannigkow war bereits in vollem Gange, als General Borstell, herbeigelockt durch die zunehmende Kanonade bei Dannigkow, südlich des kleinen Städtchens Möckern anlangte. Er beschloß, sogleich bei Vehlitz über die Ehle zu gehen, um dem Feinde in die linke Seite und in den Rücken zu fallen. Aber die Brücke lag im Bereiche des feindlichen Kartätschen- und Kleingewehrfeuers vom Dorfe Vehlitz her, das von zwei feindlichen Bataillonen und vier Geschützen verteidigt wurde, während hinter dem Dorfe noch andere feindliche Bataillone und

Geschütze einen starken Rückhalt boten. Bei dem ungünstigen Terrain — vor der Ehle breitete sich eine tausend Schritt breite Sumpfniederung aus — war nur durch Artilleriefußvolk etwas auszurichten. Wie gerufen, war gerade zu jener Zeit die russische Division Berg eingetroffen und hatte sofort ein lebhaftes Geschützfeuer auf den Feind begonnen. Mit ihrem Feuer vereint, wirkte die reitende Batterie des Generals Borstell und, nach dem Eintreffen der Fußbatterie, auch das Feuer dieser, so daß um diese Zeit vierundzwanzig Geschütze ihr Feuer auf den Feind richteten. Bei der großen Breite der Niederung aber wurde die Wirkung der preußisch-russischen Kanonade stark beeinträchtigt.

In dieser schweren Lage sollte der glänzend ausgeführte Angriff des aus Pommern und Ostpreußen bestehenden Fußvolkes den Ausschlag geben. Unterstützt von einem russischen Jägerbataillon, schickte General von Borstell vier Bataillone dieser tapferen Infanterie vor, zwei links und zwei rechts des Dammes. Zentrum und Reserve bildeten die russischen Truppen des Generals von Berg. Unter einem mörderischen Feuer drangen die braven Bataillone bis in die Mitte vor; nur einen Augenblick stockten sie; dann wateten sie, bis über die Knöchel, teils bis über die Arme in Wasser durch die Flut, um sofort nach dem Durchschreiten des Flusses gegen die nahe am Dorf stehenden Kanonen des Feindes mit solcher Schnelligkeit vorzugehen, daß es nur zweien gelang, eiligst davonzufahren. Als jenseits des Flusses die braven Bataillone eben im Begriff waren, sich zum Angriff auf Vehlitz zu ordnen, brauste eine wild daherstürmende Reitermasse von etwa 800 bis 1000 Pferden, aus roten Pariser Husaren, Chasseuren und Lanciers bestehend, daher und hätte es überrannt, wenn nicht das brave zweite pommersche Bataillon sich schnell besonnen, im massigen Viereck formiert und auf fünfzig Schritte diese rasende Reitermasse mit gewaltiger Salve empfangen hätte, daß sie nach allen Richtungen auseinanderstob und teils gefangen, teils niedergehauen wurde. Dann nahm das Bataillon das Dorf mit Sturm und behauptete sich nach langem Kampfe darin. Der Feind zog sich auf sein Zentrum bei Nedlitz zurück.

Den Vogel hatte an diesem Tage der „tolle Platen" abgeschossen. Major Platen, der einstweilige Führer der litauischen Dragoner, war eine Soldatennatur der schroffsten Art, trotzig, voll von jäher Zornesgewalt. Man sagte von ihm, wie Droysen erzählt, daß er die Pferde so gut wie die Litauer für seinesgleichen ansähe. Zu kühnen, unternehmenden, waghalsigen Dingen war niemand brauchbarer als er. Es gab keinen verwegenen Streich, den er nicht ausgeführt, kein gefahrvolles Abenteuer, das er nicht gewagt hätte, wenn es galt, seinen Haß gegen die Franzosen zu sättigen. Hier bei Dannigkow-Möckern war er ganz in seinem Fahrwasser. Gerade als der wachsende Geschützdonner bei Vehlitz den Höhepunkt erreicht hatte, war Bülow mit seinen Dragonern, einem Füsilierbataillon, vier Schwadronen Husaren und einem Pulk Kosaken bei Möckern eingetroffen.

Die vorgeschobenen Schwadronen des Feindes mußten genommen werden. Bülow drängte sie mit seinen Husaren zurück; sie flogen dahin wie die Windsbraut. Zwei Gräben hatten sie bereits übersprungen; der dritte hemmte endlich ihren Siegeslauf. Jenseits des letzten stand — etwa tausend Pferde stark — die feindliche Kavallerie; daneben war eine Batterie aufgefahren; rückwärts drohten drei weitere Bataillone. Von Vehlitz her hörte man, immer stärker werdend, dumpf dröhnenden Kanonendonner. Unterstützung war dringend erforderlich. Die Husaren waren voran; man konnte sie nicht allein lassen; man mußte ihnen Deckung geben: Platens Dragoner mußten zur Unterstützung vor. Der „tolle Platen" hielt ihnen eine kraftvolle Ansprache, so in seiner Art, derb, ungekünstelt, wie sie ihm der Augenblick eingab, zündend, wie das Feuer in seiner Pfeife, das nie ausging; sie schloß mit den Worten: „Auch muß ein guter Dragoner die Pfeife

noch brennend haben, wenn nach der Attacke Appell geblasen wird.“ Jetzt nahte er im starken Trab mit seinen 200 Dragonern, ein winziges Häuflein der Menge der Feinde gegenüber. Ohne links oder rechts zu blicken, ohne die Pferde verschnaufen zu lassen, flogen sie dahin, die kühnen Reiter — über Stock und Stein, über Löcher und Gräben — mit wildem Hurra — der „tolle Platen“ allen voran — „und so hieb“, sagte er selbst in seinem Bericht, „dies 200 Pferde starke Regiment auf drei aus Lanciers, Chasseurs und Husaren zusammengesetzte Regimenter, gewiß 1000 Pferde stark, dergestalt ein, daß die drei Regimenter aufgerollt und vor sich her getrieben wurden. Wie wenig sich das Regiment mit Gefangennehmung einzelner Leute abgab, beweist, daß es nur 86 Gefangene machte, hingegen gewiß noch einmal soviel niedergehauen wurden, indem die Erbitterung so groß war, daß anfänglich gar kein Pardon gegeben wurde.“

Und noch ein zweites Bravourstückchen leistete sich der „tolle Platen“ an diesem ersten, so glorreichen Kriegstage. Als er auf seinem Schimmel über den ersten Graben setzte, war ein französischer Lancier vorwitzig genug, ihn mit eingelegter Lanze zu attackieren und mit der Spitze am Arm zu verwunden. „So 'ne Fliege!“ rief Platen, und ein Säbelhieb sauste dem verwegenen Franzosen über den Schädel; aber er blieb noch sattelfest. In demselben Augenblicke sprengte Platens Trompeter hinzu und schlug ihn mit der blitzenden Trompete so ins Gesicht, daß der Franzose vom Pferde stürzte. Lächelnd, die Pfeife im Munde, rief ihm Platen zu: „Den hast du gut heruntergeblasen.“ Dann sprengte er in die Feinde hinein, den Seinen eine Gasse machend. Ein eleganter Lanzenschuh von feinem lackierten Pariser Leder war die Siegestrophäe, die er aus dem Kampfgetümmel zurückbrachte. Bei einem lustigen Frühstück am nächsten Morgen diente sie ihm als Mundbecher, um seinen Kameraden einen feinen Schnaps daraus zu kredenzen.

Noch hundert andere fröhliche Erlebnisse hätte man zu erzählen von diesem ersten, glücklichen und erfolgreichen Zusammenstoß mit dem Feinde. Von Mund zu Mund, von Korps zu Korps gingen die Anekdoten. Man hatte, wie General Borstell in seinem Bericht sagte, „das Gefühl vollkommenster moralischer Überlegenheit, die freudigste Zuversicht“. Aber auch die tatsächlichen Erfolge waren bedeutend. Man hatte den ungleich stärkeren Feind aus allen seinen Stellungen geworfen, und bei alledem waren es, was die Freude erhöhte, überwiegend nur preußische Truppen gewesen — bei 10000 Preußen etwa 1200 Russen, die ins Gefecht gekommen waren. Der Tag von Möckern war eine glückverheißende Vorbedeutung für den begonnenen Freiheitskampf.






# III. Großgörschen.

War dieser erste Sieg der Verbündeten bei Möckern auch in strategischer Hinsicht nicht ganz ohne Bedeutung, indem dadurch dem weiteren Vordringen des Vizekönigs Eugen für eine Zeitlang Halt geboten war, so trat doch der militärische Erfolg bei weitem zurück hinter der moralischen Wirkung dieser ersten Feuerprobe der preußisch-russischen Waffenbrüderschaft. „Ich kann nicht genug die Tapferkeit unserer und der preußischen Truppen rühmen, die gegenseitig an Mut und Unerschrockenheit wetteiferten“, so hieß es in dem Bericht des Grafen Wittgenstein an den Fürsten Kutusow. Eine fast wilde Tapferkeit war besonders über die preußischen Truppen gekommen, und die Angehörigen der großen russischen Armee, noch stolz auf ihre Siege bei Borodino, sahen jetzt mit anderen Augen auf ihre Waffenbrüder als vor Beginn des Kampfes, da der preußische Soldat noch immer unter dem niederdrückenden Gefühl der Erinnerung an Jena zu leiden hatte. Auch lag aller Welt die freudige Tatsache vor Augen, wie unendlich viel die Führer in der Zeit des Unglückes an sich selbst gearbeitet, wie sich die Kriegführung in taktischer und strategischer Weise vervollkommnet, welchen Nutzen sie insbesondere aus der Beobachtung der napoleonischen modernen Fechtweise gezogen hatte. So war gerade bei Möckern, wie wir sahen, das Tirailleurgefecht, wie es bei Jena den Franzosen so große Erfolge errungen, den Preußen von so bedeutendem Nutzen gewesen. Die schwerfällige Taktik von 1806 war einer neueren, leichten, beweglichen und unternehmenden gewichen. Das alles erweckte im Lande die hoffnungsfreudigste Stimmung und ließ einen schnellen Fortgang des Feldzuges erwarten. Mit starkem Anprall hatte der rechte Flügel der Verbündeten sich bei Magdeburg und Möckern dem Feinde entgegengeworfen; im unaufhaltsamen Vorrücken bot die Armee Blüchers dem Feinde die Stirn; nur die russische Hauptarmee unter Kutusow war unfähig und kraftlos noch immer bei Kalisch stehen geblieben. „Daß

die große Armee nicht folgt, ist ein großer Fehler", hatte Scharnhorst bereits am 6. April geschrieben. Blüchers und Wittgensteins Operationen wurden dadurch in unliebsamer Weise gehemmt; sie wurden gezwungen, wochenlang an der unteren Saale und an der Elster untätig und still zu liegen, indes der große Schlachtenmeister mit seinem gewaltigen Willen und seinem unübertefflichen Organisationstalent in immer bedrohlichere Nähe gerückt und schon im Begriff war, mit überlegenen Streitkräften durch die Pässe der Saale zu brechen.

Tief zu beklagen war vor allem, daß durch diese Verzögerung des russischen Vormarsches allmählich die großen moralischen Eindrücke dahin schwanden, die, wie man gehofft hatte, bei dem beginnenden Befreiungskampfe eine so große Rolle zu spielen berufen waren. Die kühne, begeisterungsvolle Erhebung Preußens schien im Sande zu verlaufen. Der tiefe Eindruck, den die Vernichtung der französischen Armee auf den Schnee- und Eisfeldern Rußlands auf das Volksgemüt hervorgebracht, wurde verwischt durch das gewaltige und glänzende Wiedererscheinen der napoleonischen Macht. Fast wie ein Wunder erschien dies, und der Glaube an die Unüberwindlichkeit Napoleons mußte sich von neuem in verhängnisvoller Weise in dem Volke festsetzen, wenn die Verbündeten nicht bald zu einem gewaltigen Schlage ausholten. Ebenso mußte diese kraftlose, zaudernde Haltung der Verbündeten auf die Entschlüsse Österreichs, dessen Bundesgenossenschaft man so heiß ersehnte, aufs nachteiligste einwirken, ganz abgesehen von den Rheinbundfürsten, denen gewissermaßen der Gang der Ereignisse recht gab, daß ihr Heil bei dem mächtigen französischen Kaiser besser aufgehoben war, als bei den zaudernden Verbündeten.

Es ist leicht auszudenken, wie dies unerträgliche Zögern auf energische Kampfnaturen wie Blücher, Yorck, Bülow und Scharnhorst wirken mußte. Blücher war, wie wir schon wissen, von Schlesien aus in Sachsen eingerückt. Den Vortrab hatte der russische General Wintzingerode mit 10000 Mann, zumeist aus Reiterei bestehend, gebildet. Wir wissen ferner, daß nach der Zerstörung der Elbbrücke durch Davout am 27. März die ersten Kosaken auf Flößen über die Elbe gesetzt waren und die Hauptstadt Sachsens besetzt hatten. Von Dresden aus war Blücher dann weiter westlich auf Altenburg marschiert. Seinem Heere war der geniale Scharnhorst als Generalstabschef beigegeben. Klarer als alle anderen überschaute dieser die Sachlage, und den Grundton aller seiner Schreiben und Befehle, die er an jenen Tagen an die zuständigen Kommandanten der verschiedenen Armeeteile richtete, bildet immer und immer wieder die Klage über das langsame Nachrücken der russischen Hauptarmee. Noch bevor er die Nachricht von dem Siege von Möckern empfangen, gibt er am 5. April aus Penig (zwischen Chemnitz und Altenburg gelegen) in einem Schreiben an Knesebeck einen Überblick über die Kriegslage und die nach seiner Meinung zunächst in Betracht kommenden Bewegungen. Zum Schluß heißt es in bezug auf das zögernde Nachrücken der Kutusowschen Hauptarmee: „Es ist sehr wichtig, daß die große russische Armee jetzt folgt; stände diese zwar schwache, aber des Sieges gewohnte Armee an der Elbe und in Dresden, so könnten wir frei operieren und entscheidende Schläge wagen. Dringt der Feind aber in Masse vor, ehe diese an der Elbe erscheint, d. h. hat unsere Operation, verbunden mit der Kavalleriebewegung, nicht den gehofften Erfolg, so sind wir zu einer Rückbewegung gezwungen, wenn nicht besonders günstige Gelegenheiten zum Schlagen sich ereignen. Hierzu kommt noch, daß alsdann der Unterhalt der Armee große Schwierigkeiten haben wird, wenn sie auf dem rechten Ufer der Elbe leben soll.

„Unser Plan ist, in diesem Falle mit den drei Infanteriebrigaden die Oberelbe zu verteidigen und mit dem Wintzingerodischen Korps und der Kavallerie den Feind auf seinem linken Flügel zu umschließen und so den Besitz des Landes zwischen Elbe und Weser uns zu versichern und den Insurrektionskrieg in Tätigkeit zu setzen."

Etwa zwei Tage später, am 7. oder 8. April, war dann die Nachricht von dem Siege bei Möckern in Blüchers Hauptquartier eingegangen. Zwar hatte der Vizekönig Eugen nach dem Treffen bei Möckern den Rückzug auf das linke Elbufer angetreten, und die Tatsache, daß er hinter sich die Brücken über die Ehle hatte abbrechen lassen, schien deutlich darauf hinzuweisen, daß er eine Wiederholung seines Vorgehens von Magdeburg aus nicht beabsichtigte. War dies auch für die Verbündeten augenblicklich ein nicht zu unterschätzender Gewinn, indem sie von dieser Seite vor der Hand nichts zu befürchten hatten, so hat es sich doch nachher herausgestellt, daß Wittgenstein zunächst eine ganz übertriebene Vorstellung von der Bedeutung seines Sieges bei Möckern hatte. Er glaubte nicht allein, den Vizekönig nach Magdeburg hineingeworfen zu haben; im Geiste sah er ihn schon seinen Rückzug weiter nach Westfalen, vielleicht auf den Harz fortsetzen, und so hatte er durch den Überbringer der Siegesnachricht Blücher aufgefordert, mit ihm gemeinsam die errungenen Vorteile auf dem linken Elbufer weiter zu verfolgen. Aus einem vom 8. April datierten Schreiben Scharnhorsts an Wittgensteins Generalstabschef, den General d'Auvray, kann man indessen den Schluß ziehen, daß Blücher dem Plane Wittgensteins seine Zustimmung versagen zu müssen glaubte. Das Schreiben lautete: „Nach allen Nachrichten sammelt der Feind seine Hauptkräfte in Franken und am unteren Main. Er wird also damit höchst wahrscheinlich auf der kürzesten Straße über Hof nach Dresden vordringen, teils weil dieses die kürzeste Operationslinie gegen die Elbe ist, teils weil dieser hohe Teil Sachsens seiner Infanterie ein günstiges Terrain darbietet, wo unsere Kavallerie uns weniger Vorteil gibt."

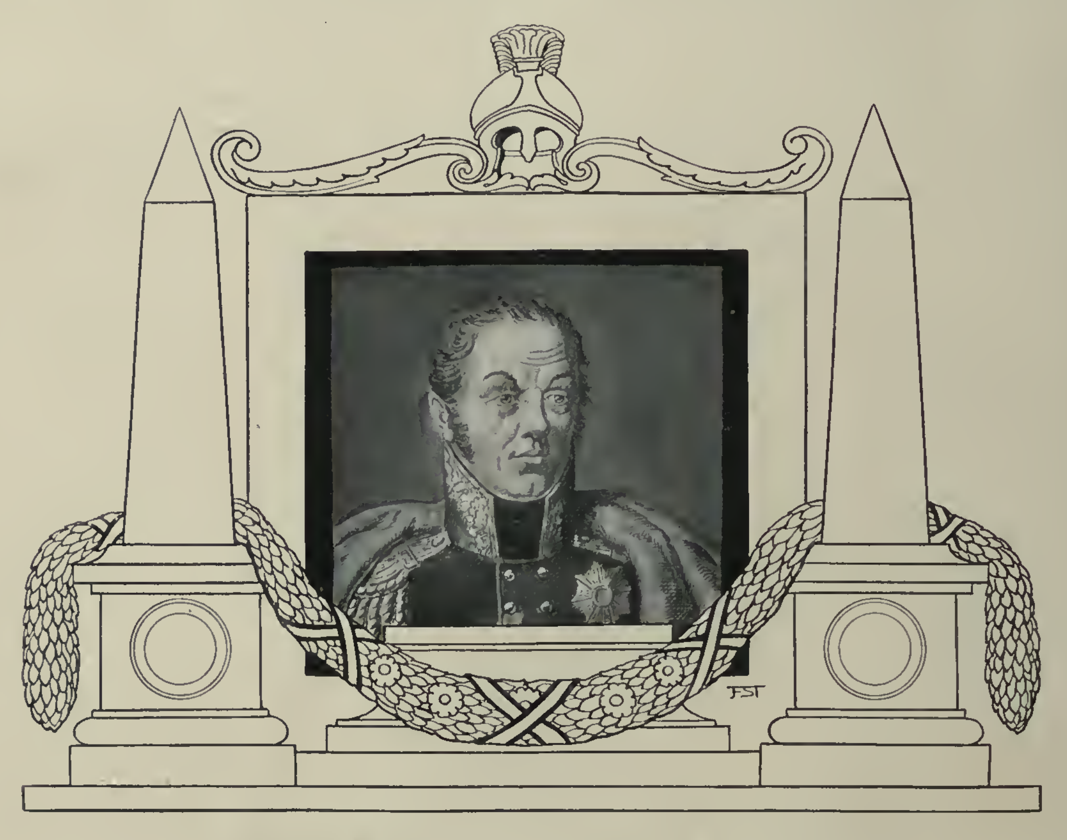
„Wir wissen die Stärke dieser Kräfte noch nicht hinlänglich zu schätzen; sechzehn Bataillone mit einiger Kavallerie sollen sich im Werratal befinden, drei Divisionen in Franken; drei Divisionen Rheinbundtruppen werden dort gleichfalls eintreffen. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß aus Italien eine Armee von 30000—40000 Mann im Anmarsch ist, davon ist die erste Kolonne schon in Augsburg. In jedem Falle scheint gewiß, daß eine bedeutende Armee in Würzburg und Franken schon vorhanden ist, und daß hinter dem Thüringer Walde im Werratale sich 25000 Mann befinden, welche den Abmarsch der feindlichen Hauptmacht bis dahin verbergen."

„Wir dürfen also die Straße von Hof nach Dresden nicht außer acht lassen, weil, so lange wir immer in Gefahr sind, unsere Elbübergänge zu verlieren, wir auch Gefahr laufen, uns von der Hauptarmee getrennt zu sehen, diese nämlich bei Kalisch — sobald der Feind den kürzeren Weg dorthin gewinnt. — Dies ist der Grund, warum wir uns nicht zuviel rechts bewegen dürfen, und darin liegt die Unmöglichkeit einer kräftigen Operation gegen den Vizekönig auf dem linken Elbufer bis an den Fuß des Harzes, denn von jener Gegend, nämlich der niederen Saale, Ballenstedt, Quedlinburg 2c. ist es nach Dresden mehr als noch einmal so weit wie von Zwickau, und schwerlich würden wir das Vorrücken des Feindes an der niederen Saale früher erfahren, als wenn er in Zwickau ist. Dazu kommt, daß wir bei allem, was vorgekommen ist, doch wegen Torgau, wo 12000 Sachsen sein sollen, nie ganz ohne Rücksicht und Besorgnisse sein können."

„Wäre die große Armee in der Nähe der Elbe oder befände sich nur der General Miloradowitsch in Dresden, so hätten wir viel mehr Freiheit in unseren Bewegungen, und dann wäre eine kräftige Operation gegen den Vizekönig allerdings möglich. Wir senden heute einen Offizier ab, um zu erfahren, ob der General Miloradowitsch bis an die Elbe gehen, und wann er eintreffen wird. Bis dahin haben wir geglaubt, sei die Stellung, welche wir genommen haben, den Umständen angemessen: Die Niederschlesische Brigade bei Zwickau; die Oberschlesische Brigade bei Penig; die Brandenburgische Brigade bei Nossen."

„Die leichte Kavallerie steht in Plauen, Schleiz, Jena und Naumburg, und sucht durch Streifereien alle Straßen, die durch den Thüringer Wald führen, zu unterbrechen. So sind wir gegen Unglücksfälle gesichert und imstande, wenn der Vizekönig etwas gegen den General Wittgenstein an der niederen Saale unternehmen sollte, jenem gleich in die rechte Flanke zu gehen; endlich unterbrechen wir die direkte Verbindung der beiden feindlichen Armeen an der Elbe und in Franken, und dürfen hoffen, bald Kuriere aufzufangen, die uns nähere Aufschlüsse über die Absichten des Feindes geben."

Am 14. April war Blücher in Altenburg eingetroffen. Hier war ihm wieder ein unerwünschter Halt geboten, weil der Anmarsch Kutusows mit der Hauptarmee sich wieder und wieder

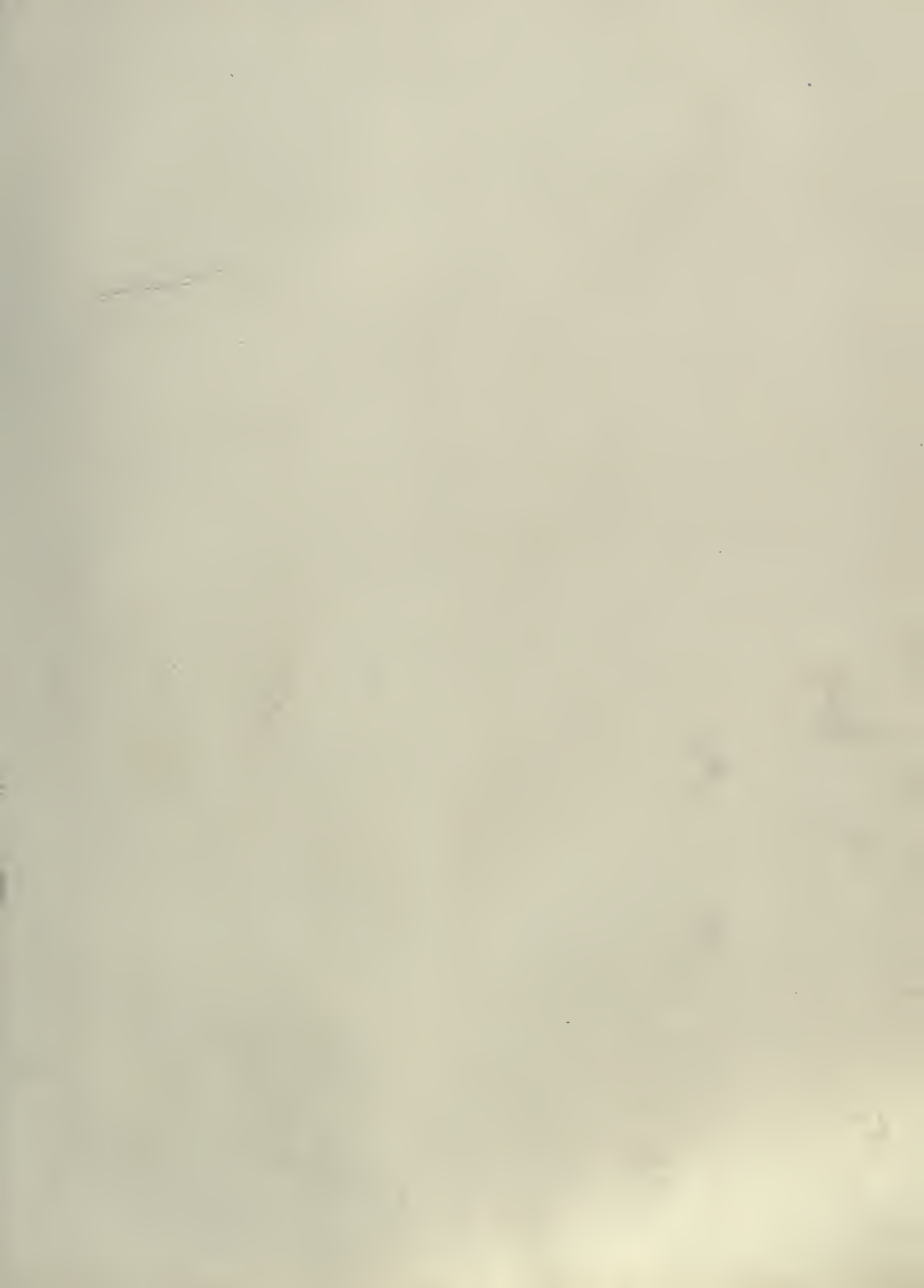


Russischer General Ferdinand Freiherr von Wintzingerode.

verzögert hatte. Aber über die begreifliche Ungeduld halfen dem alten Helden die lebhaften Sympathiebezeugungen der deutschgesinnten Bewohner der Stadt hinweg. Die dortige Loge — Blücher war Freimaurer — bereitete ihm ein Fest, auf welchem er in seiner flammenden, hinreißenden Weise Gelegenheit fand, den Bewohnern Mut und Hoffnung auf eine nahe bevorstehende bessere Zukunft zuzusprechen. Wie lebhaft im ganzen deutschen Volke die Ungeduld über das langsame Vorrücken der Verbündeten gefühlt wurde, beweist die Tatsache, daß während Blüchers Anwesenheit in Altenburg ein Schreiben ohne Namensunterschrift einlief, als dessen Absender man gleichwohl den patriotischen Herzog Karl August erkannte. Das Schreiben schloß mit den bedeutsamen Worten: „So rückt doch vorwärts! Wollt Ihr das Jahr 1806 wieder erleben?"*)

Je langsamer infolge der Zögerungen Kutusows die Blüchersche Armee vorrücken konnte, um so gründlicher konnte allerdings der Aufklärungsdienst geübt werden, und der Tätigkeit der

*) Blasendorff. Gebhard Leberecht von Blücher. S. 186.







Oberjäger Wimmel, tödlich verwund
Prin
sich von

Prinz Wilhelm bei Gr



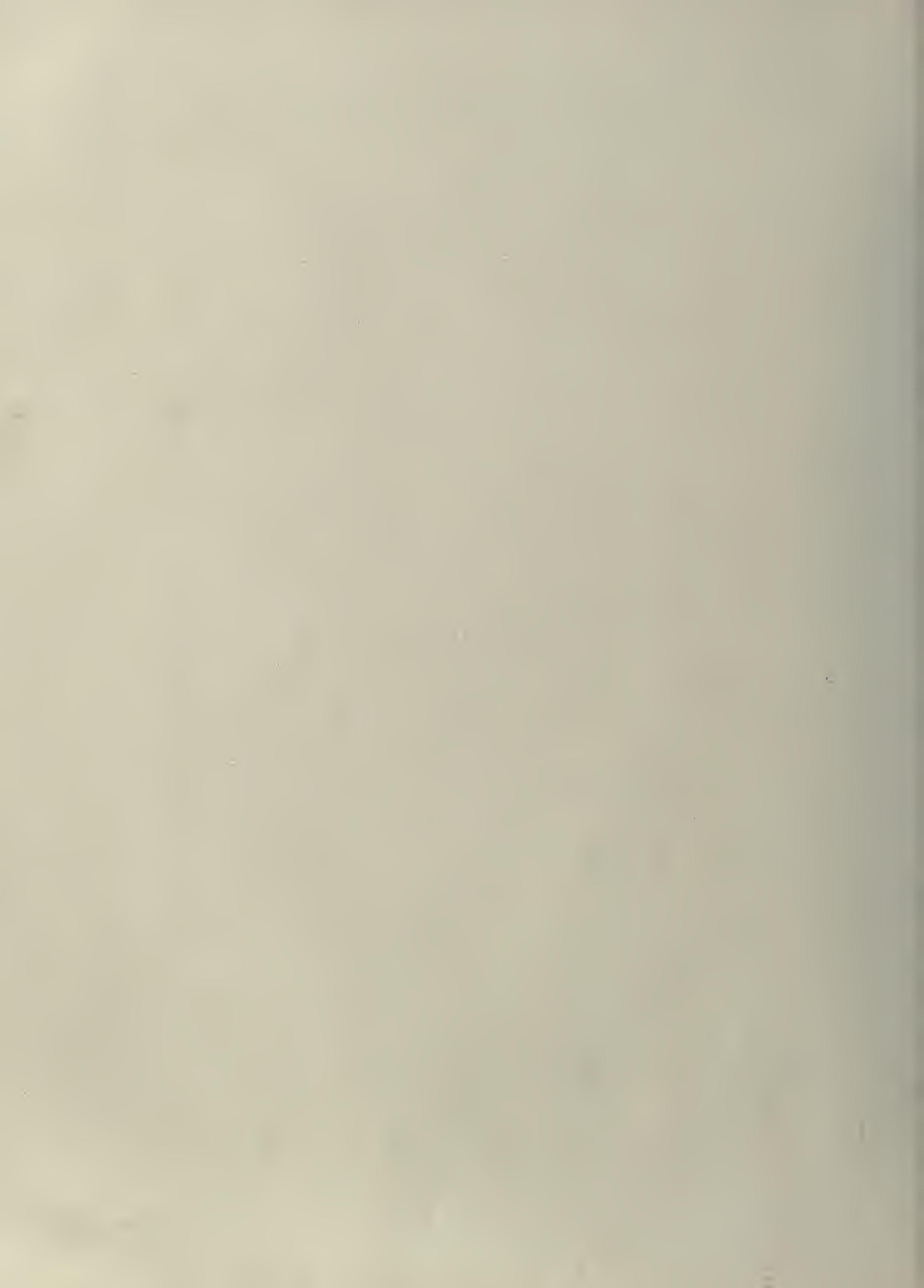

n Pferde sinkend
helm, Bruder des Königs,
m gestürzten Pferde erhebend

Stallmeister Major

Unteroffizier Paproth

örschen (2. Mai 1813).

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.



leichten Reiterei war ein erwünschter weiter Spielraum geschaffen. Kühne Parteigänger, ganz besonders für diesen Zweck geeignet, wurden mit leichten Truppen den Hauptarmeen vorausgeschickt. General Wintzingerode hatte schon gegen die untere Saale und Unstrut, gegen Merseburg und Halle aufklären lassen. Diese Aufklärungen hatten in der Hauptsache den Zweck gehabt, den Vizekönig in der Front zu beunruhigen und seine Verbindungen nach Süden und Südosten zu unterbrechen. Blücher hatte nach allen Himmelsrichtungen über Gotha, Rudolstadt und Plauen, ja bis Franken hinein drei Aufklärungsabteilungen von je zwei Schwadronen unter dem Obersten von Hobe und den Majors von La Roche von Starkenfels und von Blücher vorausgeschickt. Der letztgenannte Offizier war der älteste Sohn Blüchers. Der alte Haudegen hatte die Freude, sich in diesem Sohne den kühnsten Husaren, den verwegensten Reiter herangebildet zu haben. Der junge Blücher hatte am 18. April ein prächtiges Reitergefecht gegen die Avantgarde der französischen Division Souham, die gerade in Weimar einrücken wollte, zu bestehen. Da er nur 80 Husaren bei sich hatte, so




Major von Hellwig.

mußten Verwegenheit und Reiterlist die Stelle der größeren Macht ersetzen. In dem Augenblick, als das an der Spitze der feindlichen Truppen marschierende Husarenregiment einen westlich der Stadt befindlichen engen Weg passierte, griff der junge Blücher mit seinen Husaren die feindlichen Reiter unvermutet und mit solcher Wucht an, daß sie in größte Unordnung gerieten und ihm nicht zu folgen wagten, so daß er Zeit gewann, zu seiner Verstärkung seine entsandten Abteilungen an sich zu ziehen. Fünf Gefangene und vierzig Beutepferde waren das Ergebnis seiner verwegenen Reitertat.

Den kühnsten Reiterstreich führte Major von Hellwig aus, welcher der Aufklärungsabteilung des Majors von La Roche zugeteilt worden war. Der Name Hellwig hatte bereits aus der Unglückszeit Preußens her einen guten Klang im preußischen Heere. Es war derselbe Offizier, der als Leutnant bei dem damaligen Blücherschen Husarenregiment Pletz nach der Schlacht bei Jena mit unglaublicher Kühnheit an der Spitze eines kleinen Reitertrupps 8000 auf dem Transport von

Erfurt nach Eisenach begriffene preußische Gefangene befreit hatte, und dem nachmals die Königin Luise, als Hellwig 1807 in Memel weilte, den Orden pour le mérite mit den Worten umgehängt hatte: „Hätten alle ebenso ihre Schuldigkeit getan, wir wären nicht hier!"

Major von La Roche, der mit zwei Schwadronen des zweiten schlesischen Husarenregiments über Zeitz gegen Naumburg vorgegangen war, hatte von hier aus dem Major von Hellwig den Auftrag gegeben, mit einer Schwadron gegen die Straße von Erfurt nach Magdeburg vorzugehen, wo zwei feindliche Armeekorps standen. Hellwig sollte diese „unsicher machen, um auf solche Weise die beiderseitigen Kommunikationen zu hemmen." Wir geben den Verlauf dieser kühnen



Der Überfall bei Langensalza. 13. April 1813.

Expedition nach einem Bericht des Generalleutnants von Pelet-Narbonne, der seiner Darstellung die Schrift von Fabricius: „Der Parteigänger Friedrich von Hellwig" zugrunde gelegt hat, wieder.*)

Hellwig meldete am Abend des 11. von Herren-Gosserstedt an La Roche, „er habe in Erfahrung gebracht, 1500 aus Rußland zurückkehrende Bayern mit 100 Pferden und 10 Geschützen seien von Stolberg nach Langensalza marschiert, und bat um die Erlaubnis, ebenfalls dorthin zu marschieren, indem er hoffte, einen ‚Coup' zu machen." Die Erlaubnis wurde bereitwillig erteilt, und La Roche rückte selbst vor bis Cölleda, um näher an Hellwig zu sein. Dieser war am 12. zeitig von Herren-Gosserstedt, in Luftlinie 8 Meilen von Langensalza, aufgebrochen und erfuhr unterwegs ganz sicher, daß das bayrische Korps unter General von Rechberg am gleichen Tage in Langensalza eintreffen, daselbst übernachten und am 13. den Marsch in das Westfälische fortsetzen würde. Hellwig hatte höchstens hundert Pferde seiner Schwadron bei sich, dennoch beschloß

*) G. von Pelet-Narbonne, Generalleutnant, Geschichte der Brandenburg-Preußischen Reiterei von den Zeiten des Großen Kurfürsten bis zur Gegenwart.

er, einen nächtlichen Überfall von Langensalza zu wagen. Er setzte sich sofort über Cölleda und Weißensee nach Tennstedt in Marsch, wo er, zwei Meilen vor Langensalza, noch gegen Abend eintraf und zur Erfrischung seiner Mannschaften ruhte, auch erst sichere Nachricht über den Gegner durch Kundschafter einzog. Auf diese Weise erfuhr er, daß der Graf Rechberg, dem wohl bekannt war, daß preußische Streifparteien die Gegend unsicher machten, die Tore der Stadt hatte schließen und durch starke Infanterieabteilungen hatte besetzen lassen. Auf dem Marktplatz war ein Rückhalt aufgestellt, die Batterie war auf einem von tiefen Gräben umgebenen Platze aufgefahren und einer besonderen Bedeckung von einem Offizier und 70 Mann anvertraut. Die Bespannung war in der Nähe in einer Stallung untergebracht. Hellwig beschränkte unter den obwaltenden Verhältnissen seinen Plan auf die Fortnahme der Geschütze.

Gegen 2 Uhr morgens langte Hellwig vor Langensalza an. Dem vom Leutnant von Triebenfeld geführten Avantgardenzuge gelang es, die anrufenden Infanterieposten zu überrennen, am Schießen zu hindern und über die Geschützbedeckung herzufallen. Inzwischen hatte sich der Rittmeister von Bornstädt, geführt von ortskundigen Einwohnern, nach den Stallungen begeben. Die Batterieknechte wurden zum Anspannen der Geschütze gezwungen, während Hellwig die Geschützbedeckung überfiel und auf das Stadttor zurückwarf. Das Bild des Künstlers zeigt den Höhepunkt der verwegenen Attacke. Mit den erbeuteten Geschützen, deren eines wir links im Vordergrunde des Bildes erblicken, suchten die Husaren auf Seitenwegen schnellstens das Weite. Immerhin kam es zu einem heftigen Gefecht mit der bayrischen Bedeckung. Der tapfere Leutnant von Triebenfeld, der mit seinem Zuge die Tore aufgebrochen hatte, wurde schwer verwundet; außerdem betrug der Verlust acht Husaren und zwölf Pferde. Die Beute bestand in fünf Geschützen, drei Munitions- und Bagagewagen, 32 Pferden und einigen Gefangenen.

Eine Verfolgung Hellwigs durch die bayrischen Reiter fand wegen ihrer Erschöpfung und der noch herrschenden Dunkelheit nicht statt. Im Gegenteil, als die Bayern am anderen Morgen weiterrückten, sandte Hellwig ihnen noch eine Stunde lang eine starke Streife nach, die ihren Marsch beunruhigte.

In einem aus Altenburg vom 15. April datierten Parolebefehl erteilt Blücher dem tapferen Parteigänger unter Anführung der näheren Umstände ein ehrenvolles Zeugnis über den gelungenen kühnen Streich. In demselben Parolebefehl wird noch einer anderen verwegenen Tat Erwähnung getan: „Der von derselben Kavalleriebrigade detachierte Rittmeister von Schwanenfeld hat in Gotha einen Versuch gemacht, den französischen Gesandten von St. Aignan aufzuheben. Der Gesandte selbst ist entkommen, der Legationssekretär aber mit sämtlichen Depeschen und einer Bedeckung von 10 Mann in die Hände unserer Husaren gefallen."

So mußte der Aufklärungsdienst dafür sorgen, daß während der trostlosen Zeit des Harrens und Zauderns der gute Geist der Truppen und ihre Spannkraft bis zu dem Augenblicke erhalten blieb, da sie den gewaltigen, immer näher und näher rückenden Heeresmassen des genialen Schlachtenmeisters gegenübertreten sollten, der, am 25. in Erfurt eingetroffen, hier die nötigen Befehle erteilt hatte und dann am 28. nach Weimar gefahren war. Hier hatte er, ohne sich aufzuhalten, ein Pferd bestiegen, um dann sofort die Straße nach Auerstedt einzuschlagen. Auerstedt! Welche bedeutsamen Erinnerungen mußte der Klang dieses Namens in der Brust des Mannes erwecken, der hier mit überlegenem Feldherrngenie im wuchtigen Ansturm den Staat zertrümmert hatte, der, — wunderbar allerdings mußte es ihm erscheinen — wie ein Phönix aus der alten Asche neu erstanden war. Auerstedt! Sollte ihm dieser Name als günstige Vorbedeutung dienen? Seine tatenkühne Brust schwellten von neuem weitgreifende Pläne. Vergessen war das Mißgeschick,

das ihn in Rußland getroffen, ausgelöscht die Erinnerung an die halbe Million blühender Menschenleben, die er dort dem Kriegsgott und dem Dämon des Ehrgeizes geopfert hatte. Die Kraft des weltstürzenden Titanen war wieder in ihm erwacht; er fühlte es, er mußte siegen, und er wußte es jetzt, ganz klar stand es vor seiner Seele, in welcher Weise er das Gewicht seiner gewaltigen Persönlichkeit in die Wagschale des Krieges werfen wollte: er mußte wieder den alten Nimbus, den geheimnisvollen Nebel der Unbesiegbarkeit um seine Person heraufbeschwören, den Zauber, der sich um die Taten des Generals Bonaparte geschlungen hatte. In diesem Sinne ist die Äußerung zu verstehen, die er um jene Zeit zu seinem Vertrauten, dem treuen Berthier, tat: „Je ferai cette compagne comme le général Bonaparte, et non pas Empereur.“ (Ich werde diesen Feldzug als General Bonaparte und nicht als Kaiser machen.) So hat man ihn denn bis zum Abschluß des Waffenstillstandes, selbst bei Wetter- und Regenstürmen, nie mehr in seinem Reisewagen gesehen — auch in diesen äußeren Dingen wollte er mit der Erinnerung an Rußland brechen — sondern auf all den weiten und anstrengenden Märschen stets hoch zu Roß mitten unter seinen Truppen. Er war wieder der alte Schlachtenkaiser.

Kehren wir nach diesem Bericht über die Aufklärungsgefechte zu den Bewegungen der Hauptarmee zurück. Nachdem durch die geschilderten Gefechte bei Dannigkow-Möckern am 5. April der Vizekönig auf Magdeburg zurückgedrängt worden war, hatte man sich beeilt, den Elbübergang der Truppen um so mehr zu beschleunigen, als man bemerkt hatte, daß von Magdeburg aus bedeutsame Kolonnen die Elbe aufwärts gingen, um den von den Verbündeten hergestellten Flußübergang über die Elbe bei Roßlau, zwischen Magdeburg und Wittenberg zu gefährden. Yorck hatte am 7. April die Stellung vor Magdeburg an der Ehle beritten. Nachdem er dann Bülow und Borstell, die zunächst vor Magdeburg bleiben sollten, die nötigen Weisungen bezüglich der Blockierung der Festungen hatte zu teil werden lassen, war er am 8. mit seinen Truppen von Dannigkow aufgebrochen, am folgenden Tage über die Elbbrücke und dann bis Dessau vorgedrungen und hatte am 10. in Köthen und Umgegend Quartiere bezogen. 14 Tage lang lag man hier in größter Untätigkeit. Daß die Stimmung dadurch zusehends schlechter wurde und äußerst nachteilig auf die Truppen wirkte, geht aus dem Schreiben eines Offiziers aus Yorcks Umgebung hervor: „Bei aller Mühe, die ich mir gebe“, schreibt am 18. April ein jüngerer Offizier aus dem Stabe, „einen Grund unseres müßigen Stehens hervorzufinden, ist mir das noch nicht gelungen. Wir stehn und stehn hier und tun gar nichts. — Und wenn dies Stehn weiter keinen Nachteil hat, so ist der Eindruck davon jetzt — wo wir wirklich alles auf den Eindruck berechnen müssen, sehr nachteilig auf die, die mit uns Hand anlegen sollen, sowie auf uns selbst und auf unsere Gegner. Wir hatten gut begonnen, unser Auftreten auf der Bühne war brillant; wir mußten sie nun, da sie einmal auf den Trab gebracht waren, dabei erhalten. Wenn aber jetzt die Deutschen noch zögern, sich zu erklären, so ist dies gar nicht zu verwundern; sie müssen Mißtrauen in unsere Kräfte setzen. Die bloßen Aufrufe machen es wahrhaftig nicht aus.“

Nach mehreren bedeutungslosen Vorpostenbewegungen und Alarmmeldungen, die sich zumeist als unbegründet erwiesen, kam endlich die Nachricht, daß am 22. April nachmittags der Feind mit 6000 Mann bei Bernburg und mit 1000 bei Alsleben über die Saale gegangen sei. Da, falls sich diese Nachricht bewahrheitete, der bis Köthen vorgeschobene General Helfrich stark gefährdet war, brach Yorck noch in der Nacht mit dem schnell gefaßten Plane auf, sich an der Straße zwischen Köthen und Dessau heranzuziehen und sich dort möglichst verdeckt aufzustellen. Es mußte, wie Yorcks Biograph berichtet, „mit der größten Stille marschiert werden; es durfte nicht Tabak geraucht, kein Wort gesprochen werden. Man war in äußerster Spannung. Als ein Teil des

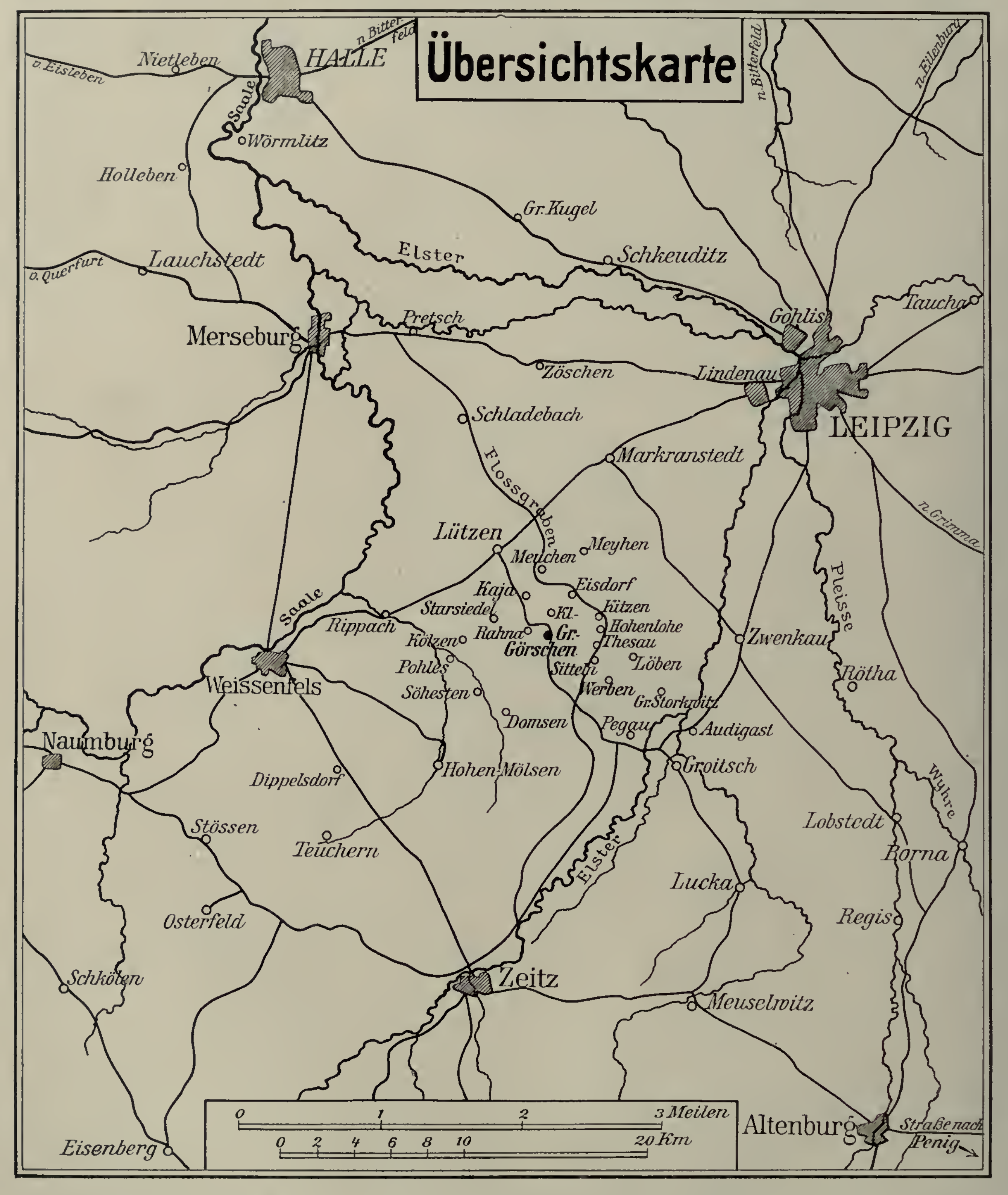
Wegs zurückgelegt war, gab Yorck seinem Adjutanten mit leiser Stimme den Befehl, zu den litauischen Dragonern zu reiten und sich dort eine Reiterabteilung geben zu lassen. Mit dieser sollte er sich nach Köthen schleichen und sehen, ob die Stadt noch von Russen besetzt sei. Major Platen, um dessen Unternehmungen immer ein Schimmer von ungewollter Romantik schwebte, ritt an der Seite seiner Litauer; statt des Mantels hatte er eine Pferdedecke übergehängt. Als Röder ihm ganz leise den Befehl überbrachte, erfaßte er ihn sofort mit dem ganzen Feuer seiner unternehmungslustigen Natur. „Von jeder Eskadron drei Mann!" schrie er mit seiner gewaltigen Stimme in die allgemeine Stille hinein. Da brauste der cholerische Yorck auf: „In des Teufels Namen! Wer schreit da so gottserbärmlich?" Und ebenso dröhnend erfolgte die Antwort: „Ich,



Eugen Beauharnais, Vizekönig von Italien, der Stiefsohn Napoleons.

der Major Platen!" Bei Yorcks temperamentvoller Natur war es nicht zu verwundern, daß die Antwort in demselben Tone zurückgegeben wurde. Dann aber ging es in der vorigen Totenstille weiter. Bald hatte man Gewißheit: General Helfrich stand noch unbehelligt in Köthen. Immerhin aber hatte man durch die geheimnisvolle Expedition in Erfahrung gebracht, daß der Feind in der Tat eine Stunde vor der Stadt Halt gemacht und sich dann, ohne einen weiteren Angriff zu versuchen, zurückgezogen hatte.

Yorck war wieder über Zörbig, Berg nach Delitzsch zurückgekehrt. Die Unternehmung gegen Bernburg, so kühn und selbständig sie auch von Yorck ins Werk gesetzt worden war, hatte infolge des Zurückweichens des Feindes gar keinen praktischen Erfolg gehabt; immerhin aber hatte sie gezeigt, daß der Nachrichtendienst nicht auf der Höhe stand. „Wir haben einen höchst unnützen Seitenmarsch gemacht", schreibt ein Offizier aus Yorcks Stabe, „der durch unsinnige Nachrichten vom Vorgehen des Vizekönigs bei Bernburg veranlaßt worden zu sein scheint . . . . Un=




verantwortlich ist es, daß wir nicht bessere Nachrichten haben.*) Gottlob, jetzt scheint es wieder in die Offensive überzugehen."

Die in dem Briefe ausgesprochene Hoffnung auf einen baldigen Angriff sollte sich denn auch verwirklichen. Alles deutete darauf hin, daß man sich entscheidenden Ereignissen näherte. Denn während des für Offiziere und Mannschaften höchst unliebsamen Zauderns und Zögerns

*) Droysen. Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. II, 39.

hatte das Vordringen der feindlichen Armee, bei der nur ein Wille, und zwar ein gewaltiger, herrschte, immer weitere Fortschritte gemacht. Napoleon strebte mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Willensenergie dem Ziele zu, sich bei Leipzig mit dem Vizekönig Eugen zu vereinigen. Schon am 26. April waren die unter Ney und Marmont stehenden Garden in einer Stärke von 80000 Mann auf dem Vormarsch von Erfurt nach Kösen begriffen. An demselben Tage hatten bereits die Spitzen der von Franken her das Saaletal hinabziehenden Armee von 40000 Mann unter Bertrand und Oudinot Jena erreicht. Auch der Vizekönig hatte bereits, nachdem er Magdeburg aufgegeben und am linken Ufer die Saale aufwärts gezogen war, Wettin erreicht, ohne daß Wittgenstein imstande gewesen wäre, ihn daran zu hindern. So schienen die einander wie zwei mächtige, unheilschwangere Wetterwolken entgegenrückenden Heere wieder südlich von Leipzig in jener großen Ebene zusammenprallen zu sollen, auf der so manche Schlacht geschlagen worden war, auf der auch Friedrich der Große — bei Roßbach — mit den Franzosen die große Abrechnung gehalten hatte. Allerdings stand den Preußen diesmal kein Soubise entgegen, sondern einer der gewaltigsten Heerführer aller Zeiten.

Da Napoleon nach erreichter Vereinigung mit Eugen über eine Heeresstärke von über 120000 Mann verfügen konnte, so hatte man im russischen Hauptquartier schon wieder ernstlich den Gedanken in Erwägung gezogen, einem Zusammentreffen mit Napoleon auszuweichen und sich hinter die Elbe zurückzuziehen. Aber diese Ansicht drang glücklicherweise weder bei dem Kommando des rechten noch des linken Flügels durch. Nicht nur Blücher, sondern auch Wintzingerode und Wittgenstein traten ihr aufs schärfste entgegen. Wittgenstein entschloß sich, unbedingt anzugreifen. „Ich ziehe“, schreibt er am 26. April, „alle disponiblen Truppen bei Leipzig zusammen und werde in Verbindung mit den Generalen von Wintzingerode und von Blücher, wenn der Feind offensiv über Weißenfels vorgeht, ihm bei Lützen eine Schlacht anbieten.“

Die Stellung der Verbündeten war um jene Zeit etwa folgende: Den linken Flügel bildete die etwa 24000 Mann starke Armee Blüchers. Sie stand in engen Kantonnierungen zwischen Borna und Altenburg. Nach Südwesten waren starke Kavallerieposten ausgesetzt, um die aus Franken kommenden Straßen zu decken. Den rechten Flügel bildete Yorcks etwa 10000 Mann starkes Korps, das sich zur Linken auf die Elster bei Schkeuditz und die Straße von Halle nach Leipzig stützte; ihm vorgeschoben war Kleist, der mit 5000 Mann bei Halle stand, während das Korps des Generals von Berg bei Leipzig Aufstellung genommen hatte. Der linke Flügel (Blücher) und der rechte Flügel (Yorck) waren also einander bis auf etwa vier Meilen nahegerückt. In der Mitte vor beiden Flügeln, gewissermaßen als die Spitze eines von den beiden anderen Heeren gebildeten Keiles, stand General von Wintzingerode mit der Vorhut von 10500 Mann, die, über Lützen hinausgeschoben, die Pässe gegen die Saale zu bewachen hatte.

Die große russische Hauptarmee unter Kutusow, die bereits seit dem 5. April auf dem Marsche war, konnte erst in einigen Tagen heran sein. Die Hauptmacht unter General Tormassow (17500 Mann) war am 27. April von Dresden abmarschiert; ihre Vorhut unter General Miloradowitsch (11500 Mann) war am 27. April bei Chemnitz vorgerückt, stand also noch etwa fünf Meilen hinter Blücher zurück. Der Oberbefehlshaber Kutusow hatte den Vormarsch nicht mehr mitgemacht. Er war todkrank schon in Bunzlau zurückgeblieben. Bei dem bald zu erwartenden Ableben des Feldmarschalls war somit die Frage der Ernennung eines neuen Oberbefehlshabers in den Vordergrund getreten. Am 28. April war dann Kutusow seiner Krankheit erlegen, zum Glück für die Verbündeten, deren Operationen er durch seinen stetig hemmenden Einfluß aufs äußerste erschwert hatte. Die Nachricht vom Tode des alten hartköpfigen Feldherrn wirkte auf

alle, die die schwierige Kriegslage der Verbündeten kannten, als eine wahre Erlösung, wie auch Ernst Moritz Arndt in seinen Erinnerungen berichtet:*)

„Ein großes Glück erlebten wir hier in Dresden, für welches alle, welche die Verhältnisse kannten, dem Himmel dankten; so daß viele dabei riefen: der alte deutsche Gott lebt noch. Den 23. April starb zu Bunzlau in Schlesien der alte russische Feldmarschall Kutusow am Nervenfieber. Bei dieser Nachricht rief auch ich: hier ist der Finger Gottes. Dieser Greis war eine hartnäckige, zauderische russische Natur. Er hatte die Gewalt und das Ansehen im Heer gewonnen, daß selbst Alexander ihn nicht gut davon hätte wegrücken können. Kaum war es ihm und Stein gelungen, ihn über die Weichsel vorwärts zu bringen. Er hatte durchaus jenseits der Weichsel bis zum Sommer stehen bleiben und dann erst mit verjüngten Kräften vorrücken wollen. Aber was wäre dann aus Deutschland geworden? Er war nun freilich vorwärts marschiert; aber wieder kann man fragen: was wäre aus Deutschland, was aus Preußen geworden, wenn Kutusow gelebt hätte? Die Franzosen würden alles Land bis an die Weichsel, sie würden mit der grausamsten Berechnung Preußens letzte Hilfsmittel vertilgt, seine letzten Sehnen zerschnitten und eine preußische Bewaffnung fast unmöglich gemacht haben. Und was hätten Kutusow und die Russen allein ohne Preußen wohl ausgerichtet, hier, wo auch noch alle Festungen von französischen Besatzungen gehalten wurden? Ein anderer Übelstand wäre gewesen: Kutusow mochte die Deutschen nicht, er war im höchsten Grade rauh und unliebenswürdig, und hätte jede hohe deutsche Aufwallung und Begeisterung wahrscheinlich bei ihrer Geburt mit plumpen moskovitischen Füßen zertreten. Einen Ähnlichen oder gar einen Gleichen würde er neben sich nimmer geduldet haben; wie wäre neben ihm Blücher heraus oder herauf gekommen? Nach seinem Tode aber hat sich alles wie von selbst gemacht. Blücher, der Alte, ist, weniger gehemmt, durch seine eigene Kraft emporgedrungen, und die übrigen russischen Feldherren Wittgenstein, Barclay de Tolly, Langeron u. s. w. haben sich neben und selbst unter dem Liebenswürdigen und Schönen, der alles bezaubern und hinreißen konnte, nicht in Schatten gestellt gefühlt."

Schon während der letzten Tage der Krankheit Kutusows hatte die wichtige Frage, wer an seine Stelle treten sollte, die Monarchen dringlich beschäftigt. In Wahrheit hätten für eine so verantwortungsvolle, so hohe militärische Einsicht und Erfahrung fordernde Stellung Männer wie Blücher oder York wohl zuerst in Frage kommen müssen. Aber der preußische Einfluß gegenüber dem russischen Übergewicht war äußerst gering, und König Friedrich Wilhelm III. war seinem Freunde Alexander gegenüber von zartfühlender Rücksichtnahme und ordnete sich in den meisten Dingen nur allzu willfährig unter. So hatte man denn die preußischen Feldherren von vornherein ausgeschaltet, und es war somit nur Wittgenstein für den Oberbefehl übrig geblieben, der als Angehöriger einer deutschen Dynasten-Familie hierzu als ganz besonders geeignet erschien, übrigens auch schon bei den näher Eingeweihten lange als Kutusows Nachfolger angesehen worden war.

So mutete denn der entsagungsvolle König auch dem kühnsten seiner Paladine, dem General Blücher, dieselbe Entsagung zu, indem er — es war am 28. April, und zwar noch vor dem Bekanntwerden der Nachricht vom Tode Kutusows — durch Knesebeck an Scharnhorst folgendes Schreiben gelangen ließ: „Der König wird, um die durch Kutusows Krankheit erschütterte Einheit des Kommandos zum wenigsten vorn zu ersetzen, Blücher auffordern, sein schon an den Grafen Wittgenstein getanes Anerbieten, unter seinen Befehlen zu stehen, an ihn zu wiederholen." Es war nichts Geringeres als klipp und klar die Aufforderung an Blücher, auf das Kommando zu verzichten und sich unter Wittgensteins Oberbefehl zu stellen. Blücher, der wie kein anderer als

*) Ernst Moritz Arndt, Erinnerungen aus dem äußern Leben.

Feldherr der Praxis den hohen Wert der Einheit des Oberkommandos zu würdigen verstand, zeigte in großherziger Entsagung, wie er bereit war, die Sache über die Person zu stellen. In einem vom 29. April aus dem Hauptquartier datierten Schreiben teilte er dem Könige seinen Entschluß in folgendem Briefe mit:

„Ew. Königliche Majestät geruhen mir in einer Ihrer Allerhöchsten Kabinettsordres vom gestrigen Dato ein Zeugnis zu geben, welches meinem Herzen ewig teuer sein wird. Den Grundsatz, alle persönlichen Rücksichten dem Interesse Ew. Königlichen Majestät, dem Vaterlande und dem allgemeinen Wohl in dem gegenwärtigen Augenblick aufzuopfern, habe ich schon, als Ew. Königliche Majestät den Kampf beschlossen, den wir jetzt beginnen, laut ausgesprochen, und meine Handlungen sollen beweisen, daß ich diesem, mir heiligen Grundsatze treue bleibe. Ich habe daher dem General Grafen von Wittgenstein unter heutigem Dato die Versicherung wiederholt, daß ich mich seinen Anordnungen unterwerfe und sie pünktlich befolgen würde. Geruhen Ew. Königliche Majestät, darin nur einen schwachen Beweis der Gesinnungen treuester Anhänglichkeit und tiefster Ehrfurcht zu finden, mit welcher ich ersterbe

Ew. Königlichen Majestät

allerunterțänigster treu gehorsamster
G. v. Blücher.

Wittgenstein besaß trotz mancher schätzbaren Eigenschaften nicht die volle Befähigung, ein so verantwortungsvolles Amt zu führen, wie wir noch des weiteren sehen werden. Auch sein Stabschef d'Auvray konnte kein Übermaß militärischer Talente sein eigen nennen. Dagegen lenkte der jugendliche Generalquartiermeister Diebitsch, ein Mann, den wir schon bei einer sehr wichtigen Gelegenheit, dem Abschluß der Konvention von Tauroggen, kennen gelernt, mehr und mehr die Aufmerksamkeit der militärischen Kreise auf sich, wenn seine Wirksamkeit auch für die bevorstehenden großen militärischen Operationen noch nicht ausschlaggebend war. So kam es, daß die Kommandoverhältnisse auch nach der Übernahme des Oberbefehls durch Wittgenstein unklar und beschränkt blieben, außerdem auch noch dadurch, daß die russische Hauptarmee und das Korps Miloradowitsch, mit Rücksicht auf das höhere Dienstalter ihrer Befehlshaber, Wittgensteins Einwirkung entzogen und direkt unter das kaiserliche Hauptquartier gestellt worden waren, ein Umstand, der Wittgensteins Aufgabe noch schwieriger und unklarer machte. Unter solchen Umständen war der eigentliche Hauptleiter der militärischen Operationen der Zar, der aber wenig oder gar keine Befähigung zum Feldherrn besaß. Da auch der Stabschef der Hauptarmee, Fürst Wolkonsky, der eigentlich nur ein gewissenhafter Verwaltungsbeamter war, durch militärische Fähigkeiten nicht zu ergänzen imstande war, was jenen fehlte, so gewann nach und nach ein anderer Mann auf diese höchste leitende Stelle einen nicht unbedeutenden Einfluß: der Generalquartiermeister von Toll.

Bei der großen Nähe der feindlichen Armee konnte, falls man überhaupt zum Angriff übergehen wollte, nur noch die Möglichkeit in Betracht kommen, Napoleon in seinem Aufmarsche zu überfallen. Die große Überlegenheit der Reiterei der Verbündeten ließ eine solche Art des Angriffs nicht ohne Aussicht auf Erfolg erscheinen. Vergegenwärtigen wir uns die Lage des in Betracht kommenden Kriegsschauplatzes. Die Saale beschreibt zwischen Halle und Naumburg einen weiten, nach Westen geöffneten, nach Osten vorspringenden Bogen. Von der östlichsten Stellung dieses Bogens etwa eine Meile entfernt liegt Lützen. Von hier aus beträgt die Entfernung bis Naumburg (über Weißenfels) etwa vier Meilen, bis Halle (über Merseburg) etwa ebensoviel. Wollte Napoleon, wie es in seinem Plane lag, nach Leipzig, um sich dort mit Eugen zu vereinigen, so mußte er über Naumburg, Weißenfels und Lützen vordringen, und zwar — des engen Saaletales wegen —

in langer, ausgedehnter Kolonne. Der Vizekönig, von Norden kommend, hatte, um sich mit Napoleon zu vereinigen, nur die Möglichkeit, entweder über Merseburg vorzudringen und dort die Saale zu überschreiten, oder auf Halle zu marschieren, „um den rechten Flügel der Verbündeten zu überholen."

Bis jetzt war jener vorspringende Bogen der Saale seiner ganzen Ausdehnung nach von Naumburg bis Halle in den Händen der Verbündeten. Aber schon am 28. April begannen die Bewegungen des Feindes einen starken Druck auf die vorgeschobenen Stellungen der Verbündeten auszuüben Ein vom Feinde unternommener Versuch, bei Halle durchzubrechen, wurde nach einem



Gefecht bei Merseburg am 29. April 1813.
Freiwillige Jäger und Musketiere vom 1. Ostpreußischen Infanterie-Regiment im Kampfe an der Saalebrücke.

heftigen Gefecht von Kleist energisch zurückgewiesen, ebenso ein Anlauf auf Merseburg, wo unter General Knorring ein Kavallerieposten Aufstellung genommen hatte. An das südliche Ende dieses Bogens bei Naumburg hatte General von Wintzingerode seine Vorhut unter General Lanskoi vorgeschoben. Dieser zog sich dem Anprall der feindlichen Heeresmassen gegenüber fechtend bis fast nach Weißenfels zurück.

Da Wittgenstein, um die Vereinigung des Vizekönigs mit Napoleon möglichst lange hinauszuschieben, den Befehl gegeben hatte, alles aufzubieten, um die über Halle vordringende Armee Eugens wenn möglich zwei Tage lang aufzuhalten, bis die russische Hauptarmee heran war, so hatte York die Brigade Horn zur Unterstützung Kleists bei Halle vorgeschoben. Um aber die Stellung Kleists bei Halle auch von Merseburg her zu decken, wurde noch am Abend des 28. Major von Lobenthal mit zwei Bataillonen Ostpreußen, vier Geschützen und einer halben Schwadron

Litauern nach Merseburg vorgesandt, mit der ausdrücklichen Weisung, „Merseburg zu besetzen, die Saalebrücke zu verteidigen, sich aber nicht in ein nachteiliges Gefecht einzulassen.“

Da der Feind seinen Angriff auf Halle nicht erneuerte und südwärts in der Richtung auf Merseburg abzog, auch Marschall Macdonald mit dem 11. Armeekorps auf diese Stadt anrückte, so war es klar, daß er eine Unternehmung auf Merseburg plante, um dem Vizekönig den Weg auf Leipzig frei zu machen. General Knorring, der jetzt mit seinem Kavallerieposten bei Lauchstedt einige Kilometer nordwestlich von Merseburg stand, hatte das Anrücken der Franzosen bemerkt und meldete gegen Mittag des 29. April, daß der Feind sich in einer großen, aus allen Waffen bestehenden Kolonne der Stadt nähere. Major von Lobenthal ließ sofort die Stadt und ihre Tore, so gut es in der Eile möglich war, zur Verteidigung einrichten. Die in Ansehung der feindlichen Massen nur sehr geringfügigen Truppenteile wurden in geschickter Weise verteilt. Etwa 8000 Musketiere und freiwillige Jäger vom ersten ostpreußischen Infanterie-Regiment standen nach Droysens Bericht an den vier äußeren Toren, zwei Kompagnien als Reserve auf dem Markt, zwei Geschütze nahe am Gotthardstor, das nach Lauchstedt führt, die zwei anderen und eine Kompagnie diesseits der Saale zur Seite der Vorstadt, die nach Lützen zu liegt, um die Uferseite der Stadt zu decken; die Dragoner am Ausgang der Vorstadt. Bald nach 12 Uhr waren die Kosaken bis an die Stadt gedrängt; man schätzte den heranziehenden Feind — wie sich später ergab, zu gering — auf 8—10000 Mann. Ein paar Schwadronen Lanciers kamen, der Kolonne weit voraus, der Stadt nahe; sofort setzte sich Lobenthal an die Spitze der Kosaken, griff die Lanciers an, warf sie, nahm einige Gefangene, unter ihnen einen Colonnel-Adjutanten Macdonalds. Der Feind zog zwei Batterien vor und begann lebhaft zu feuern; die Kosaken und die zwei Geschütze zogen sich zurück; die Übermacht des Feindes ließ erkennen, daß man die Stadt nur einige Stunden werde halten können; um so mehr mußte dafür gesorgt werden, den Posten am Ausgang der Vorstadt zu verstärken, der schließlich die Abziehenden aufnehmen sollte. Die Kosaken und die zwei Geschütze gingen dorthin.

Der Feind hatte sich hinter seiner Artillerie aufgestellt; er begann seine Angriffe gegen die Tore, am stärksten gegen das Gotthardstor auf der Westseite der Stadt. Mit etwa 1000 Mann — zahlreiche Tirailleurs voraus — drang er heran; ehe die vorgeschobenen Trupps eingezogen waren, war er nahe genug, um in die Stadt einzudringen; ein Bajonettangriff mit Hurra warf ihn zurück. Schnell wurden alle Vortruppen eingezogen und das Tor verrammelt. Vergebens rückten neue Kolonnen heran. Ähnlich war es an den anderen Toren, zu denen man nach und nach die Reserven vom Markt holte; „man bemerkte, daß, wenn der Feind sich den Toren genähert hatte und die dahinter aufgestellten Massen ein Hurra erhoben, er jedesmal zurückwich.“ Den Versuch, an der Saale herauf unter dem felsigen Ufer heranzuschleichen, um den Dom zu gewinnen, straften die zwei Geschütze von drüben her.

„Alles war im besten Gang“, so heißt es weiter in dem Bericht, „da ward gemeldet, daß der Feind bereits inmitten der Stadt sei und in Masse auf dem Markt stehe.“ Verräter hatten ihm, wie später bekannt geworden, ein stets gesperrtes Mühlpförtchen am oberen Ende der Stadt gezeigt; das hatte man gesprengt und war dann eingedrungen. Am Gotthardstor war die Meldung zuerst; um sich den Rückzug zu decken, eilte man nach dem Markt; man traf den Feind schon von der Saalebrücke her im wilden Durcheinander; er ward geworfen und aus der Stadt gedrängt. Einen anderen Haufen, der schon auf dem Wege zum Dom war, traf Hauptmann Reiche, eilte an ihm glücklich vorbei zu den Kompagnieposten an der Brücke, ging mit diesem rasch vor und warf gefällten Bajonetts die Eingedrungenen zurück. Aber in immer neuen Scharen dringt der Feind

Unter diesen verwirrenden Umständen war es nicht zu verwundern, daß der an und für sich schon zu Zweifeln neigende Friedrich Wilhelm, der am 24. mit dem Zaren in Dresden eingetroffen war, von gerechtem Mißtrauen gegen den Erfolg der kriegerischen Unternehmungen erfüllt war. Sie waren in der Tat so stark, daß er, wie Hardenberg berichtet, sich anfangs gesträubt hatte, zur Armee zu gehen. In dem Tagebuch des preußischen Staatskanzlers vom 29. April befindet sich folgende Eintragung: „Pourparler*) mit dem König, der nicht zur Armee wollte, nicht traute." Schließlich hatte der König aber doch seine Bedenken überwunden und war nach Penig zur Armee abgereist. Inzwischen hatte der Zar immer noch auf dem Gedanken der Versammlung bei Altenburg hartnäckig bestanden und seinen Stabschef Fürst Wolkonski zu Wittgenstein nach Gohlis bei Leipzig entsandt. Aber es zeigte sich bald klar, daß bei dem weiten Vordringen des Feindes für diesen Versammlungspunkt es längst zu spät war. So einigte man sich denn auf den einzigen noch möglichen Ausweg, daß man den Feind nicht rückwärts von Leipzig, sondern vorwärts in der Gegend von Lützen angreifen wolle. Der am weitesten vorgeschobene Wintzingerode sollte den Feind in dem zwischen Lützen und Schladebach sich hinziehenden Floßgraben beschäftigen, während die Armee bei Borna und Leipzig Aufstellung nahm und, vereint mit der dann wohl inzwischen herangerückten Hauptarmee, zum Angriff vorgehen sollte.

Schon am 1. Mai war es bei Rippach zwischen der Avantgarde des französischen dritten Korps und dem russischen General Wintzingerode zu einem Gefecht gekommen, bei welchem dieser gezwungen war, sich vor der Übermacht der Franzosen zurückzuziehen. Dieser Rückzug wäre nicht nötig gewesen, wenn starke Kavallerieabteilungen, deren man in Hülle und Fülle besaß, zur Stelle gewesen wären. Der Feind nahm Lützen und besetzte den Floßgraben. Die Nachricht von dem Zurückgehen Wintzingerodes bestärkte Wittgenstein in seinem Entschlusse, am folgenden Tage (2. Mai) mit dem Anbruch des Morgens den Feind anzugreifen. Sein Plan war, bei Pegau und den nächsten Übergängen über die Elster zu gehen, im Süden von Lützen sich zu entwickeln und sodann gegen die rechte Flanke der großen französischen Marschkolonne vorzugehen, um diese von Weißenfels abzuschneiden und hierauf einen entscheidenden Schlag im Rücken des Feindes auszuführen.

In den Hauptquartieren von Blücher und Yorck hatte man mit Ungeduld den Befehlen zu der längst vorbereiteten Schlacht entgegengesehen. Endlich in der Mitternachtsstunde des 2. Mai erhielt Blücher in seinem Hauptquartier Rötha die (zunächst vorläufige) Disposition zur Schlacht für den 2. Mai. Die eigentliche Ordre de bataille sollte er am nächsten Tag in Pegau vorfinden. Der Befehl Wittgensteins lautete: „Morgen 5 Uhr wird Blücher die Elster mit seiner rechten Kolonne bei Storkwitz, mit seiner linken weiter hinauf bei Pegau, überschreiten, um 6 Uhr jenseits des Floßgrabens sein; Yorck und Berg sind um 5 Uhr unmittelbar hinter Blüchers Kolonne, Berg marschiert nach Storkwitz, Yorck nach Pegau. Wintzingerode hat sich um 6 Uhr allen voraus bei Werben am Floßgraben aufgestellt und deckt Blüchers Aufmarsch. Um 7 Uhr sind die russischen Reserven bei Storkwitz und Pegau."

Bereits vor Tagesanbruch waren Blücher und Yorck aufgebrochen. Aber bald sollte es sich zeigen, wie wenig zweckmäßig Wittgensteins Marschbefehle ausgeschrieben waren. Nichts war geschehen, um das drohende Kreuzen beider Korps zu vermeiden. Bereits in Audigast stießen sie beide aufeinander. Unordnung und Zeitverlust waren die Folge, und die beiden Führer schüttelten schon hier bedenklich die Köpfe über die sonderbaren Befehle des russischen Oberfeldherrn. Yorck mußte erst die Kavalleriebrigade von Dolffs vorüberlassen, ehe er seinen Marsch fortsetzen konnte;

*) Pourparler = Unterredung.

bis er und die Truppen Bergs vorüber waren, mußte wieder die inzwischen anrückende brandenburgische Brigade im untätigen Warten verharren.

Welche kostbare Zeit ging hier verloren! Dem gegenüber war Wittgenstein, der eine Zeitlang, während auch er gezwungen war zu warten, sich bei dem Yorckschen Stabe aufgehalten hatte, voll der rosigsten Hoffnung auf das Gelingen seines Planes und erklärte Yorck und den übrigen Mitgliedern des Stabes voll der festesten Zuversicht, „daß Napoleon in die schlimmste Stellung gebracht sei, da er, auf dem Marsche angegriffen, mit dem Rücken gegen Berlin werde fechten müssen." Als er weiter gesprengt war, erging sich, wie Yorcks Biograph erzählt, General Hünerbein in den bösesten Spottreden, bis er endlich dem Feldprediger Schultze zurief: „Hochwürden mögen einen passenden Text zu einer Trostrede bereit halten." Die kostbare Zeit, die durch dieses häufige Kreuzen der Korps verloren ging, war nicht wieder einzuholen, und wenn nachmals die russische Armeeleitung dem Blücherschen Hauptquartier Säumigkeit und Unordnung vorgeworfen hat, so ist nur darauf zu erwidern, das Wittgensteinsche Hauptquartier hätte wissen müssen, daß eine Armee von 24000 Mann zwei Meilen — die Entfernung von Rötha nach Storkwitz und Pegau — nicht in drei Stunden zurücklegen kann.

Einen ferneren unnötigen Aufenthalt gab es noch durch das umständliche, in aller Form wie auf dem Paradefelde vollzogene Vorbeimarschieren der Truppen Yorcks und Blüchers vor den beiden Monarchen. Diese hatten sich in aller Frühe nach Pegau begeben und warteten bereits seit ½5 Uhr auf das Erscheinen der Truppen. Endlich kamen sie an. Dolffs Brigade war die erste, deren Schwadronen mit fröhlichem Hurra an den beiden Monarchen vorüberzogen. Als Wittgenstein mit seiner Suite ankam, wurde gerade er, der die ganze Verwirrung angerichtet, aufs huldvollste empfangen. Der Zar eilte ihm entgegen, umarmte ihn und dankte ihm in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Auch seitens des Königs von Preußen hatte sich Wittgenstein des freundlichsten Empfanges zu erfreuen.

Ganz anders war die Begegnung des Königs mit Yorck, der ihm seit Tauroggen unsympathisch geblieben war. Wittgenstein hatte, wie Droysen berichtet, die Meldung an Yorck geschickt, „daß die Monarchen links an der Straße vor Pegau des Vorbeimarsches seiner Truppen harrten." Yorck ritt vor dem Kolbergschen Regiment. Ehe er ganz heran war — die Monarchen, Generale, Flügeladjutanten standen, sich unterhaltend, am Wege — stieg er vom Pferde, um sich zu melden.

Der Kaiser sah ihn zuerst und eilte ihm entgegen. Mit den Worten: „Da ist ja mein lieber Yorck", streckte er ihm die Hand entgegen, umarmte ihn, küßte ihm die Stirn. Dann erst konnte Yorck auf den König zugehen, der, militärisch die Hand an der Mütze, seine Meldung empfing und dann kühl entgegnete: „Habe Ihnen bereits das Eiserne Kreuz verliehen, sehe aber, daß Sie es noch nicht tragen." Yorck erwiderte: „So dankbar er für Sr. Majestät Gnade sei, habe er doch für seine Person das Kreuz nicht angelegt, weil ihm noch nicht Sr. Majestät Entscheidung über alle diejenigen Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine zugegangen sei, die er zu solcher Auszeichnung vorzuschlagen für Pflicht gehalten, sondern erst über einen Teil derselben; er werde auch das Kreuz nicht eher tragen, als bis Se. Majestät so gnädig gewesen seien, es auch denen zu bewilligen, die sich sonst nach dem gemachten Vorschlage gekränkt fühlen müßten." Nichts weniger als gnädig hörte der König diese Entgegnung: „Kann doch ohnmöglich gleich allen das Eiserne Kreuz bewilligen; haben mir überdies sehr viele dazu vorgeschlagen", sagte er. Yorck stand noch immer entblößten Hauptes vor dem Könige.

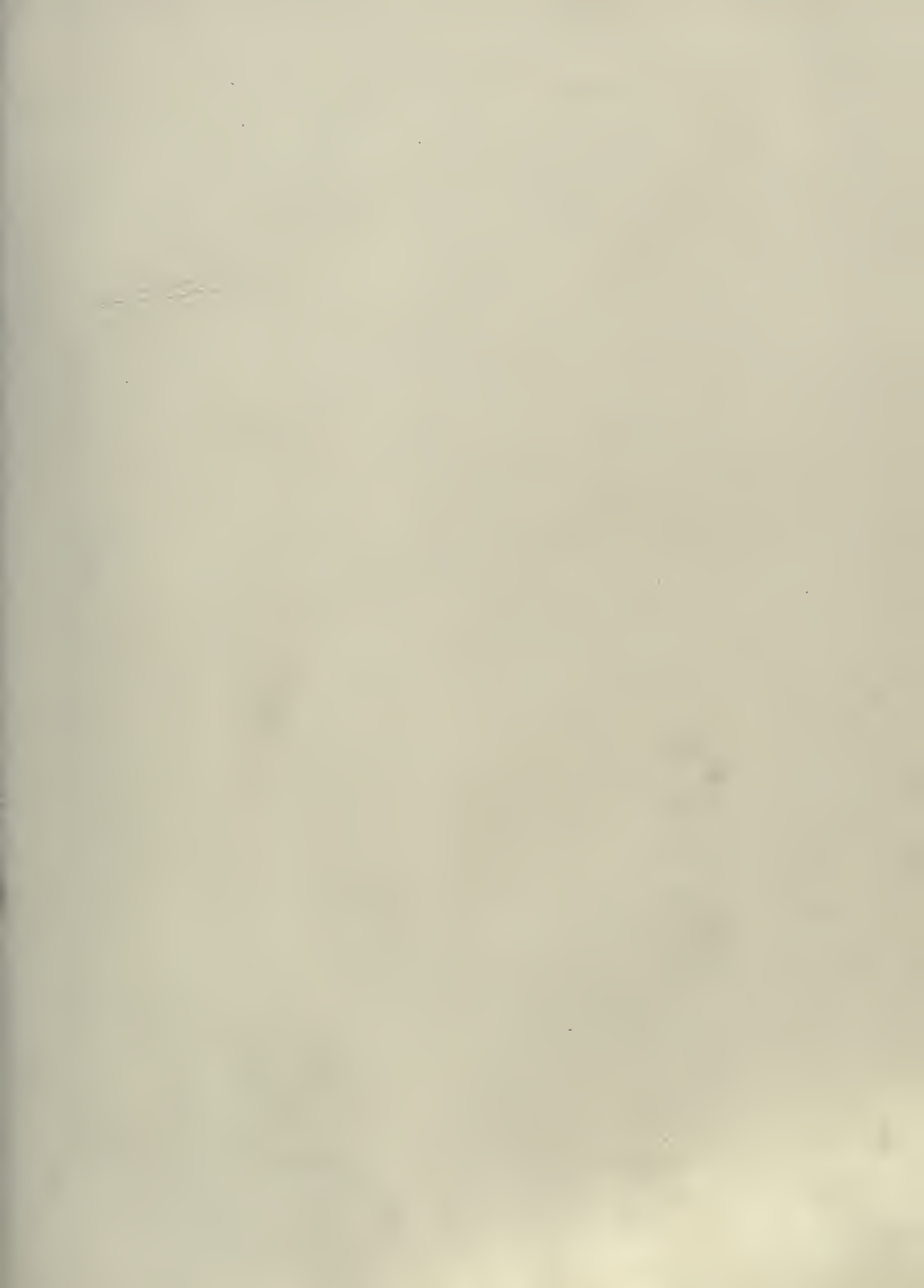
„Er habe Sr. Majestät nur solche Offiziere und Soldaten vorgeschlagen, welche sich durch die größte Tapferkeit und Todesverachtung solcher Auszeichnung würdig bewiesen hätten, und er

habe es für seine Pflicht erachtet, so zu tun, ohne die Besorgnis, daß die Zahl so vorzüglicher Leute zu groß erscheinen könne." Gar sehr zur rechten Zeit war es, daß Kaiser Alexander herantretend dieser peinlichen Unterhaltung eine andere Wendung gab.

Die Unterredung hatte sich auch auf den gar nicht anwesenden Scharnhorst erstreckt, dessen Maßnahmen der König ganz ungerechtfertigter Weise die zeitraubende Kreuzung der Korps schuld gab, obwohl dieser an den Dispositionen zur Schlacht gar nicht beteiligt gewesen war. Wie aus einer späteren Unterredung Gneisenaus mit dem König hervorgeht, soll dessen Verstimmung gegen Scharnhorst auch darin ihren Grund gehabt haben, daß dieser bei Beginn des Feldzuges angeblich den Weisungen des Königs entgegen gehandelt habe; nach Boyens Mitteilung soll Knesebeck die schon vorhandene Erregung des Königs noch gesteigert haben. War es auch menschlich berechtigt, daß der König über die entstandene gefährliche Unordnung im Marsche in diesem Augenblicke aufgebracht sein konnte, so mußte sich doch York doppelt gekränkt fühlen, daß dem eigentlichen Urheber der Verwirrung, Wittgenstein, die Gnadensonne beider Monarchen im hellsten Lichte erstrahlte, während über ihn, der seinem Vaterlande und seinem Könige bisher nur die schwersten Opfer gebracht, ein Unwetter niedergegangen war. Aber das Bewußtsein, seine Pflicht im vollsten Maße erfüllt zu haben und die Genugtuung, in mannhafter Haltung für seine Soldaten eingetreten zu sein, entschädigte diesen eigenartigen Mann für diese Kränkung.

Durch den mit aller Umständlichkeit vollzogenen „regelrechten Aufmarsch" waren mehr als vier Stunden vergangen. Es war 10 Uhr geworden, als die Truppen an der rechten Seite des Floßgrabens, links bis Domsen, in Schlachtordnung aufrückten. Im ersten Treffen stand Blücher, hinter ihm zur Linken York; Berg stand im zweiten Treffen. Die russischen Reserven waren bis Pegau gekommen.

Wie sah es inzwischen auf Seiten des Gegners aus? Napoleon war den Verbündeten — dank der Säumigkeit der russischen Hauptarmee, an Infanterie bedeutend überlegen. Tatsächlich standen am 2. Mai den 90000 Mann betragenden Infanterietruppen Napoleons nur 50000 preußische und russische gegenüber; dagegen übertraf die Reiterei der Verbündeten mit 16000 Pferden bei weitem die französische, welche nur 5000 betrug. Leider wurde dieses Übergewicht der Reiterei — ganz wie bei Auerstedt — wie wir weiter sehen werden, nicht im geringsten zum Vorteile der Schlacht ausgenützt. Napoleon seinerseits drängte durch große Infanteriemassen die Aufstellung der Verbündeten zurück. „Mein Fußvolk", sagte er mit der Sicherheit des alles leicht Überschauenden, „wird hier gegen Kosaken, wie in Ägypten gegen die Mameluken, die Schlacht entscheiden." Während seine Armee am 1. Mai links und rechts um Lützen Biwaks bezogen hatte, nahm er selbst im Amtshause zu Lützen Nachtquartier. Hier auf den Gefilden Lützens war es gewesen, wo am 6. November 1632 ein anderer großer Feldherr — Gustav Adolf, der Schwedenkönig — den glänzenden Sieg über Wallenstein mit dem Leben bezahlt hatte. Der große Kaiser, der mit Vorliebe seine Lehren aus den Geschicken der Völker und Länder gezogen, besaß einen hervorragenden Sinn für historische Erinnerungen. Wir wissen, daß auf den Schlachtfeldern von Rußland ihm immerfort das Schicksals Karls XII. bei Pultawa vorschwebte. So beschäftigte ihn hier bei Lützen den größten Teil der Nacht das Schicksal des tapferen Schwedenkönigs, und am frühen Morgen ließ er sich an die Stelle führen, wo Gustav Adolf sein Leben ausgehaucht hatte. Insofern die Schlacht von Großgörschen von Napoleon nicht erwartet, und infolgedessen auch nicht vorbereitet war, gehört sie zu den interessantesten und gelungensten Kriegstaten des großen Schlachtenmeisters. Wir wissen, daß er geraden Wegs auf Leipzig marschieren wollte, wo er den Feind zu finden hoffte. Der Vizekönig rückte über Merseburg vor. Marschall Ney stand in dem Dorfe Kaja,







Bei Großgörschen am
General von S

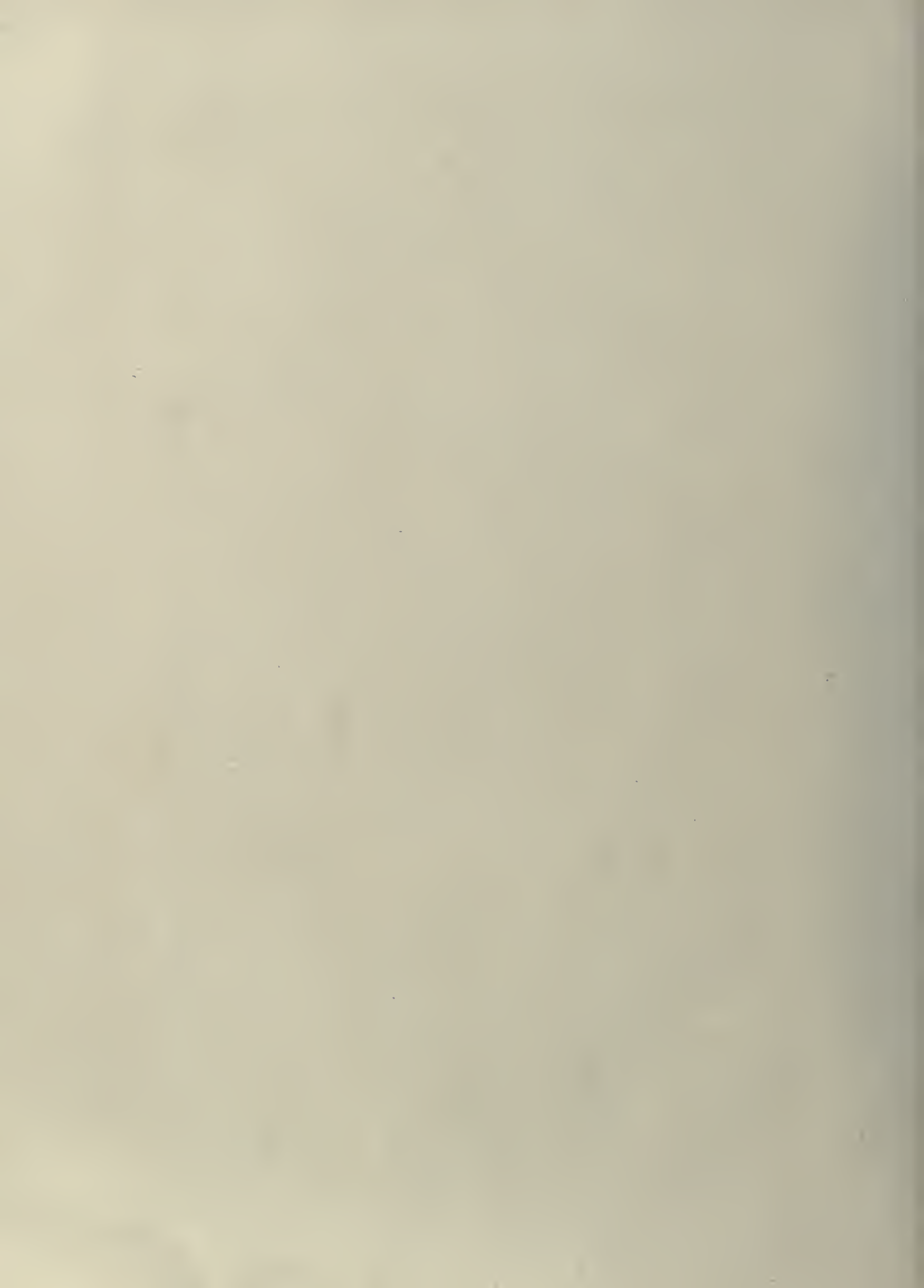
Original von Pr




Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

bend des 2. Mai 1813.
hhorst verwundet.

r Carl Röchling.



eine kleine Stunde von Lützen nach Pegau zu gelegen. Napoleon selbst befand sich mit der Hauptmasse seines Heeres auf der Straße nach Leipzig. Da die Verbündeten dem Vorrücken des französischen Heeres zunächst durchaus kein Hindernis in den Weg gelegt hatten, glaubte Napoleon, dieselben hinter Lützen auf Leipzig versammelt zu finden, wo er ihnen eine Schlacht anzubieten gedachte. Er ließ daher seine Scharen unter dem Schutze des Neyschen Korps, das die rechte Seite schützen mußte, auf der Straße von Weißenfels nach Lützen unverweilt vorwärts marschieren und das Kleistsche Korps, das bei Lindenau vor Leipzig stand, durch Lauriston mit Nachdruck angreifen, um sich den Weg frei zu machen.

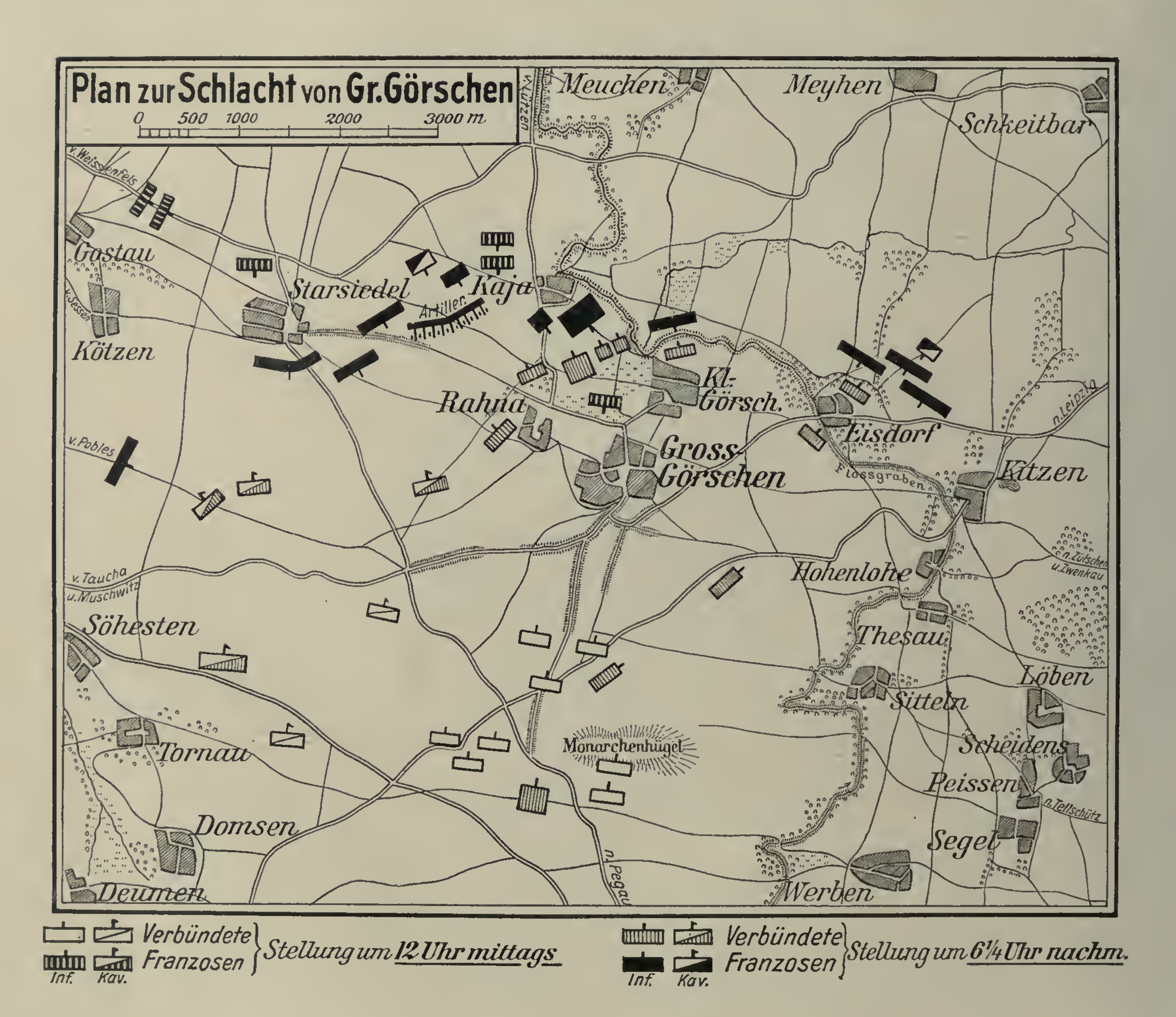
Kehren wir, nachdem wir so einen Einblick in die Absichten Napoleons gewonnen haben, bevor er von dem Plane Wittgensteins, ihn bei Lützen anzugreifen, Kenntnis erhalten, nun




Marschall Michael Ney.

wieder zu den Verbündeten zurück, die wir bei dem zeitraubenden Aufmarsch verlassen hatten. Nachdem dieser beendet war, was sich bis gegen 11 Uhr hinzog, stellte sich die dringende Notwendigkeit heraus, den durch einen aufreibenden, fast anderthalbtägigen Marsch aufs äußerste ermüdeten Truppen eine Stunde Rast zu gönnen. Der Anfang der Schlacht wurde dadurch um eine weitere Stunde hinausgeschoben. Als sich dann die Mitglieder des Hauptquartiers mit Wittgenstein an der Spitze näher orientiert, waren sie überrascht, so nahe vor ihrer Stellung in den Dörfern westlich vom Floßgraben den Feind zu finden. Es war Marschall Ney mit seinen Truppen, der bereits seit dem Abend vorher die in einem verschobenen Vierecke einander gegenüberliegenden Dörfer Großgörschen, Rahna, Kaja und Kleingörschen besetzt hielt. Nach Nordwesten Ausschau haltend, nach der großen Straße zu, die über Lützen und Markranstedt nach Leipzig führt, konnte man den Staub marschierender Truppenteile erblicken. Es war das im vollen Marsche nach Leipzig marschierende Hauptheer Napoleons, dem man in die rechte Flanke fallen wollte. Noch jetzt, wo man Neys Truppen vor sich hatte, wäre es Zeit dazu gewesen, diesen kühnen Plan auszuführen, wenn Wittgenstein ein Feldherr der Initiative, der schnellen Entschlussesskraft,

des starken Willens gewesen wäre. Mit Hilfe der massenhaft zur Verfügung stehenden Reiterei hätte man Marschall Ney über den Haufen werfen, dann das nur eine Stunde entfernte Lützen gewinnen und das französische Heer mit furchtbarem Stoß in der Mitte durchbrechen müssen. Aber Wittgenstein war durch die plötzliche Entdeckung des Feindes in so unmittelbarer Nähe ganz in seinem ursprünglichen Entschlusse erschüttert worden. Er vermutete jetzt die Hauptmacht des Feindes bei Lützen, und die in den vier genannten Dörfern aufgestellten Truppen schienen ihm die Vorhut




zu sein, die so schnell wie möglich daraus vertrieben werden mußte. Wittgenstein verbiß sich förmlich in den Kampf um diese Dörfer. Da er, wie erwähnt, aber die Stellung des Feindes nur für eine Vorhut hielt, führte er den Kampf in übertriebener Vorsicht nur mit vereinzelten Kräften und versäumte gleich von Anfang an, durch rasches, unaufhaltsames Vordringen im Sturmschritt den Feind über den Haufen zu rennen und sich den Sieg anzueignen.

Um 12 Uhr begann der Angriff der Verbündeten auf Großgörschen. Zunächst setzte eine gewaltige Kanonade aus zwanzig preußisch-russischen Geschützen*) ein, die bis auf 650 m an das

*) Es waren acht preußische und zwölf russische Geschütze von der Brigade Zieten.

Dorf herangingen und es mit Feuer überschütteten. Bald darauf ging die Brigade Klüx zum Angriff vor. Im raschen Sturmschritt wurden die Franzosen aus Großgörschen hinausgeworfen, und obwohl General Souham frische Truppen in den Kampf brachte, behaupteten die Preußen todesmutig die einmal gewonnenen Stellungen. Als nun auch die rechtsstehende Brigade Zieten um Großgörschen herum gegen Kleingörschen vorgesandt wurde, erlangte man auf preußischer Seite bald das Übergewicht. Während die eben genannte Brigade in das mit Großgörschen fast zusammenhängende Kleingörschen eindrang, ging die Brigade Klüx gegen das westwärts gelegene Dorf Rahna mit Ungestüm vor. Aber auch auf französischer Seite kämpfte man mit der größten Erbitterung. General Souham sah bald ein, daß er ein ganzes Heer vor sich habe; er zog des-



General v. Zieten. Prinz Leopold v. Homburg.

Schlacht bei Großgörschen, 2. Mai 1813.
Tod des Prinzen Leopold von Hessen-Homburg an der Seite des Generals von Zieten inmitten des hitzigsten Dorfgefechtes.

halb von dem noch weiter nordwärts gelegenen Dorfe Kaja so viel Verstärkungen heran, wie ihm nur immer möglich war, damit er sich wieder in den Besitz der verloren gegangenen Dörfer Großgörschen und Rahna setzen konnte. So wogte der Kampf, von beiden Seiten mit grenzenloser Erbitterung geführt, lange hin und her. Auf einer Ausdehnung von 1200 bis 1500 Schritten hatte sich hier zwischen Wiesen, Gräben und Dörfern ein Nahkampf von furchtbarer Heftigkeit entwickelt, der mit besonderer Wut gerade um den Besitz von Großgörschen tobte, das stundenlang mit unvergleichlichem Heldenmut gegen die mehr als doppelte Übermacht verteidigt wurde. Groß waren die Opfer, die gerade dieser Kampf gekostet. Der zur Brigade Zieten gehörige Bruder der Prinzessin Wilhelm, Prinz Leopold von Hessen-Homburg, wurde an der Seite des Generals Zieten von einer Kugel durchbohrt. Er war unter dem fürchterlichsten Gewehrfeuer mit dem General in Großgörschen eingedrungen. Zieten, in der Absicht, den Prinzen von einem so gefährlichen Standpunkte zu entfernen, ersuchte ihn, eine Bestellung zu machen. Der Prinz, dem die

Absicht des Generals nicht entging, antwortete, er werde den Auftrag ausrichten, sobald das Dorf genommen sei. Der General beschwor ihn, sich nicht ohne Not der Gefahr auszusetzen; aber der Prinz erwiderte, dies sei der Platz, der ihm gebühre. Nun bat ihn der General, wenigstens seinen Stern abzunehmen. „Das tue ich nicht", war seine Antwort. Bald darauf bäumt sich sein Roß wild in die Höhe, und der Prinz sinkt, noch den gezückten Degen in der Faust, zur Seite. Eine Kugel hatte ihn mitten ins Herz getroffen, gerade durch den Stern seines Ordens. „Macht nur, daß ich nicht unter die Franzosen komme", waren seine letzten Worte. Ein Husar nimmt den toten Prinzen vor sich auf das Pferd und reitet mit ihm auf den Hügel zu, von wo Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm den Gang der Schlacht beobachteten.




Das Regiment Garde zu Fuß im Sturme auf Großgörschen. 2. Mai 1813.

Inzwischen war Marschall Ney eingetroffen, der zur Einholung von Befehlen vorübergehend in Napoleons Hauptquartier jenseits Markranstedt gewesen war. Er hatte zwei Divisionen als Verstärkung mitgebracht, die er sofort in den Kampf warf. Die schon stark zusammengeschmolzenen preußischen Bataillone wurden erneut zurückgedrängt; Rahna und Kleingörschen gingen wieder für sie verloren. Aber nur für kurze Zeit. Blücher erschien mit der Brigade Röder, bei der sich auch die Garde befand. Von Blücher und Scharnhorst selber geführt, die mit gezogenem Säbel sich persönlich an die Spitze der Truppen stellten, drangen die Preußen mit einem Ungestüm ohnegleichen vor. Auch die dritte Brigade Blüchers, die brandenburgische (Prinz Wilhelm), von der noch weiter unten die Rede sein wird, wurde herangezogen. „Mit wahrer Blutgier", sagt ein Augenzeuge, „stürzte sich die Garde auf den Feind; mit nicht zu zügelndem Ungestüm

drang vor allem das Regiment Garde zu Fuß gegen Großgörschen vor, aus dessen ersten Häusern schon die brennende Lohe gegen den Mittagshimmel stieg. Tambour schlag an! Marsch! Marsch an den Feind! Pardon wird nicht gegeben! Stundenlang wütete der furchtbare Kampf zwischen den vier Dörfern und in denselben. Mit einer Bravour, der nichts widerstehen konnte, stürmten die Garden gegen Kleingörschen und rechts gegen Eisdorf am Floßgraben vor. Sie stießen den Feind bis Kaja zurück, drangen auch in dies Dorf ein und trieben den Feind hinaus. Aber Furchtbares hatten sie hier zu erleiden. Mit einem entsetzlichen Hagel von Geschossen wurden sie überschüttet, und so konnten sie sich nicht lange darin halten. Doch wagten auch die Franzosen nicht, das Dorf zu besetzen. Bald gingen — ein traurig schönes Schauspiel — alle vier Dörfer in Flammen auf. Vier mächtige Feuersäulen, von den vier Dörfern wie von gewaltigen Bastionen entsandt, und wie vier drohende Fanale verkündend: „Hier wird um Preußens Freiheit gestritten."

Für eine Kampfesnatur wie Blücher war dieser Tag eine wahre Herzenserquickung, für Scharnhorst ein Tag höchster Genugtuung. „Scharnhorst habe ich nie so feurig gesehen, wie an diesem Tage", so berichtet ein Augenzeuge, General Hüser.*) Es schien ihm nichts zu entgehen. Er ordnete an, machte Blücher auf mancherlei aufmerksam und veranlaßte mehrere Veränderungen bei den Truppen. „Blücher", so berichtet derselbe Gewährsmann, „hielt meist in der größten Ruhe an mehr oder minder gefährlichen Stellen, unermüdlich seine Pfeife rauchend. War sie aufgeraucht, so streckte er sie hinter sich und rief: ‚Schmidt!' worauf ihm seine Ordonnanz eine frisch gestopfte reichte und der alte Herr gemütlich weiter rauchte. Eine Zeitlang hielten wir ganz nahe an einer russischen Batterie; eine Granate fiel dicht vor uns nieder. ‚Ew. Exzellenz, eine Granate', rief alles. ‚I so laßt doch den Deubel!' sagte Blücher ganz ruhig, sah zu, bis sie krepierte und begab sich dann erst an eine andere Stelle."

So waren die Dinge im besten Gange, und es hätte jetzt ein großartiger Erfolg erreicht werden können, wenn nicht seitens der russischen Heeresleitung ein Fehler über den anderen gemacht worden wäre. Da die vereinzelte Verwendung der Brigaden von Wittgenstein ausging, so trifft diesen in erster Reihe die Schuld. Zunächst hatte er versäumt, das westlich von Kaja und Rahna gelegene Dorf Starsiedel zu besetzen, so daß, als das französische Korps Marmont zur Unterstützung Neys auf dem Schlachtfelde eintraf, es dort festen Fuß fassen und von dort aus gegen Rahna und Großgörschen erfolgreich in den Kampf eingreifen konnte. Obgleich diese Gefahr schon von der preußischen Reservekavallerie (Prinz Wilhelm) gemeldet worden war, tat Wittgenstein nichts, um ihr entgegenzutreten; ja er verhinderte sogar durch einen ganz unzweckmäßigen Befehl die bereits dorthin eingeleitete Bewegung des Korps Berg. Indem er dieses und einen Teil von Yorcks schwerem Geschütz sich links ziehen ließ und dadurch weit vom Operationsfelde entfernte, brachte er, nach Yorcks eigenem Berichte, „auf die nachfolgenden Bewegungen einen nachteiligen Einfluß hervor", denn als man seines Korps am dringendsten bedurfte, ja, als man durch dasselbe eine wirkliche Entscheidung herbeizuführen imstande war, war es nicht zur Stelle, wie aus dem weiteren Bericht des Biographen Yorcks zu entnehmen ist. Schon waren auch die Brigaden Horn und Hünerbein herangezogen; Horn erstürmte Rahna von neuem, er vereinte seine Bataillone unter dem Feuer der vorliegenden Höhe: der Feind stand dort in Massen formiert; mit der Fahne in der Hand, führte Major Carnall ein Bataillon gegen sie; eine erste, eine zweite jener Massen wurde geworfen. Alles ging vorwärts. Auch der flache Rücken ward besetzt, und Kaja ward wieder von Horns Westpreußen genommen. Schon war der Feind im Rückzug in der Direktion von Merseburg. Jetzt noch eine Reserve, und der glänzendste Sieg war entschieden."

*) Aus dem Leben des Generals von Hüser. S. 112.

Nun aber fehlte Bergs Korps, und die Früchte so vieler Tapferkeit, so vieler Blutarbeit gingen verloren. Wenn nur wenigstens die russische Reserveartillerie zur Stelle gewesen wäre. Sie aber stand um 2 Uhr noch 4 Kilometer vom Schlachtfelde entfernt, und Fürst Wolkonski, des Kaisers Flügeladjutant, hatte den Leistungen der russischen Generale an diesem Tage die Krone aufgesetzt, indem er dem Kommandeur der russischen Reserveinfanterie hatte sagen lassen: „Sie brauche mit dem Vorrücken nicht zu eilen, da dies Treffen sich sehr günstig gestalte." Mit Recht bemerkt dazu ein neuerer Militärschriftsteller: „Da es sich um die Garde und das Gardekorps handelte, die der Zar nicht den Gefahren einer Schlacht auszusetzen liebte, so darf dieser mindestens als der moralische Urheber dieser verderblichen Maßregeln angesehen werden. Wolkonski hat niemals eigene Gedanken kund gegeben."*)

Noch mehr zu tadeln war — und dadurch hatte Großgörschen große Ähnlichkeit mit Auerstedt — die ganz unverständliche Nichtverwendung der der französischen Kavallerie weit überlegenen Reiterei. Für die Verwendung der zahlreichen Reiterei — wie schon gesagt, übertraf die der Verbündeten die französische um 9000 Mann — hatte Wittgenstein so gut wie gar keine Direktiven gegeben. Es fehlte hier an einem Seidlitz oder an einem Zieten. Die Reiterei war unter vielen Befehlshabern sich selbst überlassen. Auch Wintzingerode, dessen Korps zum größten Teil aus Reiterei bestand, war völlig untätig und beschränkte sich auf das Feuer seiner Artillerie, wiewohl gerade seine Stellung zum Eingreifen in ganz hervorragender Weise geeignet gewesen wäre. Mit einem mächtigen Kavallerieangriff zur Zeit wäre der Tag entschieden gewesen. Der letzte Stützpunkt, das von dem Feinde wütend behauptete Kaja, wäre ihnen genommen, und der Feind wäre auf das freie Feld hinaus nach Lützen gestoßen worden. Aber es geschah nichts, und alles dies sollte sich bitter rächen, denn nun war der Augenblick gekommen, wo der gewaltige Schlachtenmeister Napoleon auf dem Plane erschien, der wie mit einem Riesenfinger die Schlacht lenkte und seine Truppen wieder wie auf dem Schachbrett hin und her warf.

Auf dem Wege nach Leipzig marschierend, war Napoleon, dessen ganze Aufmerksamkeit fortdauernd auf Leipzig gerichtet war, mit einem Male durch den von der Seite herüberschallenden Donner der Geschütze von der Gefahr, die seinem Heere drohte, benachrichtigt worden. Der Kanonendonner war genügend gewesen zu seiner Orientierung. Er verharrte, wie immer in solchen kritischen Momenten, in seiner eisernen Ruhe, beobachtete einige Minuten lang aus der Ferne den aufsteigenden Rauch und den immer stärker werdenden Schall des Kanonendonners und — nun geschah das Bedeutsame, das Ungewöhnliche, das ihn in so scharfen Gegensatz zu der größten Anzahl jener Feldherren setzte, die ihm gegenüber standen. Während Wittgenstein und seine Berater tagelang Pläne geschmiedet und sie doch nicht zur rechten Zeit zur Ausführung gebracht, hatte der große Schlachtenmeister in der Zeit einiger Augenblicke seinen von ihm gefaßten Plan völlig umgeworfen und mit bewundernswerter Klarheit sofort die neue, ihm bis dahin völlig unbekannte Situation erfaßt. Alle auf der Straße nachrückenden Truppen mußten Kehrt machen und gegen Lützen zurückmarschieren. Man stelle sich vor, welche unendlichen Schwierigkeiten ein so schnelles Herumwerfen ganzer Heeresmassen mit Geschütz- und Wagenpark verursachen mußte; aber unter den Augen des großen Meisters vollzog sich alles mit bewundernswerter Präzision und fast spielender Leichtigkeit. Mit dem Blick des Falken hatte er, näher kommend, bald erkannt, daß das von Marschall Ney tapfer verteidigte Kaja der Schlüsselpunkt der feindlichen Stellungen, daß Ney aber selbst sehr hart bedrängt war. Er schickte sofort seinem Marschall den Befehl, um jeden Preis bei Kaja sich zu behaupten, bis er ihm Unterstützung

*) Generalleutnant A. von Janson, König Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht.

bringe. Dann jagte er — es war zwischen 2 und 3 Uhr — selbst im Galopp nach der bedrohten Stellung. Schon auf dem Wege dahin kamen ihm scharenweise verwundete Franzosen entgegen. Sein unerwartetes Erscheinen begeisterte die Truppen: „Vive l'Empereur!“ so scholl es ihm aus dem Munde der Verwundeten und Sterbenden entgegen, die der Blick des wie ein Geist vorüberjagenden Kaisers traf.

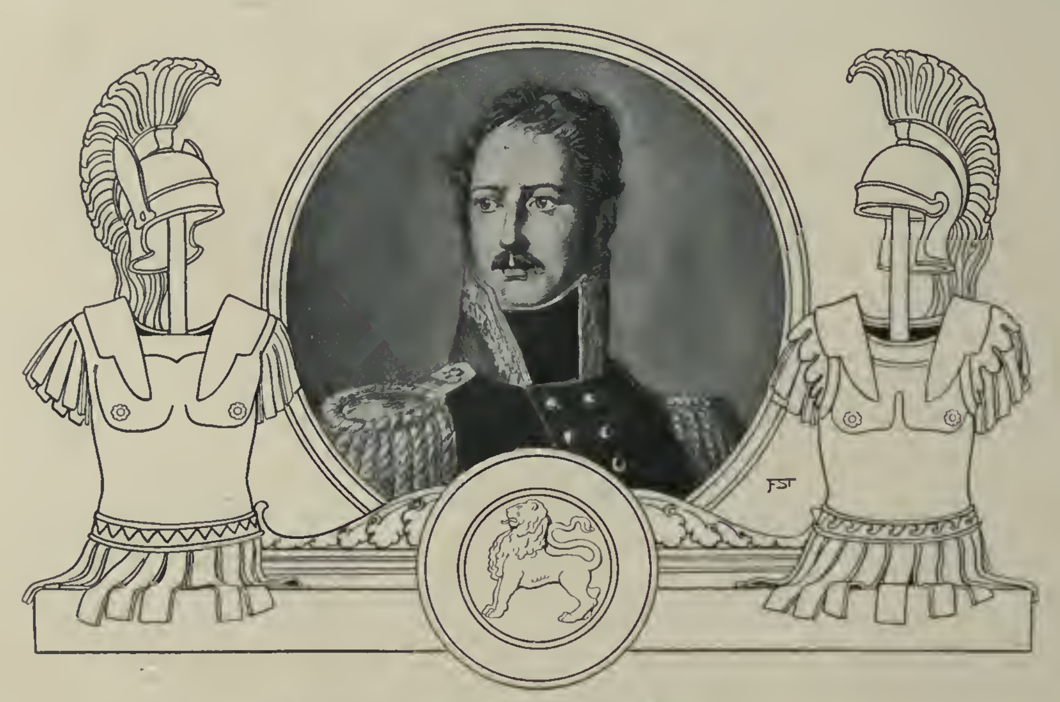
In der Tat war die Lage, die er hier vorgefunden, kritisch genug. Ney war in höchster Bedrängnis. Kaja schien für ihn so gut wie verloren. Er sah, wie seine Truppen zurückfluteten; er mußte in sie hineinsprengen, um sie zu ordnen, ihrem weiteren Zurückgehen Halt zu gebieten. An allen Ecken und Enden fehlte es, wenn der Meister nicht da war. Marmont, durch die Vorbewegung Bergs (der nachher leider durch einen Gegenbefehl Wittgensteins eine andere Weisung erhielt) hart bedrängt, bat auch dringend um Hilfe. Dazu als Gegner ein von höchster Begeisterung beseelter Feind — es war alles so ganz anders, als der siegreiche Schlachtenkaiser es gewohnt war, und die Spuren dieser inneren Bewegung zeigten sich auf seinem sonst so regungslosen, wie aus Erz gemeißelten Antlitz. Oberst Odeleben,*) der damals als sächsischer Offizier vom Generalstabe sich in seinem Gefolge befand, sagt über diesen Augenblick: „Ich habe nirgends sprechendere Spuren von Verlegenheit in Napoleons Gesicht wahrgenommen als an diesem Tage, in dem Augenblick, wo vielleicht der fünfte Angriff auf Kaja und Rahna abgeschlagen worden war, und eine seiner Brigaden förmlich fliehend aus Kaja zurückgejagt wurde. In diesem Augenblick erhielt er eine Meldung durch einen seiner Ordonnanzoffiziere. Mit einem grimmigen „Häh“ ließ er dieselbe wiederholen und warf zugleich einen so langen, ungewissen, scheu fragenden Blick auf Berthier und Caulaincourt, als ob er sagen wollte: „Glaubt Ihr, daß mein Stern untergeht?“

Aber er ist auch der Mann, der sofort Herr solcher Gefühle wird. Mit dem geübten Auge des Feldherrn erkannte er sofort, daß der Feind ihm hier mit seiner ganzen Macht gegenüber stand, und daß Kaja, das schon halb verloren war, der Schlüsselpunkt der feindlichen Stellungen, unter allen Umständen gehalten werden müsse. Wurde es ihm entrissen, gewannen die Verbündeten den Eintritt in die Lützener Ebene, dann war es ihnen möglich, ihre Kavallerie auf der weiten Ebene von Lützen zu entwickeln und auszunützen, und dann war der Sieg für ihn fraglich. So jagen denn seine Adjutanten nach allen Richtungen. Wo ist der Vizekönig? Wo Bertrand? Sie müssen auf das Schlachtfeld gerufen werden. Aber bis sie erschienen, verging viel Zeit. Daher mußte er selbst auf Kaja eingreifen, schnell, unverzüglich, gewaltig. Und so sehen wir ihn denn hier seinen Standpunkt wählen. Wie von Eisen gegossen, wie von Stahl umpanzert, sitzt er auf seinem Rosse, während die Geschosse um ihn herum einschlagen — eine wahre Todessaat. Aber er scheint gefeit, wie Wallenstein, von dem seine Soldaten glaubten, er sei mit dem Bösen im Bunde. Selbst die Kugeln scheinen die Nähe dieses furchtbaren Mannes zu scheuen, der hier unbeweglich, wie ein Schlachtengott thront. Nur auf Augenblicke verläßt er den Standpunkt, um wieder frisch auf dem Schlachtfelde eintreffende Truppen zu begrüßen. Kaum je in einer anderen Schlacht, so berichten übereinstimmend Marmont und Odeleben, habe Napoleon sich so der Gefahr ausgesetzt, wie hier in dem Höllenfeuer von Kaja. Von Zeit zu Zeit feuerte er die vorbeiziehenden Truppen durch kurze zündende Ansprachen an. Sein persönliches Beispiel wirkte Wunder. Nur widerwillig waren diese jungen, erst ausgehobenen Truppen in den Krieg gezogen; aber dem Banne seiner Persönlichkeit erlagen sie. Er glaubt wieder an seinen Stern, und auch sie glauben daran. Seine Zuversicht, seine Siegesgewißheit teilt sich auch ihnen mit. Noch ist er ja der unbesiegte Meister der Kriegskunst, der die Fäden der Schlacht sicher in den Händen hat, der mit kühlem Blute den

*) Odeleben, Erinnerungen.

verschlungenen Gang des Kampfes überblickt, seine Maßnahmen kühl abwägend. Bewunderungswürdig ist die Sicherheit, womit er in dem sinnverwirrenden Schlachtendurcheinander den Blick für das Wesentliche behält, für die Hauptbewegungen. Das geht aus der Antwort hervor, die er dem Adjutanten des um Hilfe bittenden Marmont entgegenwirft: „Sagen Sie Ihrem Marschall, daß er sich irrt, daß er niemanden sich gegenüber hat, daß die Schlacht sich um Kaja dreht."*)

6 Uhr war es — da drohte den Verbündeten eine neue Gefahr. Die Armee des Vizekönigs erscheint und bemächtigt sich bald des Dorfes Eisdorf am Floßgraben. Dadurch wird der rechte Flügel der Preußen in gefahrdrohender Weise umfaßt. Und immer mehr Verstärkungstruppen erscheinen auf dem Plane. Östlich von Kaja greift die der Garde zugeteilte Division Marchand von Neys Korps in den Kampf ein. Napoleon scheint überall zu gleicher Zeit zu sein. Sobald neue Truppen eintreffen, erscheint er vor ihrer Front, sie durch kurze Ansprachen zur



Generalleutnant Herzog Eugen von Württemberg.

äußersten Aufbietung ihrer Kräfte entflammend. Im nächsten Augenblick ist er schon wieder in Staub und Pulverdampf des Schlachtengetümmels verschwunden, um an einer anderen Stelle aufzutauchen. Mitten im Kanonendonner fliegt er an den Kämpfenden vorbei, gespensterhaft, wie ein überirdischer Schemen, umbraust von dem „Vive l'Empereur!" der Kolonnen.

Um jene Zeit war Blücher verwundet worden. An seiner Stelle übernahm Yorck den Oberbefehl über die preußischen Truppen. Wie Starsiedel zu Linken, so war Eisdorf jenseits am Floßgraben zur Rechten noch in Feindeshand; und von beiden Dörfern wurde die schwer erkämpfte Stellung beherrscht. Auf sie wandte Yorck die ganze Gewalt erneuten Anstürmens; in mörderischem Wechsel ward Starsiedel halb gewonnen, wieder verloren. Eisdorf ward vom Feinde genommen; er war daran, über den Floßgraben zu dringen; Platen mit seinen Litauern warf sich auf ihn, hemmte ihn; sechs russische Grenadierbataillone unter Generalleutnant Herzog Eugen von Württemberg, die eben herankamen, warfen ihn zurück. „Wir waren im Begriff", sagt Yorcks Be-

*) Dites à votre maréchal, qu'il se trompe, qu'il n'a personne devant lui, qu'il la bataille est à Kaja. Osten-Sacken, Militärisch-politische Geschichte des Befreiungskrieges 1813. Der Frühjahrsfeldzug II a, 414.

richt, „den entschiedensten Sieg zu erfechten, als ungefähr 7 Uhr abends starke feindliche Kolonnen, angeblich das Korps des Vizekönigs von Italien, von Leipzig angekommen auf Eisdorf vorrückend, unsere rechte Flanke bedrohten.“ Und während von hier aus ein weit überlegener Feind fast unwiderstehlich vorwärts drängte, begann von Starsiedel aus sechzig Feuerschlünden ein Granatfeuer der furchtbarsten Art; gleichzeitig waren bei Eisdorf „schweres Geschütz und einige Haubitzbatterien“ aufgefahren und begannen mit jenen zu wetteifern.

York pflegte, wie Droysen berichtet, im Toben der Schlacht völlig ruhig auf einem höheren Punkt zu halten; nur an dem gespannten, leuchtenden Auge mochte man sehen, daß es kein Zuschauer sei. Als jene furchtbare Batterie zu spielen begann, ließ er sein Pferd die „Achte gehen“. Immer wilder wird des Kampfes Toben, immer bedrängter die Lage der Verbündeten. Immer weiter breitet sich der Feind in den heiß umstrittenen Dörfern aus.

Gegen 7 Uhr hielt Napoleon den Augenblick für gekommen, den entscheidenden Stoß zu führen, seine Garden einzusetzen, die er stets bis zum letzten Augenblicke aufzusparen pflegte. Unter Führung eines seiner unerschrockensten Generale, des Grafen von der Lobau, ließ er eine Division der jungen Garde, 16 Bataillone, gegen Kaja zum Sturm vorgehen. Zwischen diesem am heißesten umstrittenen Orte und Starsiedel ließ er eine gewaltige Batterie von 60 Geschützen auffahren und ihr Feuer auf den Feind eröffnen. Hinter diesen sammelte er aus allen verfügbaren Streitkräften eine gewaltige Schlachtlinie. Seine Einwirkung von Person zu Person war hier unmittelbarer als irgendwo. Im Kanonendonner fliegt er von einem Bataillon zum anderen, überall ermunternd, anfeuernd, um den durch das entsetzliche Artilleriefeuer geworfenen Feind völlig zu vernichten. So gingen Kaja und Rahna wieder an die Franzosen verloren. Nur in Großgörschen hielten die Preußen noch wacker stand. Da aber auch der Vizekönig immer weitere Fortschritte machte, Eisdorf und Kitzen schon von französischen Truppen besetzt waren, und diese über den Floßgraben den Verbündeten in die rechte Flanke fielen, auch die Division Marchand zwischen Kaja und Eisdorf über den Floßgraben ging und sich Kleingörschens bemächtigte, da endlich entschloß sich Wittgenstein unter ausdrücklicher Bewilligung Alexanders — leider zu spät, um noch Erfolg zu erzielen — die letzte Reserve, das russische Garde-Grenadierkorps, in den Kampf zu werfen. Zu spät! Zu spät! Der Tag neigte sich bereits, die Dunkelheit breitete ihre Schleier über die schrecklichen Blutgefilde, als das Korps sich näherte. Es kam nicht mehr zum Angriff; es gewährte nur noch den einen Nutzen, daß unter seinem Schutze sich die zerstreuten Heeresabteilungen sammeln konnten. Yorcks Bericht darüber lautet: „Mit der russischen Garde, die allein nicht im Klein-Gewehrfeuer gewesen war, über die Dörfer hinauszurücken und einen neuen nächtlichen Angriff zu unternehmen, schien deshalb nicht ratsam, weil, da es bereits zu dunkeln anfing, die Stärke und Stellung des Feindes nicht mehr gehörig erkannt werden konnte, und die Fortsetzung der Schlacht auf den anderen Tag zu erwarten war.“

So war die furchtbare Blutarbeit vergebens gewesen. Geradezu beschämend war es für die Schlachtleitung, daß die großen gewaltigen Kavalleriemassen so gut wie gar nicht zur Verwendung gekommen waren. Eine große Reiterattacke glänzenden Stils, wie sie unter Friedrich dem Großen so oft zur rechten Zeit glücklich in den Kampf eingegriffen, hatte den ganzen Tag nicht stattgefunden. Nur das Geschütz der reitenden Artillerie, welche zur Kavallerie gehörte, war durch fortwährendes Feuern zur Verwendung gekommen. Ab und zu waren auch einige Schwadronen, namentlich von den dem Dorfe Rahna am nächsten stehenden Regimentern, zum Einhauen verwendet worden und hatten dadurch mehr Leute verloren, als dies bei der hitzigsten Attacke der Fall gewesen wäre. Obwohl Wittgenstein selbst Kavallerist und General der Reiterei war, hatte er — und das war das Ver-

hängnisvolle — von dieser ihm in solchem Übermaß zur Verfügung stehenden Waffe keinen Gebrauch zu machen gewußt.

Rühmliche Ausnahmen hatten gezeigt, welche unvergleichliche Wirkung ein starkes Einsetzen der Reiterei zur rechten Zeit und am rechten Orte hätte ausüben können. Gleich im Anfang des Kampfes war es gewesen. Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, war vom General Blücher der Reservekavallerie beigegeben und führte diese während der Schlacht als einziger dabei befindlicher General, doch nur bis zur Nachtattacke, welche Blücher dem Obersten von Dolffs, dem eigentlichen Führer der Reservekavallerie, auszuführen befahl.*) „Die Reservekavallerie hatte", so berichtet die Regimentsgeschichte, „nach 11½ Uhr den Befehl erhalten, während das verbündete Kriegsheer sich vorwärts ziehend in Marsch setzte, und während die Brigade des Obersten von Klüx den Angriff auf das Dorf Kleingörschen machen sollte, auf deren linken Flügel mehr gegen Rahna vorzugehen, um den Feind, wenn er sich von Klein- und Großgörschen auf Kaja zurückziehen würde, durch die reitende Artillerie zuvörderst in Unordnung zu bringen und ihn alsdann anzugreifen. Neue über Starsiedel anrückende feindliche Massen machten es notwendig, daß die Reservekavallerie noch mehr links, und zwar ganz auf dem linken Flügel nach diesem Orte zu sich hinbegab. Diese Bewegung geschah zuerst vom Regimente; ausgeführt wurde sie: die rechte Kolonne in Eskadrons gesetzt, und zwar im Trabe, alles dicht aufgeschlossen. Der Prinz Wilhelm von Preußen führte das Regiment in Person an; mehrere hohe Offiziere, auch der Brigadekommandeur von Jürgas, befanden sich an dessen Spitze. Eine sanfte Höhe von Starsiedel erreichend, erblickten wir etwa 800 Schritt vor uns ein feindliches Bataillon, im Vormarsch von Starsiedel aus begriffen. Der Prinz befahl dem Regimente den Angriff, begann denselben sofort, und ehe die drei letzten Schwadronen des Regimentes, denen die Jäger-Eskadron als Reserve folgen sollte, zum Deployieren Zeit hatten, ging es vorzugsweise mit der ersten Eskadron im vollen Rennen in das formierte Karree hinein, welches sein Feuer zwar spät und mit Ruhe abgab, dennoch aber völlig gesprengt und niedergeritten wurde. Die erste Eskadron war hierdurch um so mehr auseinandergekommen, als deren Chef, der Major von Loebell, sein Pferd im Karree verloren hatte. Die anderen Schwadronen hatten beim gleichzeitigen Deployieren und Attackieren sich zu weit links gezogen, und so war es natürlich, daß einige Minuten vergingen, ehe die Linie und die Ordnung wiederhergestellt werden konnten. Dem Prinzen Wilhelm war im Karree gleichfalls sein Pferd erschossen. Dies gewahrte der Unteroffizier Papproth von der zweiten Schwadron, welcher vorübergehend bei der Jägerschwadron kommandiert war, wo er den ersten Zug führte. Augenblicklich sprang er vom Pferde und bot dies dem zu Fuß sich befindenden Prinzen an. Der Prinz lehnte jedoch trotz der gefahrvollen Lage, in der er sich befand, dies Anerbieten mit den Worten ab: „Reiten Sie dort hinein!" (auf das Kampfgetümmel in dem sich noch verzweifelt wehrenden Karree deutend), „dort haben Sie mehr zu tun!", und bestieg das inzwischen vom Stallmeister Major vorgeführte Roß. Der Stallmeister bestieg dagegen das Pferd des erschossenen Oberjägers Wimmel aus Berlin, der eben getroffen vom Pferde sank. Papproth, der in den Kampf zurückgeritten war, verlor nun sein eigenes Pferd durch einen Bajonettstich, und da inzwischen auch der Jäger Graf Westarp dem Anschein nach tot vom Pferde gesunken war, so bestieg Papproth dessen herrenloses Tier. Nach einiger Zeit, während nach der Bestimmung des Kommandeurs die Jägerschwadron als Auszeichnung auf einem Flügel des Regimentes halten durfte, sah man auf dem Sammelplatz unter den anscheinend gefallenen Mannschaften einen Jäger sich mühsam aufrichten, bald darauf aufstehen, umhertaumeln und wieder niederstürzen. Leutnant Braumann begab sich

*) Geschichte des Königlich Preußischen sechsten Kürassierregimentes Kaiser von Rußland, bearbeitet von Major Freiherrn C. A. W. Dijon von Monteton.

sofort nach dieser Stelle, erkannte den jungen Grafen Westarp trotz des geschwollenen Gesichtes — der Luftdruck einer vorbeifliegenden Kanonenkugel hatte ihm sämtliche Zähne der rechten Seite eingedrückt — lud ihn auf sein Pferd und brachte ihn zum Lazarett zurück. Der Stallmeister Major, dessen Roß der Prinz Wilhelm bestiegen, wurde bald darauf in der Nähe seines Herrn tödlich verwundet. Der wackere Unteroffizier Papproth aber kam mit dem Leben davon. Prinz Wilhelm ließ ihm nach dem Frieden eine goldene Uhr nebst Kette mit seinem Namenszuge überreichen, unter welchem nur die wenigen aber doch soviel sagenden Worte standen: „2. Mai 1813".

Als die Schatten des Abends sich über das blutgetränkte Schlachtfeld senkten, konnten die Verbündeten leider nicht sagen, daß sie, trotz aller Einzelerfolge, trotz des Aufbietens aller Kräfte der unvergleichlichen Mannschaften und Offiziere einen Sieg errungen hätten. In einem weiten Halbkreise von Pobles westlich über Starsiedel, Kaja, Rahna, Groß- und Kleingörschen bis Eisdorf und Kitzen umklammerte die Stellung der Franzosen die Schlachtordnung der Verbündeten. Es war alles ganz anders gekommen, als Wittgenstein sich gedacht. Statt die Franzosen auf dem Marsche in weiter Ebene zu überraschen, sie mit aller Kraft unvorbereitet anzufallen, als ihre Kräfte noch weit auseinanderstanden, sie zu durchbrechen und über den Haufen zu werfen, waren die Verbündeten von den Franzosen umfaßt und in eine nachteilige Lage gebracht worden. Trotz der vorher erfolgten Konzentrierung, der Überlegenheit an Reiterei und Geschütz, trotz der Vorteile, welche Angriff und Überraschung gewähren konnten, war es den Verbündeten nicht gelungen, ihre ganze Streitmacht zur Geltung zu bringen: Auf ihrer Seite haben kaum 70000 Mann an der Schlacht teilgenommen. Kaiser Napoleon aber hatte es vermocht, obgleich er auf dem Marsche überrascht wurde, seine weit auseinandergezogenen Truppen rasch zu sammeln, so daß er an den wichtigsten Punkten mit großer Übermacht auftreten und dadurch die Entscheidung herbeiführen konnte. Es lag das zum Teil an der fehlerhaften Marschdisposition, welche Wittgenstein durch General von Diebitsch hatte ausgeben lassen, weit mehr aber noch daran, daß bei dem französisch-rheinbündischen Heere der Kaiser allein befahl und jede andere noch so bedeutende geistige Kraft sich seinem Willen unbedingt unterordnete, während in dem Heer der Verbündeten häufig ein wirres Durcheinander herrschte. General von Wolzogen, der sich im Gefolge des Kaisers Alexander befand, berichtet darüber: „Die Monarchen hatten sich auf einen Hügel, eine Viertelmeile südlich von Großgörschen, begeben, von wo sie das Schlachtfeld gut übersehen konnten, ohne sich der Gefahr zu exponieren. Dem Kaiser Alexander war es darum zu tun, persönlichen Mut zu zeigen, weil er seit Austerlitz nicht mehr vor dem Feinde gewesen und damals durch die Flucht der Seinigen mit fortgerissen war. Er begab sich daher plötzlich ohne alle Not in das heftigste Feuer, so daß Wittgenstein nur damit beschäftigt war, ihn wieder glücklich herauszubringen. Inmittelst kommandierte eigentlich niemand oder vielmehr jedermann, der Kaiser, d'Auvray, Diebitsch, Blücher, Scharnhorst, ja selbst die Generaladjutanten des Kaisers, am allerwenigsten aber Wittgenstein, der gar nicht einmal recht wußte, wo die Brigaden und Regimenter standen."*)

Freilich, zur Entschuldigung Wittgensteins läßt sich auch vieles anführen, vor allem die große Rücksichtnahme, die er auf die Monarchen zu nehmen hatte. Namentlich Alexander in seiner sprunghaften, unberechenbaren Weise hatte ihm oft die Kreise gestört. Durch wiederholtes persönliches Eingreifen hatte er mehrmals Wittgensteins Befehle völlig durchkreuzt, ja durch ein unerhörtes Geizen mit der Reserve bis zum letzten Augenblicke, da es zu spät war, geradezu verhängnisvoll auf den Gang der Schlacht eingewirkt. Scharf aber treffend charakterisiert dies Thiers in seiner „Geschichte des Kaiserreichs": „Der Kaiser Alexander, der sich überall zu zeigen beflissen ist

*) Wolzogen, Memoiren. Siehe auch Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege. I, 179.

und nicht da ist, wo er (als tatsächlicher Oberbefehlshaber) sein müßte, kommandiert nicht und hindert Wittgenstein am Kommandieren."

Ganz anders der König von Preußen. Er war, wenn auch kein Feldherr, worauf er in seiner bescheidenen Weise nie Anspruch gemacht hat, doch viel zu sehr Soldat, um nicht von der Überzeugung durchdrungen zu sein, daß in so kritischen Momenten nur einer kommandieren könne. Er hatte sich persönlich großen Gefahren ausgesetzt. Er war, wie einst bei Auerstedt, hoch zu Roß auf seinem Schimmel mitten im Kampfgetümmel gewesen. Aber gerade die Erinnerung an Auerstedt hatte ihm wohl den Entschluß leicht gemacht, zugunsten einer einheitlichen Befehlsgebung Entsagung zu üben. Des Königs Kaltblütigkeit rühmt vor allen der Oberst von Boyen, ein um so gewichtigerer Zeuge, als gerade er den Handlungen des Königs gegenüber immer besonders kritisch gestimmt war. Er rühmt seine „kriegerische Haltung, die ihn wirklich auszeichnet. Man sah, daß er durch das Preisgeben seiner Person den Truppen ein Beispiel geben wollte. Als unsere Leute sich so heldenmäßig in den Dörfern schlugen, ließ er, fortgerissen von seiner Empfindung, die Zügel fallen, rieb sich die Hände und sagte: „Nun mag es in Gottes Namen werden wie es will, ein Auerstedt wird es nicht." Und wirklich schien es, als ob er von diesem Tage an mit etwas weniger Besorgnis in die Zukunft blickte.*)

Wie auch die königlichen Prinzen bei Großgörschen im Feuer gewesen, darüber berichtet Graf Henckell von Donnersmarck, des Königs Flügeladjutant: „Die preußischen Garden unter General von Röder, wobei auch Ihre Königliche Hoheit der Kronprinz und der Prinz Friedrich von Preußen zugegen waren, fochten hartnäckig um den Besitz der Dörfer Groß- und Kleingörschen und Kaja. Als ich am linken Flügel nach dem Monarchenhügel wieder zurückkam, befahl der König, ebenfalls vorzureiten; wir ritten nach Kaja, welches der Major von Block mit den Gardefüsilieren verteidigte. Der König ritt einen weißen Araber. Major von Block meldete dem Könige, daß, da für den Augenblick keine Reserve da und das ganze Bataillon als Tirailleurs im Dorfe zerstreut sei, er sogleich wieder herausgeworfen würde. Wir ritten nun nach dem jenseitigen Ende des Dorfes und sahen die französischen Kolonnen im Sturmschritt auf das Dorf zukommen. Der König drehte erst um, als wir höchstens 80 Schritt von ihnen entfernt waren und ritt im Schritt zurück zu den brandenburgischen Husaren. Das Dorf wurde vom Feinde genommen und wiedergewonnen. Der König, die weitere Stellung bereitend, kehrte nach dem vorigen Hügel zurück (nach Plotho erst 9 Uhr abends) und befahl dem Flügeladjutanten Grafen Stolberg und mir, sowohl den Kronprinzen als den Prinzen Friedrich aus dem Gefecht zu rufen, indem sein väterliches Herz doch für seinen Erstgeborenen fürchten mochte. Er sprach jedoch ganz gelassen: „Holen Sie sie einmal zu mir, sie sind genug im Feuer gewesen."

Diesen Bericht ergänzt die Erzählung eines anderen Augenzeugen, des damaligen Oberst von Boyen. Als der König nach dem linken Flügel ritt, befahl er Boyen, halten zu bleiben, alle Meldungen in Empfang zu nehmen und in dringenden Fällen die nötigen Anordnungen zu treffen. Auch das ist höchst bezeichnend: Boyen stand damals nicht in besonderer Gnade, und doch überwand der König im entscheidenden Augenblick seine persönliche Abneigung und gab ihm einen hochgradigen Vertrauensbeweis. Und wieder macht sich bemerklich, wie der König immer wieder an die Lehren von Auerstedt dachte; dort hatte er erfahren, wie schädlich ein vermeidlicher Wechsel des Standpunktes des Befehlshabers wirkt. War er hier auch nicht Befehlshaber, so konnte doch der Fall eintreten, daß es seine königliche Pflicht wurde, unmittelbar über seine Preußen zu verfügen, und dafür traf er Fürsorge.

*) Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen, von Fr. Meinecke. I, 275.

Unvergleichlich war die Haltung der Truppen gewesen. Von 30000 Preußen waren 8000 tot oder verwundet; bataillonsweise waren die Truppen an den Feind gebracht, und wenn sie, fast stets aufgelöst kämpfend, im förmlichen Handgemenge abgenutzt waren, durch neu herangeführte Bataillone ersetzt worden. Es waren unverhältnismäßig viele Offiziere verwundet und tot; die Infanterie von Röders Brigade war mit 159 Offizieren in die Schlacht gegangen, hatte nach derselben nur noch 85. Von Carnalls Füsilierbataillon waren drei Offiziere erschossen, alle anderen verwundet. Der größere Teil der preußischen Kavallerie hatte stundenlang im schweren Geschützfeuer halten müssen; die nächtliche Attacke brachte sie völlig auseinander; nachdem sie „die ganze Nacht umhergeirrt", fand sie sich erst mit Anbruch des Tages wieder zusammen.*)

Den Verlusten der Verbündeten gegenüber waren die Napoleons erschreckend groß und bewiesen die Hartnäckigkeit des Widerstandes und die Tapferkeit auf Seiten der Verbündeten. Mit einem Verlust von 22000 Mann hatte Napoleon die Behauptung des Schlachtfeldes erkaufen müssen. Es war also ein Pyrrhussieg für ihn gewesen. Die Hauptlast des Kampfes hatte das Korps des Marschalls Ney getragen; seine Verluste waren denn auch die größten; sie betrugen 15000 Mann.

Den Hauptanteil der Verbündeten an der Schlacht hatten allerdings die Preußen; mit ihnen teilte sich in erster Reihe das russische Korps unter Generalleutnant Eugen von Württemberg in die Ehren des Tages. Die Preußen hatten in der Schlacht 8073 Mann und 303 Offiziere verloren, die Russen 3000 Mann und 87 Offiziere, wovon allein — das mag für die Tapferkeit des Korps unter Eugen von Württemberg zeugen — 1545 Mann auf sein Korps entfallen. Über die Haltung der Russen im allgemeinen sagt General von Wolzogen: „Die Russen waren im ganzen lau; wer sie bei Borodino gesehen hat, erkannte sie kaum als dieselben an; sie meinten, nun, da Rußland befreit sei, wäre es vorzugsweise Sache der Preußen, auch das Ihrige zu tun."

Allerdings muß man in Betracht ziehen, daß die Preußen für König und Vaterland, für ihre Freiheit, für die Rehabilitierung ihrer Armee kämpften; das gab ihnen jene Kraft der Begeisterung, die Napoleon in höchste Verwunderung versetzte. Unparteiische Augenzeugen, selbst Russen, berichten, wie alle Generale und Offiziere ins Handgemenge stürzten. Prinz Wilhelm, der heldenhafte älteste Bruder des Königs, von dessen edler, mannhafter Persönlichkeit wir schon oft berichtet, zeigte eine Tapferkeit, einen Heldenmut, die an Prinz Louis Ferdinand erinnerten. Vor allem auch die freiwilligen Jäger, von denen viele hier ihre Feuertaufe empfingen, hatten sich mit glänzendem Heldenmute geschlagen. Viele brave Stabsoffiziere waren verwundet, zum Teil getötet.

Blücher selbst hatte — es war am Abend zwischen 6 und 7 Uhr — im heftigen Kampfe um Kaja einen Schuß in die Seite erhalten. Stark blutend ritt er auf fremdem Pferde, nur von einem Reiter begleitet, aus dem Treffen zurück. Die Adjutanten hatte er fortgeschickt, um einen Nachfolger im Oberbefehl zu suchen.

An seiner Stelle hatte, wie wir wissen, Yorck den Oberbefehl über die preußischen Truppen übernommen. Die Sorge darum ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. „Kinner, schafft mir einen General", rief er wiederholt. Dann gedachte er mit den Worten: „Meine arme Stute" immer wieder seines Pferdes, das ihm unter dem Leibe erschossen worden war. Als er in die Nähe des 1. Garderegiments kam, ging der Divisionsarzt Dr. Wasserfuhr auf ihn zu, um ihn zu verbinden. „Die Kugel steckt mir im Leibe, ich muß gleich zusammenfallen", rief er, stieg schnell ab und ließ seine Wunde untersuchen. In demselben Augenblicke kam der Kronprinz mit seinem Gefolge vorbei,

*) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. II, S. 39.

und als er den Fürsten erblickte, befahl er auch seinem Arzte, dem verwundeten General beizustehen.

Bei der Untersuchung der Wunde ergab sich glücklicherweise keine Gefahr für sein Leben. Als man keine Kugel in der Wunde fand, — sie war beim Reiten herausgefallen und fand sich später im Stiefel — war er nicht mehr zu halten. Kaum ließ er sich verbinden. Gerade in diesem Augenblicke flog eine Kanonenkugel einem neben ihm sitzenden Tambour zwischen die Füße und zerschmetterte ihm die Schenkel. Da gab sich Blücher einen gewaltigen Ruck: „Steht dem armen Teufel bei!“ rief der General, schwang sich auf sein Roß und jagte dem Feinde entgegen.

Auch Scharnhorst war etwa um die gleiche Zeit verwundet worden. Der General, zu Fuß oder zu Pferde stets voran, hatte erst eine Gewehrkugel durch den Tschako, dann eine zweite unterm Knie ins Dickbein bekommen. War die Verwundung anfangs auch nicht schwer, so sollte sie ihm später doch verhängnisvoll werden. Der Schuß hatte das Bein unter dem Knie getroffen. Er mußte das Schlachtfeld verlassen, schmerzlich berührt von der Tatsache, daß eine Entscheidung der Schlacht zugunsten der Verbündeten bis zu dem Augenblicke noch nicht gefallen, und daß ihm durch seine Verwundung eine weitere Mitwirkung an der Schlachtleitung unmöglich gemacht worden war. Auf einer Tragbare brachten in der Nähe haltende Musketiere den verwundeten Generalquartiermeister aus dem Schlachtgetümmel. Das stimmungsvolle, treu historische Bild des Künstlers zeigt uns den Augenblick, da der Zug langsam die Dorfstraße entlang an der Dorfkirche und den brennenden Gehöften vorüberkommt. Der Abend war bereits hereingebrochen; aber die Flammen des brennenden Dorfes erleuchten tageshell die düstere Szene. Gewehr bei Fuß stehen die tapferen Musketiere, schweigend und mit sichtlicher Teilnahme blicken sie auf den verehrten Offizier, der schon damals als Schöpfer der Landwehr und Begründer der allgemeinen Wehrpflicht im Heere eine ungewöhnliche Volkstümlichkeit besaß. Über die Art seiner Verwundung gibt Scharnhorst selbst in einem Briefe an seine Tochter folgenden Bericht: „Die Kugel“, schreibt er, „traf auf den Stiefel, oben von dickem Leder (ich war dem Schuster böse über die Dicke), von da aufs Bein, setzte auf den Knochen ab und blieb im Fleisch stecken. Sie hatte nur eine Sehne affiziert und die Pulsader nicht getroffen. Ich glaubte anfangs, mir wäre 's Bein ab und war der Ohnmacht nahe. August (des Generals Sohn) hielt mich. Wer das Unglück hatte, hier erst auf der Erde zu liegen, war verloren. Wir kamen nach und nach aus dem Feuer.“

Von Großgörschen schaffte man den Verwundeten weiter nach Pegau. Nachts ½12 Uhr wurde ihm hier die Kugel herausgeschnitten. Die Wunde war scheinbar nicht gefährlich und hätte schwerlich seinen Tod herbeigeführt, wenn nicht Achtlosigkeit, Vernachlässigung, Überanstrengung und starke seelische Erregungen dazu gekommen wären, wie wir weiter unten sehen werden.

Tiefer hatten sich die Schatten der Nacht über die Fluren gesenkt. Die Schlacht hörte von selbst auf. Allerdings hatte Wittgenstein die Absicht gehabt, sie am nächsten Tage wieder aufzunehmen. Als das Feuer ganz verstummt war, waren beide Monarchen, in der sehr dunklen Nacht nur von einem Feldjäger mit einer Laterne begleitet, nach Groitsch zurückgekehrt, beide ebenfalls in der Annahme, daß die Schlacht wieder aufgenommen würde. Aber, wie Bogdanowitsch berichtet, versammelte Wittgenstein noch um 9 Uhr abends die höheren Führer auf dem Monarchenhügel, um über die Frage zu beraten, ob man bei der Übermacht des Feindes die Schlacht mit dem Einsetzen der letzten Kräfte erneuern oder den Rückzug antreten sollte. Angesichts der furchtbaren Verluste und der Aussichtslosigkeit einer Erneuerung des Kampfes am nächsten Tage entschloß man sich für den Rückzug hinter die Elbe.

Blücher war über diesen Entschluß aufs äußerste entrüstet. „Was“, rief er aus, „all das

Blut sollte hier umsonst geflossen sein? Nun und nimmermehr gehe ich zurück, sondern noch in dieser Nacht werde ich die Franzosen zusammenhauen, daß sich diejenigen schämen sollen, die das Wort Rückzug ausgesprochen haben." Wirklich führte er seinen Entschluß aus. Die Schwadronen der Reservereiterei ließ er aufsitzen und vom Oberst von Dolffs gegen das französische Lager führen. Er selbst stellte sich an ihre Spitze. Aber an der Ungunst des Bodens scheiterte das kühne Unternehmen, durch welches Napoleon selbst aus der Ruhe aufgescheucht ward. Mißmutig kehrte Blücher nach Pegau zurück und nahm im Posthause sein Quartier. Er wollte noch immer nicht an die Notwendigkeit des Rückzuges glauben. Indes mit jener Leichtigkeit, womit er in veränderte Verhältnisse sich zu finden wußte, gab er bald der Notwendigkeit Raum. Gneisenau, der in der Nacht um 2 Uhr zufällig in sein Quartier geriet, blieb einige Stunden bei ihm und überzeugte ihn, daß es jetzt darauf ankäme, in den braven Truppen unter allen Umständen das Vertrauen auf endlichen Erfolg wachzuhalten. Deshalb suchte Blücher, ohne auf die Schmerzen zu achten, welche ihm seine Wunde verursachte, die nach Meißen zurückgehenden Abteilungen auf und redete sie in seiner gemütlichen Weise an: „Guten Morgen, Kinner! Dit Mal hat et gut gegangen, de Franzosen sind et gewahr geworden, mit wem se zu dun hebben. Der König läßt sich bedanken bei Euch." (Dabei schwenkte er seine Feldmütze.) — Oder: „Das Pulver is alle; darum gehn wir zurück bet hinder de Elbe. Da kommen mehr Kameraden und bringen uns wedder Pulver und Blei; nun gehn wir wedder drupp up de Franzosen, det se die schwere Not kriegen! Wer nu sagt, det wir reterieren, det is en Hundsfott, en schlechter Kerl! Guten Morgen Kinner!"

Und Blücher hatte mit seiner Auffassung von dem Ausgange der Schlacht das Richtige getroffen. Sie war strategisch ein Verlust, taktisch ein unbestreitbarer Sieg. Obwohl Napoleon in seinem prahlerischen Bulletin über die Schlacht bei Lützen — so wurde sie französischerseits benannt — seinen Truppen und der Welt versucht hatte vorzuspiegeln, daß er ein feindliches Heer von 200000 Mann in wilder Flucht vor sich hergetrieben habe, hatte die Schlacht ihm tatsächlich weder Gefangene noch Siegestrophäen eingebracht. Die Verbündeten waren auf dem Schlachtfelde stehen geblieben und hatten erst am nächsten Morgen freiwillig und in äußerster Ordnung ihren Rückzug angetreten. Die unvergleichliche Art aber, womit sie sich geschlagen, hatte Napoleon gezeigt, daß er jetzt einem Feinde gegenüberstand, der ihm für die Zukunft noch schwere Sorgen bereiten würde.





# IV. Rückzug bis zur Spree.

Ich bin aufs neue Herr von Europa", hatte Napoleon am Abend der Schlacht von Großgörschen zu seinem Großmarschall Duroc gesagt, und in einer Proklamation vom 3. Mai an seine Soldaten hieß es in überschwenglicher Weise: „Soldaten, ich bin mit Euch zufrieden! Ihr habt meine Erwartungen erfüllt! Euer guter Wille und Eure Tapferkeit haben allem nachgeholfen! . . . Die Schlacht von Lützen wird über die von Austerlitz, Jena, Friedland und Moskwa gestellt werden."

Freilich, die jungen französischen Truppen hatten sich wider Erwarten gut geschlagen; aber die furchtbaren Verluste, die er ihnen wohlweislich verschwieg — über 22000 Mann — mußten ihm doch die Augen über die wahre Bedeutung der Schlacht öffnen. Weder Gefangene noch Siegestrophäen hatte sie ihm gebracht; der Feind war auf dem Schlachtfelde stehen geblieben; freiwillig und in bester Ordnung hatte er dann am nächsten Morgen den Rückzug angetreten. Und welcher Geist hatte diese Preußen beseelt! Mit welcher Kühnheit, mit welchem kriegerischen Feuer hatten diese jungen Freiwilligen ihre Brust kühn den Kugeln und Lanzen der Feinde entgegen getragen! Selbst die Franzosen waren voll des Ruhmes über diesen Gegner, und Rußlands leitender Staatsmann, Graf Nesselrode, hatte bewundernd ausgerufen: „Das sind wieder die Preußen Friedrichs!"

Waren auch keine tatsächlichen Erfolge erreicht worden, so waren doch die Opfer nicht vergebens gewesen. Die moralischen Ergebnisse der Schlacht waren sehr hoch zu bewerten. Man durfte hoffen, daß unter günstigeren Umständen und bei besserer Führung der Sieg nicht ausbleiben würde. Die Schlacht war eine Notwendigkeit gewesen, denn sie hatte dem deutschen, ins=

besondere dem preußischen Volke gezeigt, daß man endlich mit der Politik des Paktierens und Diplomatisierens gebrochen hatte und entschlossen war, den Kampf bis aufs äußerste zu führen.

Freilich, im preußischen Heere, wo man noch unter dem unmittelbaren Eindruck einzelner unvergleichlicher Siegestaten stand, war man anderer Ansicht. Mit Blücher murrte das ganze Heer über den Befehl zum Rückzuge, vor allem auch der König, dem im Toben der Schlacht die Brust freier, der Wille fester und kühner zu werden pflegte. Oberstleutnant Graf Henckell von Donnersmarck, des Königs Adjutant, berichtet darüber: Der König sei sehr spät in Groitzsch angekommen; er habe nicht aufhören können, die Bravheit der Truppen mit freudiger Dankbarkeit anzuerkennen. Der König und seine Umgebung seien in der festen Überzeugung, daß die Schlacht am anderen Tage wieder aufgenommen würde, zur Ruhe gegangen. Graf Henckell habe als diensttuender Flügeladjutant vor der Tür des Königs auf Stroh geschlafen. Nach Mitternacht sei er von dem russischen Ordonnanzoffizier geweckt und zum Kaiser Alexander beschieden worden, der, noch völlig angekleidet, ihn gebeten habe, dem Könige die Mitteilung zu überbringen, daß man der fehlenden Munition wegen, die erst an der Elbe ergänzt werden könne, sich zurückziehen müsse. Hierauf bat ich den Kaiser, er möge diese Mitteilung doch lieber selbst dem Könige machen, und werde ich versuchen, den König zu wecken. Der Kaiser folgte mir so schnell, daß der König nicht Zeit hatte aufzustehen. Der Kaiser, in sichtbarer Beklommenheit, mußte nun mit allen seinen mir schon mitgeteilten Gründen herausrücken, was den König sichtbarlich angriff, der mit einer Heftigkeit erwiderte: „Das kenne ich schon, wenn wir erst anfangen zu retirieren, so werden wir bei der Elbe nicht aufhören, sondern auch über die Weichsel gehen, und auf diese Art sehe ich mich schon wieder in Memel." Der Kaiser fügte hinzu, daß die Armee dadurch ihren Verstärkungen entgegengehe und dergleichen mehr. Der König, ganz entrüstet, entgegnete: „Mache Ihnen mein Kompliment, muß aufstehen", und nötigte so den Kaiser, das Zimmer zu verlassen. So wie er hinaus war, ging der König ans Fenster, und als er die in unordentlichem Gedränge vorüberziehenden Soldaten erblickte, rief er aus: „Das ist ja wie bei Auerstedt!"

Allerdings hatte der König hier in seiner pessimistischen Weise zu schwarz gesehen. Waren auch die Mannschaften, besonders durch Blüchers noch spät am Abend unternommenen Reiterangriff, etwas auseinander gekommen, so vermochten sie sich doch am Morgen schnell um ihre Fahnen und Standarten zu sammeln und einen geordneten Rückzug anzutreten. Mit kühler Ruhe und Besonnenheit deckte ihn Yorck. Dankbar erkannte auch der König in einer Kabinettsordre an, was Yorck in der Schlacht und auf dem Rückzuge geleistet und machte dadurch gut, was er vor der Schlacht ihm Unangenehmes gesagt hatte. Es heißt darin: „Sie haben durch die tapfere Anführung der unter Ihrem Befehl stehenden Truppen in der Schlacht am 2. Mai an dem errungenen Siege einen so wesentlichen Anteil, daß ich es mir zum Vergnügen anrechne, Ihre rühmlichen Anstrengungen an diesem Tage durch das anliegende Eiserne Kreuz erster Klasse belohnen zu können."

Auch Blüchers hohe Begabung als Truppenführer, die er in der Schlacht von Großgörschen von neuem gezeigt, hatte die wohlverdiente Anerkennung gefunden. Kaiser Alexander hatte ihm wenige Tage nach der Schlacht ein ehrendes Schreiben zugehen lassen. Für die unvergleichliche Tapferkeit der Truppen vom Blücherschen Korps hatte Alexander 300 Stück Georgenkreuze zur Verteilung an Unteroffiziere und Gemeine mitgeschickt; gleichzeitig hatte er sich die Vorschläge zur Auszeichnung von Offizieren erbeten.

Bevor wir auf die militärischen und politischen Erfolge der Schlacht von Großgörschen und den Rückzug der Verbündeten hinter die Elbe näher eingehen, haben wir rückschauend noch über

ein Gefecht zu berichten, das ebenfalls am Tage von Großgörschen stattfand, aber doch ein selbständiges kriegerisches Unternehmen war: das Gefecht bei Halle. General von Bülow hatte für den 2. Mai den Befehl erhalten, die Straßen nach Berlin zu decken, die Verbindung zwischen dem Belagerungskorps von Wittenberg und Magdeburg zu sichern und — als schwierigste Aufgabe — mit einem Teil seines Korps das von den Franzosen besetzte Halle den Feinden zu entreißen. Schon am 28. April hatten die Franzosen versucht, sich den Saaleübergang bei Halle und Merseburg zu sichern. Sie waren aber von General von Kleist zurückgeschlagen worden. Als dieser aber, wie wir wissen, nach Leipzig abmarschieren mußte, um diese Stadt gegen den anrückenden Lauriston zu decken, war Halle wieder von den Feinden besetzt worden, deren Vertreibung nun Bülows Aufgabe werden sollte. Am 1. Mai hatte er mit General von Oppen und einer schwachen Abteilung Kavallerie einen Erkundungszug nach Halle gemacht, dessen Besatzung 2000—3000 Mann und vier Geschütze betragen sollte. Noch an demselben Tage hatte er zwei Schreiben, eins von Wittgenstein und eins von Yorck erhalten. Das letztere, zugleich wichtigere, lautete: „Ew. Exzellenz gefälliges Schreiben vom 30. v. Mts. habe ich sogleich dem Grafen Wittgenstein vorgelegt. Derselbe genehmigt ganz den von Ew. Exzellenz beabsichtigten Angriff auf Halle und wünscht dabei, daß, wenn es Ihnen gelingen möchte, sich in den Besitz von Halle zu setzen, Sie im Falle es in der hiesigen Gegend zu einer allgemeinen Affaire käme, soviel es nur irgend möglich, in die linke Flanke und den Rücken der feindlichen Armee operieren möchten. In jedem Falle würden Demonstrationen gegen Halle und Leipzig von großem Nutzen sein, insofern Ew. Exzellenz nur dadurch in kein nachteiliges Gefecht verwickelt werden, und Ihre Kommunikation mit Roslau oder Elster nicht gefährdet wird ...."

Bülow beschloß also, da sein Angriff den Wünschen der obersten Heeresleitung entsprach, am nächsten Tage gegen Halle vorzugehen. Hier stand der General Lacroix mit etwa 2600 Mann, vier Geschützen, vier Batterien des 135. Linieninfanterie-Regiments. Er hatte den Auftrag, die Stadt als Brückenkopf herzurichten und sie, falls sie angegriffen würde, auf alle Fälle zu behaupten. Als dann am 2. Mai der Angriff wirklich erfolgte, ließ Lacroix den Zwinger, einen zwischen der inneren und äußeren Mauer der Stadt bepflanzten Wall, in dem sich auch die Wachthäuser und Wohnungen der Torschreiber befanden — durch drei Bataillone besetzen; die übrigen Truppen wurden als Reserve auf dem Markt aufgestellt.

In der Frühe des Morgens — es war kaum 5 Uhr — traf Bülow am Galgenberge, östlich Giebichenstein, mit seinen Truppen ein und ordnete sofort den Angriff. Der linke Flügel bestand zumeist aus Kavallerie; der rechte sollte sich an die Saale anlehnen und das Kirchtor sowie das Geisttor, d. h. die Nordfront, angreifen. Das Zentrum seiner Heeresabteilung sollte auf das Steintor in der Ostfront vorgehen. Hauptmann von Monsterberg drang mit 120 der besten Schützen aus allen Bataillonen von Giebichenstein aus an die Saale vor, während die Infanterie des linken Flügels sich in die Gärten und Gehöfte der Vorstadt auf der Nordfront warf. Die Schützen der beiden Füsilierbataillone unter dem Hauptmann von Kestelloot drangen mit unwiderstehlicher Eile, ohne einen Schuß zu tun, nach der Nordseite der Stadt bis zu dem innern Stein- und dem Ullrichstore in der Nähe der Moritzburg vor. Von anderer Seite drangen der Hauptmann von Schlichting mit dem Rest der beiden Füsilierbataillone durch das Kirchtor ebenfalls zum Ullrichstor vor. Da sie sich hier aber gegen die große Übermacht nicht halten konnten und zurückgehen mußten, erhielt er Befehl, mit seinen Truppen die ebenfalls von Norden her in Halle eingedrungenen zwei Kompagnien des ostpreußischen Jägerbataillons unter Major Heidenreich zu unterstützen. Dieser war bereits ziemlich weit gegen die Ruinen der Moritzburg und den

Jägerberg vorgestoßen. Hier warfen sich ihm so überlegene feindliche Massen entgegen, daß auch die Unterstützung des eben eingetroffenen Hauptmanns von Schlichting nicht ausreichte und das Gefecht zum Stehen kam. Es entspann sich hier, wie unser Bild zeigt, ein äußerst wütender Kampf, der auf beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt wurde. Um sich Luft zu machen, mußten die braven Jäger mehrfach Angriffe mit aufgepflanztem Hirschfänger machen. Lange wogte an dieser Stelle der Kampf hin und her; erst später, als die Preußen auch an anderen Stellen in die Stadt eingedrungen waren, und sich ihr Druck auf den Feind fühlbar machte, konnte man




Einnahme von Halle am 2. Mai 1813. Kampf an der Moritzburg.

auch von dieser Stelle aus weiter vordringen. Auch am innern Steintor, wo die Schützen des ersten und zweiten Bataillons auf einen äußerst heftigen Widerstand trafen, war das Gefecht zum Stehen gekommen.

Um eine günstige Angriffsgelegenheit zu gewinnen, hatte der Kommandeur der Artillerie, Major von Holtzendorff, sich aufgemacht und die Stadt im Osten und Süden umritten. Er fand alle Tore verbarrikadiert, nur das äußere Galgtor nicht. Hier ganz in der Nähe, aber außerhalb der Stadt, hatte Lacroix mit zwei Bataillonen und vier Geschützen Aufstellung genommen, sehr zur Verwunderung des Generals von Bülow, dem Holtzendorf sofort die überraschende Mitteilung hatte zugehen lassen. Welchen Grund hatte er gehabt, die schützende Stadt zu verlassen? Bülow

traf sofort seine Maßnahmen und beorderte verschiedene Truppenteile nach der gefährdeten Stelle, wo er den Feind durch eine Batterie beschießen ließ. Aber dieser leistete hartnäckigen Widerstand. Stundenlang kämpfte man hier bereits ohne Erfolg, so daß Bülow schon den Gedanken in Erwägung gezogen, ob er an dieser Stelle nicht den Angriff einstellen solle.

Da brachte im Augenblick der höchsten Not die zweite Eskadron der westpreußischen Dragoner unter Oberstleutnant von Treskow die Entscheidung. Ihnen hatte sich noch ein Zug Dragoner angeschlossen. In großer Wucht warfen sich die tapferen Reiter auf die feindlichen Schützen und brachten sie zum Weichen. Dann warf sich Treskow mit seinen Dragonern auch auf die feindliche Artillerie und zwang sie zum Abfahren. Nun ging auch die preußische Infanterie wieder siegreich vor. Mit solcher Kraft war der Stoß erfolgt, daß der Feind in größter Unordnung durch das Galgtor in die innere Stadt zurückwich, wobei er drei Geschütze und eine größere Anzahl von Gefangenen verlor. Die Husaren, auf die übrigen Sturmkolonnen verteilt, drangen mit der Infanterie zugleich in die Stadt, in der ein wildes Gemetzel entstand. Die Franzosen schlugen sich vorzüglich und wußten mit größtem Geschick die örtlichen Verhältnisse auszunützen.

Als am Steintor die Schützen des ersten und zweiten Bataillons infolge Rückzugsbefehls etwas zurückgegangen waren, drang der tapfere Major von Bülow mit diesen Schützen und einigen Kompagnien seines Bataillons (des ersten) vor. Jetzt wurde ganze Arbeit gemacht. Die treuen Einwohner Halles, mit den Eindringenden im Bunde, brachten Stangen und allerlei andere Sturmgeräte herbei, und unter dem Schutze der halben fünften Batterie gelang es Bülow — fast gleichzeitig mit dem Bataillon Uttenhoven — in die stark verbarrikadierte Stadt einzudringen. Der Rest des ersten Bataillons hatte sich inzwischen gegen das Galgtor gewandt, um das noch ein heißer Kampf entbrannt war. „Unter dem Tore standen", wie ein Mitkämpfer erzählt, „drei verlassene französische Geschütze und drei Munitionswagen; daneben lagen totgeschossene Artilleristen und Pferde, wodurch der Durchgang für geschlossene Truppen sehr beengt wurde." Leutnant Jenichen von der reitenden Batterie Nr. 6 ließ die eroberten Geschütze durch seine Leute und Pferde in Sicherheit bringen, worauf er mit seinen eigenen Kanonen in die Stadt eindrang. Vor dem Tore entstand ein Streit edlen Wetteifers, welche Truppe durch das Tor in die von den Feinden noch verteidigten Gassen zuerst einrücken sollte; Dragoner und Jäger machten sich den Vortritt streitig, bis General Bülow sich an die Spitze des zweiten Bataillons des dritten ostpreußischen Infanterie-Regiments setzte und dieses in die Stadt führte.*)

Noch bevor auch das Galgtor von den freiwilligen Jägern des zweiten Bataillons und den Schützen des Grenadierbataillons in raschem Anlauf erobert worden war, hatte bereits das Gefecht auf dem rechten Flügel eine günstige Wendung genommen. Der oben geschilderte verzweifelte Kampf am Jägerberg war durch die Ankunft des Hauptmanns von Monsterberg entschieden worden. Auch die Moritzburg, die Mühlenpforte und die Stadtmühlen waren in den Händen der Preußen. Als dann auch das Klaustor den Franzosen entrissen worden war, waren sie gezwungen, ihre letzte Zuflucht, die Klaustorvorstadt, zu räumen und über Passendorf und Halleben ihren Rückzug auf Merseburg anzutreten; die Verfolgung des abziehenden Feindes übernahm Major von Sandrart mit zwei Husareneskadrons und deren freiwilligen Jägern. Der Feind hatte aber bald seine Haltung wiedergewonnen, so daß Sandrart in dem ungünstigen Gelände von einem erneuten Angriff Abstand nahm.

---

*) Nach den Mitteilungen eines Mitkämpfers zur Berichtigung der in den Beiträgen zur Geschichte von 1813, II, S. 7 bis 19 und in Varnhagens „Bülow", S. 154 bis 157 enthaltenen Erzählung. — Vergleiche Wehrzeitung 1854, S. 3708. (Siehe auch Förster, Befreiungskriege II, 302.

Das war ein kühnes, erfolgreiches Unternehmen gewesen, vielleicht das glänzendste und einwandfreiste des Tages von Großgörschen überhaupt. Schon um 9 Uhr morgens war Bülow im Besitze von Halle. Er ließ die Stadt sofort durch ein Bataillon besetzen, während die übrigen Truppen in einem Biwak an dem Vorstadtsteintor vereinigt wurden. Der Verlust der Franzosen betrug nach der Berechnung Osten-Sackens 717 Mann, darunter an Gefangenen 13 Offiziere, 420 Mann. Außerdem waren den Preußen 3 Geschütze, 3 Munitionswagen und 350 von den Fliehenden fortgeworfene Gewehre in die Hände gefallen. Letztere, sowie die Tschakos, Tornister, Mäntel u. s. w. waren für das neugebildete dritte Bataillon, das mit sehr schlechten Gewehren und einer höchst mangelhaften Ausrüstung versehen war, eine willkommene Beute. Der preußische Verlust betrug 8 Offiziere, 225 Mann.

Über die Hauptschlacht des 2. Mai bei Großgörschen war Bülow während des ganzen Tages ohne Kunde geblieben. Erst am 3. Mai erfuhr er durch einen Adjutanten Kleists, daß ein starkes Korps gegen diesen vorgegangen sei, und daß Kleist Leipzig geräumt und sich auf Wurzen zurückgezogen habe. Obwohl Bülow mehrere Feldjäger und Ordonnanzen absandte, Wittgenstein aufzusuchen, obwohl er selbst die Sternwarte in Halle bestieg, um durch gute Fernrohre die Bewegungen der feindlichen Truppen in der Umgegend zu erkunden, konnte er nichts Sicheres in Erfahrung bringen. Ein spät am Abend des 4. Mai zurückkehrender Feldjäger vermehrte nur seine Ungewißheit; er brachte zwar die Nachricht „von einem am 2. Mai bei Lützen (Großgörschen) erfochtenen glänzenden Siege der Preußen und Russen", der Nachsatz aber, daß infolgedessen „das verbündete Heer den Rückzug über die Elbe angetreten habe", war geeignet, seine Zweifel zu vermehren. Ein glänzender Sieg und der Rückzug nach der Elbe — das konnte ein Bülow nicht verstehen! Das Bedenkliche seiner vereinzelten Stellung in Halle wurde ihm klar. Er sah ein, daß er sie nicht werde halten können, entschloß sich kurz und brach nach Dessau auf, um sich von hier aus den Übergang über die Elbe zu sichern. Aber schon auf dem Marsche dahin erreichte ihn eine aus dem Hauptquartier Penig an ihn gerichtete Kabinettsordre des Königs, welche davon zeugte, daß Friedrich Wilhelm, obwohl er kein Kommando führte, doch mit klarem Urteil die militärischen Operationen überschaute, und sein gesunder Sinn in heiklen Situationen stets wußte, was not tat. Er hatte mit Recht besorgt, Wittgenstein werde bei der großen Verwirrung, die gestern im Hauptquartier geherrscht, es versäumt haben, Bülow auf seinem verlorenen Posten mit Nachrichten zu versehen.

Die Kabinettsordre lautete: „Die gestern zwischen Lützen und Pegau gelieferte Schlacht ist äußerst hartnäckig und blutig gewesen. Durch den hohen Mut meiner und der russischen Truppen, der der Überzahl des Feindes das Gegengewicht hielt, sind die errungenen Vorteile des Tages bis zum letzten Augenblick in unseren Händen geblieben. Der Feind ist aber heute früh nach Leipzig abmarschiert und unterbricht dadurch die Verbindung zwischen Ihnen und der Hauptarmee. In dieser Erwägung weise ich Sie, wenn Sie von dem General Grafen Wittgenstein keine Befehle mehr erhalten sollten, an, bei Roßlau über die Elbe zurück zu gehen und, wenn der Feind sich mit Macht gegen die Marken wenden sollte, der Landwehr und dem Landsturm dieser Provinz zum Kern zu dienen und den kleinen Krieg, der sich im Lande bilden muß, kräftigst zu unterstützen. Das Gouvernement in Berlin ist angewiesen, die Landwehr, wie sie ihre Organisation vollendet, an Ihr Korps und das Detachement des Generals Borstell, welches mit Ihnen vereinigt bleibt, anzuschließen. Ihrem Eifer und Ihrem Talent traue Ich, daß Sie unter diesen Umständen dem Staate die wichtigen Vorteile erkämpfen helfen werden, die bei Ausdauer und Energie uns einen glücklichen Ausgang des Kampfes verbürgen müssen. Friedrich Wilhelm."

Diese Kabinettsordre des Königs, die sich so eingehend mit dem Schicksal der Marken

beschäftigte, war von folgenden Erwägungen ausgegangen. Nach der Schlacht bei Großgörschen boten sich für Friedrich Wilhelm zwei Wege des Handelns: entweder mußte er seine Hauptstadt schützen, oder mit der Hauptarmee der Verbündeten sich der Grenze Österreichs möglichst zu nähern suchen. Das letztere war geboten durch die gerade jetzt stärker als je betriebenen Versuche, Österreich so schnell wie möglich zum Eintritt in das Bündnis zu bewegen. Der König entschloß sich für das letztere, und wir werden bald sehen, wie der treue Scharnhorst, obwohl schwer an den Folgen seiner Verwundung leidend, bald die Seele dieser Bestrebungen werden sollte. Der Entschluß des Königs, der die Hauptstadt seines Landes den Feinden preisgab, ging von dem richtigen Grundsatz aus, daß in Zeiten der Not, wo die Armee zu großen, entscheidenden Operationen gebraucht wurde, das Land zur Landesverteidigung selbst bereit sein müsse. Diese Zeiten der Not waren da. Aber dank der jahrelangen mühevollen Tätigkeit Scharnhorsts stand man ihnen nicht ratlos gegenüber. Man hatte ja die Landwehr und den Landsturm, und der König, welcher gerade diesen Truppeneinrichtungen, wie wir wissen, in der ersten Zeit großes Mißtrauen entgegengebracht hatte, konnte in diesen verhängnisvollen Tagen, wo es sich um den Schutz seiner Reichshauptstadt handelte, mit hoher Befriedigung auf diese Schöpfung blicken. Denn die Nachrichten, die man während des Rückzuges im Hauptquartier der Verbündeten empfing, erweckten mehr und mehr die Besorgnis, daß der Feind ein ernstes Unternehmen auf Berlin plane. Die Hauptarmee konnte unter keinen Umständen durch Abtrennung eines Korps geschwächt werden, schon im Hinblick auf das zu erwartende Bündnis mit Österreich, und so beschloß man denn, wie ein im Beisein des Königs aufgenommenes Protokoll einer Beratung Scharnhorsts, Hardenbergs und Knesebecks dartut, „daß zur unmittelbaren Landesverteidigung das Land selbst vor allem seine Kräfte entwickeln müsse, daß zu diesem Zwecke das zum Schutze Berlins zunächst bestimmte Korps des Generals von Bülow durch Landwehr und Landsturm der Provinz verstärkt werden solle. Berlin selbst sollte von den Einwohnern zu einer Festung umgeschaffen und Abschnitt für Abschnitt verteidigt werden.*) In einer gleich darauf erlassenen Kabinettsordre wurde dieser Beschluß durch das Militärgouvernement zu Berlin den Einwohnern der Hauptstadt mit folgenden Worten zur Kenntnis gebracht: „Ich habe das Vertrauen zu den Bewohnern meiner Residenzen, daß sie mit einem großen Beispiel von Mut und Aufopferung der Nation vorangehen und jeden aus ihrer Mitte stoßen werden, der eine feige Hingebung der Ehre und Selbständigkeit vorzieht." Als der treibende und überwachende Kommissar der obersten Heeresführung — wenn auch offiziell nur als Gehilfe des Militärgouvernements — sollte Oberst von Boyen sich nach Berlin begeben. Er sollte, wie er später selbst berichtete, mit größter Energie die Formation der Landwehr und die Ausführung des Landsturmgesetzes betreiben, in die Befestigungsarbeiten Zusammenhang bringen, vor allem die Verteidigung der Hauptstadt und einen allgemeinen Verteidigungsplan für die Provinz vorbereiten. Boyen verließ Dresden am 7. Mai und traf am Mittag des folgenden Tages in Berlin ein.

Wie Bülow im Verein mit Boyen sich der schwierigen Aufgabe, mit so geringen Kräften Berlin und die Marken zu schützen, unterzog, welche schwierigen Arbeiten sie zum Schutze Berlins unternahmen, darüber soll noch an anderer Stelle berichtet werden. Kehren wir nun zu den Bewegungen der verbündeten Armee zurück. Der Rückzug war von beiden Heeren getrennt angetreten. Die Russen waren über Frohburg, Rochlitz, Nossen und Wilsdruf auf Dresden gezogen, wo sie am 7. Mai eingetroffen waren; die Preußen hatten über Borna, Kolditz, Döbeln am 6. Mai Meißen erreicht. Beide Heeressäulen waren auf dem Marsche nicht weit voneinander entfernt, um bei

*) Protokoll einer Beratung Scharnhorsts, Hardenbergs und Knesebecks im Beisein des Königs. Pertz, Gneisenau II, 598. Klippel, Scharnhorst.

einem überlegenen Angriff durch den Feind einander helfend beizuspringen. Die Richtung des Rückzuges hatte man, wie schon erwähnt, mit Rücksicht auf das zu erwartende Bündnis mit Österreich, auf die obere Elbe und Spree gerichtet. Die hier zu erwartende Stellung gewährte noch den Vorteil, daß der linke Flügel sich an das neutrale Gebiet von Böhmen anlehnen konnte, das hier an zwei Stellen stark in die Lausitz vorspringt. Auch russische Verstärkungen konnten hier am leichtesten herangezogen werden. Die beiden Monarchen waren ihren Heeren bereits voraufgeeilt.

Sehen wir uns zuerst nach dem Könige um. War er auch, wie wir gesehen, zuerst tief bedrückt, daß Großgörschen kein eigentlicher Sieg gewesen, so war doch dieser Gedanke bald dem Gefühl der Freude darüber gewichen, wie brav sich seine Armee geschlagen habe. Eine noch in Groitzsch aufgesetzte Ordre des Königs, in welcher er Blücher ersucht, der Armee für ihre große Tapferkeit und Anstrengung seinen Dank auszusprechen, steht noch ganz unter dem freudigen Eindruck dieses jetzt die Oberhand bei ihm gewinnenden Gefühls. Über Borna und Altenburg, wo Friedrich Wilhelm den verwundeten Scharnhorst besuchte, der ihn tröstete und auf den demnächstigen Sieg hinwies, setzte der König dann weiter seinen Marsch auf Dresden fort, wo er am 4. Mai eintraf und sein altes Quartier in dem von Rackwitzschen Hause in der Neustadt bezog. Hier in Dresden hatte der König wiederholt eingehende Beratungen mit Hardenberg, Scharnhorst und Knesebeck bezüglich der Verteidigung Berlins, deren Ergebnis wir schon kundgegeben haben.

Inzwischen hatten die verbündeten Armeen — jede für sich — ihren Rückzug fortgesetzt. Da die Franzosen ihnen direkt auf dem Fuße folgten, kam es wiederholt zu Rückzugsgefechten, welche durch die ungeschickten Dispositionen der russischen Oberleitung die Preußen wiederholt in Gefahr brachten. Über die Verteidigung der Elbe hatte Wittgenstein Bestimmungen getroffen, die sehr schematisch waren und die Unterfeldherren wiederholt zu Widersprüchen herausforderten. In einem an Blücher gerichteten Briefe war die Stromverteidigung in folgender Weise abgegrenzt worden. Dem General Kleist war die nördlichste Strecke, von Torgau bis Wittenberg, Blücher die mittlere, von Torgau bis Meißen, und den Russen die von Meißen bis Dresden zugeteilt worden. Blücher war mit dieser sehr äußerlichen Einteilung garnicht einverstanden; er bezeichnet in einem Briefe an den König vom 8. Mai seine Aufgabe als „nicht zu lösend", wenn sie wörtlich genommen werden solle. Auch Scharnhorst hatte große Bedenken und ließ sofort nach Eingang der Weisung des Hauptquartiers folgende Warnung an den König ergehen:

„Ew. Majestät mache ich aufmerksam, daß es leicht möglich ist, daß heute die preußischen Truppen angegriffen werden. Ich habe auf den Fall den Fürsten Wolkonsky gebeten, daß dann die russischen gleich vorrücken, damit nicht die Last allein auf die ersten fällt. Es ist ein unverzeihlicher Fehler des kommandierenden Generals, einen Tag vor dem Defilee, welches man den anderen Tag passieren will, stehen zu bleiben. Ich fürchte, daß das preußische Korps sehr exponiert steht und schwer zu passierende Defileen hinter sich hat. In jedem Fall muß es diese Nacht die Brücke bei Meißen passieren, wenn man sonst sich hinter die Elbe setzen will."

Friedrich Wilhelm, der, ohne ein Kommando zu haben, jetzt, da es wieder vorwärts ging, mit einer großen Rührigkeit die Bewegungen verfolgte, und, wo es anging, mit Rat und Tat selbst eingriff, begab sich noch am 7. Mai nach Meißen, um persönlich die Sachlage in Augenschein zu nehmen. Er fand zu seiner Beruhigung, daß Blücher bereits selbständig die größte Masse der Truppen auf das östliche Elbufer hinübergenommen hatte. Er nahm eine kurze Besichtigung der Truppen vor, deren Haltung er belobte und kehrte darauf nach Dresden zurück. Am Tage darauf verließ der Zar die sächsische Hauptstadt auf der Straße nach Bautzen und nahm sein Hauptquartier

in Bischofswerda. Friedrich Wilhelm hatte in Dresden noch eine längere Beratung mit Scharnhorst, der nach Dresden geschafft worden war und trotz seiner Verwundung die Rüstungen eifrig gefördert hatte. Jetzt verließ er mit einem Auftrag der Verbündeten die sächsische Hauptstadt, um nach Wien zu reisen und „mit Blut um Österreich zu werben“ und gleichzeitig auch, im Falle des Zustandekommens des Bündnisses, die ersten gemeinsamen Schritte des militärischen Vorgehens aller drei Verbündeten zu beraten. Scharnhorsts Stelle bei der Armee wurde Generalmajor von Gneisenau anvertraut, und dessen Geschäfte als Generalquartiermeister wurden dem Oberstleutnant von Müffling übertragen.

Gneisenau war wieder voll hohen Mutes. An Hardenberg schreibt er von Meißen aus, daß der moralische Zustand der Armee gut sei. „Der Soldat glaubt nicht geschlagen zu sein. Durch mangelhafte Verpflegung, herbeigeführt durch Unkunde und Mangel an Einsicht, ist ein Teil der Truppen etwas ermattet. Wir wollen selbige wieder auffrischen, so gut dies hier angeht.“ Mit rastlosem Eifer erstrebt er weiter die Verstärkungen der Armee und fügt voll Hoffnungsfreudigkeit hinzu: „Wenn alles mit Anstrengung an der Wiederherstellung und Vergrößerung der Streitkräfte arbeitet, so bin ich keinen Augenblick zweifelhaft über das Schicksal des Krieges.“ Immer den Kopf voll fruchtbarer Gedanken, schlägt er vor, die Truppen vor den Festungen durch Landwehr ablösen zu lassen, die entsendeten Heeresabteilungen heranzuziehen, dann sei er des Sieges sicher. „Aber alle Streitkräfte der Nation müssen in Anspruch genommen und alle in einem Moment, so weit dies angeht, angewendet werden.“

Wie war der vorn gezeichneten Ratlosigkeit der russischen Oberleitung gegenüber das Verhalten Napoleons nach der Schlacht bei Großgörschen? Er hatte nach dem Kampfestage am 2. Mai bestimmt die Erneuerung des Kampfes erwartet. Er hatte mehrere Stunden an dem Wachtfeuer bei seiner alten Garde zugebracht, die im mächtigen Viereck um die lodernde Flamme saß. Als er am Morgen des 3. Mai die Nachricht erhielt, der Feind sei im Abzuge, wollte er es nicht glauben. Der Mangel an genügender Reiterei zwang ihn, eine sofortige Verfolgung aufzugeben. Auch war das Fußvolk zu ermüdet. Wurde der Rückzug der Verbündeten, was ihm jetzt wahrscheinlich war, bis hinter die Elbe fortgesetzt, so konnte er schon jetzt triumphieren. Die von ihm so sehnlichst gewünschte Verbindung mit den von ihm besetzten Elbfestungen war dann hergestellt. Alles ging gut, mußte weiter gut gehen nach den bei Großgörschen und Lützen gehabten Erfolgen. Was wollte er mehr? Mit ganz ungeübten Truppen, die ihm halb widerwillig gefolgt waren, hatte er über die alten geübten Soldaten des Feindes, der ihm außerdem noch an Reiterei bedeutend überlegen war, den Sieg davon getragen. Sein Kriegsruhm stand wieder unangefochten da. Seine Unbesiegbarkeit war wieder aufs neue erwiesen.

Die Nachricht, daß die verbündeten Heere in zwei Teile geteilt und der eine auf Meißen, der andere auf Dresden dirigiert war, veranlaßte ihn, auch seinerseits eine Teilung vorzunehmen. Das Korps Lauristons wurde dazu bestimmt, dem Generalleutnant von Kleist über Wurzen nach Mühlberg an der Elbe zu folgen. Ney dirigierte er auf Torgau, wo er sich nach Besitznahme der Festung mit den Sachsen vereinigen sollte. War dies geglückt, so stand dem nichts mehr im Wege, daß sich Ney mit Lauriston, mit dem von der Niederelbe im Anmarsch befindlichen Reiterkorps von Sebastiani und dem von Magdeburg herkommenden Korps von Victor verband und geraden Wegs auf die preußische Armee losrückte, welche er nach seiner bisherigen Annahme noch im Rückmarsch auf Berlin glaubte. Aber dank der deutschen Gesinnung Thielmanns gingen die Unternehmungen Neys nicht so glatt von statten, wie er gewünscht hatte. Der sächsische General verweigerte ihm den Durchmarsch, zeigte sich auch in keiner Weise bereit, ihm Truppen zu liefern oder überhaupt







Blüchers Reitersieg bei

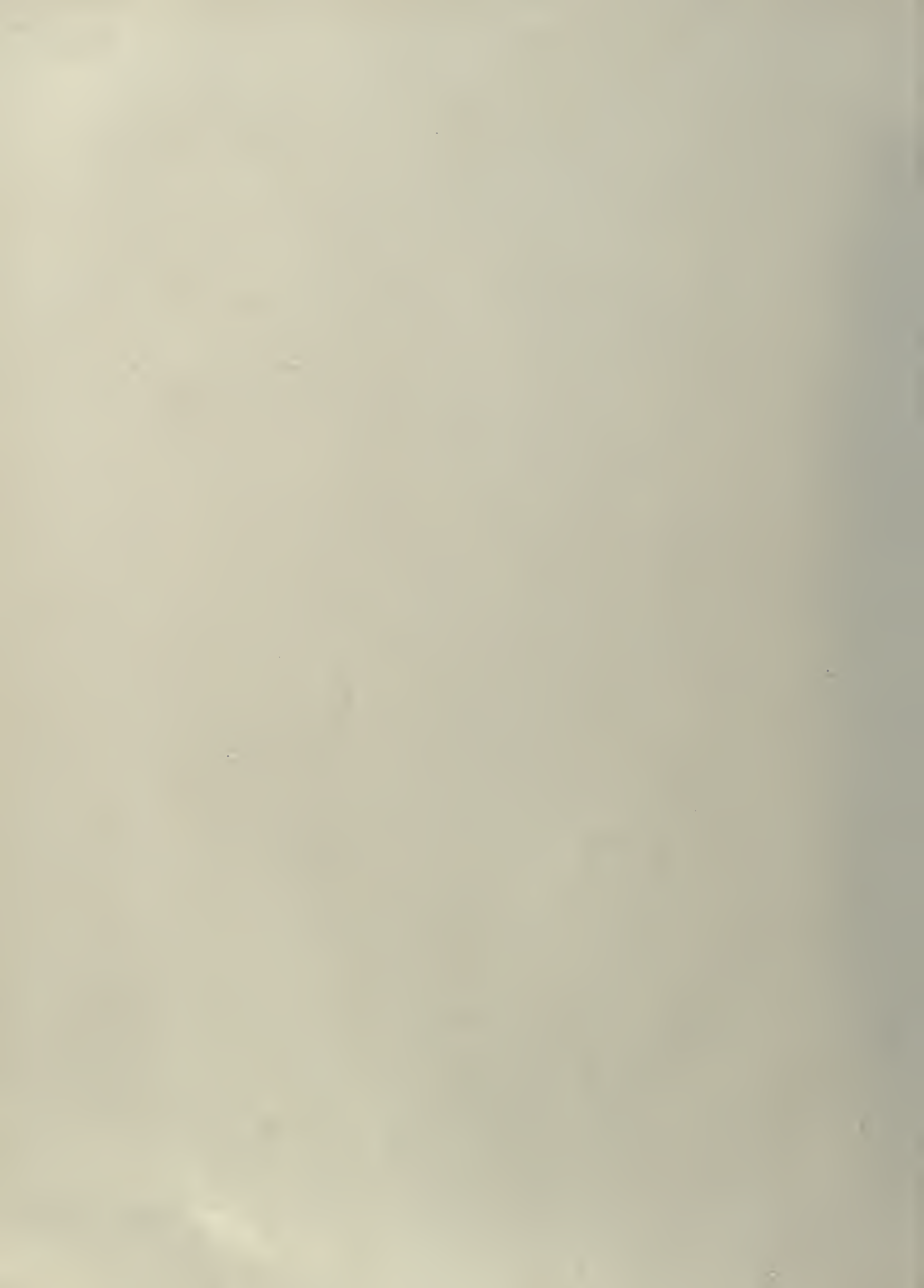
Original von P




Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

au am 26. Mai 1813.

R. Knötel.



mit ihm gemeinsame Sache zu machen. So mußte Ney sich nach Wittenberg wenden. Seine Unternehmungen auf Berlin erlitten dadurch eine empfindliche Verzögerung.

Napoleon selbst war mit der Hauptmasse seines Heeres, den Korps von Bertrand, Macdonald, Oudinot, Marmont und der Garde, im ganzen fünfzehn Divisionen, auf Dresden vorgedrungen. Obwohl seine Massen stark auf den Nachtrab der Verbündeten drückten, kam es nur ein einziges Mal zu einem ernstlichen Rückzugsgefecht bei Kolditz am 5. Mai. Der Vizekönig brachte durch einen Übergang über die Mulde die russische Nachhut unter Miloradowitsch und die preußische Brigade Steinmetz durch eine Vereinigung seiner beiden Divisionen in ernste Gefahr. Aber die Vortruppen der preußischen und russischen Armee leisteten mit großer Ausdauer so lange hartnäckigen Widerstand, bis die russische Nachhut mit sämtlichem Geschütz und Fuhrwerk in völliger Sicherheit war.



Generalleutnant Friedrich Heinrich Ferdinand Emil von Kleist.

Inzwischen war Napoleon ungehindert auf Dresden vorgedrungen. Er war in bester Laune. Das Antlitz des Gewaltigen heiterte sich auf, als er daran dachte, daß er nunmehr in der Lage sei, das in letzter Zeit etwas lose gewordene Bündnis mit dem Sachsenkönig, der sich zuletzt sehr deutlich an Österreich angelehnt hatte, wieder enger zu knüpfen. Der Besitz von Sachsen ermöglichte ihm von neuem eine geeignete Operationsbasis für seine Unternehmungen. Durch Thielmanns offene Parteinahme für die Verbündeten und des Königs schwankende Haltung waren Torgau und Königstein ihm in letzter Zeit verschlossen gewesen. Ja, man hatte gewagt, ihm, Napoleon, die von Marschall Ney geforderte Reiterei wiederholt zu verweigern. Noch am 5. Mai war es gewesen, daß der schwankende König Friedrich August dem General Thielmann den Befehl gegeben, Torgau unter keinen Umständen den Franzosen wieder zu öffnen, auch nicht, „wenn das Glück der Waffen die französische Armee wieder an die Elbe führen sollte."

Das alles wußte Napoleon, aber er kannte auch die Machtmittel, über welche er verfügte. Er kannte den faszinierenden Einfluß seiner Persönlichkeit auf den schwachen König, die ebenso

durch Schrecken wie durch den Zauber der Liebenswürdigkeit wirkte. Zuerst wollte er es mit dem Schrecken versuchen. Am 7. Mai erschien vor dem Könige von Sachsen Baron von Serra, der französische Gesandte in Dresden, und überbrachte ihm in aller Form die drohende Forderung Napoleons, „innerhalb sechs Stunden sein Bündnis mit Frankreich wieder in der alten Form herzustellen, wenn er nicht als Fürst des Rheinbundes wegen Treubruches abgesetzt werden wolle.“ Das genügte. In willenloser Schwäche bat der König in einem Schreiben Napoleon um Verzeihung und verpflichtete sich, sofort nach Dresden zurückzukehren und seine Festungen, seine Reiterei und Infanterie, seine gesamten Geschütze dem Mächtigen zur uneingeschränkten Verfügung zu stellen. Dem General Thielmann ließ er am 8. Mai den Befehl zugehen, die Festung Torgau den Franzosen zu übergeben, drei Tage nachdem er ihm gerade die entgegengesetzte Weisung hatte zugehen lassen. Dieser Schritt des Königs machte das fernere Verbleiben Thielmanns in sächsischen Diensten unmöglich, da er, wie er selbst in einem Briefe an seine Frau schreibt,*) von Napoleon „nur den Tod oder eine schmähliche Verzeihung zu erwarten hätte.“ Nachdem er das Kommando dem ältesten General übergeben, verließ er mit seinem Adjutanten, Oberst von Aster, Torgau, „unter dem Heulen und Schreien des Volkes, unter den Tränen der Offiziere.“ Dem Könige hatte er seinen Entschluß mit folgendem Schreiben kundgetan: „Torgau, 10. Mai 1813. Die Festung Torgau, die ich Ew. Majestät treu erhalten habe, ist übergeben. Ew. Königlichen Majestät lege ich meine 32jährigen Dienste hiermit alleruntertänigst zu Füßen.“ Er begab sich in das Hauptquartier des Kaisers von Rußland, um ihm seine Dienste anzubieten. Diesem konnte eine so tapfere, unternehmende Persönlichkeit nur willkommen sein; er stellte ihn als Generalleutnant in die russische Armee ein.

Bald darauf erschien Napoleon selber in Dresden. Auf der Freiberger Straße, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, hatte er wieder einmal den „großen Empfang“, den er in Moskau so schmerzlich hatte vermissen müssen. Die Mitglieder der vom Könige von Sachsen während seiner Abwesenheit eingesetzten Immediatkommission sowie eine Deputation des Dresdener Magistrates empfingen ihn mit einer feierlichen Anrede und baten ihn um Schonung der Stadt. Napoleon, der sich schon wieder ganz in die Rolle des Weltbeherrschers eingelebt hatte, herrschte sie mit rauhen Worten an: „Wer seid Ihr?“ „Die Mitglieder der städtischen Körperschaften.“ „Habt Ihr Brot?“ In verlegener Weise stammelten die Unterworfenen einige den Herrscher nicht befriedigende Worte. „Es muß Brot, Fleisch und Wein herbeigeschafft werden“, befahl er. Dann holte er zu einer längeren Strafrede aus, die an brutaler Offenheit nichts zu wünschen übrig ließ: „Ihr hättet verdient, daß ich die Stadt als eine eroberte behandelte. Ich kenne alles, was Ihr während der Anwesenheit der Verbündeten getan habt ..... Ich weiß, welches feindselige Entzücken Ihr an den Tag legtet, als der Kaiser Alexander und der König von Preußen in Eure Mauern einzogen. Noch hängen an den Häusern die Reste der Blumengewinde, und noch sind in den Straßen die Blumen sichtbar, welche Eure Töchter den Monarchen gestreut haben. Ich will indessen alles verzeihen. Segnet dafür Euren König, denn er ist Euer Retter. Sendet Abgeordnete mit der Bitte an ihn, Euch wieder seine Gegenwart zu schenken. Ich verzeihe bloß aus Liebe zu ihm. Übrigens seid Ihr bereits hinreichend bestraft. Baron Stein hat Euch im Namen Kutusows administriert, und Ihr wißt nun, was Ihr von den schönen Gesinnungen der Verbündeten zu halten habt. Ich verlange für meine Truppen nicht mehr, als was Ihr für die Russen und Preußen getan habt. Ich selbst werde dafür wachen, daß Euch der Krieg so wenig Übel als möglich zufüge.“

Durch ausgesuchte Liebenswürdigkeit dem Königspaar sowie den königlichen Prinzen gegenüber hatte er sich das Herz des altersschwachen Königs wieder im Fluge erobert und ihn als

*) Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskrieg, II.

Bundesgenossen fest an sich gekettet. Inzwischen hatten die Verbündeten schon gegen Mittag das linke Elbufer bis auf den letzten Mann geräumt. In der Stadt herrschte die Ruhe des Kirchhofes. Die ganze Bürgerschaft stand unter einem dumpfen Druck. Die Besetzung der Torwachen hatte vorläufig die Bürgerwehr übernommen. Vom rechten Elbufer tönten ab und zu dumpfdröhnende Kanonenschüsse. Schwarze Rauchwolken erhoben sich oberhalb der Stadt bei Blasewitz; sie rührten von den brennenden Schiffbrücken her, welche die abziehenden Russen angezündet hatten.

Napoleon war nach der Abkanzelung der staatlichen und städtischen Körperschaften, nur vom Großstallmeister Caulaincourt begleitet, um die Stadt geritten, um die geeignetste Stelle für den Übergang seiner Armee ausfindig zu machen. Zuerst hatte er ihn bei Übigau geplant und dort unter dem starken Feuer der Russen, welche noch die Dresdener Neustadt besetzt hielten, versucht, eine Schiffbrücke herzustellen. Mit Kaltblütigkeit hatte er sich dabei persönlich der größten Gefahr ausgesetzt und in dem Augenblick der stärksten Kanonade der Russen seinem Artilleriegeneral Drouot die Worte zugedonnert: „Hundert Geschütze!" Von den benachbarten Höhen aus hatte er dann gegen die Stellung der Russen ein furchtbares Geschützfeuer eröffnet und sie dadurch zum Abzug genötigt. Dennoch nahm Napoleon von dem schwierigen Brückenbau bei Übigau Abstand und ließ nahe der steinernen Brücke zwei Schiffsbrücken über die Elbe schlagen. Wie diesem Gewaltigen sich schnell und willig alles fügte, wie es vor seinem klaren Blick, vor seinem scharfen Verstand kein Hindernis gab, beweist die Herstellung dieser Brücken. Er hatte sie dem sächsischen Landbaumeister Hauptmann übertragen, der dafür zwölf Tage forderte, dieselbe Zeit, welche die Verbündeten dazu gebraucht hatten. Aber Napoleon hatte unwillig erwidert: „Dazu braucht man vierundzwanzig Stunden!" Und er machte das scheinbar Unmögliche möglich. Bei Fackelschein arbeitete man die ganze Nacht; der Kaiser selbst ließ sich nicht Zeit zum Schlaf. Er war die ganze Nacht auf der Brücke, und diese war nach sechzehn Stunden angestrengtester Arbeit so weit fertig, daß der Übergang der Truppen samt den Geschützen vor sich gehen konnte.

Während dies geschah, saß der Kaiser auf einer steinernen Bank und musterte die vorbeimarschierenden Truppen, aus deren Mund ihm ein lautes „Vive l'empereur!" entgegenscholl. Ein von dem sächsischen Obersten Aster angefertigtes Verzeichnis der Truppen, welche an diesem Tage die Brücke passierten, zeigte, aus welchem bunten Völkergemisch die Heere zusammengesetzt waren, die nur der eine mächtige Wille Napoleons leitete. Man ersieht auch daraus die merkwürdige Tatsache, daß nur wenig mehr als die Hälfte dieser Truppen aus wirklichen Franzosen bestand, und daß von allen Rheinbundstaaten nicht etwa Westfalen oder Würzburg, sondern Württemberg den meisten Eifer gezeigt und allein zwei Kavallerie- und sechs Infanterieregimenter gestellt hatte. Es waren zusammen 109 Bataillone, 28 Eskadrons, 3 reitende und 15 Fußbatterien, zwischen 60000 und 70000 Mann mit 140 Geschützen, welche an einem Tage über die noch unvollendete Brücke zogen, an deren Fertigstellung während des Überganges ununterbrochen gearbeitet wurde.*)

Glänzend hatte sich wieder das Feldherrngeschick des französischen Kaisers gezeigt, überraschend die Klarheit, Entschiedenheit und Schnelligkeit seiner Unternehmungen. Klar springt auch schon dem oberflächlichen Beobachter die große Verschiedenheit der Anordnung und Befehlsgebung zwischen ihm und dem russischen Oberbefehlshaber Wittgenstein in die Augen. Während dieser, wie wir gesehen, eine gewissermaßen schematische Einteilung des Elbstromes vorgenommen, hatte Napoleon ohne große Vorbereitungen, ohne sich auf umständliche Pläne einzulassen, es möglich gemacht, an einem einzigen Tage, dem 11. Mai, mit seinem ganzen Heere über den Strom zu gehen und zwar an drei verschiedenen Punkten: bei Wittenberg, Torgau und Dresden. Nun war

*) Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege.

er am rechten Ufer; nun konnte er, den Verbündeten folgend, beliebig seine Operationen nach deren weiteren Bewegungen einrichten.

Wenn Wittgenstein anfangs die Absicht gehabt hatte, die Elbe zu halten, so zeigte sich dies bald als eine Unmöglichkeit, da der Feind alle Festungen der Elbe und außerdem auch noch im Rücken der Verbündeten drei Festungen an der Oder besetzt hielt. Kleist war bei Mühlberg über die Elbe, Bülow bei Dessau über die Mulde gegangen. Bei der großen Anhäufung feindlicher Truppenmassen unter Ney bei Torgau und Wittenberg hatte man anfangs die Richtung nach Norden, auf Berlin, eingeschlagen, einerseits um zum Schutze der Hauptstadt näher zu sein, andererseits um von hier aus, wie Wittgenstein sich ausdrückte, „aus einer Flankenstellung dem Feinde mit aller Kraft auf den Hals zu gehen." Blücher hatte am 9. Mai den Befehl zum Abmarsch nach dem in nördlicher Richtung gelegenen Großenhain erhalten, sehr zu seiner Verwunderung und ganz besonders zu derjenigen Gneisenaus, der mit dem vorzeitigen Aufgeben der Stromverteidigung gar nicht einverstanden war. Daß die russische Oberleitung in ihren Absichten durchaus schwankend war, zeigte sich sogleich. Kaum war Blücher in Großenhain angekommen, als er eine dringende Aufforderung des Führers der russischen Nachhut erhielt, „ihn bei einem Gegenstoß auf die Spitze der bei Dresden im Übergehen begriffenen Franzosen zu unterstützen." Bei der großen Schwenkung war dies Blücher aber nicht möglich gewesen. Allerdings wurde alles vorbereitet, „um in eine sich etwa nordöstlich von Dresden entwickelnde Schlacht eingreifen zu können." Durch den schon berichteten Anschluß der Sachsen an Napoleon und die Ansammlung starker feindlicher Streitkräfte bei Torgau wurde indessen der Rückzug auf Berlin untunlich; die Armee schlug wieder die Richtung nach Osten, auf Bautzen, ein. Das Blüchersche Hauptquartier hatte von vornherein den Rückzug gegen die Oder für angemessener gehalten; das Heer müsse so stehen, daß es unter allen Umständen zusammenkommen und nie von der Bautzener Straße abgedrängt werden könne; denn von Glogau abwärts sei keine Festung in preußischen Händen, um den Uferwechsel zu schützen; werde die Armee von der Straße auf Breslau abgedrängt, so werde das ihre Auflösung nach sich ziehen. Der König wurde gebeten, seinen Einfluß auf die Heeresleitung in diesem Sinne geltend zu machen.

Auch Gneisenau war mit dem unzeitgemäßen Vorstoß auf Großenhain gar nicht einverstanden gewesen. Er hatte überhaupt das Vertrauen auf Wittgenstein und seinen Stab mehr und mehr verloren. Er nannte sie „Leute, die nicht wissen, was sie wollen; aus ihrer Feder erscheinen unzweckmäßige, unvollständige, unausführbare Befehle. Wir tun davon, was wir können oder mögen; aber es gibt deren solche, die wir, um uns nicht selbst in Gefahr zu stürzen, befolgen müssen." Gneisenau dachte hierbei an das Verlassen der Elbe. Gegen die Fortsetzung des Rückzugs war er nicht, „denn, eine Schlacht, wenn sie nicht gewonnen wird, beschleunigt den Rückzug." Aber mit der Art und Weise des Rückzuges ist er nicht zufrieden. „Man muß mit Ordnung zurückweichen und sich nach und nach durch die in Schlesien befindlichen Streitkräfte verstärken." Die schlesischen Festungen scheinen ihm der geeignetste Rückhalt; in den schlesischen Gebirgen müsse sich die preußische Armee halten, wenn die Russen oderaufwärts oder nach Polen zurückweichen sollten. „Im unglücklichsten Fall", äußerte sich Gneisenau gegen den König und Hardenberg, „ist es ehrenvoller, in den eigenen Provinzen unterzugehen, als mit einem unbedeutenden Überrest in fremden Ländern flüchtig umherzuziehen."*)

Für das preußische Hauptquartier war jetzt der entscheidende Augenblick gekommen, wo es sich entscheiden mußte, ob es weiter nordwärts zur Deckung der Hauptstadt ziehen solle. Hierdurch

*) Blücher, von Generalleutnant von Unger. II, 32.

wäre der Abstand beider Heeressäulen noch größer geworden, was für die Verbündeten eine große Gefahr bedeutet hätte. Napoleon wäre es dann ein Leichtes gewesen, sich zwischen sie und die Russen zu werfen und durch seine Übermacht beide zu vernichten. Das preußische Hauptquartier kam zu dem Entschluß, lieber die Hauptstadt des Landes preiszugeben, zu deren Deckung ja übrigens Bülow bestimmt war; man wandte sich, um wieder zu den Russen zu stoßen, östlich nach Königsbrück und Kamenz, so daß die Hauptquartiere der beiden Monarchen wieder dicht beisammen waren; das des Kaisers Alexander in Pulsnitz, das des Königs von Preußen davon eine Stunde entfernt im Dorfe Lichtenberg.

Noch war man im Hauptquartier der Verbündeten im Zweifel, ob Napoleon mit seiner Hauptmacht sich nach Berlin oder Schlesien wenden würde, da traf der sächsische General Thielmann ein. Seine Mitteilungen über die Übergabe Torgaus und die Vereinigung der sächsischen Streitkräfte mit dem französischen Heer, sowie ferner die wichtige Meldung, Marschall Ney würde mit mehreren Korps auf das rechte Elbufer gehen, beseitigten bei Wittgenstein alle Zweifel. Seinen Entschluß, dem Gegner in der Nähe der Elbe eine Schlacht anzubieten, gab er auf und setzte sich am 12. Mai in Marsch, um seinen Rückzug hinter die Spree anzutreten. Es war aber auch das äußerste Zugeständnis, was er machen konnte. Weiter durften die Verbündeten nicht zurückgehen, wenn ihnen nicht in Deutschland alle Sympathien verloren gehen, vor allen Dingen im Hinblick auf das erhoffte Bündnis mit Österreich nicht alles Vertrauen zu Schanden gemacht werden sollte.

Man fand im Hauptquartier der Verbündeten die Gegend um Bautzen herum zu einer großen Verteidigungsschlacht wie geschaffen. Der Umstand, daß die Grenze des neutralen Böhmens südlich von Bautzen bei Schluckenau und Rumburg ziemlich weit in die Lausitz hineinspringt, war für die Deckung des linken Flügels sehr geeignet. Naturhindernisse vor der Front und auf den Flanken ließen die Gegend für eine Schlacht noch annehmbarer erscheinen. Schon am 13. Mai rückte das Gros der Armee ein, und auch den nachrückenden Heeresteilen wurden ihre bestimmten Plätze angewiesen. Hinter starken Verschanzungen, die man sofort aufwarf, konnten sich die Truppen eine Woche lang einer fast ungestörten Ruhe erfreuen. Die Preußen standen auf dem rechten, die Russen auf dem linken Flügel.

Obgleich, wie wir bereits wissen, schon am 11. Mai die Korps von Bertrand, Marmont und Macdonald in einer Stärke von 70000 Mann über die Elbe gegangen waren, hatte Napoleon den Weitermarsch zuerst noch nicht beschleunigt. Er glaubte, bei Bautzen zuerst nur die Russen vor sich zu haben; die Preußen hoffte er durch Neys Marsch nach Norden ganz zu isolieren und nach Norden abzudrängen.

Um jene Zeit noch immer nicht bestimmt von den Absichten der Verbündeten unterrichtet, mußte er seine Aufmerksamkeit „nach zwei Seiten“ richten. Während er die Bewegungen der Verbündeten nach Norden durch Marschall Ney scharf verfolgen ließ, zog er allmählich den größern Teil seines Heeres bis in die Hauptstellung der Verbündeten bei Bautzen heran. Es waren dies die Korps von Marmont, Bertrand, Macdonald, die Garde und das Reiterkorps von Latour-Maubourg. Während er mit diesen Korps der Hauptmasse des Feindes wie ein lauernder, zum Sprunge bereiter Löwe gegenüberlag, mußte Ney auf seinen Befehl seinen Marsch gegen Berlin mit drei Korps (dem eigenen und denen von Lauriston und Reynier) fortsetzen. Als Rückhalt hatte Napoleon dann immer noch auf dem rechten Elbufer bei Wittenberg das zweite Korps unter Victor und das reitende Korps von Sebastiani.

Ney war schon bis Herzberg an der Schwarzen Elster vorgedrungen, als er von Napoleon folgendes vom 13. Mai datiertes Schreiben erhielt: „Ich sehe noch nicht klar, was die Preußen

getan haben; es ist sicher, daß die Russen sich auf Breslau zurückziehen. Aber ziehen sich die Preußen auch auf Breslau zurück? Oder haben sie sich auf Berlin geworfen, was das Natürlichste wäre, um ihre Hauptstadt zu decken?" Diesem Schreiben war die Weisung hinzugefügt, daß Ney, um ihn im Notfalle auch für den bei Bautzen zu erwartenden Hauptstoß in der Nähe zu haben, das Korps von Lauriston über Hoyerswerda auf alle Fälle zur großen Armee absenden und mit den übrigen Streitkräften (Neys eigenem Korps, dem von Reynier, Victor und Sebastiani) sich etwas mehr nach Osten auf Luckau und Dobrilugk wenden solle für den Fall, daß er auch ihrer dringend bedürfe, er sie aber auch nicht allzu weit aus ihrer Richtung auf Berlin abdrängen wolle.

Aber sein Kundschafterdienst klappt immer aufs beste. Schon am nächsten Tage ist er davon unterrichtet, daß der König von Preußen sich bei der Hauptarmee in Bautzen befände, und daß man Berlin so gut wie preisgegeben und nur das Korps Bülow mit geringen Streitkräften dort



Russischer General Michael Bogelanowitsch Barclay de Tolly.

zurückgelassen habe. Nur ob die Verbündeten bei Bautzen stand halten und ihm hier eine Schlacht anbieten wollten, wußte er noch nicht. Sobald er auch hierüber unterrichtet war, erhielt Ney den erneuten Befehl, nicht weiter auf Berlin vorzudringen, sondern zur Unterstützung seiner eigenen Operationen über Hoyerswerda nach Drehsa zu gehen, die Spree zu überschreiten und so eine Umgehung des rechten feindlichen Flügels zu bewirken. Um diese Bewegungen Neys von vornherein sicher zu stellen, schickt er ihm von Bautzen aus auf halbem Wege bis Hoyerswerda die italienische Division Peri nach Königswartha entgegen, welche die Verbindung mit Ney herstellen sollte.

Diesen klaren, höchst einfachen Plänen gegenüber herrschte bei der obersten Heeresleitung der Verbündeten wieder eine Verwirrung und Unschlüssigkeit, die die von Großgörschen fast noch übertraf. Einigermaßen zu Wittgensteins Entschuldigung muß immer wieder angeführt werden, daß der Kaiser ihn in seinen Maßnahmen sehr beschränkte. Er machte fortwährend Ansprüche auf die Leitung der kriegerischen Ereignisse, wie er auch die politischen der Hauptsache nach leitete. Zudem war Wittgensteins Ansehen nach Großgörschen sehr gesunken. General Barclay de Tolly

war der neueste Günstling des Kaisers; es war schon jetzt ein offenes Geheimnis, daß er zum Nachfolger Wittgensteins bestimmt war. Scharnhorst war krank. Blüchers Tapferkeit und Ungestüm wurden wohl allerseits gerühmt, aber sein Urteil kam für die Russen kaum in Betracht. Gneisenau hielt man für einen wissenschaftlichen Theoretiker. So hatten die preußischen Generale gar keinen Einfluß auf den Gang der Operationen ... „Man hört uns gar nicht", hatte Gneisenau an den Grafen Münster geschrieben. Der gesunde Sinn des Königs von Preußen fand meistens das Richtige heraus; aber er besaß bei seiner übertriebenen Bescheidenheit gar keinen Einfluß und ein zu geringes Zutrauen zu sich selbst. Und dabei stand man einem Meister wie Napoleon gegenüber!

Seit dem 12. Mai lagerte das Heer bei Bautzen. Von Napoleon wußte man, daß alle Korps, die er über die Elbe geführt, bei Bautzen ihnen gegenüberstanden; nach ihrer Meinung waren dies nur vier Korps und die Garde. Von Ney glaubten sie noch immer, er wäre im Norden auf Berlin; daß er infolge der alles überschauenden, alle Möglichkeiten klug erwägenden Voraussicht Napoleons schon auf Bautzen im Anzuge war, wußten sie nicht. Inzwischen hatten die Verbündeten Verstärkung erhalten. Am 16. Mai war Barclay mit angeblich 12000 Mann frischer Truppen eingetroffen, wozu noch 5000 Mann von Kleist und einige Tausend Mann preußischer und russischer Reserven hinzukamen, so daß das vor Bautzen stehende Heer der Verbündeten um die nicht geringe Zahl von 20000 Mann verstärkt worden war. Da Wittgenstein nunmehr über 90000 Mann verfügte, so war jetzt der gegebene Zeitpunkt zum Angriff da, um so mehr, als sich der Feind noch nicht konzentriert hatte. Der Geist der Truppen war vorzüglich. Sie brannten darauf, die Palme des Sieges zu erringen, die ihnen durch schlechte Führung bei Großgörschen entgangen war. Jetzt hätten sie noch über die Korps Napoleons Herr werden können. Aber sie warteten vergeblich auf den Befehl zum Angriff; als ihnen dann bekannt wurde, daß Ney heranzog, warteten sie wieder; obwohl er noch weit entfernt war und zwei Tage — 19. und 20. Mai — brauchte, bis er heran war, erfolgte kein Angriff. Schuld war die sich ewig gleichbleibende Unschlüssigkeit und Unsicherheit im russischen Oberkommando. Hätte man jetzt mit voller Wucht einen Angriff gewagt, so hätte man den Feind gegen den Wald von Bischofswerda drängen können. Aber nichts davon. Man wartete hinter den aufgeworfenen Schanzen, bis sämtliche Korps Napoleons glücklich vereinigt und er selbst wieder zu einem furchtbaren, unbesiegten Feinde geworden war.

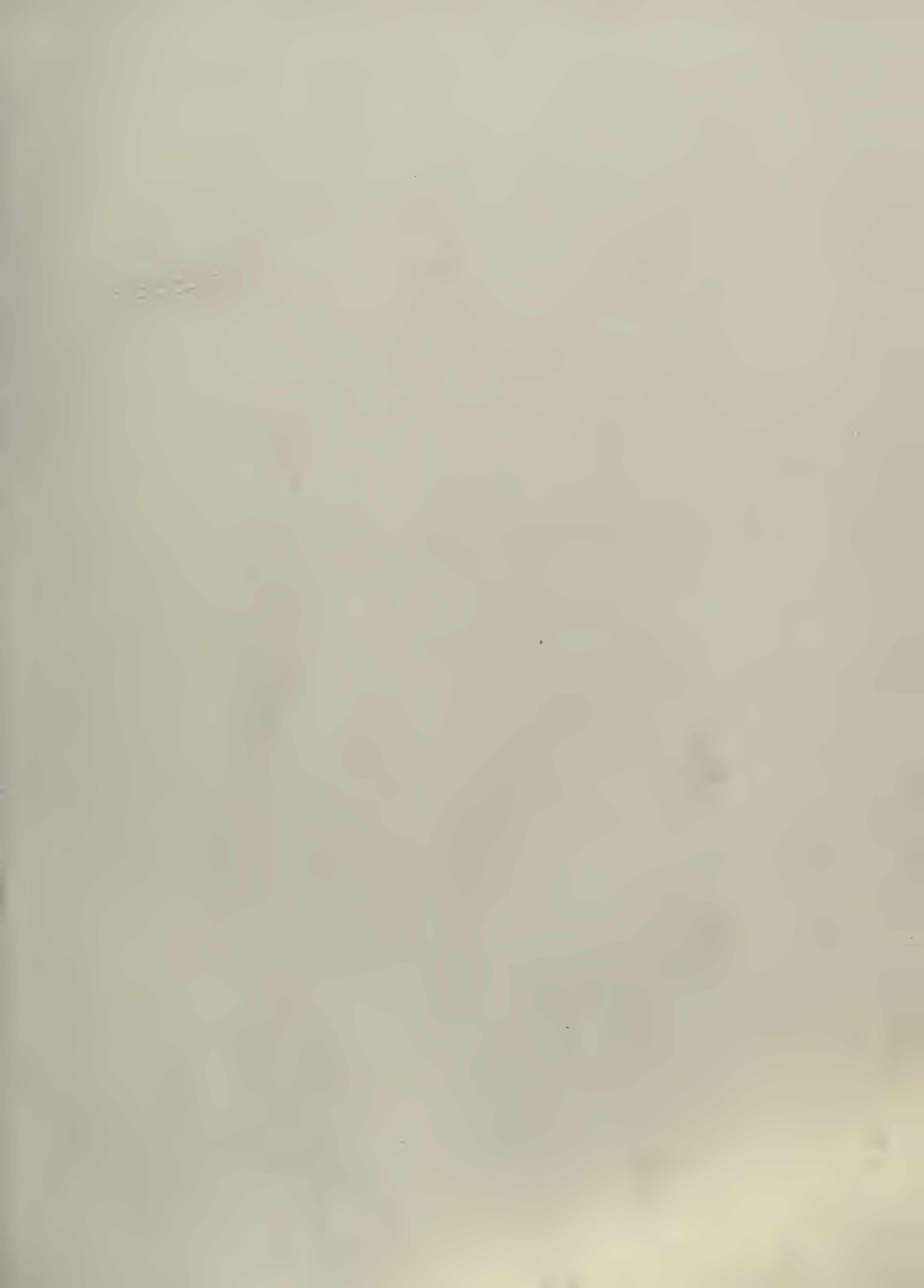
Auch bezüglich der Reiterei verfiel man unbegreiflicherweise wieder in denselben Fehler wie bei Großgörschen. Man besaß eine übermäßige Stärke an leichter Reiterei, aber man benutzte sie nicht, nicht einmal zur Aufklärung. Über die Bewegungen des Feindes war man nur äußerst mangelhaft unterrichtet. Am 14. Mai hatte Gneisenau geschrieben: „Ich habe darauf gedrängt, zu wissen, ob ein für die ganze Armee passendes Vorpostensystem vorhanden sei, aber darauf noch keinen Bescheid erhalten. Um nicht ganz im Finstern zu tappen, habe ich Offiziere gegen Kamenz Hoyerswerda, Wittichenau und auf den über Ullersdorf führenden Parallelstraßen abgesandt." Daß diese Aufklärungen im Hauptquartier Aufsehen machten, wie eine mündliche Mitteilung besagt, zeigt, wie wenig man dort den Wert der Aufklärung zu schätzen wußte. Noch viel schlimmer hätte es um den Kundschafterdienst gestanden, wenn nicht Leute, wie der verwegene Major von Hellwig, der mit seinem Streifkorps in den Wäldern zwischen der Elster und Spree herumschlich, auf freie Faust die wichtigsten Nachrichten vom Feinde vermittelt hätten. Er hatte gemeldet, daß „das Armeekorps von Lauriston, 18000—20000 Mann stark, das man mit Ney und Victor von Torgau aus auf Berlin in Marsch glaubte, sich gegen Bautzen wende, und daß er am 17. nachmittags mit deren Vorhut bei Senftenberg acht Meilen nordwestlich von Bautzen geplänkert habe."

Aufgefangene Depeschen bestätigten diese Nachricht; man erfuhr außerdem, daß Ney auf derselben Straße heranziehe. Man wußte also, daß 50000 Mann von Norden her heranzogen, um die Verbündeten in der rechten Flanke, der schwächsten Stelle ihrer Aufstellung, zu fassen. Warum wartete man in der defensiven Stellung, bis sich auch der Feind vereinigt haben würde? In der Tat hätte man am 18. bei Bautzen kaum 40000 Mann gegen sich gehabt; warum griff man nicht an? Warum schickte man nicht wenigstens gegen die von Norden anrückenden Korps eine ansehnliche Truppenmacht, um jene zu schlagen?

Es war dasselbe Elend wie bei Größgörschen. Es fehlte an der Initiative der obersten Heeresleitung; es fehlte überhaupt an einer einheitlichen Leitung. Jeder wollte befehlen, und dabei scheute doch wieder jeder vor einem verantwortungsvollen Schritt zurück. In der Tat hatte ja der Zar den Oberbefehl an sich gerissen. Aber er wollte weder angreifen, noch zurückgehen, da das letztere auf Österreich in Erwartung der Bundesgenossenschaft einen schlechten Eindruck gemacht haben würde. Österreich mußte Vertrauen zu den Bundesgenossen behalten, wie Stadion selbst gesagt hatte. Da aber etwas geschehen mußte, so entschloß sich Alexander nach Art unentschiedener Menschen, die keinen rechten Ausweg wissen, zu einem Mittelwege, einer halben Maßregel, nämlich zu einem Vorstoß gegen Hoyerswerda, träfe er nun Ney oder Lauriston. So erhielt denn General Barclay de Tolly, der den rechten Flügel der Stellung einnahm, vom Großen Hauptquartier, namentlich auf des Zaren Anregung, den Befehl, mit seinem Korps unter General Graf Langeron dem Yorckschen Korps und dem russischen Grenadierkorps unter General Rajewski dem Marschall Ney über Königswartha entgegenzurücken, um ihn mit allen Kräften von der Hauptstellung der Verbündeten abzudrängen. Ob sich Lauriston und Ney so ohne weiteres einen so empfindlichen Schlag beibringen ließen, darüber machte man sich selbst weniger Gedanken, obgleich man die numerische Überlegenheit beider Korps kannte. 24000 Mann gegen 60000 Mann. Ein wahnwitziger Gedanke! Wenn es Barclay auch gelang, die Vorhut von Ney zu schlagen, dann mußte er doch fürchten, daß er von dem nachfolgenden Hauptheere Neys zerrieben wurde.

Ein Besseres konnte Napoleon gar nicht wünschen; man arbeitete also dem großen Schlachtenmeister gerade in die Hände. Die Schwäche und Einfalt seiner Gegner war ja so oft sein Glück gewesen. Aber es war der Wille des Zaren, und so brachen die Truppen Barclays bei Dunkelwerden in drei Säulen zu einem Nachtmarsche auf. Der russische General Tschaplitz führte die Vorhut; hierauf folgte die rechte Heeressäule unter Yorck, sodann die linke unter General Graf Langeron. Am 19. Mai nachmittags 3 Uhr erreichten die Truppen nach einem fünfzehnstündigen Marsch die Nähe von Königswartha. Hier stand die italienische Division Peri von dem Korps Bertrands, die, wie wir wissen, die Verbindung mit Napoleons Hauptheer und dem anrückenden Korps Neys herstellen sollte. Da sie in keiner Weise auf den Angriff vorbereitet gewesen, wurde sie von der Vorhut unter Tschaplitz auf den ersten Anprall niedergerannt und völlig geschlagen. Die bald darauf eintreffenden Truppen von der linken Heeressäule unter Langeron griffen mit so viel Ungestüm ein, daß die Franzosen völlig zersprengt wurden und sieben Geschütze und Kanonen und 754 Gefangene verloren.

Unter letzteren befand sich auch der französische Divisionsgeneral Peri und drei Brigadegenerale. Das war ein glänzender, vielverheißender Anfang gewesen. Nun aber rückte die Avantgarde Neys heran, und die Russen waren gezwungen, sich auf Neudörfel zurückzuziehen. Während des Vorgehens auf Königswartha hatte Barclay an Yorck den Befehl gesandt: „Die Richtung auf Wartha, nordwestlich von Königswartha, zu nehmen und alles anzugreifen, was er auf der durch diesen Ort führenden Straße von Hoyerswerda finden würde." Bald nach 3 Uhr jedoch, nachdem





Max von Schenkendorf  Theodor Körner  Ernst Moritz Arndt  Heinrich Theodor von Schön  Freiherr
Freiherr vom und zum

Vor dem Rathaus auf dem Ringe zu R

Original von



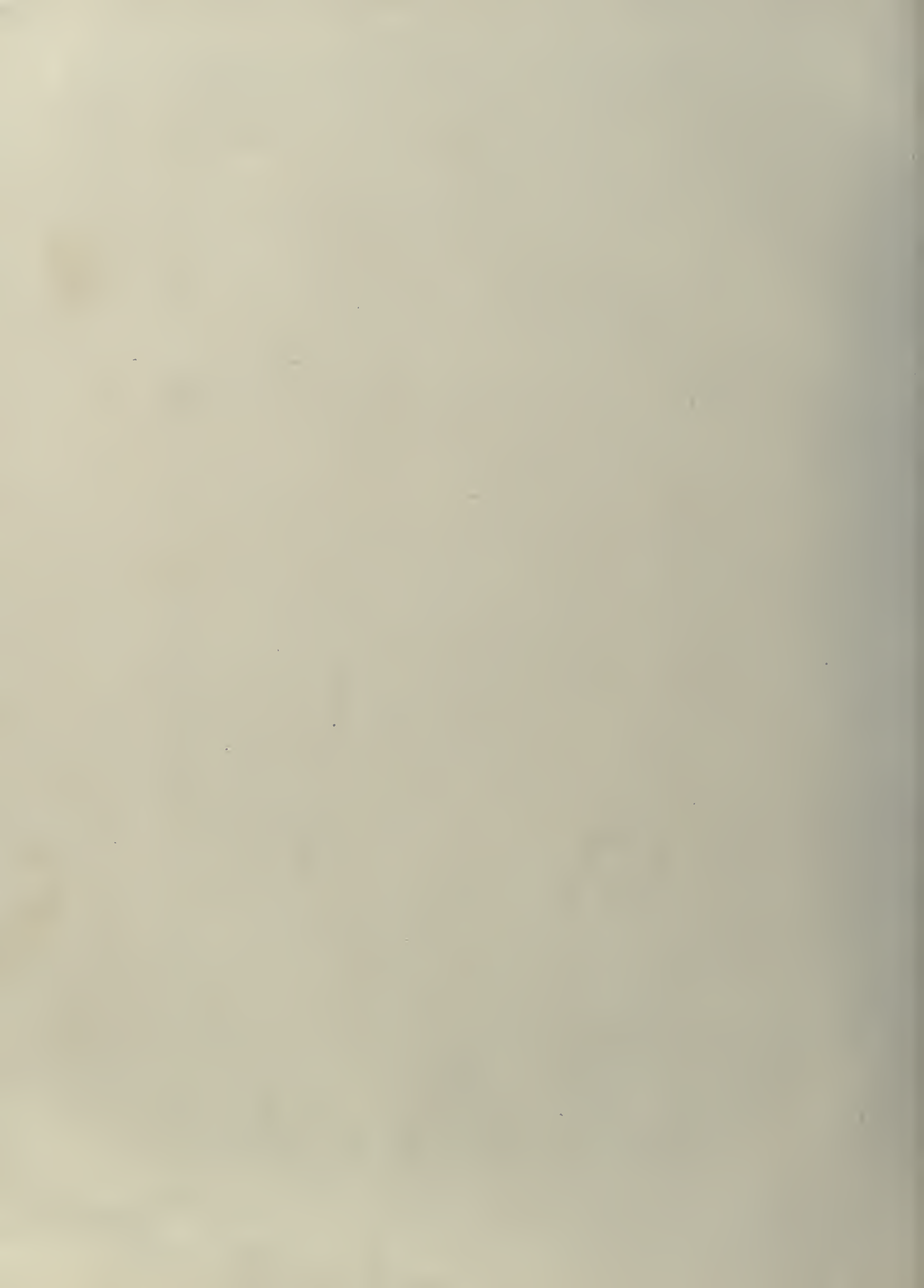

Aug. von Hardenberg
n

Wilhelm von Humboldt

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

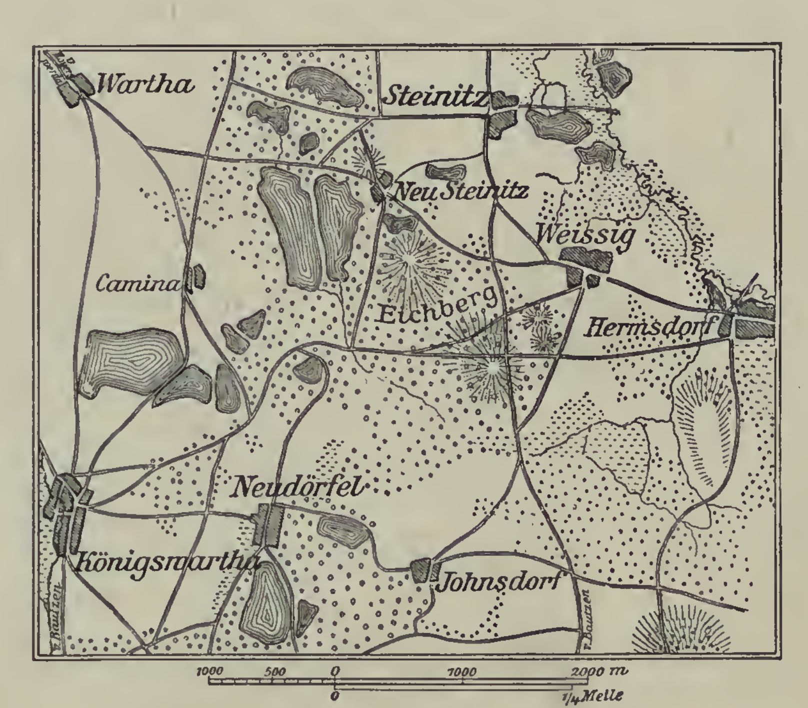
enbach während des Waffenstillstandes 1813.

ssor R. Knötel.



Neys Korps angerückt war, hatte Barclay an York den zweiten Befehl geschickt, seinen Marsch schleunigst auf Johnsdorf zu richten, um dort den russischen Truppen als Reserve zu dienen. Infolge des ersten Befehls, der York in Hermsdorf, südöstlich von Weißig, traf, rückte York mit seinem Korps — 30 Husaren voraus, dann die Brigade Steinmetz, an ihrer Spitze York selbst mit dem Stabe, die Reservekavallerie unter Corswandt, endlich die Brigade Horn in der Richtung auf Wartha vor. Der Weg führte über Weißig und Neu-Steinitz. Man war bereits dicht an Weißig, als sich aus dem Walde vorwärts, den man passieren mußte, einzelne Schüsse hören ließen. Es war klar, die Husaren waren auf den Feind gestoßen. Bald sah man, daß eine nicht unbedeutende Menge Tirailleurs in den Wald eingerückt seien.

Während York das Füsilierbataillon der ersten Brigade vorschickte, um den Wald zu reinigen, kam der zur Erkundung ausgesandte Graf Brandenburg mit der Meldung zurück, daß nordwärts auf der großen Straße von Spremberg eine bedeutende feindliche Kolonne im Anmarsch sei und schon diesseits des Dorfes Steinitz sich befinde. York begab sich sofort mit seinem Stabe auf einen etwa hundert Schritt südwestlich von Weißig an der nächsten Waldecke sich erhebenden Hügel, den Eichberg, um einen Überblick über das Gelände zu erlangen. Mit scharfem Blick erkannte er, daß der Eichberg die entscheidende Stellung war, das Vorgehen des Feindes auf der Bautzener Straße zu hindern. York bereitete alles zum Angriff vor, die Füsiliere waren bereits im lebhaften Feuergefecht mit dem Feinde, und York erkannte, daß es, wie er in seinem Bericht sagt, „zu einem hitzigen Gefecht kommen würde, das er in seiner günstigen Stellung nicht zu fürchten hatte . . .“ Da kam der erwähnte zweite Befehl Barclays, daß er schleunigst auf Johnsdorf abrücken solle, um den Russen als Reserve zu dienen.*) Es war die alte Geschichte von der Gegenordre, und York war in übler Laune. Aber er war zu sehr Soldat, um nicht zu wissen, was er zu tun hatte. Er ließ Barclay antworten: „daß er sogleich dem Befehl nachkommen würde, aber hier in einer sehr vorteilhaften Position stehe und die Russen wirksamer hier als bei Johnsdorf unterstützen könne.“ Gegen 5 Uhr, nachdem die Brigade Horn bereits bei Johnsdorf eingetroffen war, erhielt York die Antwort Barclays, daß er die Gegend von Weißig und die dortigen Höhen bis zur einbrechenden Nacht behaupten möge. York rückte sofort mit der Brigade Horn und den beiden ihm überwiesenen russischen Grenadierbataillonen (1600 Mann) wieder zurück und sandte an Steinmetz den Befehl, das aufgegebene Terrain wieder einzunehmen; „aber so günstig, wie dies anfänglich gewesen sein würde“, heißt es in Steinmetz' Bericht, „so ungünstig war es für diesen Moment. Das Dorf Weißig war zu entfernt, um



Plan zu den Gefechten bei Königswartha und Weißig am 19. Mai 1813.

*) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. II, 61.

es aufs neue mit Infanterie besetzen zu können, und der Feind hatte durch den Abzug unserer Artillerie ein moralisches Übergewicht auf diesem Punkt erhalten, wodurch er, der bis jetzt zur Verteidigung genötigt gewesen war, zum Angriff überging und denselben direkt auf unsere linke Flanke richtete."

Steinmetz wandte sich mit seinen Bataillonen nun sofort wieder gegen Weißig und drang bis zu der Stelle vor, wo der Weißiger Weg sich mit dem von Hermsdorf kreuzt. Hier im Kiefernwalde und um den Eichberg erhob sich nun ein heftiger Kampf. Bei der Schilderung desselben folgen wir der Darstellung Droysens, des Biographen Yorcks, der sich auf die aktenmäßigen Berichte Yorcks, Steinmetz und anderer Beteiligter stützt und für die Darstellung dieses interessantesten aller Aufklärungsgefechte die zuverlässigste Originalquelle bildet.

„Der Feind hatte inzwischen sechs Bataillone (zu je 600 Mann) nach dem Eichberge entsandt; er hatte nach und nach acht Bataillone über das Vorwerk in den Wald gebracht, wenigstens 8000 Mann gegen höchstens 1300.

Man tat genug, sich hier im Walde und am Waldsaum am Weißiger Weg zu behaupten, bis endlich — es war um 6 Uhr — die ersten Verstärkungen eintrafen, die Batterien, die westpreußischen Dragoner, die übrige Reservekavallerie: sie besetzten die Ackerbreite zunächst südlich vom Eichberg bis zum Walde rechts, da wo der Hermsdorfer Waldweg das freie Feld durchschneidet; die Geschütze begannen, sich mit den feindlichen Batterien, die im Erlenbruch hinter Weißig aufgestellt waren, zu beschießen. Gleichzeitig eilte von Horns Brigade, das schlesische Regiment (Nr. 6) nebst 400 Grenadieren in den Kiefernwald, von der großen Straße linksab, die fast erschöpften Füsiliere zu unterstützen. Die Musketiere des Leibregiments drangen die große Straße entlang zu der Waldblöße südwestlich vom Eichberg. Um rechts und links mit den Füsilieren waldeinwärts und mit den Musketieren am Waldessaum Fühlung zu gewinnen, zog sich die vorgehende Feuerlinie des Leibregiments weit und weiter auseinander. Ihren Tirailleurs folgten in Linie entwickelt die beiden Bataillone; Yorck mit ihnen.

Plötzlich ganz aus der Nähe empfingen sie Feuer; der Regimentskommandeur Major Zepelin, beide Bataillonskommandeure, mehrere Offiziere, viele Leute stürzten verwundet oder tot. Sofort ward Kolonne formiert; unter Yorcks Zuruf, gefällten Bajonetts ging es waldeinwärts; „eins der mörderischsten Nahgefechte, welches die Geschichte aufzuweisen haben mag", schreibt ein Augenzeuge. „Als endlich die Franzosen zurückwichen, folgten die mehr aufgelösten als geschlossenen Bataillone, jene noch weiter zurückdrängend, bis man sie ganz aus dem Gesichte verlor. Nun suchten die Bataillone sich dem Eichberg zu nähern, und mehr rechts sich wendend, erreichten sie einen Waldsaum gegen ein ganz freies Terrain, auf welchem ein Dorf sichtbar wurde, dessen vorderer Teil mit vielen Truppen des Feindes angefüllt war."

Sie waren am Nordabhang des Eichberges; sie sahen Weißig.

In derselben Zeit hatte Kurnatowsky, zu dem sich die rechts vorgehenden Tirailleurs und Jäger des Leibregiments verstärkend gesellt hatten, nochmals einen Angriff auf den Eichberg versucht; er gelang; man nahm die wichtige Höhe.

Auch waldeinwärts auf dem linken Flügel war das Gefecht im Vorgehen; mörderisch wie es war und zum Teil im dichten Wald hin- und herwogend, lockerte es schnell die Haufen; Major Lessel, der Kommandeur, war tödlich getroffen, viele Offiziere verwundet; truppweise, wie sie sich da und dort zusammenfanden, mußten die Leute sich selber führen.

Und nun wandte sich das Gefecht. Jenes weit vorgedrungene Leibregiment vernahm plötzlich in der linken Flanke heftiges, rasch vorschreitendes Gewehrfeuer; schon selbst von dorther be-

schossen, mußte man, um nicht ganz abgeschnitten zu werden, den Rückzug antreten. „Die verwundeten und toten Soldaten aus dem vergangenen Gefecht dienten zur Spur und Richtung; nach manchem erneuerten Versuch, einen Haltpunkt zu gewinnen, gelangte das Regiment auf die Waldblöße am Eichberg." York hatte ein Grenadierbataillon gesandt, das, soeben angelangt, die Kommenden aufnahm.

Um den Eichberg war indes auf das Wütendste gekämpft worden. Er war verloren worden, wieder gewonnen, wieder verloren. Jetzt mit Hilfe des Leibregiments ward er zum drittenmal genommen; „aber es verzehrte der hartnäckige Kampf die Kräfte der Streitenden, und es gingen




Gefecht bei Königswartha-Weißig. 19. Mai 1813. Kampf um den Eichberg.

auf preußischer Seite die Auffrischungsmittel auf die Neige. Unser Bild gibt eine dramatische Darstellung eines solchen Kampfes. Es stellt das kombinierte Füsilierbataillon Nr. 1 dar, das aus den sehr geschwächten Füsilierbataillonen des 1. Ostpreußischen und des Leibinfanterieregiments gebildet worden war, und das wiederholt den Feind, der mit überlegenen Kräften den Eichberg angriff, aus dem Walde mit dem Bajonett hinauswarf.

Der Feind hatte eine neue Angriffskolonne formiert; die sechs eben zurückgeworfenen Bataillone mit sechs frischen verstärkt; gleichzeitig drei andere Bataillone von Weißig her drangen im Sturmschritt mit lautem vive l'empereur heran. „Noch einmal krachte es ihnen aus den Gewehren der geschlossen gebliebenen preußischen Häuflein entgegen, noch einmal versuchten einzelne von diesen ihr Bajonett, dann aber unterlag, wie es in Steinmetzs Bericht heißt, der preußische Wille der feindlichen Kraft, und der Soldat wich auf allen Punkten."

Aber weiter vorwärts konnte der Feind nicht, solange die Ackerbreite zwischen dem Wald rechts und links von der preußischen Artillerie und Kavallerie gesperrt war. Schon zwei Versuche waren mißlungen.

Der Feind hatte aus Weißig drei Bataillone vorrücken lassen, einige Hundert Tirailleurs voraus, die sich meist kriechend der preußischen Artilleriestellung zu nähern suchten, bis Obrist Wuthenow mit zwei Schwadronen westpreußischer Dragoner drauf losging, die meisten Tirailleurs niederhieb, den Rest auf die Bataillone zurückjagte.

Diese offenbar bedrohte Stellung zu sichern, hatte dann York von den noch in Reserve befindlichen russischen Grenadieren zwei Bataillone herangezogen. Sie waren kaum angelangt, als eine dichte Infanteriemasse von Weißig her gegen den rechten Flügel der Stellung anrückte; die Grenadiere gingen mit Hurra drauf los — bald sah man sie Kehrt machen und in Unordnung auf den Wald rechts zurückgehen. Schnell rückte der Obrist Wuthenow nach; der Feind machte Kehrt, ehe er ihn erreichte. Dies war geschehen, als der Eichberg zum letzten Male verloren ging.

Der Abend nahte. Bei der jedenfalls bedenklichen Lage, in der das Korps sich befand, und da das enge Terrain überall nur engen Gebrauch von der Artillerie machen ließ, befahl York, mit einem Teil der Geschütze abzufahren. Nur zwei Fußbatterien blieben stehen, gegen den Eichberg gerichtet, um, wenn der Feind aus dem Waldstück an dessen Südseite, namentlich auf dem Hermsdorfer Waldwege vorbrechen sollte, ihn gebührend zu empfangen. Die Kavallerie hielt teils rechts daneben, teils (die Litauer) hinter ihnen, Front gegen den Wald. Sowohl in diesem Waldstück, wie weiterhin über die große Straße links hinaus wurde noch gefochten.

York hielt bei den Batterien. „Es war der General", schreibt einer seiner Adjutanten, „an diesem Tage sehr übler Laune, teils über die ihm gegebene Nebenrolle unter General Barclay, teils über die vielen Abänderungen, sowohl anfangs in den Marsch- als später in den Gefechtsdispositionen, namentlich aber über die bedeutenden Opfer, welche in dem zwar ritterlich geführten Kampfe, bis jetzt aber doch vergeblich gebracht waren . . . Man hörte und empfing aus seinem Munde nur barsche Befehle;" — von „vertraulichen Mitteilungen" keine Rede. Er extemporierte und hielt es für Ehrensache, sich nicht davon zu machen, ohne sich recht tüchtig gebissen zu haben. Aber durfte er aufhören, ehe er sicher war, daß den übermächtigen Gegnern die Lust verging, nachzudrängen? Durfte er sie, ins Freie kommend, erkennen lassen, wie überlegen sie seien?

Wie das Gefecht im Walde rückwärts ging, sandte York die Offiziere seines Stabes nach allen Richtungen aus, die Herauskommenden zu sammeln, wieder ins Gefecht zu bringen, dasselbe womöglich herzustellen. Wenigstens brach nirgends der Feind durch, nirgends gewann er das freie Feld. Da und dort ward er weiter hineingedrängt. So, als Rudolphis Bataillon, durch jenen Bajonettangriff von Weißig her bis zum Waldsaum am Hermsdorfer Waldwege südlich vom Eichberge vordringend, von York sofort hineingesandt wurde, dem schwer ringenden Leibregiment zur Unterstützung. „Sturmschritt schlagend und rasch vorwärts schreitend", Major Rudolphi an der Spitze, gingen die Füssiliere über die Waldblöße; die Tirailleurs vom Leibregiment schlossen sich an. Überlegenes Feuer — Rudolphi stürzte verwundet — warf sie zurück. Zum zweitenmal in musterhafter Ordnung, mit gefälltem Bajonett gingen sie vor, drangen den Wald hindurch, bis zu jenem Waldsaum, von wo aus das Leibregiment Weißig gesehen hatte. Hier angekommen, kommandierte Hauptmann Jasky, der den Befehl übernommen: Gewehr ab! „Und man hätte glauben können, er würde ‚Ladestock in Lauf' hinzufügen, um zu revidieren, wer nicht geladen hätte." Aber wieder vom Vorwerk her drangen neue Massen heran; auch vom Eichberg herab bedrohte man den Rückweg; mit dem Bajonett in der Hand erkämpften sie nicht ohne neuen Verlust den Rückweg.

Nur noch die letzte Waldecke an der großen Straße und dem Weißiger Wege hielten die Preußen. „Brach der Feind jetzt durch, so war", sagte Yorcks Bericht, „die doppelte Gefahr, den

rechten Flügel unter Obrist Horn von der Mitte getrennt und zugleich die im Defilieren über den Niederungsstrich am großen Teich begriffene Artillerie angegriffen zu sehen.“ York ließ vier russische Bataillone Kolonne bilden, mit ihnen die feindliche Tiraillenrlinie zu durchbrechen; die Kavallerie sollte folgen; er wollte durch den Wald, zum jenseitigen Waldessaum, von dort aus unvermutet auf den Feind einbrechen zu lassen. Die Kolonne drang in den Wald, preußische Schützen voraus. Sobald einzelne Kugeln der feindlichen Tirailleurs in die Kolonne schlugen, machte sie Halt, ihre Spitze begann zu feuern. Die Schützen wichen betroffen zurück, die französischen Tirailleurs drangen rasch vor, feuerten lebhaft und mit bestem Erfolg. York befahl den Rückzug.

Damit war der Waldessaum am Weißiger Wege verloren; die hinausgedrängten Reste sammelten sich auf der Ackerstrecke; Horn unterstützte vom Walde rechts; durch wiederholten entschlossenen Angriff hemmte man das Vorbrechen des Feindes.

Zunächst südlich auf der Ackerstrecke hielten die westpreußischen Dragoner, dann links von ihnen die Batterie des Leutnants Lange, hinter dieser die Litauer. Wieder sah man die Preußen gegen den Wald stürmen; dann hörte man zwischen dem Geknatter des Kleingewehrfeuers Trommelwirbel, gleich darauf erschien eine Kolonne, „die sich auf 1000 Mann schätzen ließ.“ Waren es Russen oder Franzosen? Ihr Trommeln klang wie der russische Geschwindmarsch. Erst als die Kolonne näher kam, erkannte man die Franzosen; der „sehr junge“ Artillerieoffizier begann sein Feuer, sehr ruhig, jedes Geschütz selbst kommandierend, zu guter Richtung ermahnend; er wirkte mit zweilötigen Kartätschen auf die Kolonne; man sah, wie dort die Offiziere die Leute in die vorderen Glieder hineinrissen, welche nicht an der Gefallenen Stelle treten wollten. Die Kolonne blieb im Avancieren.

York hielt mit seinem Stabe zwischen der Batterie und den Litauern. „Der kaltblütige Feldherr“, schreibt ein Augenzeuge, „hing nachlässig auf seinem Pferde, die Tabaksdose in der Hand, das Auge fest auf den anrückenden Feind gerichtet. Vielleicht auf 250 Schritt herangekommen, stutzte die Kolonne und die Tête feuerte. General von York sprach in diesem Augenblick das Wort: einhauen! Ein Offizier, ich glaube Hauptmann von Schack, flog um den rechten Flügel des Litauischen Dragonerregiments herum, dem Major von Platen das Wort zu wiederholen. Kaum ausgesprochen, folgte dessen Kommando: mit Zügen rechts schwenkt, marsch! Der unübertrefflich kühne Platen war, als er: Halt! und gleich darauf vom Fleck aus: Marsch! marsch! kommandierte, schon in gestrecktem Lauf vor dem ersten Zuge.“ Als er bei York vorüberjagte, rief der, auf den Feind weisend, ihm zu: „Die schenke ich Ihnen!“ Das Regiment folgte mit jubelndem Hurra! „und die letzten Züge, die das Marsch! marsch! nicht gleich vernommen hatten, sprengten lachend und das blanke Eisen in den Fäusten schwingend, ohne zu wissen, wo es drauf ginge, noch beim General York vorüber, als der tapfere Führer schon mit den ersten Zügen eingebrochen war. Die zwei Schwadronen Westpreußen setzten vielleicht eine viertel Minute später an, kamen aber auch noch zur rechten Zeit, um mit reinen Tisch zu machen.“ So ein Augenzeuge. „Was nicht niedergehauen ward“, sagt Yorcks Bericht, „lief in totaler Unordnung und Auflösung in den Wald und wurde von der Kavallerie und den Tirailleurs verfolgt. Der Platz war mit feindlichen Toten und Blessierten bedeckt.“

Es war fast dunkel geworden. Das Feuern im Walde hörte allmählich auf. Ein nochmaliger Versuch den Eichberg hinauf mißlang; ein Angriff vom Eichberg herab ward ebenso abgeschlagen. Dann ward auch dort Ruhe. York befahl, daß die Truppen zum Biwak zusammenrücken sollten. Bald loderten die Feuer auf; nur bei Horns Truppen nicht, der trotz Yorcks

Befehl es streng verboten hatte, Feuer zu machen. Die todmüden Truppen begannen, es sich bequem zu machen und die letzten Reste aus den Brot- und Futterbeuteln zusammenzusuchen. Yorck hatte die Kommandeurs um sein Feuer nahe bei dem Walde rechts versammelt, ihnen den Zweck dieser „Bravade“ bekannt zu machen und die Befehle für den Abmarsch zu verteilen. Es kam zur Anzeige, daß keine Vorposten ausgesetzt seien; Schack erhielt die Weisung, den Gang der Patrouillen anzuordnen. Es kamen von allen Seiten Meldungen, widersprechende: bald, der Feind sei abgezogen, bald, er sei unmittelbar dem Biwak gegenüber. Es machte das Yorck sehr unruhig. Rohr bat um die Erlaubnis, vorzureiten und sich selbst zu überzeugen. Eben begann Yorck das Nötige zu befehlen, als man plötzlich Haubitzfeuer sich erheben sah, vier bis fünf Würfe; dann hörte man den französischen Sturmmarsch, untermischt mit dem Geschrei: en avant! en avant! Und wie in Antwort darauf rechts und links derselbe Sturmmarsch, dasselbe en avant! Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, rief Yorck mit fester, tönender Stimme: „Feuer aus! Infanterie Gewehr in die Hand! Kavallerie aufkandart!“ Im Augenblick waren die Feuer bis auf das Yorcks ausgelöscht, die Truppen fertig; in lautloser Stille erwartete man, was weiter geschehen werde. Bald merkte man, daß der Sturmmarsch und das Geschrei nicht näher kamen, daß der Angriff stockte. Yorck benutzte das, um den Befehl zum Abzug zu geben. Die Kavallerie und Sterns Geschütze sollten zuerst den Damm passieren, dann die Infanterie, Steinmetz als Arrièregarde. Um 11½ Uhr verließ Yorck das gestörte Biwak. Die Kavallerie war schon voraus. Man kam ohne weitere Belästigung hinweg; auf der großen Bautzener Straße ging es südwärts; bald lachte der helle Maimorgen. Im Laufe des Vormittags empfing Yorck Befehl, schleunig heranzukommen. Es war der erste Tag der Schlacht bei Bautzen Um 5 Uhr stand das Korps auf seinem Posten in der Schlachtlinie.

Fast zweimal 24 Stunden hatte das Korps marschiert, gefochten, wieder marschiert, gehungert, so gut wie nicht ausgeruht. „Mit 5673 Kombattanten“, sagt Yorcks Bericht, „war ich ins Gefecht gegangen, durch welches ich einen Verlust von ca. 1500 Mann erlitt.“ Der vierte Mann war tot oder verwundet. Namentlich das Leibregiment und das ostpreußische, Steinmetz Brigade, hatte furchtbar gelitten. „Von den 2000 Mann“, sagt Steinmetz, „mit denen seine Brigade ins Gefecht gegangen, seien ihm am Abend nur noch 950 übrig gewesen.“ Aber man hatte auch einen doppelt, ja dreifach so starken Feind sieben Stunden lang ausgehalten. Das Korps Lauristons hatte wenigstens 13000 Mann ins Gefecht gebracht. Wie gefochten worden, erweist am besten Lauristons Bericht; sein Korps habe an diesem glänzenden Tage sich gegen 32000 Mann geschlagen und mit Wut gekämpft.

Barclays Bericht an den König, schon am 20. Mai eingereicht, überströmte von Lob: „General Yorck sei au dessus de tout éloge; und er drücke seine Bewunderung über die wahrhaft heroische Art aus, mit der General Yorck und sein Korps gestern bei Königswartha gekämpft.“ Yorck übersandte seinen Bericht erst am 7. Juni; er sagt in dem Begleitschreiben: „In diesem Gefecht, welches in jeder Beziehung eines der merkwürdigsten in der neueren Kriegsgeschichte bleiben wird, weil ein an Anzahl so geringes Korps nach einem höchst beschwerlichen und langen Nachtmarsch, ohne auszuruhen, den ungleich überlegenen Feind unter sehr ungünstigen äußeren Umständen von 4 Uhr nachmittags bis gegen 11 Uhr nachts mit dem besten Erfolg bekämpfte, haben Ew. Königl. Majestät Truppen die glänzendsten Beweise von Tapferkeit, Beharrlichkeit und Folgsamkeit abgelegt und sich in jeder Beziehung höchst musterhaft benommen.“ Besonders haben sich selbige in den äußerst kritischen Momenten der durch die Umstände teilweise nötigen Rückzüge bei dem gänzlichen Mangel an Munition und bei dem Verlust fast aller ihrer Kommandeurs und Stabsoffiziere dennoch

zum Teil von selbst und unter Anführung junger Offiziere wieder gesammelt und geordnet, sich augenblicklich wieder mit frischen Patronen versehen, worauf sie unaufgefordert von neuem gegen den Feind vorrückten, um denselben anzugreifen oder das erkämpfte Terrain zu behaupten. Und am Schluß des Berichtes: „Ich halte es für meine Pflicht, den Truppen das öffentliche und ehrenvolle Zeugnis zu geben, daß so leicht kein Infanteriegefecht in einem so chikanösen Terrain schöner und mit mehr Präzision und Ordnung ausgeführt werden kann. Bei diesen Truppen und bei der Tätigkeit, durch welche sich mein Generalstab und meine Adjutanten bei jeder Gelegenheit auszeichnen, bleibt dem kommandierenden General wenig Verdienstlichkeit. Vorzüglich erwähne ich auch bei dieser Gelegenheit den Chef meines Generalstabes, den Obrist von Rauch, dem ich die Ordnung, mit welcher der nächtliche Rückzug durch die Defileen vor sich ging, ganz besonders zuschreiben muß."

Soweit der Bericht Yorcks, aus dem, wie immer, wohltuend die Tatsache anspricht, wie er, der wahrlich ein starkes Selbstgefühl besaß, bei Belohnung und Ehrungen stets in erster Reihe an seine braven Truppen und ihre Führer denkt und mit schlichten, ihn selbst am meisten ehrenden Worten der Meinung Ausdruck gibt, daß bei solchen Truppen „dem kommandierenden General wenig Verdienstlichkeiten übrig bleiben."

Leider war der Zweck, den man mit dem „Ausfall von Königswartha beabsichtigt hatte, nicht erreicht worden. Er hatte zwar die unvergleichliche Bravour der Truppen von neuem gezeigt; er hatte 10 Kanonen als Siegestrophäen und 1000 Mann Gefangene gebracht, aber die 2000 Mann, die er gekostet, waren vergeblich geopfert worden. Die Truppen waren in zwei anstrengenden Nachtmärschen und in langwierigen Gefechten aufs äußerste ermüdet; aber der Anmarsch der Korps von Ney und Lauriston war nicht verhindert, sondern nur um ein Geringes verzögert worden, und diese Verzögerung hatte auf den Ausgang der nunmehr beginnenden Schlacht nicht den geringsten Einfluß. Das Unverständnis des Zaren, dessen dilettantische Versuche in der Feldherrnkunst ein klägliches Fiasko gemacht hatte, war mit furchtbaren Opfern erkauft worden.






# V. Bautzen.

Inzwischen war man sich im Hauptquartier der Verbündeten — lange genug hatte es gedauert — über die Annahme der Schlacht in der Defensivstellung bei Bautzen einig geworden. Ausschlaggebend war in letzter Zeit noch Hardenbergs politische Einwirkung gewesen, der wenige Tage vor der Schlacht den Staatsrat Hippel in Blüchers Hauptquartier mit der bedeutsamen Mitteilung geschickt hatte, daß das Bündnis mit Österreich unfehlbar in kürzester Zeit zu erwarten sei. Hippels besonderer Auftrag lautete, sich zu erkundigen, „ob eine Schlacht ohne Befürchtung einer Niederlage gewonnen werden könne." Im Interesse des Anschlusses Österreichs sei es unbedingt nötig, zu zeigen, daß Preußen nicht überwunden sei. In Gneisenaus Quartier, in der Dachstube eines Bauernhauses, war diese hochwichtige Frage von Gneisenau und Clausewitz in Gegenwart Hippels im Sinne der Annahme der Schlacht erledigt worden, und die Monarchen hatten zugestimmt.

Entzückt von diesem Entschluß war vor allen Dingen der alte Blücher. Trotz seiner Wunde hatte er sechs Tage lang die Truppen begleitet. Erst als sich die Wunde verschlimmerte, hatte er auf den dringenden Wunsch des Königs einen Wagen bestiegen. Aber bereits am 15. hatte er seiner Frau schon wieder geschrieben, daß er seit gestern wieder zu Pferde sei, und „keine sonderliche inkommodität" mehr habe; „wihr stehn ietzt wider mit dem Feinde ins gesicht und sehn eine 2te Schlacht entgegen, ich denke, es soll Napoleon nicht besser wie bey der ersten gehn, wihr haben uns völlig wider erholt und sind schlagfertig, unsre braven leutte voller mut .... seid ohne Sorge,

gott steht der grechten sache bey und ihr werdet guhte nachricht erhalten. Die Franzosen mögen wind machen so vill sie wollen, den 2ten Mai werden sie Schwerlich vergessen."

Inzwischen hatte sich der Feind von Bautzen her fortwährend verstärkt. Es war klar, die Entscheidung war nahe. „Morgen höchstwahrscheinlich, vielleicht erst übermorgen, wird wieder der Tag einer großen Schlacht sein", hatte Clausewitz am 18. Mai geschrieben. Sehen wir uns das eigentümliche Gelände des zu erwartenden Kampfes an. Es liegt im Gebiet der Spree, die sieben Kilometer südlich von Bautzen am Drohm=Berg aus dem Lausitzer Gebirge heraustritt. Sie durchströmt auf dieser Strecke und noch drei Kilometer hinter Bautzen bis zu dem Örtchen Burk ein an vielen Stellen ziemlich schmales Tal, welches von beiden Seiten vielfach von felsigen Ufern eingeengt ist. Noch eine Meile unterhalb der Stadt treten solche Felsenvorsprünge an das Ufer heran. Nordwärts hinter Burk treten die Höhen wieder zurück. Das Spreetal verbreitert sich wieder, bis nach einer Strecke von zwei Kilometern abermals das Tal durch zahlreiche an den Fluß herantretende Höhen verengt wird. Links treten die Höhen von Nieder=Gurig, rechts die von Kreckwitz an den Fluß heran. Nunmehr strömt die Spree bis zur Mündung des Löbauer Wassers durch ein sieben Kilometer breites, schwer passierbares Wiesental. Bautzen selbst, damals eine Stadt von etwa 8000 Einwohnern, hat auf einem etwa 20 Meter über der Spree sich erhebenden Vorsprunge des rechten Ufers eine romantische Lage; am Abhang dieses felsigen Ufers erblickt man schon aus weiter Ferne das stattliche Schloß Ortenburg.

Die Gegend unmittelbar an der Spree hatte sich schon von vornherein der genannten Wiesentäler wegen zur Verteidigung als nicht sehr geeignet erwiesen. Man hatte deswegen die Linie Drohmberg=Kreckwitzer Höhen östlich von Bautzen dazu ausersehen. Wie schon ein Blick auf die Karte lehrt, wies diese Stellung durchaus ungleiche Bodenverhältnisse auf. Der südliche Teil der Stellung, der über die Straße Bautzen=Löbau hinaus etwa bis Nieder=Kaina reicht, ist stark bergig. Der mittlere Teil der Stellung springt zwischen dem Blösaer Bach und der Spree wie eine Art Bastei vor. Es waren die mit vielen felsigen Spitzen und Kuppen besetzten Kreckwitzer Höhen, die das Hauptbollwerk des von Blücher verteidigten Zentrums bilden sollten. Nördlich dieser Höhen geht die Hügelform der Gegend allmählich in die Ebene über; aber die von den zahlreichen Bergen herabkommenden Gewässer bilden eine große Anzahl von Teichen, zwischen denen es nur wenig Durchgänge gab, und in deren Bereich in einem unregelmäßigen Viereck die Dörfer Pließkowitz, Preititz, Gleina und Malschwitz liegen. Die Kreckwitzer Höhen werden im Süden von dem Albrechtsbach umflossen, in dem die Dörfer Kreckwitz, Litten, Purschwitz und Klein=Bautzen liegen.

Auf dem bezeichneten Gelände, welches die Übersicht sehr erschwerte, nahm die Stellung der Verbündeten fast zwei Meilen ein. Wegen dieser ungewöhnlichen Ausdehnung bot sie dem Oberfeldherrn fast keinen Überblick; auch war die gegenseitige Verbindung sehr erschwert, und einem bedrohten Punkte konnte nur schwer Hilfe von anderer Seite zugeführt werden. Die Stellung war auch dadurch unbequem, daß sie zweimal von dem Blösabach durchschnitten wurde.

Den linken Flügel der Aufstellung der Verbündeten bildeten die Russen unter dem Oberbefehl des Generals Fürst Gortschakoff, dessen Stellung nordwärts über den Blösaer Bach hinaus bis Klein=Jenkwitz und Baschütz reichte. Das Zentrum wurde von den preußischen Truppen unter York und Blücher gebildet; ihre Stellung übersprang den Blösabach bei Litten und Purschwitz und zog sich dann von den Kreckwitzer Höhen fort bis zu den erwähnten Teichen. Den rechten Flügel endlich bildete das Korps des russischen Generals Barclay de Tolly, das in seiner überaus weitläufigen Aufstellung sich östlich bis Preititz, Gleina und Gotta erstreckte. Bei dieser weitaus=

gedehnten Stellung konnten die Heeresabteilungen nicht zusammenhängen. Barclay war von Blücher durch die erwähnten Teiche, Blücher von Yorck durch den Blösabach getrennt; noch größer war der Raum zwischen dem Zentrum und dem linken Flügel.

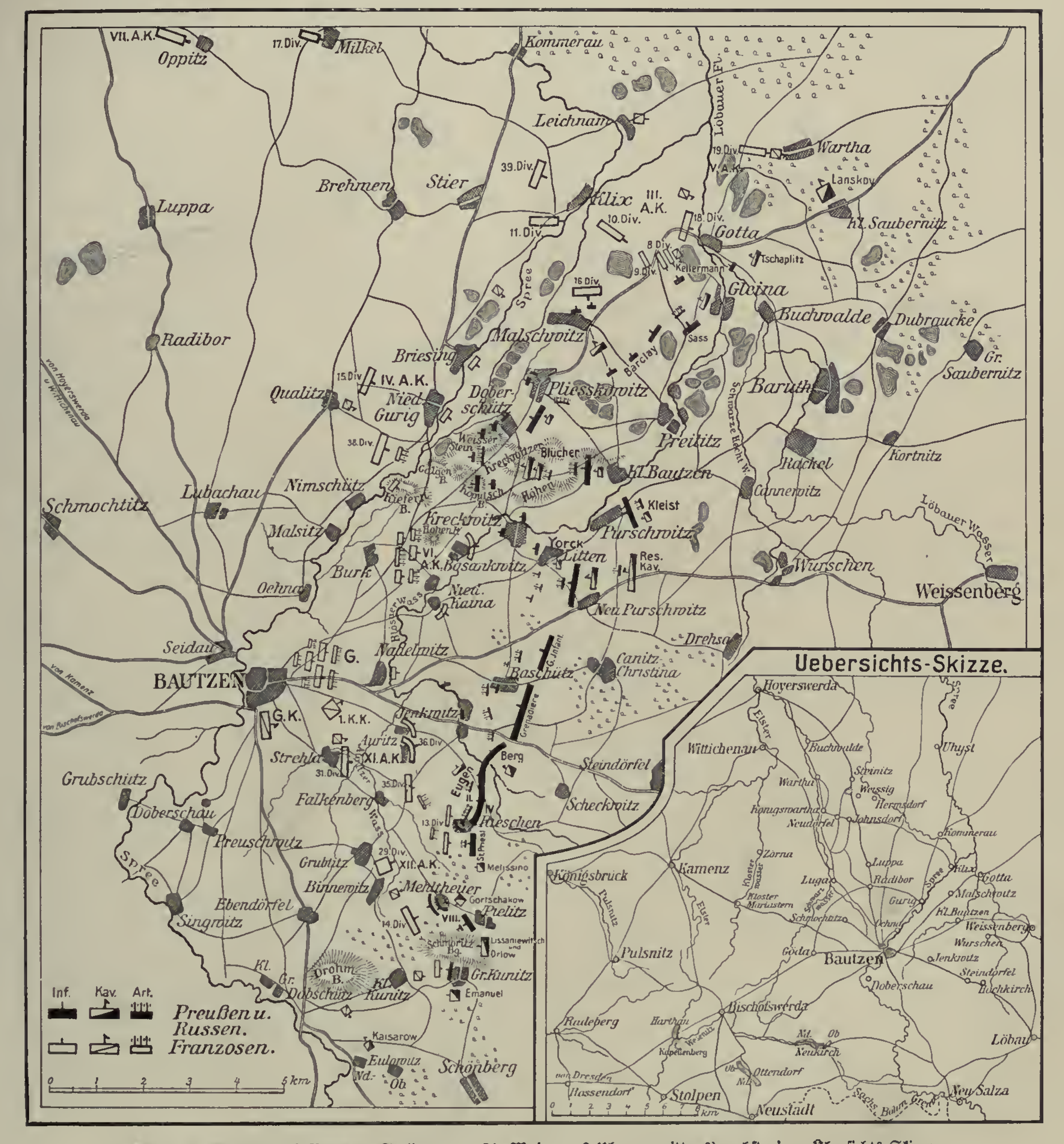
Um die Verteidigung dieser Hauptstellung möglichst wirksam zu gestalten, war die Spree-linie mit starken Avantgarden besetzt. Die Vortruppen Barclays waren im Norden bis Klix an der Spree vorgeschoben; auch das südlich davon liegende Dorf Malschwitz war mit ihnen besetzt. Sie standen unter dem Oberbefehl des Generals Tschaplitz. Die Avantgarde des Zentrums stand unter General Kleists Befehl; ihre Hauptaufgabe bestand darin, unterhalb der Stadt Bautzen die Spreeübergänge bei Nieder-Gurig, Nimschütz, Malsitz und Oehna zu halten. Ihre Reserven standen am Blösabach bei Nieder-Kaina und Basankwitz. Die Avantgarden des linken Flügels hatten die Aufgabe, die Spreeübergänge südwestlich von Bautzen zu decken. Sie standen unter dem Ober-



Russischer General Andreas Iwanowitsch Fürst Gortschakow.

befehl des Generals Miloradowitsch und waren folgendermaßen verteilt: Das russische Korps des Grafen St. Priest und eine Division vom Korps des Herzogs Eugen von Württemberg hatten als äußersten südwestlichen Flügel Doberschau und Singwitz besetzt. Für die Verteidigung der Stadt Bautzen war die russische Division des Fürsten Schachowski ausersehen. Hinter den Hauptstellungen hatte jede Heeresabteilung natürlich noch starke Reservetruppen, besonders an Kavallerie.

Über das Stärkeverhältnis der miteinander ringenden Armeen gehen die Ansichten der Militärschriftsteller stark auseinander. Osten-Sacken berechnet die französische Armee einschließlich der durch Ney und Lauriston herangeführten Nebenarmeen auf zusammen 163800 Mann nebst 530 Geschützen; die Stärke der verbündeten Armeen zusammen auf 96828 Mann nebst 627 Geschützen. Das Kräfteverhältnis war also für die Franzosen ein sehr günstiges; es betrug 8,5:5; bei Lützen hatte es 9:5 betragen. Dabei war der innere Wert der französischen Truppen seit Großgörschen ohne Zweifel sehr gewachsen. Vor allem führte sie der gewaltige Schlachtenkaiser, der mit seinem eisernen Willen alles beherrschte, während die verworrenen Befehlsverhältnisse bei den Verbündeten schon von vornherein den Erfolg schwierig machten. Wie Bernhardi nach Toll




Plan zur Schlacht bei Bautzen (Stellung am 21. Mai um 8 Uhr vormittags) nebst einer Übersichts-Skizze.

berichtet, war es eigentlich Kaiser Alexander, der den Befehl führte. Obwohl dem Namen nach immer noch Wittgenstein Oberbefehlshaber war, vernachlässigte ihn der Zar in auffallender Weise. Er zog bei seinen militärischen Besprechungen „vorzugsweise Diebitsch und Knesebeck zu Rate, auch Barclay; doch Knesebeck vielleicht am meisten. — Wittgenstein hatte kaum einen Anteil an dem, was geschah, wenn er auch hin und wieder gleich anderen um seine Meinung befragt wurde. Er saß meist in einiger Entfernung vom Kaiser unter einem Baume und schloß die Augen, wie im Schlummer, wohl ohne Zweifel, um es recht anschaulich zu machen, daß er nicht wirklich den Befehl führe und für den Erfolg nicht verantwortlich sei.“

Bei solcher Art der Befehlsgebung war es natürlich nicht zu verwundern, daß die verhängnisvollsten Fehler gemacht wurden. Als am Nachmittag des 20. Mai — um dies schon hier vorweg zu nehmen — die Truppen Napoleons die Spree zu überschreiten begannen, wäre es für die Verbündeten noch Zeit gewesen, über die Kolonnenspitzen des Feindes herzufallen. Gneisenau hatte dies auch tatsächlich vorgeschlagen; aber die Unentschlossenheit im Hauptquartier hatte wieder gesiegt. So sehr auch Blücher gewütet hatte, man blieb wieder defensiv; man besaß ja, wie man glaubte, eine so vorzügliche Stellung, daß, wie der Zar selber sagte — und der mußte es ja wissen — „Napoleons Angriff sicher daran scheitern würde." Man ließ den Gegner ruhig sich aus den Defileen herausentwickeln; auch die Ausnützung der großen Überlegenheit an Kavallerie versäumte man wieder; — es war ganz wie bei Großgörschen.

Demgegenüber zeichneten sich die Dispositionen Napoleons wie immer durch Einfachheit und Klarheit aus. Es ist eben das Vorrecht und die Eigenheit des Genies, klar zu sein und sich, scheinbar ohne jeden Aufwand von Mühe, auch klar zu geben. Napoleons Dispositionen gründeten sich vor allem auf einer genauen Kenntnis der Gegend, die er, wie er stets zu tun pflegte, nach persönlich vorgenommenen Erkundungen Tags zuvor gewonnen hatte.

Dem klaren Plane entsprechend, zeichneten sich auch seine Anordnungen zur Schlacht durch Bündigkeit, Bestimmtheit und Kürze aus. Sie lauteten in den Hauptzügen: „Marschall Oudinot geht oberhalb Bautzen über die Spree und greift die Berge an, worauf der linke Flügel der Russen steht. Marschall Macdonald schlägt bei Bautzen eine Brücke und greift Bautzen an. Marschall Marmont schlägt unterhalb Bautzen eine Brücke. Marschall Soult erhält den Oberbefehl über das Zentrum, und unter ihm stehen Macdonald, Marmont und Bertrand. Dieser letztere soll gleichzeitig den rechten russischen Flügel beunruhigen. Marschall Ney, unter dessen Befehl auch Lauriston gestellt wird, soll den rechten Flügel über Gleina und Preititz umgehen."

Nachdem er den Befehl zum Angriff gegeben, stieg er zu Pferde und ritt nach den Schmochtitzer Höhen, wo er um 9 Uhr — es war ein wundervoller Maitag, der Frühling hatte sich in seiner ganzen Pracht entfaltet — mit dem innigen Behagen des Feldherrn, bei dem alles ordnungsmäßig ineinandergreift, seine Schlachtkolonnen vorrücken sah. Der Vormarsch seiner Korps vollzog sich in der von ihm angedeuteten Weise. Den Befehl auf dem linken Flügel, der die Verbindung mit dem Heere Neys herstellen sollte, hatte Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, erhalten. Ney sollte bei Klix über die Spree gehen, dann hinter der Stellung der Verbündeten auf Wurschen vordringen und, wenn möglich, bei Weißenberg den Verbündeten den Rückzug abschneiden.

Sehen wir zu, wie seine Marschälle seine Befehle ausführen. Oudinot, der oberhalb Bautzen die Spree überschreiten sollte, ließ bei Grubschütz zwei Bockbrücken schlagen. Ungestört durch die Russen und gedeckt durch die Höhen und steilen Talränder auf beiden Seiten des Flusses, gingen seine Korps bald darauf über die Spree. Dem Marschall Macdonald hatte man die Sache noch leichter gemacht. Wunderbarerweise hatte man unterlassen, die steinerne Brücke unterhalb Bautzens abzubrechen. Anstatt nun mit ganzer Wucht sich gegen das andringende Korps Macdonald zu werfen, leistete Miloradowitsch, der als ein verwegener Soldat einen gewissen Ruhm genoß, und auf dessen Feldherrntalent man große Hoffnungen gesetzt hatte, nur ganz geringen Widerstand. Anstatt, wie Gneisenau vorgeschlagen, gegen die die Spree überschreitenden Franzosen mit aller Kraft vorzudringen, hatte Miloradowitsch Bautzen gegen 4 Uhr geräumt. Gneisenau war darüber mit Recht empört; er hat späterhin an den Grafen Münster darüber geschrieben: „Zum Unglück verließ General Miloradowitsch, angeblich durch ein Mißverständnis, die Stadt Bautzen, ohne einen Schuß zu tun, und nur durch Bautzen konnte diese Stellung mit einigem Vorteil behauptet werden."

So hatte auch Fürst Schochalski ohne weiteres Bautzen geräumt, und um 6 Uhr war die Stadt völlig in der Gewalt Macdonalds. Dieser konnte sich durch das Zurückweichen der Russen so schnell entwickeln, daß er noch eine Division dem Marschall Oudinot zur Hilfe entgegensenden konnte. Gerade durch das unzeitgemäße Zurückgehen Miloradowitschs konnten sich die französischen Truppenmassen hier sehr ausgiebig entwickeln, was Napoleon für den zweiten Schlachttag zu statten kommen sollte.

Umso tapferer verteidigte Kleist mit seiner Avantgarde sich gegen den Marschall Marmont, der weiter unterhalb Bautzens vier Brücken über die Spree schlagen ließ und unter dem heftigsten Feuer Kleists auf das rechte Ufer drang. Gegen zwei Divisionen Marmonts und Truppen von Bertrand leistete Kleist hier mit seinen Truppen den heldenmütigsten Widerstand. Drei Stunden, von 5 bis 8 Uhr, wurde mit Todesverachtung um die Höhen von Burk und den Ort selbst gekämpft. Schon hatte er das Dorf erobert, als er es nach einem heftigen Kampfe wieder räumen mußte. Auch Nieder-Gurig war verloren gegangen. Der Feind wollte dann mit Schützen über die Spree vordringen, wurde aber von zwei Bataillonen der Brigade Zieten wieder zurückgeworfen, so daß sie auf dem rechten Ufer nicht Fuß fassen konnten. Da auch die Brückenstelle am Galgenberg von der preußischen Artillerie von allen Seiten unter Feuer gehalten wurde, gelang es dem Feinde nicht, Kleist von vorn beizukommen. Da aber die anderen Übergänge durch die Preußen verloren waren, besonders der von Nieder-Kaina, so versuchte man, ihn zu umgehen und ihn im Rücken zu fassen. Längst schon hatte er um Verstärkung gebeten. Als der König die Gefahr erfuhr, in welcher Kleist in seiner vorgeschobenen Stellung schwebte, ließ er ihm durch Graf Henckel von Donnersmarck eine Verstärkung von fünf bis sechs Bataillonen schicken. Kleist hatte, aufs äußerste im Rücken bedroht, dies nicht mehr abwarten können und schon den Rückzug angetreten; den Versuch des Feindes jedoch, ihn abzuschneiden, hinderte seine brave Kavallerie. Sie schickte sich sogleich zu einer Attacke an, die dem Feinde soviel Respekt einflößte, daß sie imstande war, den weiteren Rückzug Kleists zu decken und dieser spät abends ungefährdet, wenn auch mit großem Verlust, in die ihm zugewiesene Stellung bei Litten eintraf. Nieder-Gurig aber war in den Händen des Feindes.

So war durch das zweckmäßige, überall zugleich einsetzende Vorgehen der Franzosen und infolge des Umstandes, daß die Spreelinie nur mit schwachen Vortruppen besetzt war, die den andrängenden Korps nicht standhalten konnten, die Absicht Napoleons: auf den ersten Anprall auf das rechte Spreeufer zu kommen, vollkommen erreicht worden. Ein ernstes Gefecht hatte sich noch zu später Abendstunde auf dem rechten Flügel der Verbündeten bei Klix an der Spree entwickelt. Hier wollten die bereits im Anmarsch befindlichen Vortruppen Neys den Spreeübergang erzwingen. Gelang dies auch heute nur teilweise, so sah man doch schon voraus, daß morgen, wenn Ney mit dem Gros seines Heeres heran war, hier ein schwerer Kampf entbrennen würde. In großer Besorgnis über die hier drohende Gefahr hatte sich Gneisenau mit Müffling noch in der Nacht ins Hauptquartier des Kaisers Alexander begeben und, nachdem er um Artillerie gebeten, auf die starke Gefahr hingewiesen, die durch den morgen zu erwartenden Angriff Neys für Klix und den Spreeübergang drohe. Aber der Zar war durchaus guter Dinge und frohester Hoffnung. „Das Korps Barclays sei ausreichend gegen Neys Anrücken", hatte er erwidert; „die Front der Verbündeten halte er für so stark, daß Napoleons Angriff daran scheitern werde."

Gerade der Umstand, daß der Zar Gneisenaus wohlerwogenen Rat zurückwies, zeigt die Tatsache, daß er nicht die Spur von einem Feldherrn in sich hatte. Er gefiel sich in der Rolle des Oberfeldherrn so ausgezeichnet, daß er den alten Satz, daß die Vorsicht der bessere Teil der

Tapferkeit sei, völlig außer Acht ließ. Er sollte am anderen Tage sehr unsanft aus seinen Illusionen gerissen werden. Für heute war übrigens auch bei dem größten Teil der übrigen Feldherren der Eindruck allgemein, daß man gesiegt habe. Es war genau wie bei Großgörschen. Die Truppen hatten sich großartig geschlagen, und ihre Erfolge im einzelnen hatten sie über den tatsächlichen Gesamterfolg des Kampfes getäuscht; man hatte geglaubt, daß der Feind überall siegreich zurückgedrängt sei. „Die Truppen brachten“, wie Clausewitz erzählt, „in dem wohltuenden Gefühl einer glücklichen Verteidigung die Nacht auf dem Schlachtfelde zu, und wenn es je etwas gab, was den siegreichen Erfolg eines Krieges gewähren kann, so war es eine bei den Truppen vorherrschende Ordnung und Ruhe, die man selten oder nie nach einem blutigen Gefecht antrifft.“

Auch bei Gneisenau hatte sich zunächst dieses Gefühl festgesetzt. Als er bei Tagesanbruch des 21. Mai in das Biwak bei Kreckwitz zurückgekehrt war, schien ihm die Haltbarkeit der preußischen Stellung unzweifelhaft. Der König selber, sonst immer voller Zweifel, hatte diesen Eindruck. Sein Flügeladjutant Thile schrieb unmittelbar nach dem Aufhören der Schlacht an den Staatskanzler Hardenberg: „Das Resultat des Tages sind außer den genommenen sechs Kanonen 1500 Gefangene und die Zerstörung eines lang berechneten Planes des Gegners, womit seine übrigen Bewegungen in genauer Verbindung stehen.“

Wie täuschte man sich in bezug auf „die Zerstörung eines lange berechneten Planes des Gegners!“ Ganz im Gegenteil. Napoleon wollte an dem nunmehr beginnenden zweiten Schlachttage erst die Konsequenzen des von ihm gestern befolgten Planes ziehen: durch erneute Angriffe auf dem linken Flügel der Verbündeten, welcher heute unter dem alleinigen Oberbefehl des Generals Miloradowitsch stand, wollte er die Besorgnisse der Verbündeten um diese Seite ihrer Schlachtstellung erwecken und sie dadurch zwingen, den größten Teil ihrer Streitkräfte dorthin zu dirigieren. Sie mußten dadurch notwendigerweise den rechten Flügel unter Barclay entblößen; gegen diesen sollte dann Ney mit ganzer Kraft vorgehen, ihr Zentrum umklammern und die geschlagene Armee zu einem gefahrvollen Rückzuge gegen das Gebirge zwingen. Diesem klaren, wohlberechneten Plane stand gerade heute an dem entscheidenden Tage einzig und allein die in dem Zaren verkörperte Feldherrnweisheit gegenüber, der jetzt den alleinigen Oberbefehl führte. Er sollte heute inne werden, wie bald seine Feldherrnkunst an dem klaren Geiste seines großen Gegners zu schanden werden sollte.

Als am Morgen des 21. Mai sich die Sonne über die maifrischen Fluren erhob, begann der Donner der Geschütze von neuem mit furchtbarer Gewalt einzusetzen. Die verbündeten Monarchen Alexander und Friedrich Wilhelm waren schon um 3 Uhr aus ihren an der Straße nach Weißenberg gelegenen Hauptquartieren Purschwitz und Wurschen aufgebrochen. Ihr Standort während der Schlacht befand sich zumeist auf einer Anhöhe bei Baschütz, ebenfalls dicht an der eben genannten Straße gelegen. Den „kleinen Korporal“, wie die Franzosen ihren großen Schlachtenkaiser nannten, sah man, ganz wie bei Jena, bald hier bald dort vor einem Truppenviereck auftauchen, um seine Leute mit Ansprachen für den kommenden Schlachttag anzufeuern. Im Verlauf des weiteren Kampfes hielt er sich zumeist auf einer Anhöhe zwischen Bautzen und Nadelwitz auf. Da die Entfernung von hier bis Baschütz, dem Standpunkt der beiden Monarchen, nur vier Kilometer beträgt, so hatten sich die beiden Hauptquartiere den ganzen Vormittag in Sicht.

Bald nach 6 Uhr morgens begannen unter furchtbarem Donnergebrüll Oudinot und Marmont zu stürmen, Oudinot gegen die Stellung der Russen auf dem linken Flügel, Marmont gegen Kleist bei Burk. Verfolgen wir zunächst den ersteren. Oudinot rückte mit drei Divisionen, unterstützt durch die Divisionen Gerard vom benachbarten Macdonaldschen Korps, gegen die Stellung

der Russen vor, die infolge des Zurückweichens von gestern weit zurückgeschoben waren, eroberte Mehltheuer, Pielitz und Groß-Kunitz. Die Division Gerard war, über Falkenberg vordringend, Oudinot zu Hilfe geeilt und im ersten Ansturm gleich bis Rischen vorgedrungen. Nach heftigem Kampfe waren alle diese Dörfer den Russen entrissen worden. Es war, wie Napoleon vorausgesehen. Der schlaue „Feldherr“ Alexander ging in die Falle, die ihm Napoleon gestellt. Kaum waren dem Zaren die Fortschritte Oudinots auf dem linken Flügel gemeldet, als er sich erst recht in der Annahme bestärkt fühlte, Napoleon habe es auf seinen linken Flügel ganz besonders abgesehen, während nach dessen Plan die Entscheidung durch Ney auf den rechten Flügel fallen sollte. Alexander sandte deswegen dem General Miloradowitsch unablässig Verstärkungen aus der Hauptreserve und entblößte dadurch seinen rechten Flügel und das Zentrum mehr und mehr. Wittgenstein hatte diese Gefahr schon am vorigen Tage erkannt und, wie Oberst Wagner berichtet, fortwährend gegen diese starken Entsendungen nach links protestiert; aber ohne Erfolg. Auch heute sagte er zu Alexander: „Ich gebe meinen Kopf, wenn dies nicht eine falsche Attacke ist. Napoleon will unseren rechten Flügel umgehen und uns an Böhmen drücken.“ Der Zar aber war viel zu sehr von der Richtigkeit seiner Feldherrnidee durchdrungen, als daß er den einmal ergangenen Befehl rückgängig gemacht hätte.

Der Erfolg des Gegenstoßes der auf dem linken Flügel eingetroffenen Reserven schien dem kurzsichtigen Manne denn auch zuerst Recht zu geben. Marschall Oudinot wurde sehr bald hart bedrängt. Gegen die Übermacht der ohnehin auf diesem Flügel schon starken Russen verlor er bald eins der Dörfer nach dem anderen und war schon gegen Mittag gezwungen, Napoleon um Verstärkung zu bitten. Von dem großen Schlachtenmeister, dessen divinatorische Vorhersage hier wiederum bewundert werden muß, hatte er nur die kurze Antwort erhalten: Er möge sein Bestes tun, um 3 Uhr würde die Schlacht gewonnen sein.*) So auf sich selbst angewiesen, war er dann mit dem Rest seines stark erschütterten Korps, nur sehr schwach verstärkt von Macdonald, allmählich aus dem Gebirge bis in die Ebene zurückgewichen.

Aber zu seiner Verwunderung hörte plötzlich die Bedrängung durch die Russen auf. Was war das? Gegen 4 Uhr war eine gänzlich entgegengesetzte Bewegung bei den Russen eingetreten, und eine Stunde später waren sie wie weggeblasen vom Schlachtfelde. Was hatte das zu bedeuten? Es war auf dem rechten Flügel das Ereignis eingetreten, das Wittgenstein und alle Einsichtigen vorhergesagt. Ziemlich unsanft war Alexander darüber aufgeklärt worden, wie schwer es ist, nach dem Kriegslorbeer zu greifen, und daß er im Grunde von der Kriegskunst nichts verstehe.

Auf der Höhe von Burk, wo Marmont mit seinem Korps hielt, war gegen 6 Uhr eine dicke Rauchsäule aufgestiegen. Es war, wie sich später ergab, für Marschall Ney das Signal gewesen, sich gegen den rechten Flügel der Verbündeten in Bewegung zu setzen. Wir wissen, daß schon gestern Abend seine Vorhut sich teilweise in den Besitz des Spreeüberganges bei Klix gesetzt hatte. Die anderen Divisionen seines Korps und das Korps Lauriston hatten sich während der Nacht gegen die Spree vorgeschoben, so daß in der Frühe des Morgens der Spreeübergang beginnen konnte, der bei der großen Heeresstärke von 40000 Mann einige Stunden dauerte. Barclay, von den Russen bisher immer auf 15000 Mann geschätzt, in Wahrheit aber nur 5000 Mann stark, wurde durch diese Übermacht immer weiter und weiter zurückgedrängt. Schließlich war er bis Gleina zurückgegangen und hatte hier auf dem Windmühlenberge eine zur längeren Verteidigung nicht ungünstige Stellung eingenommen.

Gegen ihn hatte Ney aber sofort einen Teil des Korps von Lauriston vorgesandt, um ihn

*) Michailowski Danilewski. Dieselbe Mitteilung findet sich auch bei Bogdanowitsch.

hier anzugreifen und ihn womöglich von Blücher, der südlich davon das Zentrum hielt, abzuschneiden. Aber die Übermacht des Feindes drängte Barclay auch aus dieser Stellung heraus und soweit zurück, daß er nur in einer Teilung seines Korps noch Rettung zu finden glaubte. Seinen rechten Flügel schickte er über Buchwalde nach Baruth; den Rest führte er selbst bis Preititz. südlich der Teiche. Hier, dem russischen Hauptquartier nahe, ließ er sofort dem Zaren von seinem Zurückgehen Mitteilung machen. Alexander, der noch immer nicht die wahre Absicht seines Gegners begriffen, machte ihm Vorwürfe, daß er die Stellung in Gleina nicht gehalten habe und befahl ihm, nunmehr Preititz aufs äußerste zu verteidigen.

Es war etwa um die Zeit der eben geschilderten Ereignisse, als Marschall Ney von dem alles bedenkenden, alles überschauenden Schlachtenkaiser einen mit Bleistift geschriebenen Zettel erhalten hatte, wonach er bis 11 Uhr in Preititz sein und dort die Vernichtung des Barclayschen Korps besiegeln sollte. Da er schon auf dem Wege war, hätte diese Aufgabe ihm nicht allzu viel Schwierigkeiten bereitet; dennoch befolgte er sie nicht ihrem ganzen Umfange nach, sondern sandte nur die Division Souham gegen Preititz vor. Der Grund war folgender. Von dem Windmühlenberge bei Gleina, wo er vorübergehend Aufstellung genommen, hatte er die furchtbare Stellung Blüchers auf den Kreckwitzer Höhen wahrgenommen. Folgte er nun dem Befehl Napoleons mit seinem ganzen Korps, so traf er, da er um den rechten Flügel Blüchers herum mußte, dort die starken Reserven desselben, denen gegenüber er sich zu schwach hielt und erst die Ankunft des Korps Reynier erwarten wollte. Die dadurch entstandene Verzögerung kam den Verbündeten zu gute. General Barclay hatte inzwischen auch dem Angriff der Division Souham nicht stand gehalten. Der drohenden Übermacht Neys auf dem Windmühlenberge von Gleina gegenüber zog er sich weiter nach Baruth zurück, wo er sich mit dem anderen Teile seines Korps vereinigte.

So war es Lauriston weiter möglich, in der Umgehung des Feindes gefährliche Fortschritte zu machen. Jetzt erst, als die Meldung davon beim Zaren eintraf, erkannte er seinen gefährlichen Irrtum. Nun fehlten ihm die Reserven, die er heute morgen Miloradowitsch in so überreichlicher Fülle nach dem linken Flügel gesandt hatte. Seine Lage war gefahrvoll. Drohend, wie eine finstere Wetterwolke, stand im Zentrum der Schlachtenstellung der Kaiser mit seinen Garden, den Korps von Marmont, Macdonald und Bertrand, bereit, zu dem bekannten großen Schlage auszuholen, den er — das kannten die Verbündeten nur allzu gut aus Erfahrung — sich bis zuletzt aufzusparen pflegte, und womit er der Schlacht gewöhnlich die entscheidende Wendung gab. Die Umfassung durch den Feind reichte bereits bis Preititz. Ging auch dies verloren, so war die Umgehung so gut wie gesichert. Preititz mußte also unter allen Umständen gehalten werden, sei es auch durch die Truppen Blüchers, die eigentlich doch für den Ansturm des französischen Zentrums bestimmt waren. Oberstleutnant von Müffling kam auf Barclays Wunsch zu Blücher, um von ihm Verstärkung zu erbitten. Dieser war durch das Aufgeben des Windmühlenberges durch Barclay anfänglich aufs äußerste empört; als er Barclay dann auch noch aus Preititz weichen sah, ließ er sofort seine Artilleriereserve auf die nach diesem Orte zu belegenen Bergkuppen auffahren. Aber noch vor dem Eintreffen der Geschütze war Preititz bereits von dem Feinde genommen worden. So mußte er sich dann, trotz seiner eigenen gefährdeten Lage, zu weiterer Hilfe entschließen, um Preititz wieder zu gewinnen. „Der General Blücher“, so heißt es in seinem eigenen Bericht, „schickte drei Bataillone seiner Reservebrigade ab, um es wieder zu nehmen, und als er die Nachricht erhielt, der Feind dränge sehr stark, so detachierte er die ganze Reservebrigade (Röder), mit dem gemessenen Befehl, das Dorf auf alle Fälle wieder zu erobern, es dann dem General Barclay zu übergeben und schnell wieder in der Position einzutreffen.“







Fürst Metternich bei Napoleon

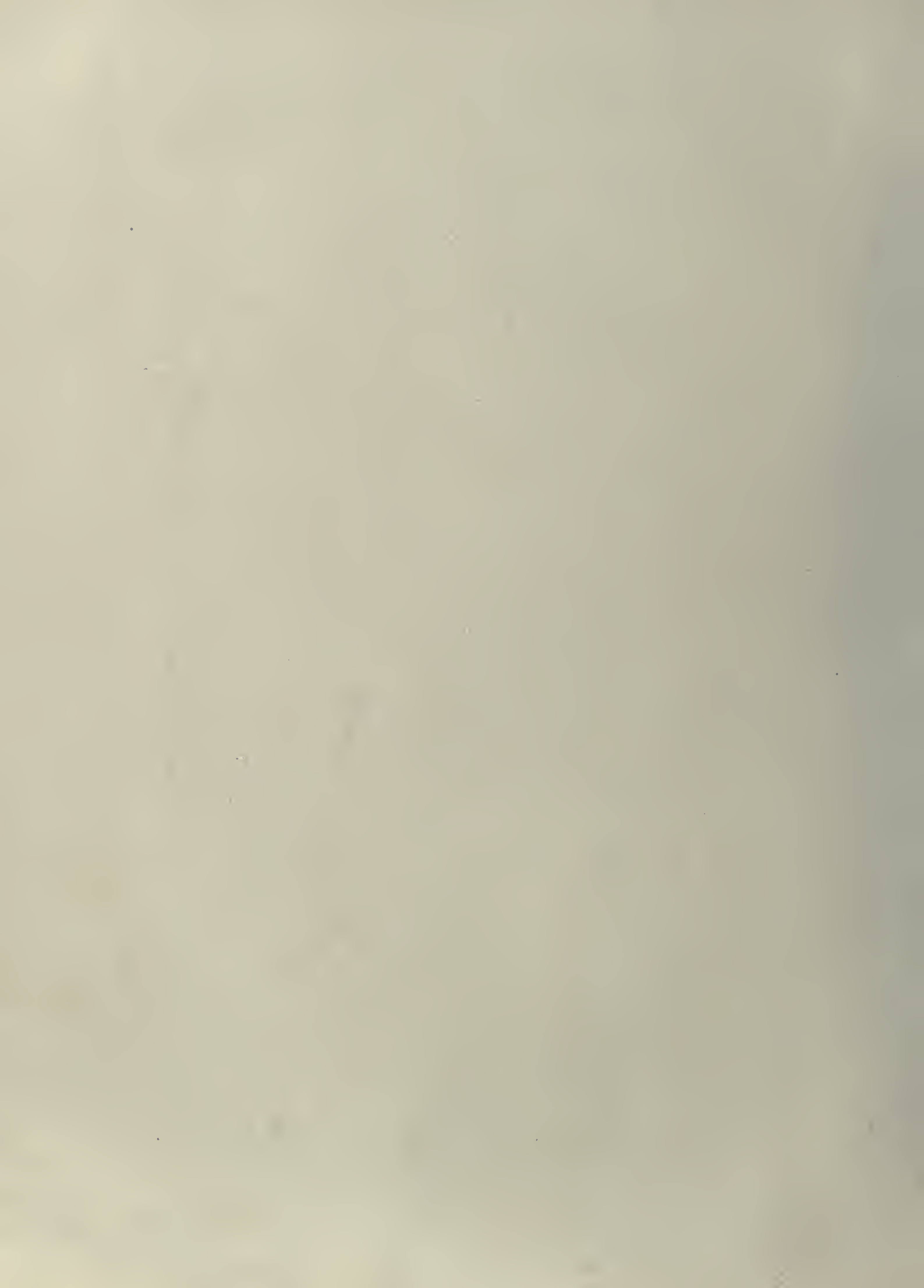
Original von Prof



Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

…n Dresden am 26. Juni 1813.

… W. Friedrich.



Wir geben die weitere Darstellung dieses Teils der Schlacht, soweit es sich um das Eingreifen Blüchers im Zentrum handelt, nach dem Bericht des Generalleutnants von Unger, dessen Darstellung die aktenmäßigen Berichte Blüchers selbst zugrunde gelegt sind. „Blücher begab sich selbst", so heißt es darin, „auf diesen Flügel, um hier den Ausgang des Gefechtes zu beobachten. Etwa gleichzeitig hatte auch das Korps Kleist den Befehl erhalten, Preititz zurückzuerobern. Um 1 Uhr war das Dorf wieder in preußischem Besitz; die französische Division, die es hartnäckig verteidigt hatte, wich unter vernichtendem Verlust auf Neys Stellung am Windmühlenberge zurück. Blücher ließ Barclay nun auffordern, seine alte Stellung wieder zu nehmen; aber



Die Schlacht bei Bautzen am 21. Mai 1813.
Die 9. Kompagnie des 1. Westpreußischen Infanterie-Regiments stürmt die Ziegelei von Doberschütz.

vergeblich: Barclay war nicht mehr vorzubringen, obgleich Kleist ihm anbot, die Höhen von Gleina mit ihm vereint zurückzuerobern.

Allein jetzt begann vor Blüchers Front der Angriff des Feindes. Von den Preußen unbemerkt, hatte sich schon in der Nacht auf dem Kiefernberg eine ganze feindliche Brigade eingenistet; unter ihrem Schutz und durch den Berg verdeckt, hatten die Franzosen den Bau einer Brücke angefangen, der um 1 Uhr beendet war. Hier ging nun ein ganzes Korps unter Soults Befehl über den Fluß und entwickelte sich zum Angriff auf die Kreckwitzer Höhen. Blücher suchte den Übergang durch einen Vorstoß der Brigade Klüx zu stören. „Sie trieb die feindliche Infanterie bis in das Defilee, wo diese, verstärkt durch eine in Bataillonskolonnen aufgestellte Reserve, unsere Infanterie zum Weichen nötigte." Gleichzeitig hatte eine Division der Neyschen Heeresabteilung Pließkowitz genommen und ihre Artillerie gegen die rechte Flanke der Brigade Zieten in Tätigkeit gesetzt. Um diese Zeit setzte Soult nach ausgiebiger Artillerievorbereitung seine württembergische

Division zum umfassenden Angriff gegen die linke Flanke der Brigade Klüx auf den Kopatschberg in Bewegung. Die preußische und russische Artillerie, die sich verschossen hatte, mußte den Kampf aufgeben; auch gegen den Weißen Stein und Doberschütz entwickelten sich feindliche Kolonnen."

Hier bei Doberschütz war es, wo sich besonders die 9. Kompagnie des ersten Westpreußischen Infanterieregiments unter Hauptmann von Lingk ruhmvoll hervortat. Sie war hauptsächlich zur Bedeckung der Artillerie befohlen worden. Feindliche Schützen, die die Ziegelei unweit Doberschütz besetzt hatten, taten der Artillerie großen Schaden. Hauptmann von Lingk ließ Teile der Kompagnie gegen die Ziegelei vorgehen. Nach hartnäckiger Gegenwehr gelang es, den Feind hinauszuwerfen. Diesen Augenblick zeigt unser Bild. Da der Feind bald große Übermacht entwickelte, konnte die Stellung allerdings nicht gehalten werden.

General von Yorck — wir folgen hier weiter der Darstellung des Generalleutnants von Unger — suchte durch eine reitende Batterie von Kreckwitz her den Angriff der Württemberger der Länge nach zu fassen; es gelang ihm aber nur, einen Teil auf sich abzulenken. Trotz heldenhafter Tapferkeit mußte Klüx schließlich dem übermächtigen Stoß weichen. Ein Gegenstoß vom Weinberge her scheiterte an der Standhaftigkeit der Württemberger; die preußische Besatzung von Kreckwitz wies indes jeden Angriff zurück. Noch einmal ging die ganze Brigade Klüx zum Gegenstoß vor, der den Franzosen und Württembergern große Verluste zufügte, aber schließlich am Kartätschfeuer der vorgezogenen französischen Batterien scheiterte. Trotzdem gelang es der preußischen Infanterie, auf dem Weinberg wieder Front zu machen und die Linie Doberschütz—Kreckwitz zu halten.

Um diese Zeit, gegen 3 Uhr, entwickelte sich unter Napoleons persönlicher Leitung eine gewaltige Artilleriemasse auf den Höhen von Burk, die ein vernichtendes Feuer auf Kreckwitz und die anschließenden preußischen Linien richtete. Unter dem Schutz dieses Feuers ging dann eine Gardedivision gegen Kreckwitz vor; dem Eingreifen des Zaren gelang es, durch Artilleriefeuer aus der Flanke diesen Stoß aufzuhalten. Inzwischen war bereits die Entscheidung auf dem entgegengesetzten Flügel Blüchers gefallen. Marschall Ney hatte drei Divisionen zum Angriff auf Preititz selbst vorgeführt, vor denen Kleist das Dorf gegen 3 Uhr räumte und auf Wurschen zurückging.

Blücher hatte noch immer gehofft, mit Röders und Yorcks Hilfe das Gefecht wiederherzustellen; aber Röder war von Preititz erst spät abgerückt und durch Umwege und Mißverständnisse aufgehalten worden. Yorck hatte seinen Platz nicht aufgeben mögen, ehe ein Ersatz von links her an seine Stelle rücke. Nun wandte sich auch noch Ney gegen die Kreckwitzer Höhen." Im Kampf um den Besitz dieser Höhen tat sich das Kolbergische (2. Pommersche) Infanterie-Regiment ganz besonders hervor. Oberst von Müffling, dem Unger hier gefolgt ist, berichtet über diesen kritischen Zeitpunkt: „Blücher hielt mit Gneisenau und den Offizieren des Hauptquartiers da, wo das Kanonenfeuer am wirksamsten war und übersah ruhig, was wir nicht hindern konnten, daß wir allmählich umringt wurden." Blücher hatte mehrfach seine Lage den Monarchen gemeldet und um Hilfe gebeten. „Nachdem wir alle Reserven bereits ins Gefecht gezogen hatten", berichtet Gneisenau, „wurden wir auf drei Seiten angegriffen. Wir schlugen uns in einem Viereck, zu dessen einziger offener Ecke wir hinaus mußten . . . Zwei Stunden schwebten wir in dieser Krisis. Die geforderte Hilfe kam nicht." Und als endlich die Monarchen Yorck gestatteten, Blücher zu Hilfe zu kommen, war es zu spät; der Adjutant, der Yorcks Herannahen meldete, fand Blücher bereits im Rückzuge. Als Neys Truppen zum Angriff ansetzten, hatte Blücher auf Gneisenaus Rat etwa gegen 4 Uhr „einen gut geordneten Rückzug der Gefahr vorgezogen, bei einem fortgesetzten Kampf mit solcher Überlegenheit gänzlich aufgelöst zu werden. Sämtliche Truppen erhielten die Ordre, durch Klein-Purschwitz zu gehen, die Reservebrigade Röder aber durch Klein-

Bautzen und diesen Ort so lange zu halten, bis das Korps sich jenseits Purschwitz formiert haben würde."

Der Rückzug war unter den gegebenen Verhältnissen, nachdem von vornherein durch die gänzlich verkehrte Heeresleitung alle Möglichkeiten des Sieges trotz der glänzenden Haltung der Truppen ausgeschlossen waren, selbstverständlich, und es ist übertrieben, fortgesetzt darauf hinzuweisen, welches Verdienst sich Knesebeck damit erworben, daß er die Monarchen darauf aufmerksam gemacht; höchstens kann es ihm dankbar angerechnet werden, daß er dies zeitig genug einsah und mit gehörigem Nachdruck tat. Es hat sich zwischen ihm und den Monarchen über die Notwendigkeit des Rückzuges folgendes Gespräch entwickelt.*) „Wie wird es möglich sein", sagte der Kaiser, „am hellen Tage einen geordneten Rückzug anzutreten?" Knesebeck erwiderte: „Jetzt ist es noch möglich, später aber nicht." „Nun gut", sagten die Monarchen, „dann geben Sie sogleich die nötigen Befehle an die kommandierenden Generale", und Knesebeck diktierte den Adjutanten das



Das Kolbergsche (2. Pommersche) Infanterie-Regiment in der Schlacht bei Bautzen im Kampf um die Höhen von Kreckwitz. 21. Mai 1813.

Nötige in die Schreibtafel. Der Kaiser Alexander sowohl wie der König schienen nun beruhigt und ritten (gegen 6 Uhr abends) nicht im Galopp, sondern ruhig, in die weitere Rückzugslinie. Diebitsch wurde beauftragt, in der Nähe der Armee zu bleiben und dem Kaiser von allem schnell zu berichten, und, wie ich glaube, so erzählt Natzmer, auch Knesebeck. Wittgenstein nahm gar keinen Teil, so wenig bei der Schlacht, als bei dem folgenden Rückzuge. Gerechter wird man sagen: Wittgenstein wurde gar nicht gestattet, seinen nominellen Oberbefehl auszuüben, bis der Zar, nachdem seine eigene Schlachtleitung sich so schlecht bewährt hatte, ihn ihm wieder übertrug. Er mochte das selbst angerichtete Unheil nicht mehr ansehen. „Je ne veux pas être témoin de ce désordre", hat Kaiser Alexander beim Wegreiten zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags zu jenem gesagt. Die beiden Monarchen ritten lange schweigend nebeneinander, bis des Königs berechtigte Enttäuschung sich in den Worten Luft machte: „Ich habe anderes erwartet. Wir hofften, nach Westen zu gehen und gehen nun nach Osten". Der Zar suchte ihn zu beschwichtigen, vermochte jedoch nicht, Friedrich Wilhelms herbe, aber zutreffende Kritik der russischen Heeresführung zu entkräften. Der König hat später Knesebecks Vorschlag zum Rückzuge, obwohl er durch das Zurückweichen

*) A. v. Janson, Generalleutnant, König Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht. S. 165.

des rechten Flügels bereits tatsächlich eingeleitet und gar nicht mehr zu umgehen war, als eine verdienstliche Tat beurteilt. Noch im Jahre 1847, bei der Ernennung Knesebecks zum Feldmarschall, nannte der König es „eins der unauslöschlichen Bilder" aus seines Generaladjutanten Leben, wie er, „trotz des Dreinredens zweier Monarchen und zahlreicher Unberufener das Abbrechen der Schlacht von Bautzen diktiert und den glorreichsten Rückzug, den siegesschwersten der neuen Kriegsgeschichte, durchgesetzt habe."

Der Rückzug ging unter dem Schutze der Kavallerie über Weißenberg und Löbau in musterhafter Ordnung vor sich. Zur Verfolgung war der Sieger zu erschöpft. Zudem hinderten auch die tiefen Einschnitte der Schluchten und ein heftiges Gewitter die Verfolgung. Napoleon hatte, so glänzend sich auch hier wieder seine Schlachtenleitung bewährt hatte, durch die überaus blutige Arbeit nichts weiter erlangt, als den Besitz eines gräßlichen Schlachtfeldes mit verstümmelten Leichen. „Was!" hatte er grimmig am Abend ausgerufen, „kein Ergebnis, keine Siegestrophäen? Keine Gefangenen nach einer solchen Schlächterei? Sie werden mir auch nicht einen Nagel lassen!" Allerdings waren seine Verluste gewaltig; 25000 Mann seiner Truppen deckten das Schlachtfeld. Der Verlust der Verbündeten betrug 15000 Mann. Für die Verbündeten bedeutete die Schlacht, obwohl es eine Niederlage war, einen moralischen Erfolg; für die Franzosen hatte auch der Sieg etwas Furchtbares. 3000 Franzosen wurden flüchtend an der Elbe aufgegriffen. So die Sieger! Um so bewundernder lauteten die Urteile über die Besiegten. Der britische General Stewart berichtete in seine Heimat: „Die Preußen zeigten wieder an diesem ereignisreichem Tage, wie auch in der Schlacht bei Großgörschen, was ihre Truppen fähig sind auszuführen, wenn sie angeführt werden von einem König, den sie lieben, und wenn sie für ihr Land, ihre Freiheit und ihre Unabhängigkeit kämpfen."

Die Verbündeten schoben sich nach der Schlacht gegenseitig die Schuld an dem Verluste derselben zu. Freilich war es ein Verlust; aber er zog, wie bei Großgörschen, einen moralischen Gewinn nach sich. Für die richtige Einschätzung der Schlacht hat niemand ein besseres, ein treffenderes Wort gefunden, als der König selbst: „Die Schlacht am 21. ist abgebrochen worden, weil überwiegende Gründe es erforderten, an diesem Tage keine Kräfte mehr zu opfern, die späterhin den Sieg erringen sollen. Ausdauer ist die Losung in diesem Kriege; nur durch sie wird die Vernichtung des Feindes möglich. Ich vertraue meinem braven Heere, daß es Ausdauer auch ferner in dem hohen Maße zeigen wird, als es Mut gezeigt hat und bürge ihm dann für den Ausgang."





## VI. Bis zum Waffenstillstand.

Nach der Schlacht bei Bautzen hatte Napoleon bald die Überzeugung gewonnen, daß sein Sieg ebenso wenig wie der bei Großgörschen die Widerstandsfähigkeit der Verbündeten gebrochen hatte. Es war ihm klar, daß die Feinde nur seiner Übermacht gewichen waren. Das Bewußtsein ihrer eigenen Kraft und Stärke machte sich bei ihnen schon in der ganzen Art und Weise bemerkbar, wie sie den Rückzug betrieben. Sie waren sich darüber einig, daß man diesen nicht in gerader Linie auf Breslau fortsetzen und über die Oder gehen konnte. Man hätte dann Schlesien preisgeben müssen, und Napoleon wäre in den Besitz der Oderfestungen gekommen. Das wäre fast gleichbedeutend damit gewesen, daß ihm wieder ganz Preußen in die Hände fiel. Im Hauptquartier der Monarchen hatte man deswegen beschlossen, sich auf dem weiteren Rückmarsche mehr an den Grenzen Österreichs, längs der schlesischen Gebirge, zu halten. In Schlesien wollte man dann, immer südlich marschierend, sich auf die Festung Schweidnitz stützen, die nach ihrer Schleifung 1807 auf Befehl des Königs wieder in Stand gesetzt worden war.

Freilich, es waren auf diesem Marsche eine Menge von Flüssen zu überschreiten, wie Görlitzer Neisse, Queis, Bober, Katzbach, und bei einer energischen Verfolgung durch Napoleon wäre ein Rückzug über diese Flußgebiete den Verbündeten sehr gefährlich geworden. Glücklicherweise aber fehlte es Napoleon an dem Besten, was zu einer Verfolgung nötig ist: an einer starken Reiterei. Dennoch hatte er in seiner unermüdlichen Art die Verfolgung von Anfang an mit dem

größten Eifer betrieben. Seine Generale hatte er hart angelassen und ihnen gedroht, er wolle sich selbst an die Spitze des Vortrabes setzen, um ihnen zu zeigen, wie ein geschlagener Feind durch energische Verfolgung zu vernichten sei. Aber er hatte sich getäuscht, wenn er annahm, die Verbündeten würden ihm die Verfolgung leicht machen. Schon in der Nähe des Schlachtfeldes von Bautzen, auf den Höhen von Wurschen, empfing die nachdrängenden Franzosen plötzlich ein verheerendes Artilleriefeuer. Es rührte von der meist aus Russen bestehenden Nachhut des kühnen und unternehmenden russischen Generals Yermoloff her, der von nun an dem nachdrängenden Napoleon viel zu schaffen machte. Es wiederholte sich jetzt tagelang dasselbe Spiel. Napoleon versuchte, die Nachhut durch Umgehung abzuschneiden; General Yermoloff nahm hinter jedem geeigneten Bodenabschnitt Stellung, verteidigte mit seinen Russen jeden Fußbreit Landes mit der größten Standhaftigkeit und wußte stets im gefährlichsten Augenblick, wo größere Massen ihn zu umfassen drohten, sich noch rechtzeitig aus der Schlinge zu ziehen.

Als dann Yermoloff bei Schöps hinter dem gleichnamigen Flüßchen, westlich Reichenbach, von neuem Stellung nahm, war Napoleon aufs höchste aufgebracht und wollte ein für allemal mit diesem renitenten Russen aufräumen. Yermoloff hatte hier einen schweren Stand. Während seine Nachhut schon von dem von Weißenberg herdringenden General Lauriston stark bedrängt wurde, warf der Kaiser ihm starke Massen des Korps Reynier unter einem starken Artilleriefeuer entgegen. Da Napoleon auch die Reiterei von Latour-Maubourg gegen ihn in Bewegung setzte, die die Furt durchritt und Miene machte, den russischen linken Flügel zu umfassen, hielt Yermoloff, auch von den nachdrängenden Sachsen hitzig verfolgt, es für ratsamer, sich auf Reichenbach zurückzuziehen, wo die Nachhut des Generals Miloradowitsch unter dem Prinzen Eugen von Württemberg bereits eingetroffen war. Mit dem geübten Scharfblick des Feldherrn erkannte Napoleon sofort eine günstige Höhenstellung zum erneuten Angriff auf Yermoloff. Dieser aber beschoß vom Töpferberge her mit großem Erfolge die anrückende französische Reiterei, wobei der französische General Bruyères beide Beine durch eine Kanonenkugel verlor. Erst als ein heftiger Kanonendonner ankündigte, daß das Korps Lauriston zur seitlichen Umfassung herannahte, hielten es Yermoloff und Prinz Eugen von Württemberg abermals an der Zeit, den Kampf abzubrechen und erreichten noch zur rechten Zeit die große Straße von Görlitz, auf welcher sie sich hinter Markersdorf zurückzogen. Ihr Zweck, der großen Rückzugsarmee Zeit zu verschaffen, war erreicht.

Napoleon tobte und wütete: kein Geschütz, kein Mann war ihm in die Falle gegangen. Das sollten ihm diese Russen, diese Preußen entgelten! Und in welche Hitze war man dabei gekommen; in welche Unordnung waren seine Korps geraten! Es bedurfte längerer Zeit, sie wieder zu ordnen. Seit 5 Uhr morgens war man fortwährend in Marsch gewesen, hatte man unablässig, mit Aufbietung aller Kräfte gekämpft . . . und jetzt war es 4 Uhr nachmittags. Dabei hatte er eine ungeheure Heeresmasse um sich: die Korps von Ney, Reynier, Lauriston, die Garde und die gesamte Reiterei, fast 50000 Mann. Wie das rote Tuch auf den Stier, so wirkte der Anblick dieser zurückziehenden Truppen auf den aufgebrachten Kaiser. Er wollte, er mußte einen Erfolg haben! Was kümmerte es ihn, daß die Leute aufs höchste ermattet waren? Für einen Napoleon gab es keine Rücksichten, und General Reynier, der sich das Herz nahm, ihn auf den Zustand der Truppen aufmerksam zu machen, erhielt eine barsche Antwort, die ihm die Lust nahm, zum zweiten Male zu fragen.

Der Kaiser eilte an die Spitze des Vortrabes. Der eherne Mund der Geschütze ertönte von neuem; die Blutarbeit konnte wieder ihren Anfang nehmen. Es war, als ob tausend Dämonen in ihm waren. Da in den Gehölzen von Markersdorf steckten noch russische Truppen; auch dort

auf den Höhen zeigte sich der Feind. Das brachte den Kaiser aufs höchste auf. Er richtete persönlich den Angriff. Wie Oberst Odeleben berichtet, schwebte Napoleon fortwährend in der größten Gefahr. Die Kugeln pfiffen über seinen Kopf, schlugen vor und hinter ihm in sein Gefolge ein, wirbelten Staub und Sand in die Höhe; ganze Rotten von Soldaten wurden in seiner unmittelbarer Nähe zu Boden gestreckt . . . ihn kümmerte es nicht. Das Auge auf den abziehenden Feind gerichtet, den er durchaus fassen, vernichten wollte, achtete er keiner Gefahr, nahm er keine Rücksicht. Fast seine ganze Macht griff er zusammen. Drei starke Angriffssäulen formiert er und führt sie gegen Markersdorf. Er selbst fliegt von Abteilung zu Abteilung, um immer wieder anzutreiben. Umsonst! Das Heer der Zurückziehenden entwindet sich ihm. Wie einer Fata morgana strebt er ihm nach! Aber die Russen erkennen die Gefahr. Sie nehmen Markersdorf und fassen noch einmal Posto auf einer Anhöhe bei Rauschenwalde, der größten Erhebung vor Görlitz.

Der Kaiser wütete von neuem. Er hatte Kampf gewollt, Kampf bis zur Vernichtung des Gegners. Jetzt war wieder alles still, der Kanonendonner schwieg. Eben war Napoleon mit seinem Gefolge in Markersdorf eingeritten, indessen seine Truppen an beiden Seiten das Dorf umzogen, als ein furchtbares Menetekel den Gewaltigen daran erinnerte, daß das Schicksal sich auch von den Mächtigen dieser Erde nicht die Wege vorschreiben läßt. Dem eisernen Willen dieses Mannes schien sich sonst alles unterzuordnen — hier nicht. Der Kaiser war eben mit seinem Gefolge an die Stelle des Dorfes gelangt, wo sich die Straße nach links wendet, als — nach längerer Pause — der eherne Mund der feindlichen Geschütze sich wieder öffnete. Der erste Gruß galt ihm — es war ein Gruß der Hölle. Eine Kanonenkugel saust hart an dem Kaiser vorüber und schlägt etwa 50 Schritt hinter ihm ein. Aber was hatte sie Gräßliches angerichtet! Zwei der besten Generale des Kaisers hatte sie mit einem Streich vernichtet. Den Ingenieur-General Kirchner hatte sie tot vom Pferde gerissen und gleich darauf den Großmarschall des Palastes, General Duroc von Friaul, Napoleons besten Freund, in den Unterleib getroffen und ihm die Eingeweide herausgerissen. Entsetzen entstand im Gefolge — aber wie zum Hohne begann jetzt wieder ein furchtbarer Kanonendonner, und das Kleingewehrfeuer knatterte, bis der Abend hereinbrach und der weiteren Verfolgung von selbst ein Ende machte. Eine förmliche Lethargie hatte sich des Schlachtenkaisers bemächtigt. 14 Stunden lang hatte diese entsetzliche Verfolgung gedauert. Mit einer überlegenen Macht war sie ins Werk gesetzt worden; seine ganze rücksichtslose Tatkraft, all seinen Witz als Feldherr hatte er aufgewendet — und doch kein Erfolg! Zwei große Schlachten hatte er gewonnen — ohne nennenswerte Beteiligung der Kavallerie — aber eine mit den äußersten Mitteln der Anstrengung betriebene Verfolgung war ihm ohne Anwendung dieser Truppe unmöglich geworden. Mit aalglatter Behendigkeit war ihm der Feind immer wieder aus den Händen entschlüpft. Und dazu dieser Verlust dreier verdienstvoller Generale, vor allem seines unvergeßlichen Duroc! Man hatte den Schwerverwundeten in ein nahe gelegenes Bauernhaus gebracht, wo er noch 14 Stunden lebte. Der Kaiser konnte seine Erschütterung über den Verlust dieses treuesten Dieners nicht verbergen. Er ritt stumm und in sich gekehrt seitwärts durch einen Bauernhof, stieg hinter einem Kornfeld ab und betrachtete voll Ergriffenheit die Stelle, wo zwei seiner tapfersten Generale ihr Blut gelassen. Dann begab er sich auf eine freie Anhöhe, wo die Elite seines Heeres, die Garde, in einem länglichen Viereck lagerte. Hier, wo die gewöhnlichen fünf Zelte des kaiserlichen Hauptquartiers aufgeschlagen waren und, wenn die Nacht anbrach, die Wachtfeuer aufloderten, ließ er sich einen Feldstuhl vor sein Zelt bringen und warf sich, gebeugt von dem schweren Schlag, darauf nieder. In seinem grauen Überrock, mit dem kleinen Hute bedeckt, saß er hier abseits von seinem Gefolge, das ehrfurchtsvoll und schweigend

seinen Schmerz ehrte, die Hände schlaff herunterhängend, das Haupt gesenkt, dumpf vor sich hinbrütend und über das Schicksal der letzten Tage nachdenkend. Was hatten sie ihm gebracht? Zwei große blutige Siege, zwei mit Leichen besäete Schlachtfelder, aber keinen wirklichen Erfolg. Eine Verfolgung mit den blutigsten Opfern, aber kein Ergebnis — und nun den Verlust des treuesten Freundes! Er hatte ihm sehr nahe gestanden; er hatte die Feldzüge von 1796 und 1797 in Italien, Ägypten und Syrien mit durchlebt; er hatte bei Marengo an seiner Seite gekämpft. Napoleon schätzte ihn, ja er liebte ihn und hätte ihm nach dem Zeugnis Bourriennes seine Schwester Karoline lieber gegeben als Murat. Aber Duroc hatte davon nichts wissen wollen. Er war eine offene, mannhafte Persönlichkeit, der einzige, der Napoleon die Wahrheit sagen durfte, sie ihm auch ohne Scheu und Rückhalt sagte.

Noch spät am Abend besuchte Napoleon den sterbenden Marschall. Er fand ihn, wie der „Moniteur“ berichtet, noch bei voller Besinnung und größter Kaltblütigkeit. Nach einigen Worten voll tiefster Ergriffenheit nahm der Kaiser vor dem Leidenslager seines Großmarschalls Platz, ergriff dessen Hand und verharrte eine Viertelstunde, den Kopf in die Linke gestützt, im tiefsten Stillschweigen. Dann nahm der Großmarschall mit schwacher Stimme zuerst das Wort: „Gehen Sie, Sire, dieses Schauspiel macht Ihnen nur Kummer!“ Der Kaiser erhob sich erschüttert: „So leben Sie denn wohl, mein Freund“, sagte er dann, und auf Soult und Caulaincourt gestützt, verließ er das Zimmer. Er ging in sein Zelt und ließ die ganze Nacht niemand vor sich.*)

Nach diesem Schlage von Markersdorf gab Napoleon, einsehend, daß bei dem Mangel an genügender Reiterei auch seine persönliche Einwirkung an der Verfolgung nichts ändern würde, diese auf, um sich der Leitung der großen Heeresangelegenheit mit desto größerem Nachdruck zu widmen. In Görlitz am 23. angekommen, verschloß er sich in sein Kabinett und arbeitete bis zum folgenden Tage angestrengt an weiteren Plänen.

Indessen war der Vorsprung der Verbündeten durch Yermoloffs tapfere Rückzugsgefechte hinreichend geworden, um sie ungehindert über die gefährlichen Übergänge der vom Lausitzer und den schlesischen Gebirgen herabkommenden Flüsse zu bringen. Am 23. war das Hauptquartier der Monarchen in Lauban, am 24. in Löwenberg; bald darauf war der König von Preußen in Breslau, der Hauptstadt seiner treuen Schlesier, eingetroffen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist leicht erklärlich, daß, so ehrenvoll und geordnet sich auch der weitere Rückzug gestaltete, er durchaus nicht nach dem Sinne Blüchers war. Nach seiner Meinung mußte, um das Vertrauen der Truppen zu stärken, denselben häufiger Gelegenheit gegeben werden, sich mit dem Feinde zu messen; sonst wäre Kleinmut die unausbleibliche Folge. Eine Gelegenheit, seinem tapferen Herzen Luft zu machen, sollte sich bald bieten. Nachdem an Stelle des Generals Wittgenstein, dem man nach zwei verlorenen Schlachten füglich nicht mehr gut den Oberbefehl überlassen konnte, General Barclay de Tolly die gesamte Leitung der verbündeten Heere übernommen hatte, war dieser zur Freude Blüchers öfters abwesend, und seine Abenteuer heischende Husarennatur konnte ungestört auf einen kühnen Streich sinnen. Er sollte sich ihm bald bieten. Der Marsch der nördlichen Heeresabteilung, welche Barclay untergestellt war, und bei welcher sich außer den Truppen Blüchers auch noch die von York, Kleist und Barclay befanden, war im ganzen bisher ziemlich ungestört vor sich gegangen. Die Franzosen waren noch nicht weit über Neisse hinaus,

*) Moniteur officiel und Vossische Zeitung vom 17. Juni 1813.

während die ganze nördliche Heeresabteilung schon am 24. Mai den Bober überschritten und Bunzlau hinter sich hatte. Am 25. Mai hatte das Gros Haynau erreicht, während die Nachhut noch etwa 10 km zurückstand; hinter ihnen die französische Nachhut, welche nur schwach drängte. (Die südliche Heeresabteilung unter Wittgenstein war um diese Zeit über Löwenberg bis Goldberg gelangt.)

Blücher hatte am 25. Mai zu seiner Freude die Aufforderung erhalten, gegen den nachdrängenden Feind, wenn er von Haynau aus in die Ebene hinaustrete, Front zu machen, um ihm das Nachdrängen zu erschweren und dem abziehenden Hauptheere einen neuen Aufenthalt zu bereiten. „Schritt vor Schritt und nur einer Übermacht weichend", sollte man folgen. An der Katzbach sollte das Heer den Versuch machen, sich einen Tag zu behaupten, „falls dies ohne ein ernstes Gefecht möglich sei."




Plan zu den Reitergefechten bei Haynau. 26. Mai 1813.

Da Barclay, wie erwähnt, zur Oberleitung abgerufen worden war, und Blücher dadurch vorübergehend den Befehl über die nördliche Heeressäule übernommen hatte, deren Gros schon bis Liegnitz an der Katzbach voraus war, deren Nachhut aber bei Haynau stand, so hatte er hier auf einmal die von ihm so heiß ersehnte Selbständigkeit erlangt, die ihm Gelegenheit bieten sollte zu einer der glänzendsten Waffentaten in seinem langen Reiterleben. Plan, Anordnung und Ausführung — das alles war in der Hauptsache Blüchers Werk. Neidlos hatte er bisher Gneisenau und seinen Generalstabsoffizieren es überlassen, zu den großen Schlachten und strategischen Märschen die Pläne zu entwerfen und die Befehle auszufertigen; diesmal hatte er sich das Wesentliche in der Leitung der Schlacht vorbehalten. Stundenlang war er in der Frühe des Morgens umhergeritten, hatte die Landleute ausgefragt und die ausgeschickten Kundschafter abgehört; dann hatte er in der Frühe des 26. Mai noch einmal in Erwägung gezogen, was Gneisenau und die Offiziere des Generalstabs zu dem Überfall vorschlugen. Auf der Feldflur hinter Pohlsdorf unter einem wilden Birnbaume hatte er sich dann niedergelassen, die Spezialkarte vor sich ausgebreitet und folgenden Befehl diktiert: „Die Hauptabsicht geht dahin, den Feind in die Ebene zwischen den Dörfern Überschaar und Pohlsdorf hereinzulocken, ihm ein Versteck von bedeutender Kavallerie und Artillerie zu legen, demnächst zu umgehen, von seiner Verbindung mit Haynau abzudrängen und alles, was etwa vorgerückt wäre, abzuschneiden. Die 22 Eskadrons Reservekavallerie des Obersten von Dolffs nebst den reitenden Batterieen stellen sich verdeckt auf zwischen Baudmannsdorf und Überschaar. Die Arrièregarde des Obersten von Mutius kommt von Steinsdorf und

marschiert gerade auf Pohlsdorf den Weg, welchen die Infanterie unter dem Obersten von Pirch genommen hat. Pohlsdorf ist der Punkt, der im übelsten Falle gehalten werden muß; dringt der Feind vor, so geht der General Zieten mit der reitenden Artillerie auf 500 Schritt vor, greift seine Kolonne an und läßt, wenn er sieht, daß diese in Unordnung ist, durch Ansteckung eines Feuers auf dem Windmühlenberge bei Baudmannsdorf ein Zeichen geben, worauf die Kavallerie links abmarschiert, den Feind umgeht, angreift, niederhaut, u. s. w.

Die südöstlich verlaufende Straße von Haynau nach Liegnitz führt auf einer langen Strecke an der Nordlehne eines nach der Straße sanft abfallenden Bergrückens entlang. Hier in dem Winkel zwischen der Liegnitzer Straße und dem südlich nach Goldberg führenden Wege trat auf dem genannten Höhenrücken der Windmühlenberg nördlich von Baudmannsdorf deutlich hervor. An diesem strategisch wichtigen Punkte, von wo aus man über die Umgegend von Haynau einen vorzüglichen Überblick genießt, hatte der mit der Leitung des Unternehmens beauftragte General Zieten mit zwei Schwadronen und einer reitenden Batterie Aufstellung genommen. Hinter ihm — etwas weiter zurück — hielt Blücher mit seinem Stabe.

Zur Linken dieser Stellung zwischen Baudmannsdorf und Überschaar, westlich von der Goldberger Straße, stand seiner Weisung gemäß Oberst von Dolffs mit 22 Schwadronen und zwei Batterien bereit, auf das gegebene Zeichen mit voller Wucht gegen die Liegnitzer Straße loszubrechen. Einen Bachabschnitt weiter nordwestlich hatte die Brigade Zieten Aufstellung genommen. Da, wo dieser Bach von der Liegnitzer Straße durchschnitten wird, stand die Kavalleriebrigade des Yorckschen Korps mit acht Schwadronen bereit. Auch der russische Teil der Nachhut war von Haynau bis hierher zurückgegangen.

Die wichtige Aufgabe, den langsam westlich von Haynau nachrückenden Feind herauszulocken, hatte Oberst von Mutius erhalten. Er erwartete den Feind mit dem Nachtrab, welcher aus drei Bataillonen Fußvolk und drei leichten Reiterregimentern bestand, westlich von Haynau. Der Feind aber ließ heute lange auf sich warten. Gegen Mittag war Mutius dicht bei Haynau auf das südliche Ufer der schnellen Deichsel zurückgegangen. Hier wurde er von den ersten Truppen der französischen Nachhut angegriffen. Das war es, was Mutius wollte. Nachdem man sich längere Zeit aus weiter Entfernung mit Geschütz beschossen, zog Mutius sich bis zum Fuße des genannten Windmühlenberges zurück und dann wieder zur Liegnitzer Straße, um den nachfolgenden Feind in die Falle zu locken; neben der russischen Nachhut stellte sich Mutius wieder in Front auf.

Es dauerte lange, ehe der Feind sich aus Haynau herausentwickelte. Langsam und sorglos kam die Spitze hervor. Es war nur wenig Reiterei, sieben Bataillone und zwei Batterien. In Michelsdorf wurde Halt gemacht. Der französische General Maison, welcher eine Division vom 5. Armeekorps des Grafen Lauriston führte, welches wiederum dem Marschall Ney unterstellt war, hatte mit diesem — ganz wider sonstige Gewohnheit — die Gegend vorher nur flüchtig erkundet. Maison hatte bei dieser Gelegenheit mit seinem Bedenken nicht zurückgehalten, ohne Seitenpatrouillen durch ein offenes Gelände zu ziehen, welches von Buschwerk und Hügeln durchschnitten war. Aber Ney hatte ihn ob dieser übertriebenen Sorge verlacht und nur die Befürchtung geäußert, die Preußen möchten überhaupt nicht stand halten. Hierauf hatte sich Ney nach der Stadt begeben, während Maison die Spitze seiner Division erwartete.

5 Uhr nachmittags war es geworden, als der Feind endlich anfing, sich südlich der Straße gegen Mutius zu entwickeln. Das war der Augenblick, auf den Blücher gewartet hatte. Kaum war die französische Vorhut eine Strecke über Michelsdorf hinausgerückt, als General Zieten den

Befehl gab, die mit Stroh und Reisig angefüllte Windmühle bei Baudmannsdorf in Brand zu stecken. Das war das Signal für Dolffs und Mutius, zum Angriff vorzugehen.

General Maison war ein zu erfahrener Soldat, um nicht sofort bei dem Auflodern der Rauchsäule eine List des Feindes zu wittern. Schnell ließ er seine Infanterie sich in Vierecken formieren; der Kavallerie gab er den Befehl, den Preußen entgegen zu reiten, um ihren ersten Stoß zu parieren. Aber plötzlich schien das Erdreich rings zu erbeben. Der Hufschlag von 22 Schwadronen, welche Dolffs im rasenden Tempo heranführte, erdröhnte wie Donnerschall. Wie die Teufel brausten sie in die Kavallerie des Feindes hinein, welche sofort Kehrt machte, ohne das Zusammentreffen abzuwarten. Und nun gings hinein in die Infanterie, von der nur wenige Bataillone Zeit gehabt hatten, geschlossene Vierecke zu bilden In dichten Klumpen zusammen=




Oberst Florenz Ludwig von Bockum, genannt von Dolffs.

geballt, hinderte dann die junge, ungeübte Mannschaft einer den anderen am Gebrauch des Gewehrs und des Bajonetts; auch die ungeschickte Zusammenstellung der Geschütze ließ ihnen nur Zeit, ein paar Ladungen abzufeuern.

Dolffs hatte sich an die Spitze der leichten Kavallerie gesetzt, und mit einem gewaltigen Sprung, dem Tiger gleich, der auf die Beute stürzt, war er mit seinem feurigen Steppenroß mitten unter die Feinde gesetzt; mit scharfer Klinge hieb er sich durch die wild durcheinander wirbelnde Masse eine blutige Bahn. Hinter ihm her seine braven Reiter, zuerst die schlesischen, bald darauf die ostpreußischen Kürassiere, auf die Hilfe flehenden französischen Haufen mit scharfer Klinge einhauend. Es war ein wildes, wirres Durcheinander. Das feindliche Fußvolk befand sich in einer völligen Auflösung, ebenso die Reiterei. Alles, was vor die Klinge kam, wurde zusammengehauen, überritten, gefangen genommen, nach allen Seiten versprengt. Noch in Michelsdorf, wohin sich viele Feinde flüchteten, wurden sie von den schlesischen Kürassieren*) ohne Pardon niedergehauen; in den Bauernhäusern ergaben

*) An dem glücklichen Ausgang des Gefechtes bei Haynau hatte das Schlesische Kürassierregiment Nr. 1., das vier Geschütze eroberte, den Löwenanteil. Das Regiment, das heutige Leibkürassierregiment Großer Kurfürst (Schlesisches) Nr. 1. ist die älteste

sich noch zahlreiche Gefangene; bis in die Vorstädte von Haynau wurden sie von den preußischen Reitern verfolgt.

Es waren dieselben wackeren Reiter gewesen, mit welchen Blücher bei Großgörschen, wie wir wissen, noch am späten Abend den kühnen Reiterangriff gemacht. Damals mußten sie, der Ungunst der Terrainverhältnisse wegen, umkehren. All ihre Wut, all ihren Kampfeszorn hatten sie für heute aufgespart. „Heute sollst du dein Mütchen kühlen!" hatte Oberst Dolffs kurz vor der verwegenen Attacke zu seinem blitzenden Degen gesagt. Ein dicker Wachtmeister in seiner Nähe hatte es gehört und in seiner drastischen Weise hinzugefügt: „Jawohl, Herr Oberst, et wird blutige




Der Überfall von Haynau am 26. Mai 1813.
Das Ostpreußische Kürassier-Regiment reitet bei Michelsdorf ein französisches Viereck nieder.

Zungen geben, denn wenn dieser", er zeigte dabei auf seinen Säbel, „erst een bißken geleckt haben wird, denn schmeckt et immer besser."

Leider war der tapfere Reiterführer, welcher einen so großen Anteil an dem Gelingen des Überfalles hatte, gefallen. Eine Weile war er verschwunden. Man hatte ihn noch in Michelsdorf mitten in der hitzigsten Verfolgung gesehen. „Wo ist Dolffs?" fragte man von allen Seiten. Nach einer Weile zog man den Braven, mit zahlreichen Wunden bedeckt, unter seinem getöteten Pferde hervor; auch den Verlust anderer braver Offiziere und Mannschaften hatte man zu beklagen.

Reitertruppe der preußischen Armee (Stiftungstag 1. 7. 1674). Als Kürassierregiment von Wagenfeld überstand es, zum L'Estocqschen Korps gehörig, die Katastrophen von 1806. — Die auf dem Bilde dargestellten Franzosen sind Artilleristen (blaue Uniform), Artilleriefahrer (train d'artillerie) (graue Uniform mit dunkelblauen Rabatten, Kragen und Aufschlägen) und Linieninfanterie. Die Infanterie trug auf dem Marsche (Haynau war ja ein Überraschungsgefecht, also Marschanzug) meist den grauen Mantel (capote). An Tagen großer vorbereiteter Schlachten legten die Franzosen Paradeuniform an. 1813 ist dies aber nur für Dresden nachweisbar, wo die alte Garde in den Dresdener Straßen Toilette machte. (Nach Mitteilungen von Professor Richard Knötel.)

Im ganzen betrug der preußische Verlust 19 Offiziere, 207 Mannschaften und 205 Pferde, während die Franzosen nach eigener Angabe 1350 Mann und 5 Geschütze verloren hatten.

Das Reitergefecht bei Haynau war die erste glänzende Waffentat nach den beiden verlornen Schlachten. Es war der kühn und listig ausgeführte Streich eines verwegenen Husarengenerals, ein Reitergefecht, wie es in der Kriegsgeschichte nur selten vorkommt. Es war der Anlage und Ausführung nach fast ganz auf Blüchers Konto zu setzen, der sich auch gerade dieses Kampfes noch am späten Lebensabende mit besonderer Genugtuung erinnerte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Gefecht von Haynau hatte bewiesen, daß die Schwerter noch scharf und der Mut noch ungebeugt war. Es hatte gezeigt, welcher wunderbare Geist in den Truppen wohnte. „Wir sind,



Stabsrittmeister Peter von Colomb.

was den Stoff anbetrifft, nie in einer besseren Verfassung gewesen", hatte Gneisenau in jenen Tagen an Hardenberg geschrieben, als die ersten Waffenstillstands- und Friedensnachrichten durch die Luft schwirrten und Gneisenau und Blücher fast zur Verzweiflung brachten. Gerade damals, drei Tage nach dem Gefecht bei Haynau, da die Lauen und Halben im Hauptquartier der Verbündeten schon wieder nach dem Waffenstillstand riefen, hatte — allerdings auf einem ganz anderen Teile des Kriegsschauplatzes — noch ein anderes kühnes Unternehmen stattgefunden, das seines gleichen kaum im ganzen Kriege fand. Es war die am 29. Mai 1813 vom Stabsrittmeister von Colomb mit beispielloser Kühnheit ausgeführte Vernichtung eines starken feindlichen Artillerieparks bei Zwickau. Schon von Beginn der Operationen des Frühlingsfeldzuges an waren die Verbündeten, wie wir wissen, im Besitz eines wahren Überflusses an Reiterei gewesen, die leider selten zur rechten Zeit und an rechter Stelle verwendet worden war. Die Oberfeldherren, besonders Blücher und Gneisenau, hatten sie, wie wir bei dem Zuge Hellwigs auf Langensalza gesehen, besonders zum Aufklärungsdienst oder zu Streifpatrouillen im Rücken des französischen Heeres vor-

teilhaft verwendet. Die Anführer waren zumeist — wie Hellwig — kühne Parteigänger. Zu den verwegensten gehörte auch Blüchers Schwager, der Rittmeister Peter von Colomb.*) Er hatte schon bei Beginn des Feldzuges den Auftrag erhalten, eine zum Anschluß an das Brandenburgische Husarenregiment (Nummer 3) bestimmte Schwadron freiwilliger Jäger anzuwerben. Er verstand es in seiner feurigen Art wie kein anderer, auf die frische, gern abenteuernde Jugend einzuwirken, die die Bücher in die Ecke geworfen und die Kugelbüchse umgehängt hatte. Mißmutig darüber, daß er in der Schlacht bei Lützen mit seiner Schwadron nur in geringer Weise zur Verwendung gekommen war, und noch ungehaltener über den Rückzug nach der Schlacht, trug er sich mit allerlei abenteuerlichen Plänen, die seinem unternehmenden Geiste mehr zusagten als das Zögern und Zaudern. „Im Lager bei Meißen", erzählt er selbst in seinen Erinnerungen,**) „am rechten Elbufer, saß ich abends am Feuer mit dem Gedanken beschäftigt, daß möglicherweise noch eine Schlacht stattfinden könnte, welche mir keine Gelegenheit darbieten möchte, etwas zu leisten, und daß dann, nach dem Beispiel früherer Kriege, mit Napoleon Frieden geschlossen werden dürfte. So quälend mir dieser Gedanke war, so trat um so lebhafter meine alte Lieblingsidee hervor, mich endlich einmal als Parteigänger zu versuchen." Sein abenteuerlicher Plan, mit seiner Jägerschwadron längs der österreichisch-böhmischen Grenze im Rücken der französischen Armee Transporte auszuheben, die Verbindungen zu unterbrechen und den Feind auf Schritt und Tritt zu beunruhigen, erregte bei der Kleinheit seiner Truppenabteilungen selbst Blüchers Bedenken. Die von diesem nachgesuchte Erlaubnis schlug Blücher zuerst ab; endlich, auf Gneisenaus Verwendung, erteilte ihm dann der Alte seinen Husarensegen mit den Worten: „Wenn Er denn zum Teufel fahren will, so fahre Er in Gottes Namen!"

Nach einer großen Zahl mit unglaublicher Kühnheit ausgeführter Streifzüge in Sachsen und Thüringen hatte er schließlich den Plan zu einem Unternehmen gefaßt, welches an Kühnheit alle seine übrigen zurückließ. Er hatte durch Kundschafter in Erfahrung gebracht, daß ein französischer Artillerietrain bei Bayreuth über Hof nach Chemnitz unterwegs sei und sich geradenwegs zur französischen Armee begebe. Der Zug bestand, wie er aus sicheren Nachrichten erfahren, aus 24 Kanonen und den dazu gehörigen Munitionswagen; eine Bedeckung von 400 bis 500 Mann war beigegeben, die in Zwickau übernachtete und am 29. Mai in aller Frühe auf der Straße nach Chemnitz weiter nach Dresden ziehen sollte. Colombs Mannschaften bestanden nur aus 3 Offizieren, 1 Krümper und 82 berittenen freiwilligen Jägern. Aber gerade die Übermacht des Feindes und das Seltene seines Unternehmens reizten ihn. Der Artilleriepark mußte genommen werden.

Schon während der Nacht ging er mit seinen Husaren durch die Mulde, machte einen Erkundungsritt um die Stadt und legte sich dann jenseits derselben ins Versteck. Der kühne Parteigänger berichtet dann selbst über sein Unternehmen: „Mit einigen Worten machte ich meine Jäger darauf aufmerksam, daß wir diesmal ein ebenso ernstes als wichtiges Unternehmen auszuführen hätten und ermahnte sie zur Ruhe und unbedingten Befolgung jedes Befehls. Die von Zwickau kommende Straße führt durch einen tiefen Hohlweg.

„Der Leutnant von Katte legte sich mit 34 Pferden oben im Walde in Hinterhalt; ich ging mit den übrigen möglichst verdeckt den Berg hinab, etwa 800 bis 900 Schritte gegen Zwickau zu und legte sie auf der Sehne, die der Bogen macht, in einen Erlenbusch in den Hinterhalt; ich selbst schlich mich zwischen einzelnen Büschen auf einen Punkt, von wo aus ich die Straße übersehen konnte. Vier besonders geeignete Freiwillige waren beauftragt, während der Angriff auf

*) Erst 1854 als General der Kavallerie in Berlin gestorben.

**) Aus dem Tagebuche des Rittmeisters von Colomb. Streifzüge 1813 und 1814. Berlin 1854.

die Bedeckung von hinten und vorn stattfand, gerade auf die Kolonne loszusprengen, ein paar Trainsoldaten von den Pferden zu hauen, unter die Pferde zu schießen, kurz Verwirrung anzurichten.

„Um 7 Uhr früh zeigte sich die aus 47 Mann berittener Artilleristen bestehende Avantgarde. Ihr folgten die Geschütze und Pulverwagen, zu deren Seiten die Infanterie in kleinen Trupps marschierte; den Schluß machte der Haupttrupp der Kavallerie. Ich ließ sie ruhig ziehen, und als ich 70 Fahrzeuge gezählt hatte, hörte ich Kattes Signal, worauf ich mich mit meinem Häuflein in den schnellsten Trab setzte. Um den hinten marschierenden Hauptteil anzugreifen, mußte ich etwas rechts reiten, dann zu dreien abbrechen und wieder aufmarschieren. Glücklicherweise hatte der Feind uns gar nicht bemerkt und sich eben formiert, um seiner Avantgarde zu Hilfe zu kommen, als wir herankamen. Im Augenblick setzten wir über den Graben an der Straße, und nach einem kurzen Handgemenge wurde das, was wir vor uns hatten, den Berg hinaufgetrieben, während Katte die Avantgarde herunterjagte. Die feindliche Infanterie war indessen in verschiedenen Trupps ins Korn gesprungen und machte ein lebhaftes Feuer, sobald wir nicht mehr mit den Ihrigen vermengt waren.

„Ohne Zeit zum Sammeln zu haben, rief ich meinen Freiwilligen zu: ‚auf die Infanterie!‘ Und hier kann ich meine braven Jäger nicht genug loben; sie fanden sich zu sechs bis zehn zusammen, ritten die einzelnen Trupps mit der größten Entschlossenheit über und nahmen einen nach dem andern gefangen. Einige 30 Feinde hatten schnell ein Gebüsch und Gehöft in der Nähe erreicht . . . Kaum war dies geschehen, als mir gemeldet wurde, es komme noch eine Eskadron von Zwickau herauf. Ich ließ Appell blasen, konnte aber kaum 30 Pferde mit dem Leutnant Eckart zusammenbringen, mit denen ich dem Feinde entgegenging. Näher gekommen, erkannte ich einen Offizier an der Spitze, den ich schon im Handgemenge vor der Klinge gehabt hatte, und überzeugte mich also, daß ich eine bereits geworfene Truppe vor mir hatte und kommandierte: Marsch: Marsch!

„Der Feind nahm die Attacke an, und es entstand ein ernsthaftes Handgemenge, in welchem die über 60 Pferde starke Abteilung geworfen und den Berg hinab bis über die Muldebrücke getrieben wurde, wobei viele stürzten, mehrere aber nebst dem sie führenden Offizier gefangen wurden. Die Verfolgung durch die Stadt überließ ich Katte und Eckart und eilte zurück, um Anstalten zur Zerstörung des Trains zu treffen, welcher, wie sich jetzt ergab, aus 18 Kanonen, 6 Haubitzen, 36 gefüllten Munitionswagen, 4 Vorratslafetten, einigen Feldschmieden und anderen Wagen, zusammen aus 72 Fahrzeugen und 398 Pferden bestand. Sämtliche Kanonen führten die Aufschrift „Straßbourg 1813“, waren funkelnagelneu und hatten noch kein Pulver gerochen. Dies Vergnügen sollten sie heute genießen.

„Ich ließ die gefüllten Munitionswagen und Geschütze auf dem Felde dicht zusammenschieben und einen großen Teil der Pferde in der Erwartung daran binden, daß sie bei der Explosion zerschmettert werden würden. Die Explosion der angezündeten Munitionswagen war bedeutend; doch sah ich, als wir herankommen konnten, mich in meinen Erwartungen getäuscht. Von den Pferden, es mochten noch immer über 200 Stück sein, waren nur wenige beschädigt, viele waren noch angebunden, die meisten liefen herum. Die Wirkung war fast durchgängig nach oben gegangen, die Deckel aufgesprungen, einige Wagen brannten, andere waren umgeworfen, kurz die Zerstörung genügte nicht. Ich ließ ein paar Fuhren Holz herbeischaffen, Feuer machen, sämtliche Fahrzeuge auseinander nehmen und verbrennen. Das Eisen gab ich dem Landvolke preis, das zu Tausenden herbeigekommen war. Nach etwa sechs Stunden lagen die 24 Geschützrohre und eine nicht unbedeutende Anzahl Pferde, die ich hatte totschießen lassen, als einzig noch übrige Spur

des Parkes da. Die Rohre wurden vernagelt, die Visiere durch einen Schmied abgefeilt, Steine hineingekeilt u. s. w. Eine kleine Anzahl Pferde, etwa 40 Stück, verkaufte ich an einen böhmischen Juden, die Offizierspferde und einige der besseren nahmen wir mit.

Die halbe Bevölkerung von Zwickau war herangekommen und hatte Frühstück für uns mitgebracht, das in Eile verzehrt wurde. — Die gefangenen Offiziere unterschrieben den üblichen Revers und wurden auf ihr Ehrenwort entlassen; die Unteroffiziere und Gemeinen gelobten an Eidesstatt, nicht wieder gegen uns zu fechten.

Dieser glänzende Sieg war von einigen 80 Freiwilligen erfochten worden; wir hatten nur einen Toten und sieben Verwundete; der Feind hatte 32 schwer Verwundete und verlor an Gefangenen 3 Offiziere und über 300 Gemeine.



Stabsrittmeister von Colomb läßt bei Zwickau einen eroberten Artilleriepark vernichten. 29. Mai 1813.

Nachmittags rückte das preußische Korps in die Stadt und feierte den Sieg durch Gesang auf dem Markte, wo wir von den Bürgern festlich bewirtet wurden."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während die Gerüchte über Friedens- und Waffenstillstandsverhandlungen kein Ende nehmen wollten und der Rückzug des Hauptheeres sich längs der schlesischen Gebirge, über Striegau, hinzog, wo sich die beiden Heeresabteilungen der Verbündeten am 27. Mai vereinigten, hatte General von Bülow auf einem anderen Teile des Kriegsschauplatzes mit schweren Hindernissen und Sorgen zu kämpfen. Wir hatten den tapferen General verlassen, als er nach dem Gefecht bei Halle am 2. Mai vom Könige eine Kabinettsordre erhalten, nach welcher die Sorge um die Reichshauptstadt Berlin vornehmlich seinem Korps anvertraut wurde. Auch Oberst von Boyen

sollte sich nach Berlin begeben, um mit Energie die Ausrüstung und Vervollkommnung der Landwehr zu beendigen, die Ausführung der Landsturmgesetze zu betreiben und die Stadt Berlin so schnell wie möglich gegen einen Handstreich des Feindes in Verteidigungszustand zu setzen. Am 7. Mai war Boyen in Berlin eingetroffen und hatte sich sofort mit fieberhafter Tätigkeit daran gemacht, die Stadt zunächst notdürftig gegen einen Überfall des Feindes zu sichern. Auf allen Anhöhen in der Umgegend Berlins wurden Schanzen aufgeworfen; die Bürgerschaft selbst beteiligte sich eifrig an diesen Arbeiten. Wichtiger als diese Notstandsvorkehrungen waren die Veranstaltungen, welche von Bülow und Boyen außerhalb der Stadt, einige Meilen von ihr entfernt, getroffen wurden, um den Feind überhaupt nicht erst bis zu den Toren Berlins gelangen zu lassen. Die Gegend zwischen Trebbin und Potsdam wurde durch Aufstauung der Gewässer der Nuthe und Notte in schwer passierbares Sumpfland verwandelt; die Durchgänge zwischen diesen versumpften Strecken wurden mit Schanzen und Verhauen stark befestigt.

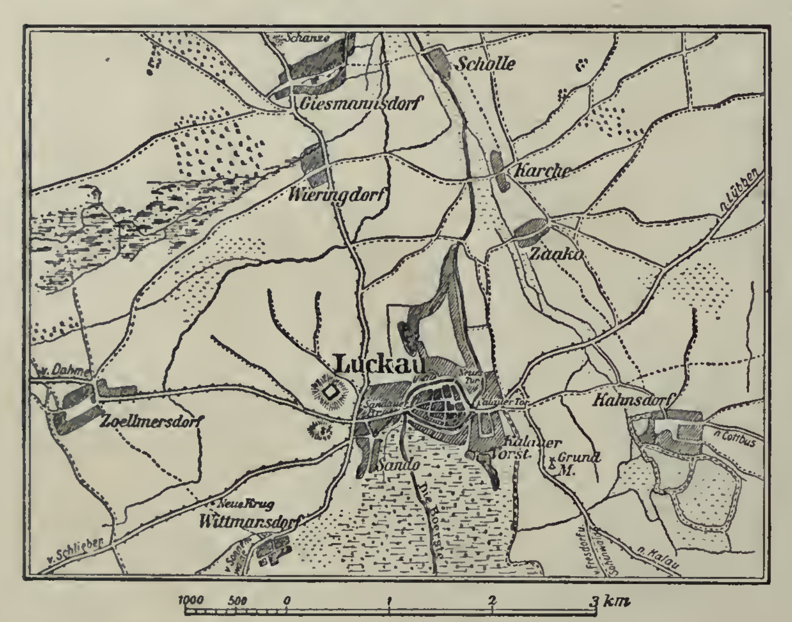
So sehen wir, daß die Aufgabe Bülows eine sehr schwere und gefahrvolle war. Er hatte einen weiten Gesichtskreis zu übersehen, eine viel umfassende Tätigkeit zu verrichten. Der Anfall durch einen überlegenen Feind konnte ihm sehr gefährlich werden. Da, wie wir wissen, ursprünglich Ney dazu bestimmt war, auf Berlin zu marschieren, so hatte er den gefürchteten Marschall, „den Bravsten der Braven“, wie ihn Napoleon selbst nannte, mit überlegenen Kräften zwischen sich und der Hauptstadt, während seine Armee kaum 15000 Mann stark war, er eine offene Feldschlacht also nicht wagen durfte. Dadurch, daß Ney aber bald darauf zur Hauptarmee nach Bautzen herangezogen wurde, war allerdings die Gefahr eines Vorstoßes auf Berlin vorläufig abgewendet. Wie aber, wenn der Feind bei Bautzen siegte? Man fuhr also mit der Befestigung Berlins fort, und als am 24. Mai die Nachricht eintraf, daß die Armee der Verbündeten bei Bautzen wirklich geschlagen und das hart mitgenommene Korps Oudinots auf dem Schlachtfelde stehen geblieben war, sah sich Bülow gezwungen, seine Aufmerksamkeit sofort diesem neuen Gegner zuzuwenden. Bald erhielt er denn auch die Bestätigung seiner Befürchtungen, daß Oudinot den Befehl erhalten hatte, ihn mit seinem Korps zu vertreiben und nach Berlin durchzubrechen.

Oudinot war am 25. Mai vom Schlachtfelde von Bautzen aufgebrochen und am 27. auf Hoyerswerda vorgegangen. Seine Streitmacht, etwa 30000 Mann stark, war derjenigen Bülows fast um das Doppelte überlegen. Bülow erteilte sofort dem General Borstell den Befehl, den Feind aus Hoyerswerda zu vertreiben. Ohne sich vorher von der Stärke des Gegners zu überzeugen, griff Borstell bei Hoyerswerda den Feind an. Oudinot hatte auf dem Windmühlenberge bei der Stadt eine Batterie aufgefahren, und während er selbst mit Kavallerie auf die Preußen mit überlegener Macht eindrang, ließ er den Feind aus 20 Feuerschlünden beschießen. Borstell vermochte nicht, gegen eine solche Übermacht stand zu halten und zog sich unter dem Schutze des Waldes mit völliger Ordnung zurück. Der Wald von Drebkow rettete seine Brigade; sie hatte 10 Offiziere und 350 Tote und Verwundete verloren.

Das war nur ein Vorspiel gewesen. Der Feind hatte sich einige Tage bei Hoyerswerda ruhig verhalten. Als dann am 2. Juni die Nachricht kam, daß er nach Großenhain aufgebrochen, faßte Bülow den Entschluß, sein gesamtes Korps bei Elsterwerda zu sammeln und dann in raschester Bewegung auf Meißen und Dresden vorzudringen. Die Marschordres waren schon geschrieben, da traf die überraschende Meldung ein, daß die erste Nachricht auf einem Irrtum beruhte. Nicht nach Großenhain, sondern nach Kirchhain bei Dobrilugk waren die Franzosen abmarschiert. Sie waren also auf der Straße nach Luckau — es war klar, sie wollten nach Berlin! Aber einen Bülow bringt so etwas nicht aus der Fassung. Rasch die Marschbefehle umgeändert! Die Truppen,

schon am 3. Juni auf der Straße nach dem früheren Ziele, mußten eine andere Richtung einschlagen.

Da Luckau ein wichtiger Punkt war, so mußte alles darauf ankommen, daß Bülow dem Feinde zuvorkam und vor ihm dort eintraf. Das war ein fast unmögliches Stück Arbeit, da die Franzosen nur vier, die Preußen aber sechs bis sieben Meilen von Luckau entfernt waren. Aber es zeigte sich wieder, wie in den Zeiten Friedrichs des Großen, was die Preußen im Ertragen von Strapazen leisten konnten. Die Gegend von Großenhain bis Luckau gehört zu den verrufensten Teilen der „Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches", wie man die Mark früher getauft hat. Bei entsetzlichster Hitze, im mahlenden Staube, bis über die Knöchel im Sande watend, machte Bülow hier einen Gewaltmarsch von unerhörter Anstrengung und erreichte 11 Uhr abends die Stadt, ordnete auch alles zum Empfange des Feindes an. Auch Boyen wurde von Jüterbock und Borstell von Guben eiligst herbeigerufen; beide waren im beschleunigten Anmarsche.



Plan zum Treffen bei Luckau. 4. Juni 1813.

In der Frühe des 4. Juni war Bülow zu Pferde gestiegen und erteilte den Generalen mündlich seine Befehle. Luckau liegt an der Berste, einem kleinen Zufluß der Spree. Auf dem linken Ufer dieses kleinen Gewässers erheben sich drei Höhen. Bülow wählte sie zu seiner Hauptaufstellung und ließ eine zwölfpfündige Batterie hier auffahren.

9 Uhr vormittags war es, da erschien Marschall Oudinot an der Spitze einer beträchtlichen Übermacht und griff die Vortruppen bei Kahnsdorf, östlich von Luckau, mit Ungestüm an. Da diese auf den ersten Anprall wichen, bemächtigte sich der Feind sofort der Kalauer Vorstadt und drang auf das Stadttor an. Hier, wo der Leutnant von Burstini rechtzeitig mit Verstärkungen herankam, wurde der Feind mit dem Bajonett zurückgetrieben. Nun galt es in erster Reihe, die Kalauer Vorstadt wieder zu gewinnen. Im Kampfe um diese entwickelte sich ein langwieriger, äußerst blutiger Kampf, bei welchem zahlreiche Offiziere und Mannschaften fielen. Um die Preußen zu verhindern, sich in der Vorstadt festzusetzen, ließen die Franzosen auch Granaten hineinsenden; bald erhob sich ein weithin sichtbarer Brand. Zwischen den brennenden Häusern und niederkrachenden Trümmern wurde auf beiden Seiten mit furchtbarer Erbitterung gekämpft. Die Feinde wichen von Haus zu Haus, und die einstürzenden brennenden Gebäude begruben hier Feind und Freund in demselben Flammenmeer.

Als inzwischen auch oberhalb von Luckau der Feind über die Berste gegangen war, und auch unterhalb der Stadt immer neue Truppen, immer mehr Batterien von den Franzosen ins Feuer kamen, schien Bülows Lage noch bedenklicher zu werden. Da, im Augenblicke der höchsten Not, 5 Uhr nachmittags, erschien Boyens Brigade bei Zöllmersdorf und griff sofort mit großer Wucht in den Kampf ein. Seine Marschleistungen grenzten schier ans Unglaubliche. Er hatte 6 Meilen zurückgelegt, die letzten 2½ Meilen in vier Stunden. Durch kühne Reiterangriffe,

von Treskow und Oppen geführt, wurde auf dem rechten französischen Flügel ein bayrisches Reiterregiment fast gänzlich niedergeritten und drei Geschütze genommen. „Oppen achtete weder Hindernisse noch Übermacht. Mit verhängten Zügeln stürzten seine Reiter zum Angriff. Die Husaren warfen das bayrische Regiment, die Dragoner nahmen zwei Kanonen und eine Haubitze."

Mitten im heftigsten Kampfe ließ das Gefecht plötzlich nach; die Kunde von dem Anrücken Borstells mit Verstärkungen war wohl die Veranlassung dazu gewesen. Gegen 9 Uhr abends schwieg der Kampf gänzlich. Erst am Morgen um 3 Uhr war Borstell in Luckau eingetroffen; er hatte mit seinen Truppen in zwei Tagen einen Marsch von über 13 Meilen gemacht.



Gefecht bei Luckau am 4. Juni 1813.

Mit Recht ist gesagt worden, daß das Gefecht bei Luckau zu den ruhmwürdigsten des ganzen Feldzuges gehört, sowohl für den General Bülow als für seine Offiziere und die überaus tapferen und ausdauernden Truppen. Die unerhörten Anstrengungen, die harten Entbehrungen, getäuschte Hoffnungen, unter denen die Truppen so lange hin und her ziehen mußten, waren endlich durch eine Waffentat von so außerordentlichem Werte gekrönt, daß der Gewinn mancher Schlacht dagegen gering erscheint. Kam Bülow hier dem Feinde nicht zuvor, schlug er ihn hier nicht zurück, so stand den Franzosen bis Berlin nichts mehr im Wege, und die Hauptstadt fiel unrettbar in des Feindes Hände.*)

So ist Bülow der Retter Berlins geworden, wie er es später noch zweimal (bei Großbeeren und Dennewitz) werden sollte. Die Preußen hatten 500 Tote und Verwundete; die Verluste der Franzosen beliefen sich auf 1000. Der König belohnte die tapfere Tat bei Luckau, indem er 95 Eiserne Kreuze zweiter Klasse für die braven Mannschaften bewilligte. General von Bülow erhielt das Eiserne Kreuz erster Klasse.

*) Varnhagen von Ense, General Graf Bülow von Dennewitz.

„Im Rücken der großen Armee ist nichts, was sich mir entgegenstellen könnte", hatte Bülow stolz an den König berichten können. Da nunmehr Borstell und Boyen sich mit ihm vereinigt hatten, wollte er nach kurzer Rast der Mannschaften dem Feinde entgegengehen und ihn von neuem angreifen. Schon hatte er am nächsten Tage alles zum Aufbruch angeordnet, bereit, Oudinots linke Flanke zu bedrohen und gegen die Elbe vorzudringen, als unerwartet eine Nachricht eintraf, die ihn, wie alle anderen aufrichtigen Patrioten, mit Unwillen und Schmerz erfüllte. Gegen Mittag war ein russischer Major, von einem preußischen und einem französischen Offizier begleitet, eingetroffen, mit der Ankündigung, daß am 4. Juni zu Poischwitz zwischen den kriegführenden Mächten ein Waffenstillstand abgeschlossen worden war.

Bülow war wie vernichtet. Mitten aus seiner Siegesbahn war er herausgeschleudert, von neuem dem Zaudern, dem Zögern und den quälenden Zweifeln an dem endlichen Erfolge, den Federn der Diplomaten preisgegeben. Auch Gneisenau war im höchsten Maße erbittert. „Dieser Waffenstillstand, der dem Feinde weit notwendiger und nützlicher ist als uns, wird in der Armee sehr übel aufgenommen werden", schrieb er an Hardenberg. „Nie ist Napoleon, ausgenommen sein letzter Feldzug in Rußland, in einer so gefährlichen Lage gewesen." „Wenn wir uns jetzt vor Napoleon fürchten, verdienen wir die Rute", hatte Clausewitz entrüstet ausgerufen. Noch schlimmer tobte der alte Blücher. Aber es half nichts. Der Waffenstillstand war abgeschlossen. Die Federn in den schmalen, fein beringten Händen der Diplomaten hatten über das Schwert des Kriegers vorläufig den Sieg davon getragen. Im ganzen Land wurde die Kunde mit offen zur Schau getragenem Widerwillen aufgenommen. Die so oft getäuschten Patrioten hatten kein Zutrauen mehr zu den Abmachungen der Diplomaten. Daß bei ihren gewundenen Schachzügen wieder nichts anderes herauskam als — im günstigsten Falle — ein fauler, elender Frieden, dessen waren sie sicher. Vergeblich hatte der König von Preußen in einer öffentlichen Kundmachung sein Volk zu beruhigen versucht. Man mißtraute nicht seiner Ehrlichkeit, aber man glaubte nicht, daß er die Macht habe, sich den Wünschen Rußlands und den Forderungen Frankreichs gegenüber durchzusetzen. Vom Hoffnungsbaum des deutschen Völkerfrühlings sahen die Patrioten Blatt für Blatt und Blüte um Blüte herniedersinken. So oft getäuscht durch das Federspiel der Diplomaten, konnten sie nicht ahnen, daß die Verträge, die diesmal aufgesetzt waren, dennoch ein anderes Gepräge hatten; sie waren nicht wie sonst mit blasser, wässriger Tinte, sie waren mit dem Blute geschrieben, das die Federn der Diplomaten dem Schwerte des Kriegers entlehnt hatten.






# VII. Die Waffen ruhen.

Wie war es so plötzlich zu dem Waffenstillstand gekommen, gerade in dem Augenblick, da Bülow bei Luckau gegen die Franzosen einen so prächtigen Streich geführt hatte? Die Plötzlichkeit konnte nur die Uneingeweihten überraschen. Für die Kundigen war es längst bekannt, daß zwischen den kriegführenden Parteien seit langer Zeit Verhandlungen gepflogen, und daß Napoleon vor allem selbst den Waffenstillstand aufs eifrigste betrieb. Kaiser Alexander hatte schon in der Nacht nach der Schlacht bei Bautzen in Reichenbach an Kaiser Franz schreiben lassen, daß „ihn nichts in seiner Ausdauer erschüttern könne, und er fester als je auf die Mitwirkung Österreichs rechne". Infolgedessen hatte Graf Stadion, der österreichische Gesandte, bald darauf zu Goldberg eine Unterredung mit dem preußischen General Knesebeck und dem russischen Vertreter Graf Nesselrode. Im Auftrag der preußischen Regierung war Knesebeck bevollmächtigt, darüber zu verhandeln, „ob man einen Waffenstillstand erlangen könne, der die Stadt Berlin und den größten Teil der Staaten des Königs von Preußen retten und zu gleicher Zeit den verbündeten Heeren Zeit lassen würde, die beträchtlichen Verstärkungen heranzuziehen, welche im Anzuge seien, ohne sich schlagen und noch weiter zurückweichen zu müssen."*) Zu den entstandenen Schwierigkeiten auf preußischer Seite waren noch die hinzugekommen, die sich aus dem Bundesverhältnis zu Rußland ergaben. Barclay de Tolli hatte über den Zustand der russischen Reiterei ein wahrhaft vernichtendes Urteil gefällt; sie sei so aus den Fugen gegangen, daß er kein anderes Mittel

*) W. Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege. II, 329/30.

fähe, als ihren vollständigen Rückzug nach Polen; sie würde hier zu ihrer völligen Erneuerung und Ausrüstung mit Munition und Lebensmitteln mindestens sechs Wochen gebrauchen. Da Friedrich Wilhelm den Zug nach Polen nicht mitmachen konnte, „ohne sich selbst aufzugeben", die Trennung von Rußland aber das preußische Heer der Übermacht Napoleons allein ausgeliefert hätte, so blieb ihm nichts anderes übrig, als den Waffenstillstand anzunehmen. Dieser wurde übrigens, wie aus vertrauten Briefen Napoleons hervorgeht, von niemandem heißer ersehnt als von dem französischen Kaiser selbst. Die von uns schon geschilderten Rückzugsgefechte mit der russischen Nachhut unter Yermoloff hatten ihm von neuem die Augen geöffnet über den durchaus unzulänglichen Zustand seiner Reiterei. Ohne eine solche war er nicht mehr im stande, große Schläge zu tun. Außerdem erschien ihm aber auch die gegenwärtige Haltung Österreichs so feindlich, daß er erst hier reinen Tisch haben wollte. Die Zwischenzeit wollte er zu energischen Heranziehungen von Verstärkungen verwenden. Welches hohe Interesse Napoleon an dem schnellen Zustandekommen des Waffenstillstandes hatte, das gestand der französische Unterhändler Caulaincourt dem Grafen Schuwalow zu Poischwitz ganz unverhohlen ein: „Ich kann Ihnen anvertrauen, der Kaiser war so eilig, zu wissen, ob er abgeschlossen sei, daß er mir nicht bloß drei Couriere zusandte, um zu fragen, ob ich fertig sei, sondern daß er dem meinigen sogar persönlich entgegenkam." Am 4. Juni 1813 kam denn auch zwischen den Generalen von Kleist und Schuwalow verbündeterseits und Caulaincourt französischerseits durch Unterzeichnung des Vertrages von Poischwitz die Waffenruhe zum Abschluß. Wir wissen, daß Männer von der Bedeutung Gneisenaus und Blüchers darüber entrüstet waren. Neuere Geschichtsforschungen haben indessen den unzweifelhaften Beweis erbracht, daß dieser Waffenstillstand „die letzte unerläßliche Vorbereitung auf den Entscheidungskampf" war, daß der Abschluß nur den einen Fehler hatte, daß er nicht schon früher zu stande kam. Das Unglück von Hamburg, die Niedersäbelung der braven Lützower bei Kitzen, wovon noch weiter unten die Rede sein wird, wäre dann wahrscheinlich unmöglich gewesen.

Österreichs Stellung zu Napoleon und den Verbündeten war, wie wir gesehen, schon seit langer Zeit die einer „bewaffneten Vermittlung". In der Führung der Unterhandlungen war schon lange ein Mann hervorgetreten, der seit dem 7. Oktober 1809 das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten Österreichs mit großem Geschick und überlegenem Geiste leitete: Clemens Graf von Metternich. In diesem scharfsinnigen, die Interessen Österreichs rücksichtslos vertretenden Diplomaten hatte Napoleon seinen Meister gefunden.

Ursprünglich hatte Metternich als Franzosenfreund gegolten, besonders zu der Zeit, da er die Verheiratung der Tochter des Kaisers von Österreich, Marie Luise, mit Napoleon sehr eifrig betrieb. Wie Metternich später dem hannoverschen Gesanden Graf Hardenberg,*) einem Vetter des preußischen Staatskanzlers, vertraulich mitteilte, habe er dabei niemals daran gedacht, „daß diese Heiratspläne auch zu einer politischen Allianz führen sollten;" er habe diese Heirat vornehmlich aus dem Grunde gewünscht, weil „die Ablehnung des französischen Antrages ohne Zweifel zu einer Familienverbindung zwischen Rußland und Frankreich geführt haben würde." Eine solche wäre für Österreich sowohl wie für ganz Deutschland zugleich gefährlich geworden. Durch das Nichtzustandekommen dieser Familienverbindung mit Rußland sei in das Herz des Kaisers Alexander der erste Keim des Mißtrauens und Grolls gelegt worden, welcher schließlich zu einer völligen Lösung des bisherigen Verhältnisses zwischen Napoleon und Alexander geführt habe. Auch wollte

*) Seine Berichte aus Wien sind im hannoverschen Staatsarchive aufbewahrt und zum ersten Male von W. Oncken benutzt worden.

Metternich durch diese Verbindung Österreich einige Jahre Ruhe gönnen, damit es sich wirtschaftlich und militärisch erhole.

Hat in späterer Zeit auch Metternichs machtvoller Einfluß durch seine geradezu unheilvolle Unterdrückung der nationalen Einheitsbestrebungen der Politik Deutschlands und Preußens nicht zum Segen gereicht, so muß doch anerkannt werden, daß er zu jener Zeit der rechte Mann an der rechten Stelle war, und daß er in seiner überaus schwierigen Stellung, bei dem nahen Verwandtschaftsverhältnis seines Kaisers zu Napoleon, es meisterhaft verstanden hat, dem Imperator Schritt für Schritt das Terrain abzugewinnen, seine Macht und seinen Einfluß zu brechen, ohne Österreich in Gefahr zu stürzen; daß es ihm dann weiter trefflich gelungen ist, Preußen und Rußlands mehr und mehr in die Bahn Österreichs hineinzuziehen. Er zeigte sich hier mit seiner



Clemens Lothar Wenzel Fürst von Metternich.

praktischen Voraussicht, seiner klugen Zurückhaltung als der unerreichte Meister der alten diplomatischen Schule, an dessen kühler praktischer Berechnung und listiger Staatsweisheit auch die klug berechneten Pläne eines Napoleon zuschanden wurden.

Zwischen ihm und dem preußischen Staatskanzler Hardenberg waren schon während des russischen Krieges vertrauliche Noten gewechselt worden. Sein Ziel war, für Österreich die volle Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln zu gewinnen. In diesem Sinne hatte er bereits unterm 5. Oktober 1812 Hardenberg geschrieben: „Wir müssen trachten, herauszukommen aus diesem Kampfe — wir müssen durch alle Mittel, die in unserer Macht sind, uns die Möglichkeit bewahren, eines Tages jene wahre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, die für die Staaten das ist, was die Gesundheit für den einzelnen Menschen.“ Welchen Gebrauch er von dieser zu erstrebenden „Unabhängigkeit“ machen wollte, darüber schwieg er sich allerdings gründlich aus. In der Kunst, seine Gedanken zu verbergen, den Ereignissen gegenüber eine abwartende Haltung anzunehmen, andere dafür desto mehr reden zu lassen und daraus seine Folgerungen zu ziehen, in dieser Kunst war er unübertroffen. Diese Meisterschaft zeigte er Frankreich und Rußland gegenüber ebenso

sehr wie Preußen; dem letztgenannten Staate gegenüber wohl am allermeisten. Hatte er es offen ausgesprochen, daß er gegen eine Vergrößerung Preußens nichts einzuwenden habe, so waren die preußischen Staatsmänner auf falscher Fährte, wenn sie daraus schlossen, daß er auch gegen eine Vorherrschaft Preußens in Deutschland nichts einzuwenden habe. Gerade in der Frage der künftigen Gestaltung Deutschlands waren seine Gesandten angewiesen, „alles anzuhören, aber nichts zu sagen."

Wenn es auch Metternich als ein Glück betrachtete, daß das alte Deutsche Reich zugrunde gegangen und die deutsche Kaiserwürde nicht mehr an das Haus Österreich gebunden war, so dachte er doch auch nicht im entferntesten daran, etwa dafür einzutreten, daß diese Würde in näherer oder fernerer Zeit mit Preußen verbunden würde. Das würde zur Vorherrschaft Preußens in Deutschland geführt haben, und gegen diese arbeitete er mit der ganzen unheilvollen Kraft und geistigen Überlegenheit, die diesem Manne eigen war. In diesem Sinne hatte er, wie wir schon sahen, sehr zum Ingrimm des Freiherrn vom Stein, schon im März 1813 hinter dem Rücken Preußens mit Alexander Verhandlungen angeknüpft, die nichts Geringeres bezweckten, als den deutschen Rheinbundfürsten ihre volle Souveränität und den durch Napoleon nicht unwesentlich erweiterten Besitz zu garantieren. Auf diese Weise beginnt, wie man sieht, schon damals Metternichs unheilvolle Einwirkung auf die Bestrebungen deutscher Patrioten zur Erlangung einer nationalen Einigung Deutschlands, die er später, nach den Befreiungskriegen, mit Kerker und Acht verfolgte. Der in Preußen aufsteigende nationale Geist im Sinne eines großen, mächtigen, freien Deutschlands war ihm in tiefster Seele zuwider. Er stellte ihn als „den Geist der Empörung und des Schwindels" mit revolutionären Gesinnungen auf dieselbe Stufe. Die Schwächung Frankreichs war ihm aufrichtige Herzenssache, aber nur im Interesse der Sicherheit Österreichs. Die Erhaltung der Souveränität der deutschen Fürsten war ihm dafür die notwendige Vorbedingung. Sein Eintreten dafür mußte Österreich die Herzen der deutschen Fürsten gewinnen und sie in demselben Grade von Preußen abwenden, als die von den nationalen Kreisen dieses Landes angestrebte deutsche Einheit die Unterordnung der Fürsten unter den Reichsgedanken von selbst in sich schloß.

So ist das deutsche Einigungswerk, welches schon damals alle Patrioten so heiß erstrebten, welches in den Aufrufen des Königs und seiner Generale, ja selbst in dem Kutusows (siehe S. 414), als Lohn für die Aufopferung des Volkes verheißen wurde, in jener Zeit froheſter Frühlingshoffnung durch Metternichts unheilvollen Einfluß im Keim erstickt worden. Und die preußischen Diplomaten mußten sich fügen; ihnen galt naturgemäß die Befreiung vom Joche Napoleons zunächst alles. Da sie diese nur durch Österreichs Einwirkung erlangen konnten, mußten sie wohl oder übel auf dessen Bedingungen eingehen. Selbst hinsichtlich der künftigen territorialen Gestaltung geriet Preußen durch jene Verhandlungen in Gefahr, benachteiligt zu werden. Während Metternich noch dem Kaiser Alexander das Versprechen abnahm, daß der früher zu Österreich gehörige Teil des Herzogtums Warschau ihm wieder zurückgegeben würde, konnte Preußen durch seine Vertreter eine ähnliche Zusicherung nicht erlangen. Es wurde mit der Aussicht auf eine spätere Entschädigung vertröstet, die ebenso gut im Monde liegen konnte, und weitsehende Staatsmänner, wie z. B. Freiherr vom Stein, befürchteten schon jetzt, daß Preußen, welches unstreitig die größten Opfer zur Befreiung Deutschlands gebracht, nicht denjenigen Teil an dem Siegespreise erhalten würde, der ihm gebührte. Schuld daran trugen allerdings die preußischen Diplomaten, die im Hinblick auf die zu erwartende Bundesgenossenschaft Österreichs nicht mit dem gehörigen Nachdruck auftreten konnten, um die Ansprüche Preußens schon jetzt festzulegen. Wenn gegen die auf dem späteren Wiener Kongreß tätig gewesenen preußischen Staatsmänner der Tadel erhoben worden ist, daß sie sich das Beste unter den Händen wegnehmen ließen, so ist durch die nament-

lich von Wilhelm Oncken an das Licht gezogenen Briefe und Aktenstücke klar erwiesen, daß die Quelle jener anscheinenden Schwäche schon in diesen unter dem Einflusse Metternichs entstandenen Abmachungen zwischen Österreich und Rußland zu suchen ist, durch welche den Vertretern Preußens die Hände gebunden waren.

Metternichs diplomatische Erfolge bei diesen Verhandlungen erklären sich durch die kluge Taktik, daß er bei völliger eigener Zurückhaltung sowohl Frankreich wie Rußland die Bedingungen aussprechen ließ, unter denen sie den Frieden anzunehmen bereit waren. Nachdem Österreich auf diese Weise die Wünsche der beteiligten Staaten erfahren und dadurch, wie Metternich es selbst bezeichnete, „zum Beichtvater der kriegführenden Mächte" geworden war, hielt dieser es an der Zeit, auch seinerseits die Zusicherungen Österreichs bekannt zu geben. Entsprachen diese auch nicht in allen Punkten den Erwartungen der preußischen und russischen Regierung, namentlich nicht der preußischen, insofern vor allen Dingen darin nicht die Auflösung des Rheinbundes und des Königreiches Westfalen ausgesprochen worden war, so erklärten beide Staaten doch vorläufig ihre Zustimmung dazu. War doch nun wenigstens Österreich aus seiner Reserve herausgetreten und hatte sich durch eine bestimmte Zusage gebunden. Die von Metternich aufgestellten Friedensbedingungen wurden nach langen Verhandlungen am 27. Juni in dem Vertrage zu Reichenbach endgültig festgesetzt. Sie waren von ihm ausdrücklich als „ein Minimum" bezeichnet worden, mit der energischen Zusatzerklärung, daß, falls sie nicht bis zum 20. Juli seitens Napoleons angenommen sein würden, dies die sofortige Kriegserklärung Österreichs an Frankreich zur Folge haben würde.

Gleichzeitig mit diesem Vertrag trat das Waffenbündnis zwischen den drei Mächten in Kraft, nach welchem Österreich zu der von Preußen und Rußland im Vertrage von Kalisch zugesicherten Truppenmacht für sich allein wenigstens 150000 Mann stellen sollte. Für seine Zustimmung zum Frieden forderte Österreich in Artikel II des Vertrages von Napoleon folgende Gegenleistung:

1. Die Auflösung des Herzogtums Warschau und die Teilung der Provinzen dieses Staates unter Rußland, Preußen und Österreich nach den Vereinbarungen, welche diese drei Mächte ohne Einmischung der französischen Regierung treffen werden.

2. Die Vergrößerung Preußens infolge dieser Teilung und durch die Abtretung der Stadt und des Gebietes von Danzig; die Räumung aller im preußischen Staate und im Herzogtum Warschau belegenen Festungen, welche jetzt noch von den französischen Truppen besetzt sind.

3. Die Rückgabe der illyrischen Provinzen an Österreich.

4. Die Wiederherstellung der Hansastädte, zum mindesten Hamburgs und Lübecks mit Einschluß ihrer alten Gebiete als unabhängige Städte, die keiner fremden Liga oder Konföderation angehören und ein eventuelles, mit dem allgemeinen Frieden verknüpftes Abkommen über die Abtretung der (französischen) 32. Militärdivision.

Während diese Verhandlungen zwischen den Vertretern der Verbündeten und Napoleons in Reichenbach stattfanden und schließlich durch Unterzeichnung des österreichischen Gesandten Grafen Stadion ihren Abschluß fanden, hatte sich Graf Metternich nach Dresden zu Napoleon begeben. Er wurde hier am 26. Juni von dem französischen Kaiser empfangen und hatte jene berühmte neunstündige Unterredung, bei welcher beide Männer in diplomatischen Fechtkünsten einander zu meistern suchten. Für diese in politischer wie psychologischer Hinsicht hochbedeutsame Unterredung galt lange Zeit der Bericht Fains,*) des Sekretärs Napoleons, welcher während des Gespräches im

*) Fain, Le manuscrit de 1813, 2 Bände. Paris 1825.

Nebenzimmer arbeitete, als einzige Quelle. Durch Wilhelm Oncken wurde dann später der erste Bericht Metternichs an Kaiser Franz*) ans Licht gezogen, wozu sich dann nach einiger Zeit noch eine ausführlichere Aufzeichnung Metternichs gesellte, die zuerst von dem französischen Staatsmann und Geschichtsschreiber Thiers, dem eine Abschrift darüber zugänglich gewesen war, später in einer Biographie der zweiten Gemahlin Napoleons von Helfert benutzt wurde.**) Wir geben die Schilderung dieser Zusammenkunft nach der Darstellung Onckens, wie er sie später auf Grund der drei erwähnten Berichte einem späteren Werke zugrunde gelegt hat.***)

Als Metternich, so heißt es im Bericht, am Morgen des 26. Juni im Garten Marcolini zu Dresden, wo Napoleon sein Hauptquartier hatte, erschien, fand er die Dienstsäle des Kaisers angefüllt von Marschällen und Generalen, auf deren Gesichtern der Ausdruck ängstlicher Spannung zu lesen war, und was diese Versammlung auf dem Herzen hatte, brachte der Marschall Berthier an den Mann, als er Metternich beim Eintritt in das Kabinett zuflüsterte: „Vergessen Sie nicht, Europa braucht den Frieden und ganz besonders Frankreich, das nichts als den Frieden will."

Als Metternich eintrat, stand der Kaiser mitten im Zimmer, den Degen an der Seite, den Hut unter dem Arm. Nachdem er nach dem Befinden des Kaisers gefragt, trat er gerade vor den Minister hin und brach, indem sich seine Züge plötzlich verfinsterten, in die Worte aus: „Ihr wollt also den Krieg? Wohl! wir werden ihn machen. Bei Lützen habe ich die Preußen vernichtet, bei Bautzen habe ich die Russen geschlagen. Jetzt wollt Ihr Euer Teil, ich lade Euch zum Stelldichein nach Wien. Die Menschen sind unverbesserlich, die Erfahrung ist für sie verloren. Dreimal habe ich den Kaiser wieder auf den Thron gesetzt; ich habe ihm versprochen, mein Leben lang mit ihm im Frieden zu bleiben; ich habe seine Tochter geheiratet, ich habe mir damals gesagt, daß ich eine Dummheit beging, aber ich habe sie gemacht, und heute bereue ich sie."

Die Roheit dieses Gepolters gab dem Grafen Metternich das Gefühl seiner ganzen Überlegenheit. „Ich betrachtete mich", erzählt er, „in diesem Augenblick der Entscheidung als den Sprecher des ganzen gesellschaftlichen Körpers. Ich gestehe, Napoleon erschien mir klein. Während dieses langen Gesprächs war er mehrmals an den mit Landkarten bedeckten Tisch getreten und hatte mit dem Finger auf die Länder und Flüsse, Städte und Festungen gezeigt, die in seiner Rede vorkamen. Dabei war er eine Weile ruhiger geworden. Plötzlich aber brach er im heftigsten Tone los: „„Also mein Schwiegervater ist es, der solche Projekte ausbrütet? Ist er es, der Sie hierherschickt? In welche Stellung will er mich denn gegenüber dem französischen Volke bringen? Er täuscht sich sehr, wenn er glaubt, daß in Frankreich ein verstümmelter Thron seiner Tochter und seinem Enkel Sicherheit gewähren könnte! . . . O Metternich, wieviel hat Ihnen England gezahlt, damit Sie Krieg gegen mich führen?"" Metternich blieb auch jetzt ruhig.

„Der Friede wie der Krieg", sagte er, „hängt ab von Ew. Majestät. Der Kaiser hat Pflichten zu erfüllen, vor denen in seinen Augen Nebenrücksichten jederzeit verschwinden werden. Das Schicksal Europas, seine Zukunft wie die Ihrige liegt heute in Ihren Händen. Es steht Unvereinbarkeit zwischen Europa und den Plänen, die Sie bis heute verfolgt haben. Die Welt braucht den Frieden; um ihn zu sichern, müssen Sie in Machtgrenzen zurückkehren, welche mit der allgemeinen Ruhe verträglich sind, oder Sie werden im Kampfe untergehen. Heute können Sie noch Frieden machen, morgen können Sie es nicht mehr. Der Kaiser, mein Herr, wird sein Ver-

*) Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege. 1879.

**) Helfert, Marie Luise, Erzherzogin von Österreich, Kaiserin der Franzosen. Wien 1873.

***) W. Oncken, Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege. Berlin 1886.

fahren regeln nach der Stimme seines Gewissens; an Ihnen, Sire, ist es, die Stimme des Ihrigen zu hören."

Jetzt fuhr ihn der Kaiser an: „Nun, was will man von mir? Daß ich mich entehre? Niemals! Ich werde zu sterben wissen, aber ich trete keine Scholle Erde ab. Eure auf dem Thron geborenen Souveraine können sich zwanzigmal schlagen lassen und können dennoch jedes Mal in ihre Hauptstadt zurückkehren. Ich aber bin nur ein Sohn des Glücks und würde aufhören zu regieren am Tage, da ich aufgehört hätte, der Stärkere zu sein und folglich keine Achtung mehr geböte. Ich habe einen großen Fehler begangen, als ich in meine Berechnungen nicht aufnahm, was mir eine Armee gekostet hat, so schön, wie es nie eine gegeben hat. Ich kann mich schlagen gegen die Menschen, aber nicht gegen die Elemente. Der Frost hat mich getötet, ich habe 30 000 Pferde in einer einzigen Nacht verloren, ich habe alles verloren, nur die Ehre nicht und das Gefühl dessen, was ich der braven Nation schulde, die nach so viel Mißgeschicken mir neue Beweise ihrer Überzeugung geliefert hat, daß ich allein verstehe, sie zu regieren. Die Verluste des letzten Jahres habe ich ausgeglichen. Sehen Sie sich meine Armee an nach den Schlachten, die ich eben gewonnen habe. Ich werde vor Ihnen Heerschau über sie halten."

„Und eben die Armee", warf Metternich ein, „verlangt selber den Frieden."

„Nicht die Armee", versetzte Napoleon lebhaft, „sondern meine Generale. Die hat die Kälte von Moskau außer sich gebracht. Die tapfersten habe ich weinen sehen wie Kinder. Sie hatten weder leibliche noch geistige Kraft. Vor vierzehn Tagen konnte ich Frieden machen, heute kann ich es nicht mehr. Ich habe zwei Schlachten gewonnen und werde keinen Frieden schließen."

„Durch das, was Ew. Majestät eben gesagt hat", erwiderte Metternich, „liefern Sie einen neuen Beweis für die Richtigkeit des Satzes, daß zwischen Ihnen und Europa Unvereinbarkeit besteht: Ihre Friedensverträge waren nie mehr als Waffenstillstände gewesen, Niederlagen wie Erfolge treiben Sie zum Krieg. Der Augenblick ist da, wo Sie und Europa sich gegenseitig den Handschuh hingeworfen haben; Sie werden ihn aufheben, Sie und Europa, und nicht das letztere wird im Zweikampf unterliegen."

„Wollt Ihr mich mit einem Mächtebund vernichten?" erwiderte Napoleon. „Wieviel Verbündete seit Ihr denn? Vier, fünf, sechs, zwanzig? Je mehr Eurer sind, desto besser für mich! Ich nehme die Herausforderung an. Ich wiederhole, daß ich Euch in Wien, und zwar im nächsten Oktober, zum Stelldichein erwarte. Dann werden wir sehen, was aus Euren Freunden, den Russen und den Preußen, geworden sein wird. Zählt Ihr auf Deutschland? Denkt, was es im Jahre 1809 getan hat. Um die Völker im Zügel zu halten, genügen meine Soldaten, und die Furcht vor Euch bürgt mir für die Treue der Fürsten. Erklärt Eure Neutralität und haltet sie aufrecht, ich nehme die Unterhandlung in Prag an. Wollt Ihr eine bewaffnete Neutralität? Es sei, Ihr stellt 300 000 Mann in Böhmen auf, und ich verlasse mich auf das Wort des Kaisers, daß er mir nicht den Krieg macht, bevor die Unterhandlung geschlossen ist."

Metternich erwiderte: „Der Kaiser hat den Mächten seine Vermittlung angeboten und nicht seine Neutralität. Rußland und Preußen haben die Vermittlung angenommen: an Ihnen ist es, sich heute zu erklären. Nehmen Sie an, was ich Ihnen biete, so werden wir eine Frist für die Dauer der Unterhandlung bestimmen. Lehnen Sie ab, so wird der Kaiser, mein Herr, sich frei erachten in der Wahl seiner Entschließungen und seines Verfahrens. Die Lage drängt, die Armeen müssen leben; wir haben heute 250 000 Mann in Böhmen stehen; einige Wochen können sie dort bleiben, aber ebensoviele Monate nicht."

Dem widersprach nun Napoleon mit der Behauptung, mehr als 65 000 Österreicher könnten

nicht in Böhmen stehen. An den Streit hierüber schlossen sich stundenlange Ausführungen über den Feldzug in Rußland, alle Augenblicke unterbrochen durch Zornausbrüche des Kaisers, die durch Zwischenbemerkungen Metternichs veranlaßt waren. Uber diese Zornesausbrüche sagt Metternich später selbst: „Seine Launen, seine Wutausbrüche, die heftige Art, den, der mit ihm spricht, zu unterbrechen, hatte ich mich gewöhnt, als vorbereitete, einstudierte und auf die Wirkung, die er hervorbringen wollte, berechnete Szenen zu betrachten.“ Die Unterhaltung gab dazu mehrfach Gelegenheit. Metternichs zähe festgehaltene Taktik, weder auf Einzelheiten der Unterhandlung einzugehen, noch Versprechungen zu geben oder Bedingungen zu stellen, reizte den Mächtigen, der sonst gewohnt war, die Unterhaltung nach seinem Willen zu lenken, auf äußerste. Aber Metternich beherrscht hier die Situation. Weder durch die Drohungen des Kaisers, noch durch sein Schelten über die österreichische Politik, noch durch Schmeichelei und Freundschaftsversicherungen läßt er sich aus der Ruhe bringen. Aufs äußerste erregt, wirft Napoleon in der Hitze des Gesprächs seinen Hut auf den Boden. In aufgeregter Unterhaltung gehen beide mehrmals daran vorüber. Aber Metternich, wie geschickt ihn auch der Kaiser auf den Hut losdrängt, schritt mit nicht minderer Geschicklichkeit jedesmal daran vorüber, ohne ihn aufzuheben. Die Zeit war vorüber, wo Metternich sich bückte, und Metternich stand hier vor ihm als die Verkörperung Österreichs.

Die Unterhaltung wieder aufnehmend, sagte Metternich, an Napoleons Rückblick über die Unfälle in Rußland anknüpfend: „Das Glück kann ein zweites Mal ermüden, ganz wie es im Jahre 1812 müde geworden ist. Zu gewöhnlichen Zeiten bilden Armeen nur einen beschränkten Teil der Bevölkerungen. Heute rufen Sie ganze Nationen unter die Waffen. Ist Ihre jetzige Armee nicht ein vorweggenommenes Menschenalter? Ich habe Ihre Soldaten gesehen, es sind Kinder. Sie haben das Gefühl, daß die Nation Sie als für sich unentbehrlich erachtet: aber ist sie Ihnen nicht auch unentbehrlich? Wenn das Menschenalter, daß Sie vorweg unter die Waffen gerufen haben, dahin ist, werden Sie dasjenige rufen, das dann kommt?“ Bei diesen Worten geriet der Kaiser in Wut. Er erblaßte, seine Züge verzerrten sich, und mit zornbebender Stimme rief er: „Sie sind nicht Soldat und wissen nicht, was eine Soldatenseele ist. Ich bin im Lager aufgewachsen und schere mich den Teufel um das Leben einer Million Menschen.“ Metternich antwortete in bewegtem Ton: „Warum mich auswählen, um mir das in diesen vier Wänden zu sagen? Öffnen wir die Türen und lassen wir Ihre Worte von einem Ende Europas zum anderen hallen! Die Sache, die ich vor Ihnen vertrete, wird dabei nicht verlieren können!“

Napoleon hielt an sich, dämpfte seinen Ton und wollte einlenken mit einer Äußerung, die aber womöglich noch stärker war als die eben gefallene: „Die Franzosen haben nicht zu klagen über mich: um sie zu schonen, lasse ich Deutsche und Polen totschlagen. Die Heerfahrt nach Moskau hat mir 300 000 Mann gekostet, aber es waren keine 30 000 Franzosen dabei.“*) „Sie vergessen, Sire“, sagte Metternich, „daß Sie mit einem Deutschen reden.“

Unter ständigem Wechsel von Windstille und Sturm, von friedlichem Plaudern und lärmendem Toben hatte die Unterredung über neun Stunden gedauert; es war schließlich 8½ Uhr abends und ganz finster geworden, als Napoleon den Grafen endlich entließ und beim Abschied, ihm zutraulich auf die Schulter klopfend, sagte: „Wohlan, wissen Sie, was geschehen wird? Ihr macht mir doch nicht den Krieg!“ „Sie sind verloren, Sire“, sagte Metternich, „das war meine Ahnung, als ich kam, das ist meine Überzeugung, da ich gehe!“

Dieselbe Hecke von funkelnden Uniformen wie beim Eintreten hatte Metternich auch jetzt bei seiner Rückkehr zu durchschreiten, und neugierig drängten sich die Generale heran, um auf dem

*) D. h. bei den Umgekommenen

Gesicht des Ministers zu lesen, ob er Krieg oder Frieden aus dem Kabinett des Kaisers bringe. Dem Marschall Berthier aber, der ihn zum Wagen begleitete, gab Metternich auf die Frage, ob er mit dem Kaiser zufrieden sei, zur Antwort: „Ja, er hat sich Mühe gegeben, mein Gewissen aufzuklären: ich betrachte ihn als einen toten Mann.“*)

Metternich hatte einige Tage nach jener bedeutsamen Unterredung mit Napoleon dem Kaiser Alexander von Ratiborschitz aus Bericht erstattet. Es wird darin klar ausgesprochen, daß „die Erörterungen, in welche Napoleon gegenüber dem Grafen Metternich eingetreten ist, keinen Zweifel an der Unmöglichkeit lassen, den Frieden selbst unter den maßvollsten Bedingungen zu erhalten. Gleichwohl wünscht Österreich die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August, aber einzig aus militärischen Gründen und nicht in der Hoffnung auf Frieden.“ Obgleich die Vertreter Preußens und Rußlands sich zuerst energisch gegen eine Verlängerung des Waffenstillstandes aussprachen, setzte Metternich in einer Konferenz vom 4. Juli dennoch einen Zusatzartikel zu dem Reichenbacher Vertrage durch. Die Verlängerung wurde ausgesprochen und Prag als Sitz der Friedensverhandlungen bezeichnet, die bald darauf unter der Vermittlung Österreichs eröffnet werden sollten. Schritt für Schritt drängt nunmehr Metternich den Kaiser Franz auf der Bahn des Krieges weiter. Er läßt den schwankenden, der Behaglichkeit des Friedens zugeneigten Kaiser nicht mehr los und legt ihm schließlich zur Entscheidung die unumwundene Frage vor: „Kann ich auf die Festigkeit Ew Majestät zählen, im Falle Napoleon die Friedensbasen Österreichs nicht annimmt? Sind Ew. Majestät unerschütterlich bestimmt, in diesem Falle die gerechte Entscheidung den Waffen Österreichs und des ganzen übrigen vereinigten Europas anzuvertrauen?“

Die scharf abgegrenzte Fassung dieser Frage, welche der wichtigste Bestandteil eines Vertrages ist, den Graf Metternich am 12. Juli in Schloß Brandeis dem Kaiser Franz einreichte, bevor er sich zu dem für die Tagung der Friedensverhandlungen bestimmten Kongresse nach Prag begab, läßt unzweifelhaft erkennen, daß man Metternich bitter Unrecht getan, wenn man ihm von verschiedenen Seiten vorgeworfen hat, daß ihm damals eine Antwort des österreichischen Kaisers im Sinne einer Entscheidung gegen die Verbündeten, also für Napoleon, erwünscht gewesen wäre. Vielmehr hat er, wie Onckens Forschungen unzweifelhaft erweisen, den Anschluß Österreichs an die Feinde Napoleons, falls dieser die Friedensbedingungen ablehnte, als selbstverständlich und denselben Anschluß auch in dem Falle als unzweifelhaft angesehen, daß Napoleon wider alles Erwarten sie annahm, die Verbündeten aber den Frieden doch nicht schlossen.**)

Des Kaisers Franz zunächst sehr vorsichtige Antwort auf diese präzise Frage, „daß ein dauerhafter Friede gewiß das für jeden Redlichen auch Erwünschteste sei“, besagt zunächst in ihrer allgemeinen Fassung gar nichts. Diese Vorsicht erklärt sich einmal aus seiner wirklichen Abneigung gegen den Krieg, zum größeren Teil aber aus dem nahen Verwandtschaftsverhältnis, in welchem er als Schwiegervater Napoleons zu dem Kaiser der Franzosen stand. Hatte auch Fürst Schwarzenberg gesagt: „Die Politik hat diese Verbindung gestiftet, die Politik kann sie auch lösen“, so konnte er doch immer nicht umhin, auf seine Tochter, die Kaiserin der Franzosen, Marie Luise, gebührend Rücksicht zu nehmen, welcher Napoleon noch vor seiner Abreise zur Armee die Regentschaft übertragen hatte, eine Staatshandlung, wodurch „die enge Allianz zwischen Frankreich und Österreich noch in hellerem Lichte hervortreten sollte“.***) Daß er es bei dem Minimum der dem Reichen-

---

*) Alles Vorstehende nach Metternichs eigener Erzählung in dem von Helfert, Marie Luise S. 364—370 veröffentlichten Aufsatz. Zur Kritik der französischen Legende über diese Unterredung s. Österreich und Preußen II, 386 ff.

**) W. Oncken, Das Zeitalter der Revolution, das Kaiserreich und die Befreiungskriege, 655.

***) Leopold von Ranke, Die Erhebung Preußens im Jahre 1813.

bacher Vertrage vom 27. Juni zugrunde gelegten vier Hauptbedingungen, welche eine Zertrümmerung des Rheinbundes leider ausschlossen (siehe S. 545), gern bewenden ließ, geht aus der weiteren Erklärung auf Metternichs Frage deutlich hervor: „Soviel wie möglich alles zu vermeiden, was Kaiser Napoleons Ehre abträglich sein konnte, ist schon dabei berücksichtigt worden (d. h. bei der Fassung der vier Hauptbedingungen), so daß Napoleon kaum eine vernünftige Ursache haben sollte, sie nicht einzugehen."

So waren Metternichs Bemühungen, den Kaiser zum Anschluß an das Bündnis zu bewegen, keineswegs leicht; nur von Schritt zu Schritt konnte er zu der Einsicht geführt werden, daß der Bruch nicht mehr zu vermeiden sei, wenn Napoleon nicht nachgab. Was Metternichs klugen, schon jetzt halb und halb mit Erfolg gekrönten diplomatischen Bemühungen bisher noch nicht ganz gelungen, sollte der erwähnte Friedenskongreß vollenden, der am 12. Juli 1813 in Prag zusammentrat.

Bevor wir näher auf die Verhandlungen des Prager Kongresses eingehen, müssen wir hier des Mannes gedenken, der für den Anschluß Österreichs an die Sache der Verbündeten mit der ganzen Wärme seines reichen Herzens eingetreten war und schließlich selbst sein Herzblut dafür hingegeben hatte: des edlen Scharnhorst. Wir wissen, daß er schon einige Tage nach der Schlacht bei Großgörschen, trotz seiner schweren Wunde, sich auf die Reise machte, „um mit Blut um Österreich zu werben", wie Max von Schenkendorf von ihm gesungen hat. Am 15. Mai war er in Prag angekommen und hatte, ohne seiner Wunde Ruhe zu gönnen, sich bald darauf auf die Weiterreise nach Wien begeben. Aber schon am 12. Juni zeigte sich nach der Untersuchung durch die Ärzte ein bisher nicht beachteter Eiterherd in der Wunde, so daß er von seinem Vorhaben abstehen und nach Prag zurückkehren mußte. Hier erlag der große Mann infolge übermäßiger körperlicher Anstrengungen und großer seelischer Aufregung am 28. Juni den Folgen seiner Verwundung bei Großgörschen.

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,*)
Reißest alle Blüten ab,
Nennen dich mit heil'gen Schauern,
Heil'ge Stadt, zu deinen Mauern,
Zieht uns manches teure Grab.**)

So war der große Werkmeister der preußischen Heeresorganisation, der Schöpfer der „allgemeinen Wehrpflicht" und der Landwehr ein Opfer seiner Treue geworden. War ihm auch das Sterben noch versüßt worden durch eine Mitteilung des Grafen Radetzki, daß die Mitwirkung Österreichs an dem Befreiungskampfe jetzt gesichert sei, so hatte er doch seit dem Ausbruch des Krieges, auf den er so viel Hoffnung gesetzt, ein anderes Martyrium still mit sich herumgetragen, von dem die Welt nichts erfahren, das aber um so tragischer, ergreifender wirkt. Ein Seelenschmerz war ihm ungelindert geblieben, von dem selbst seine Tochter, die Gräfin Julie Dohna, erst in seinen letzten Lebenstagen erfahren. Am 24. Mai, nach der Schlacht bei Bautzen, hatte er ihr geschrieben: „Könnte ich das Ganze kommandieren, so wäre mir viel daran gelegen; ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig. Da ich aber das nicht kann, so ist mir alles gleich ... alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages; daß dies, was ich hier schreibe, ganz meinem Wesen zuwider, daß ich nichts verlange, nie mich unzufrieden äußere und

*) Der heilige Nepomuk, Schutzheiliger der Böhmen, welcher von der Prager Brücke in die Moldau gestürzt wurde, weil er das Beichtgeheimnis seines Beichtkindes, der Gemahlin des Königs Wenzel, nicht verraten wollte.

**) Auch der Feldmarschall Schwerin fiel hier im siebenjährigen Kriege in der Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757.

jetzt so ganz anders Dir schreibe, wird Dich befremden. Es ist aber dies kein Brief, sondern eine eigentliche Nachricht für Dich, wie Dein Vater dachte, wenn ich einst nicht mehr sein sollte."

Die leise in dem Briefe anklingende Todesahnung hatte sich bald erfüllt. Die Nachricht von Scharnhorsts Tode versetzte alle wahren Vaterlandsfreunde in die tiefste Trauer. Schon wenige Tage nach seinem Tode schrieb Blücher an Hippel: „Nun ist den leider unser guhter Scharnhorst auch todt. Glauben Sie mich, eine verlohrene Schlagt wehr kein größerer Verlust für uns gewest!"

In Wort und Schrift, im Liede, in Erz und Stein lebt Scharnhorst fort im Andenken des deutschen Volkes. Sein Wesen und Streben hat in jener glänzenden, von Gneisenau und Clausewitz gemeinsam verfaßten Charakteristik die schönste Würdigung erfahren.*)

Kaum 14 Tage nach Scharnhorsts Tode, am 12. Juli 1813, hatte dann in Prag der sogenannte Friedenskongreß seinen Anfang genommen, der eigentlich keiner war, denn an den Frieden, über den hier verhandelt werden sollte, glaubte keiner mehr. Höchstens hielt noch Kaiser Franz mit einer fast komisch wirkenden Krampfhaftigkeit daran fest. Am 12. Juli waren die Vertreter Rußlands und Preußens, Baron von Anstett und Wilhelm von Humboldt, in Prag eingetroffen, und schon am Tage darauf konnte der letztere nach einer Unterredung mit Metternich nach Berlin berichten: „Metternich gebe ganz klar zu verstehen, daß er den Bruch für unvermeidlich halte; es handelt sich bei den Verhandlungen in Prag nur noch darum, dem Kaiser Franz die Unmöglichkeit eines dauerhaften Friedens zum handgreiflichsten Augenschein nachzuweisen."**) Das wichtigste Ergebnis des sogenannten Friedenskongresses war der Beschluß einer letzten entscheidenden Erklärung Österreichs (Ultimatum), welche Metternich am 7. August Napoleon mit der Bemerkung zugehen ließ, daß Napoleon von Österreich um keinen Preis Bündnis oder Neutralität zu hoffen, vielmehr am 11. August die Kriegserklärung zu gewärtigen habe, wenn er nicht vor Mitternacht des 10. das Ultimatum Österreichs mit einem einfachen Ja werde angenommen haben.***)

Das Ultimatum enthielt nicht nur die bereits dem Reichenbacher Vertrage vom 27. Juni zugrunde gelegten (S. 545 aufgeführten) vier Hauptartikel, sondern auch die (dort mit Rücksicht auf Kaiser Franz noch fortgelassene) verschärfte Forderung des „Verzichtes Napoleons auf die Schirmherrschaft über den Rheinbund, damit die Unabhängigkeit aller gegenwärtigen Souveräne Deutschlands unter die gesamte Bürgschaft aller Großmächte gestellt werde. Wiederaufbau Preußens mit einer haltbaren Grenze an der Elbe. Abtretung der illyrischen Provinzen an Österreich u. s. w." Die deutschen Patrioten konnten also mit Freude feststellen, daß in der Haltung des Kaisers Franz zugunsten der großen Befreiungssache Deutschlands ein unverkennbarer Aufschwung eingetreten war.

Sehen wir zu, welchen Eindruck diese Erklärung auf Napoleon machte. Der Kurier war mit dem verhängnisvollen Schriftstück am 9. August nachmittags in Dresden eingetroffen, wo Napoleon während des Waffenstillstandes sein Hauptquartier gehabt hatte. Er war wie vom Donner gerührt. Noch an demselben Tage schickte er an seinen Bruder Jérôme ein längeres Schreiben. So also wollte man mit ihm umgehen! Sogar die Auflösung des Rheinbundes hatte man in Antrag gebracht, dieser Schöpfung, auf die er sich am meisten zugute tat, die ihm eine Schar willfähriger Vasallen geschaffen hatte. Das sollte man entgelten! Nun mag der Krieg wieder ausbrechen, wie er zu seinen Vertrauten sagte; er würde alles tun, um Österreich für seine unsinnigen Anmaßungen zu züchtigen!

*) Sie erschien am 13. Juli 1813 in allen Berliner Zeitungen.

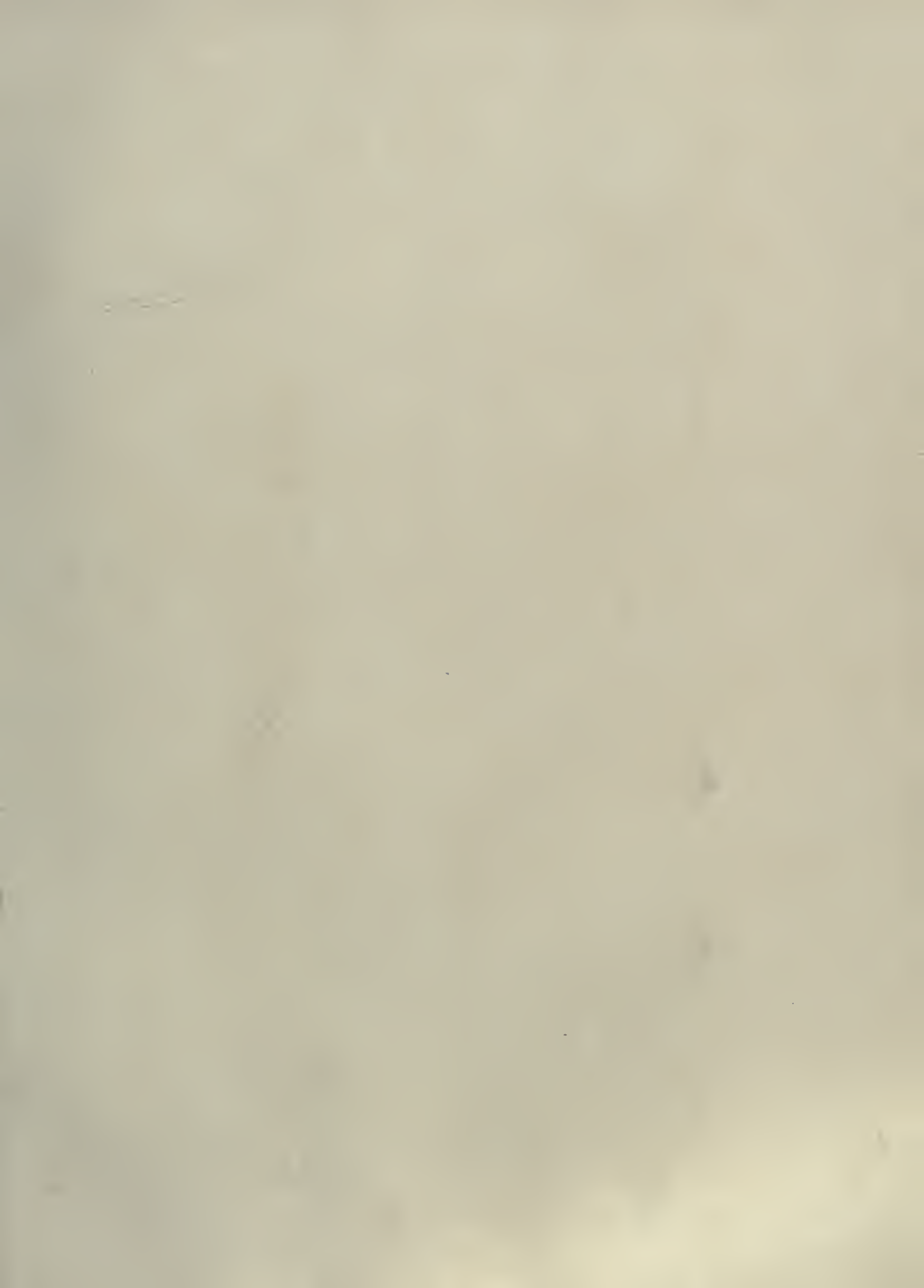
**) W. Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskrieg, 432.

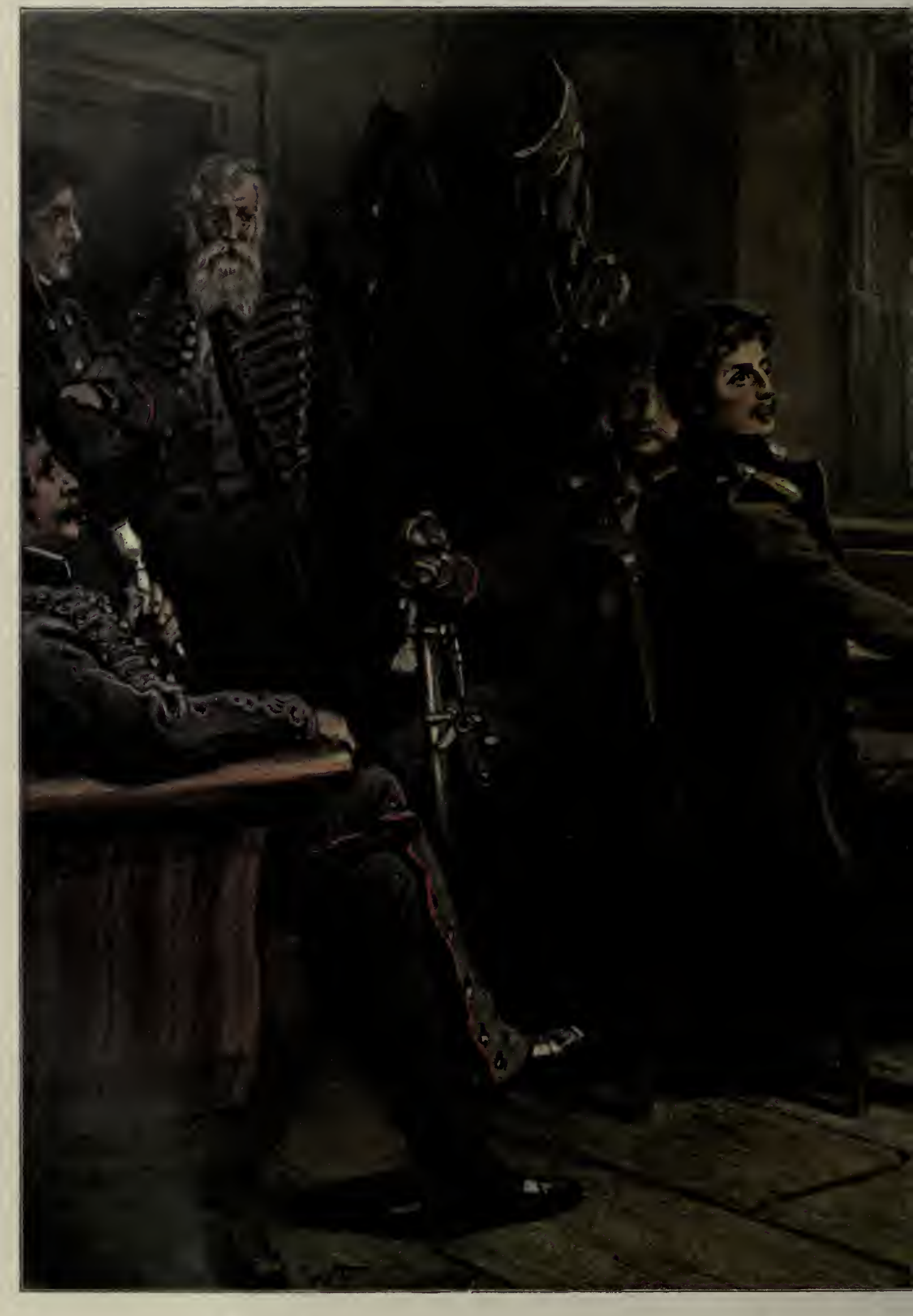
***) Ebendaselbst.

Selten im Verlauf der Weltgeschichte hat man wohl der Entscheidung eines Mächtigen mit solcher Spannung entgegengesehen. Bereits war der 10. August ohne Antwort verstrichen. Die Bevollmächtigten zum Friedenskongreß folgen mit der Uhr in der Hand dem trägen Ablauf der Stunden, welche kein Ende nehmen wollen. Näher und näher rückt die Mitternacht; aber kein Kurier aus Dresden kommt. Da — der Klöppel der Uhr hebt sich. 12 Schläge hallen dumpf durch die Nacht. Es entsteht eine Bewegung unter den Diplomaten. Alles atmet erleichtert auf. Mit dem letzten Glockenschlage zeigen Humboldt und Anstett das Erlöschen ihrer Vollmachten an. Graf Metternich erhebt sich zu einer kurzen Ansprache, welche die Auflösung des Kongresses ausspricht. Eine Stunde später — und die Kriegserklärung Österreichs nebst den Päßen lag in den Händen der französischen Gesandtschaft.

Alles atmete erleichtert auf. Namentlich in Reichenbach, wo während des Waffenstillstandes der bei weitem größte Teil der diplomatischen, militärischen und geistigen Führer der vereinigten Mächte sich zusammengefunden, hatte man die Zeit des Stillstandes im Heere schwer empfunden. Dennoch war es eine erhebende, eine seltene Zeit gewesen. „Es war ein Feldlager", wie Arndt in seinen ‚Erinnerungen' erzählt, „ein wildes, drängendes Leben." Eine Menge merkwürdiger Personen zählt er auf, die während des Waffenstillstandes in Reichenbach weilten: „Der Korse Pozzo di Borgo, Stadion, die sächsischen Flüchtlinge Thielmann, Carlowitz und Aster, der wilde, genialische von der Marwitz, die berühmten preußischen Feldherren Blücher, Gneisenau, Grolmann gingen und kamen." Vor allem war auch Stein da, der Gewaltige, und Hardenberg, der Vielgewandte, Schön und Niebuhr, vom Tagen des ostpreußischen Landtages in Königsberg noch in guter Erinnerung. Da sehen wir auch den ritterlichen, frommen Max von Schenkendorf, den kleinen, beweglichen Dichter Ernst Moritz Arndt selbst. Und vor allem den edlen Theodor Körner, der mit einer schlimmen Wunde den Säbeln der Gegner bei Kitzen entronnen ist und noch den Arm in der Binde trägt. Sie alle sehen mit fieberhafter Spannung dem Ablauf des Waffenstillstandes, dem Beginn des Kampfes entgegen. Und dieser Augenblick war da. Eben ist eine wichtige diplomatische Depesche eingetroffen; Hardenberg verliest sie: es ist die Nachricht von der Kriegserklärung Österreichs. Der Kampf konnte von neuem beginnen. Die Würfel waren gefallen.





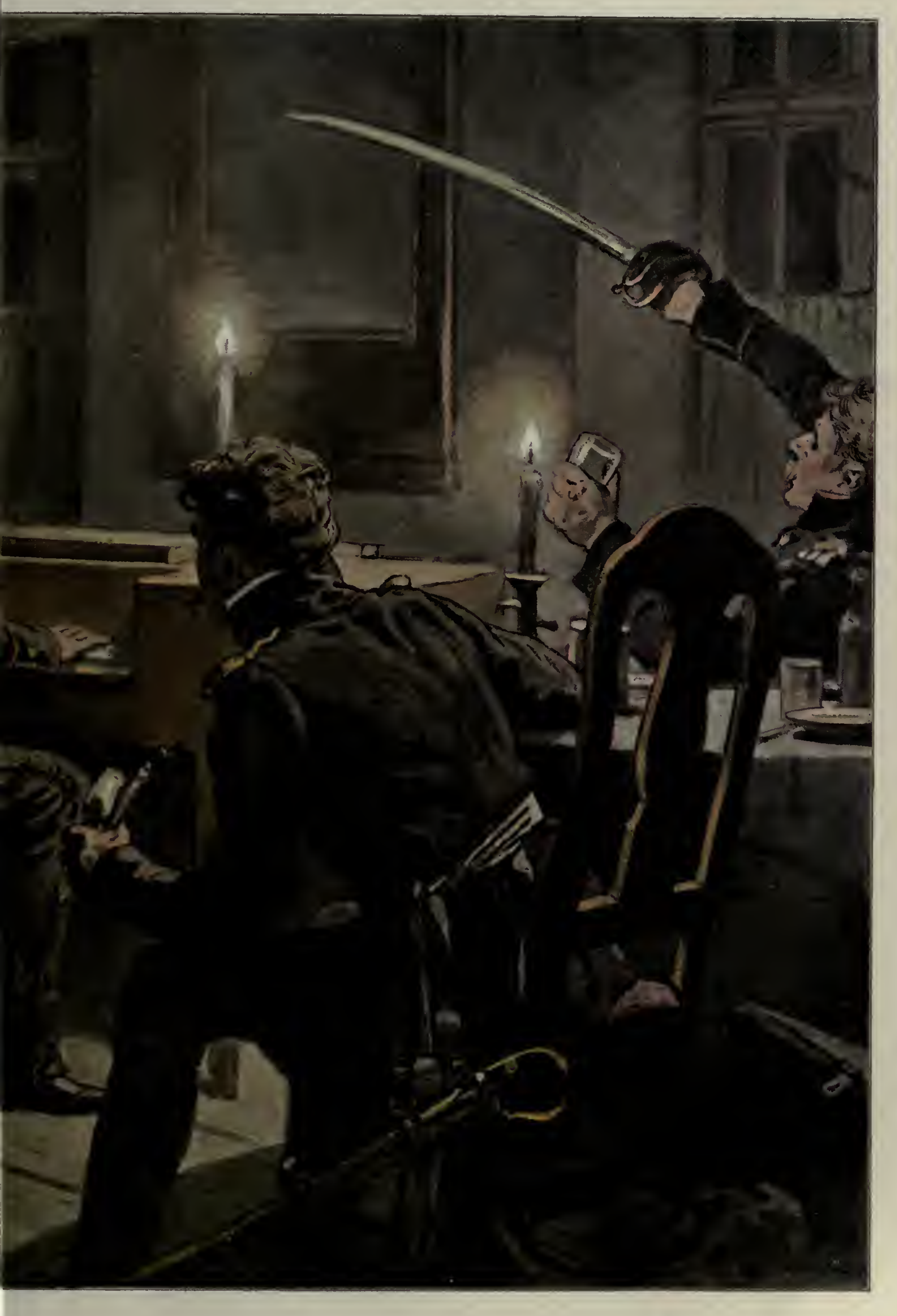


Major von Lützow Rittmeister Fischer Friesen Theodor Körner

Die Lützower

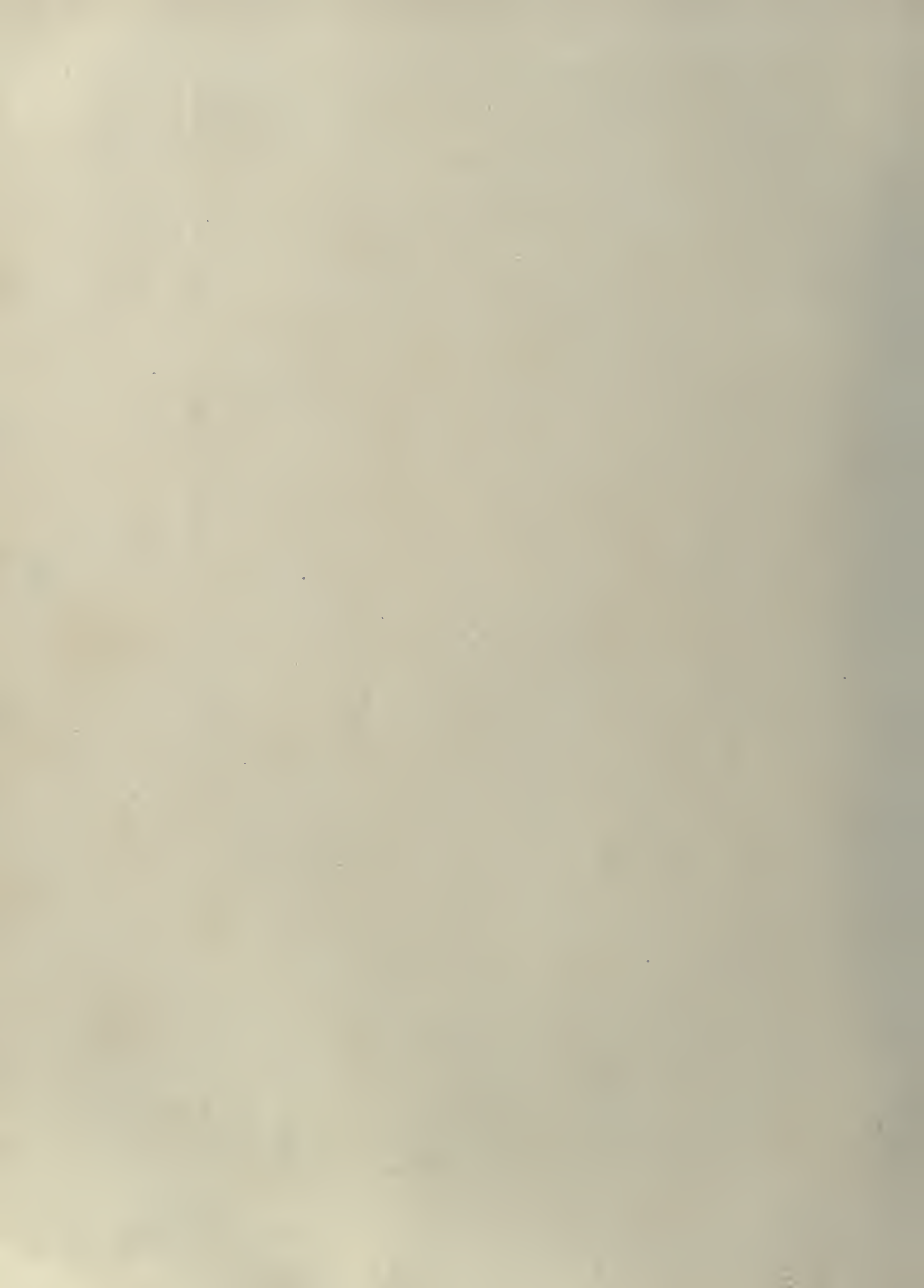
Theodor Körner trägt am Abend vor seine

Original von Prof



Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

Gottesgabe.
[…]ode den Kameraden sein Schwertlied **vor.**
W. Friedrich.





# VIII. Die Lützower.

Ehe wir uns dem gewaltigen Völkerringen zuwenden, bei dem nunmehr ein großer Teil Europas die Waffen gegen den Giganten erhob, der den meisten Staaten des Abendlandes bisher ihre Geschicke mit dem Schwerte vorgeschrieben, wollen wir rückschauend die Ereignisse einer der merkwürdigsten Truppenbildungen jener Zeit betrachten, deren Wirken größtenteils noch dem Frühlingsfeldzuge angehört: des Lützowschen Freikorps. Es war, wie wir gesehen, herausgeboren aus dem großen Gedanken der Zeit, aus der begeisterungsvollen Erhebung des unvergeßlichen Frühjahres 1813. Wir wissen, daß es in erster Reihe Friedrich Ludwig Jahn und Major von Lützow waren, die den Gedanken gefaßt, die freiwillig zu den Waffen sich Meldenden in einem besonderen Korps zusammenzufassen. Wir haben in Wort und Bild der tief ergreifenden Einsegnung der Freiwilligen in der Kirche zu Rogau am Fuße des Zobtenberges gedacht. Dann waren sie an einem schönen Frühlingsmorgen in den letzten Märztagen hinausgezogen in den heiligen Kampf.

Keine von all den zahlreichen und oft so merkwürdigen Truppenbildungen jener Zeit hat in so hohem Grade die Aufmerksamkeit des ganzen Deutschland, ja selbst des Feindes auf sich gelenkt, wie die Lützower schwarzen Gesellen, die „brigands noirs“, wie sie Napoleon später in schlecht verhehltem Ingrimm nannte. Vergegenwärtigen wir uns daher einmal das Aussehen der verwegenen Gesellen. Die Tracht war, wie Jahn an seine Braut schreibt, von Kopf zu Fuß ganz schwarz mit einem bescheidenen roten Vorstoß und Aufschlag. Der Rock war altdeutsch, vorn übergeschlagen, bis ans Knie reichend, anständig und zweckmäßig. Er war mit zwei Reihen gelber Knöpfe besetzt. Die Schneider gaben ihm den Namen Litewka. Die Kopfbedeckung bestand in

einem schwarzen Tschako mit Agraffe und schwarzem, seitwärts herabfallenden Haarbusche. Die Offiziere trugen Kragen und Aufschläge aus schwarzem Samt und statt der Epauletten silberne (die Volontäroffiziere goldene) Litzen um den äußern Rand der ganzen Achselklappe.*) Wie die schwarzen Jäger damals in den Herzen des Volkes, vor allem der waffenfähigen Jugend, lebten, das ist in Theodor Körners unsterblichem Liede: „Lützows wilde Jagd“ in hinreißender Sprache zum Ausdruck gekommen:

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hört's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düstern Reih'n
Und gellende Hörner erschallen darein,
Erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde verwegene Jagd!

Kein Geringerer als Scharnhorst selbst war es gewesen, der die Pläne für die ersten Operationen des Korps ausgearbeitet hatte. Am 28. März war es in einer Stärke von einem Bataillon, einer Ulanen- und einer Husarenschwadron, sowie einem Detachement Jäger zu Fuß und zu Pferde, zusammen 900 Mann Infanterie und 260 Reiter, ins Feld gerückt. Zunächst hatte man in Striegau gerastet; am 29. war man in Jauer eingetroffen. Hier verließ Jahn mit Dürre, Wilcke und Eiselen, seinen Helfern in der Turnsache, die Kameraden, um nach Berlin zu gehen, wo man Sammlungen für das Korps veranstaltete und weitere Freiwillige anwerben wollte; denn Jahn hatte damals immer noch den hoffnungsreichen Glauben, ganz Deutschland, mit Einschluß der Rheinbundstaaten, würde sich dem kühnen Zuge anschließen. Dann hatte er am 16. April mit einer Reihe Gesinnungsgenossen, darunter den berühmten Professor Zeune, den Begründer der ersten deutschen Blindenanstalt, Berlin wieder verlassen und sich zu dem Freikorps begeben, das inzwischen über Goldberg, Löwenberg, Lauban, Bautzen, Bischofswerda am 10. April nach Dresden gekommen, zwei Tage später wieder ausgerückt und am 17. April in Leipzig eingezogen war. Ein in Dresden geschriebener Aufruf Theodor Körners an die Sachsen, von dem schon vorn die Rede gewesen, führte hier dem Korps 500 Freiwillige zu, so daß man zur Bildung eines zweiten Bataillons schreiten konnte. Auch Jahn hatte in seiner feurigen, rastlosen Art es nicht unterlassen können, wo er ging und stand, in Wirtshäusern und Familien, für das Freikorps zu werben, aller Orten Haß gegen Napoleon zu predigen und zum Kampfe gegen ihn aufzufordern. Welche Besorgnisse Napoleon, der früher die „deutschen Ideologen“ so verspottet hatte, gerade vor den geistigen Waffen der deutschen Schriftsteller und Dichter hatte, geht aus einer Aufforderung im „Moniteur“ vom 29. Mai hervor, in welcher er sich an die deutschen Völker wendet: „sich nicht von den Schriftstellern verführen zu lassen, die Aufruhr und Abfall predigen.“ Die bösen Zeitungsschreiber (Folliculaires) hatten ihn schon am 24. Februar an derselben Stelle in Harnisch versetzt; sie seien es, „welche die loyalen Deutschen in Giftmischer und Meuchelmörder verwandeln möchten.“

Jahn hatte in seiner rastlosen, weit umschauenden Art von Anfang an einen weit größeren Zulauf erwartet; er hatte mit seinen Freunden gehofft, daß die Schar zu einem großen mächtigen Heere anwachsen würde. Nach Eiselens Bericht**) hatte Jahn mindestens auf 30000 Mann, nach den Angaben anderer Gewährsmänner, noch auf weit mehr gerechnet; aber die mächtige Bewegung blieb in Deutschland aus; der Rheinbund war Napoleon treu geblieben. So mußte man seine Ziele bedeutend herabmindern. Zu einem Heere wuchs die Schar nicht an; man mußte deshalb

*) Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und Wirken von Professor Karl Euler.
**) Eiselen, Geschichte des Lützowschen Freikorps.

von größeren Operationen absehen und, wie es von Anfang an ja auch in Scharnhorsts Plan gelegen, die Reiterei zu Streifereien für den doppelten Zweck benutzen, den Feind sowohl im Rücken wie auf den Flügeln zu beunruhigen und gleichzeitig durch sie die Verbindung mit den zerstreuten Fußabteilungen unterhalten, die man in den Harz, den Solling und verschiedene andere Waldgebirge geworfen hatte, damit sie hier für den Anschluß weiterer Streitkräfte bemüht waren.

Es war von Anfang an zu bedauern, daß dem Lützowschen Freikorps in dem großen Heereskörper keine bestimmte organische Stellung angewiesen war. Es wurde bald von diesem, bald von jenem Heereskörper zur Teilnahme an irgend einer Operation herangezogen und zersplitterte dadurch die schönen Kräfte. Zuerst war Major von Lützow durch den russischen Generalleutnant von Wallmoden, der ehemals in hannoverschen Diensten gestanden, eingeladen worden, mit ihm einen Vorstoß auf dem linken Elbufer zu unternehmen, um Hamburg zu Hilfe zu kommen. (Es war die schon von uns geschilderte Zeit, da die Hansastädte von Davout und Vandamme bedroht waren.) Während einige Abteilungen auf das linke Elbufer gingen, „welche die Feldmark durchstreiften, Rekruten warben, Beiträge sammelten, öffentliche Kassen in Beschlag nahmen, Transporte von Lebensmitteln und anderen Kriegsbedürfnissen wegnahmen“, marschierte das Gros des Korps nach Lenzen, überschritt am 1. Mai die Elbe, und es kam am nächsten Tage an der Göhrde, einem zwischen Dannenberg und Dalenburg belegenen Walde unter General von Dörnberg hier zu einem lebhaften Tirailleurgefecht, welches den Franzosen nicht unerhebliche Verluste beibrachte. Vor großen, überlegenen Streitkräften mußte man unterdes schon am nächsten Tage zurückweichen.

Auch Major von Petersdorff, der ursprünglich sich mit seinen Truppen in den Harz werfen sollte, hatte sich — und zwar durch den Grafen Woronzoff — zu einer anderen Bewegung bestimmen lassen. Er sollte mit seinen Truppen bei einem Vorstoß auf Leipzig mitwirken, welches von dem Herzog von Padua (Arrighi) besetzt war und nun gemeinschaftlich von den russischen Generalen Woronzoff und Tschernitscheff berannt werden sollte. Der Waffenstillstand vom 4. Juni machte diesen Unternehmungen ein vorzeitiges Ende, und bei den Lützowern, die sich so unerwartet um einen sichern Erfolg gebracht sahen, machte sich ein tiefes Gefühl der Trauer darüber bemerkbar.*)

Major von Lützow, durch die Zersplitterung des Korps und die dadurch hervorgebrachte Tatenlosigkeit schwer bedrückt, hatte schon vorher den Plan zu einer bedeutsamen Unternehmung gefaßt, wie sie seinem tatendurstigen Herzen längst vorgeschwebt. Er wollte im Rücken des Feindes mit seiner Kavallerie einen Streifzug unternehmen und brach am 28. Mai von Stendal aus mit 400 Reitern auf. Er hatte sie in zwei Husarenschwadronen, eine Ulanen- und eine reitende Jägerschwadron eingeteilt. Seine tapfersten Offiziere begleiteten ihn auf diesem Zuge. Theodor Körner hatte er zu seinem Adjutanten gemacht; in den Leutnants von Reiche, von Kropff, von Aschenbach, von Bornstädt, von Helden, in Friedrich Friesen und Obermann, hatte er vorzügliche Schwadrons- und Zugführer; Mannschaften und Offiziere brannten, den Feind einmal nach Herzenslust die Schärfe ihrer Säbel fühlen zu lassen.

Die günstigen Erfahrungen, die man allenthalben mit der Bevölkerung machte, welche der kühnen Schar überall helfend und ratend entgegenkam, wenn auch eine bewaffnete Erhebung ausblieb, bestärkten ihn in seiner Absicht, „die Militärstraßen von Erfurt nach Leipzig und Dresden zu durchschneiden, Transporte und Besatzungen aufzuheben, dann nach Hof und Bayreuth vorzu-

*) „Kaum glaube ich“, schrieb Fröbel am 15. Juni an Professor Weiß, „daß wir tieferen Schmerz, ein ernsteres Trauern hätten empfinden können, wenn wir vom Feinde geschlagen worden wären. Mehrere unserer Obern, viele von uns weinten vor Schmerz und Trauer.“

dringen, um die Zuzüge aus den südlichen Rheinbundstaaten abzufangen." Im Falle eines Mißlingens wollte er sich nach Böhmen werfen, wo er Zuflucht zu finden hoffte. Er ging über die Elbe, streifte Halberstadt, zog dann am östlichen Fuße des Harzes entlang nach Thüringen, erbeutete unterwegs ein Mehlmagazin, fing Kuriere auf, beschlagnahmte eine Kasse und überschritt am 3. Juni in der Frühe des Morgens die von Weimar nach Jena und Naumburg führende Straße. Hier unfern des Schneckenberges — durch die Schlacht von Jena her noch im traurigsten Andenken — traf er unerwartet auf einen anderen kühnen Parteigänger, den Rittmeister von Colomb, der erst vor einigen Tagen (29. Mai), wie wir wissen, bei Zwickau seinen kühnen Handstreich ausgeführt




Der Überfall von Kitzen am Abend des 17. Juni 1813.

hatte. Es waren zwei verwandte Seelen. Sie verabredeten gemeinschaftlich einen neuen verwegenen Zug, und zwar nach dem sächsischen Vogtlande, wo man auf dem Marsche befindliche sächsische Rheinbundtruppen zu überfallen und aufzuheben gedachte. Auf dem Marsche nach Plauen wurde Lützow gemeldet, daß auf dem Marktplatze des altenburgischen Städtchens Roda 400 Mann thüringischer Rheinbundtruppen unter Gewehr getreten wären, größenteils Rekruten. Durch schnelle Überrumpelung zwang er sie nicht nur zur Übergabe, sondern veranlaßte sie auch, bei ihm Dienst zu nehmen. Er stellte sie unter das Kommando des entschlossenen Leutnants Reiche und rückte nun, durch sie verstärkt, nachdem er noch in Schleiz 100 Mann weitere Rheinbundtruppen aufgehoben, auf Plauen zu. Den kühnen Leutnant von Kropff hatte er inzwischen nach Hof in Bayern zu einem anderen Unternehmen geschickt. Dieser war eben im Begriff, nach einem beispiellos verwegenen Überfall der feindlichen Vorposten die Stadt zu stürmen, als er durch den bayrischen

Kommandanten die Nachricht von dem soeben abgeschlossenen Waffenstillstand empfing. Während infolge dieser Nachricht Rittmeister von Colomb sich von Lützow trennte, um den Rückmarsch anzutreten, zögerte dieser in unerklärlicher Weise. Nach Artikel 10 des Waffenstillstandsvertrages waren sämtliche Streifkorps gehalten, bis zum 12. Juni auf das rechte Elbufer zurückzukehren. Sei es, daß Major von Lützow von diesem Artikel keine Kenntnis hatte, sei es, daß er überhaupt an dem Abschluß eines Waffenstillstandes zweifelte, genug, er versäumte es, sich rechtzeitig zu den Haupttruppenteilen der Verbündeten zurückzubegeben, oder — was bei der Nähe der böhmischen Grenze noch leichter gewesen wäre — sich auf österreichisches Gebiet zurückzuziehen, trat vielmehr in größter Ruhe seinen Rückmarsch an, so daß er sich, anstatt auf dem rechten Elbufer, noch fünf Tage nach dem festgesetzten Zeitpunkte, am 17. Juni, erst zwei Meilen südlich von Leipzig, bei Kitzen am Floßgraben, ganz in der Nähe des Schlachtfeldes von Großgörschen befand, wo erst vor wenigen Wochen die blutige Schlacht getobt hatte.

Hier wurde er noch an dem nämlichen Tage auf Befehl Napoleons, der den „brigands noirs“ den Tod geschworen hatte, von dem württembergischen Rheinbundgeneral Normann mit 4000 Reitern in verräterischer Weise überfallen und in einen verzweifelten Kampf verwickelt. Die Annäherung des württembergischen Korps hatte sich zunächst in ganz harmlosen Formen vollzogen. Der an der Spitze der Truppen reitende General Normann hatte Lützow nach militärischem Brauche gegrüßt und dem Major auf dessen Frage, „ob ihm und seinem Korps der Anmarsch gelte“, die beruhigende Antwort gegeben: „Er habe nur Befehl, das nächste Dorf zu besetzen.“ Im übrigen verwies er ihn an den General Fournier als den Befehlshaber der ganzen Abteilung. Als dann Major von Lützow vorsprengte, um dem General zu erklären, daß er sein Korps den Bestimmungen des Waffenstillstandes gemäß auf das rechte Elbufer zu führen im Begriff sei, antwortete der französische General: „Waffenstillstand für jedermann, nur nicht für Euch!“ L'armistice pour tout le monde, excepté pour vous!)

Blitzschnell riß jetzt Lützow sein Pferd herum, um sich an die Spitze seiner Husaren zu setzen. In demselben Augenblicke aber warf sich die ganze Übermacht der württembergischen Kavallerie mit gezücktem Säbel auf die Lützower Reiter, die, eines so niederträchtigen Überfalls nicht gewärtig, trotz der tapfersten Gegenwehr bald nach allen Seiten zersprengt wurden. Über 300 Mann waren niedergehauen oder gefangen worden. Den Husaren und Ulanen gelang es zum größten Teil, die Elbe zu gewinnen. Major von Lützow selbst rettete sich mit 21 Reitern auf zahlreichen Umwegen zuerst gegen den Harz, bis es ihm gelang, das rechte Elbufer zu erreichen.

Auch Lützows Adjutant, Theodor Körner, befand sich unter den Schwerverwundeten. Ein württembergischer Säbelhieb hatte ihm fast den Kopf gespalten. Er hatte sich, wie sein Waffengenosse Friedrich Förster erzählt, vom Blutverlust erschöpft, zum Rande eines nahen Baches geschleppt, um die brennende Wunde zu kühlen. Zwei in der Nähe Waldbeeren suchende Kinder fanden ihn hier. Das Mädchen erquickt ihn mit den duftenden Erdbeeren. Dann reißt er aus seiner Brieftasche ein Blatt heraus, schreibt Name und Wohnung eines Freundes in Leipzig auf, gibt dies dem Knaben, dem er eine gute Belohnung verspricht, wenn er oder sein Vater (ein Tagelöhner in Groß-Zschocher) diesen Zettel richtig bestellte. Der Knabe machte sich eilig auf den Weg, indes der schwerverwundete Körner Stirn und Hände kühlt und das geronnene Blut fortwischt. Dem Tode nahe, sinken dann dem Erschöpften die Augen zu. Ein tiefer, wohltätiger Schlummer umfängt ihn. Von Träumen umspielt, grüßen ihn drei holde Genien: die Muse, die Freiheit, die Liebe. Gestärkt erwacht er. Noch war ihm gegenwärtig, was ihm begegnet war. Er nahm die Bleifeder und schrieb:

Die Wunde brennt — die bleichen Lippen beben —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willst! Dir hab ich mich ergeben. —

Viel gold'ne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Totenklage. —
Mut! Mut! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:
Als lichten Seraph seh ich's vor mir stehen; —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen. —

Inzwischen ist der Knabe mit dem Vater zurückgekehrt. Der hilfsreiche Bauersmann nahm den Verwundeten in seine arme Hütte des nahegelegenen Dorfes Groß-Zschocher. Von hier aus brachte ihn sein Freund, Dr. Wendler, zuerst nach Leipzig und bald darauf zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Karlsbad. Hier schrieb er seinem Vater: „Die nichtswürdige Geschichte Dir ausführlich zu erzählen, verspar ich, bis wir uns sprechen; nur soviel, daß ich verwundet ward, als ich, ohne den Säbel gezogen zu haben, die Schurken fragen wollte, ob das der versprochene Waffenstillstand wäre."*)

Voll Entrüstung vernahm man im ganzen Deutschland die Kunde von dem brutalen Überfall. Trifft Lützow auch ein Teil der Schuld durch seine übergroße Sorglosigkeit und Säumigkeit, so hatte er doch nichts getan, um den Waffenstillstand zu brechen, und der Friedensbruch war klipp und klar gerade von dem Franzosen ausgegangen. Blücher erstattete sogleich dem König Bericht „über das unerhörte Betragen des Feindes" gegen das Lützowsche Freikorps; er beantragte, die Feindseligkeiten sofort wieder zu eröffnen. In ähnlicher Weise äußerte sich General von Bülow in einem Bericht an den General von Knesebeck über die „schändliche, allen Begriffen von Recht zuwiderlaufende Weise, das Freikorps des Majors von Lützow anzugreifen, ohne auf den abgeschlossenen Waffenstillstand Rücksicht zu nehmen". Die Empörung stieg in Deutschland, als man von dem traurigen Schicksal der Gefangenen hörte. In Leipzig wurden sie in eine Kirche gesperrt; ohne Rücksicht auf ihre Verwundung behandelte man sie in der rohesten Weise. In Mainz wurden die Todmüden unter Trommelwirbel in der ganzen Stadt umhergeführt, damit man die berüchtigten „brigands noirs" sähe. Sie wurden dann vor ein Spezialgericht gestellt und nicht wie Kriegsgefangene, sondern wie gemeine Verbrecher durch die Rheinbundstaaten und dann durch Frankreich nach einer entlegenen Festung transportiert. Obwohl Jahn in einer sehr eingehenden Bittschrift Hardenberg bat, sich für sie zu verwenden, erhielten sie doch erst im Frühjahr 1814 ihre Freiheit wieder. Napoleon aber versuchte im „Moniteur" durch gewundene Erklärungen und entstellte Darlegungen und Berichte die Tatsache des Friedensbruches abzuschwächen. Der württembergische General von Normann aber konnte trotz aller seiner Rechtfertigungsversuche dem Schicksal der Ächtung durch die Volksstimme nicht entgehen. Die Tatsache war nicht aus der Welt zu schaffen, daß er durch hinterhältige Versprechungen den ehrlichen Lützow getäuscht hatte. Als er später, während der Schlacht bei Leipzig, mit 800 Mann zu den Verbündeten übergehen und in preußische Dienste treten wollte, erklärte ihm Gneisenau, „daß weder er noch irgend ein Mann seiner Brigade dieser Ehre teilhaftig

*) Friedrich Förster, Geschichte der Befreiungskriege 1813, 14, 15.

werden könne. Auch Blücher, den er hierauf ansprach und Prinz Wilhelm, den er bei Blücher traf, wiesen ihn zurück.*)

Der Waffenstillstand sowie der Überfall bei Kitzen hatte den unternehmungslustigen Taten der Lützower ein vorläufiges Ende bereitet. Erst langsam erholte sich das Korps von dem schweren Schlage. Auf die Dauer war den an das unruhige Kriegsleben Gewöhnten die lange Waffenruhe schließlich unerträglich geworden. Aber man rüstete sich bei den Verbündeten, wozu jetzt auch Schweden gehörte, zu großen Taten, und in Trachenberg war in den Tagen vom 9. bis 12. Juli der neue Feldzugsplan aufgestellt worden, wovon eingehend noch an anderer Stelle die Rede sein wird. Drei Hauptarmeen waren gebildet worden, von welcher die dritte oder Nordarmee unter den Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, gestellt worden war. Zu dieser gehörte auch das aus Preußen, Russen, Engländern, Schweden, Hannoveranern und Hanseaten bunt zusammengewürfelte Korps des Generals von Wallmoden; auch das Lützowsche Freikorps war ihm zugeteilt worden. Spielte es jetzt auch keine selbständige Rolle mehr, sondern war — was im Interesse des Ganzen kein Fehler war — dem großen Heereskörper angegliedert, so hat es doch — dafür bürgten schon die ganze Art der Zusammensetzung des Korps und die Persönlichkeiten seiner Führer — seine Selbständigkeit und die Eigenart seiner Stellung keinesfalls dadurch aufgegeben. All die gefeierten Helden, die dem Freikorps seine Zugkraft verschafften, gehörten ihm noch an. Theodor Körner, wieder genesen von seiner schweren Verwundung, hatte während der letzten Zeit des Waffenstillstandes, getrieben von neuer Kampfeslust, sein berühmtes Lied „Männer und Buben" gedichtet, das mit seiner hinreißenden Werbekraft dem Freikorps wieder zahlreiche neue Kräfte zugeführt hatte. Vergegenwärtigen wir uns nach der Schilderung eines Kampfgenossen**) jene Szene aus dem Biwak der damaligen Zeit, da der Dichter von „Leier und Schwert" jenes sturmvolle Lied seinen Kameraden vorträgt, in welchem er von neuem zum Kampfe gegen den Unterdrücker aufruft.

„Die älteren Kameraden wissen schon bei dem Bau der Strohhütte, bei dem Kessel und Kochgeschirre am Wachtfeuer Bescheid. Ohne Rücksicht auf die Schonzeit wird noch ein Häschen erlegt. Erfindungsreich haben die einen eine nicht ganz kunstgemäß zugerichtete Gans mit einem Bastseil an einem herabgezogenen Aste aufgehenkt, um sie über einem hochaufgeschichteten Kohlenfeuer langsam zu braten. Andere, mehr der Überlieferung folgend, halten den Bratspieß für das geeignetste Kücheninstrument. Der Ladestock wird dazu mit Glück verwendet; das Huhn, auch wohl zwei junge Hühner werden daran befestigt, in Speck wohl eingehüllt. Aus vier anderen Ladestöcken sind zwei Gabeln gebildet, auf welchen der Bratspieß gedreht werden kann, und da die Zähne der Jäger noch manche harte Nuß zu knacken haben dürften, versuchen sie einstweilen sich am zähen Fleisch. Um den größeren Kessel aber, in welchem für die ganze Kompagnie ein halber Ochse zu schmackhafter Suppe gekocht wird, stehen mit Näpfen, Tippeln und Schüsseln, nach ihren Sektionen angetreten, „die Heinrichs"***) und fassen es gleich beim ersten Male, was es heißt: zum „Fassen" kommandiert zu werden. Nun haben sie die Suppe nebst Fleisch gefaßt, so manches verwöhnte Muttersöhnchen hebt die Zähne sehr hoch; da trifft zur guten Stunde die Marketenderin mit reichbeladenem Esel ein. Sogleich wird das harte Rindfleisch preisgegeben, einen Kessel mit dampfenden Würstlen tut die Gustel von Blasewitz auf, auch ihr Flaschenkorb ist bestens versehen und:

„Der Deutsche mag zwar keinen Franzen leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern."

*) Voigt, Leben Hoffbauers, abgedruckt bei Beitzke. Geschichte der Freiheitskriege.

**) Friedrich Förster, Geschichte der Befreiungskriege 1813, 14, 15.

***) Allgemeiner Name für jeden Freiwilligen.

Neugierig haben sich aus den nahen Ortschaften Zuschauer eingefunden, darunter auch so mancher schmucke Bursch, der noch nicht recht weiß, wie, wo oder wann er eintreten soll. Man trinkt schon auf gute Kameradschaft, man probiert dem einen Rekruten den Tschako auf, dem anderen wird ein Hirschfänger, dem dritten eine Büchse umgehangen; noch sind nicht alle Bedenken beseitigt — da hört man an dem ersten Wachtfeuer: „Willkommen"! und den Freudenruf: „Körner bringt uns ein neues Lied." „Hier ist's!" ruft Körner, der wildeste und schmuckeste der schwarzen Jäger, die mit Perlen gestickte Brieftasche, ein Geschenk seiner Braut, hoch in der Hand haltend: „Ich sing' es euch nach einer bekannten Weise, stimmt in den Chorus ein und singt den Rundreim kräftig mit." Mein Lied heißt:

### Männer und Buben.

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß,
Pfui! über dich Buben hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und hinter den Zofen:
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht!
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht
Und deutscher Wein erquickt dich nicht!
Stoßt mit an, Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Und bald sollte der Sturm für die Lützower wieder losbrechen. Wir wissen, daß die Freischar dem von General Wallmoden befehligten Korps zugeteilt worden war, welchem die schwierige Aufgabe zugefallen war, die Mark Brandenburg gegen Marschall Davout zu decken, der immer noch Hamburg besetzt hielt und von dort aus unausgesetzt Berlin bedrohte. Das große Übergewicht der französischen Streitkräfte zwang Wallmoden, sich auf Verteidigung zu beschränken. Das Lützowsche Freikorps war den leichten Truppen Tettenborns zugewiesen worden. Seine Haupttätigkeit bestand in dem schwierigen und aufreibenden Vorpostendienst im Herzogtum Lauenburg. Bot dieser Dienst auch ab und zu Gelegenheit zu größeren und kleineren Vorpostenkämpfen (Treffen), bei welchen die Lützower jedesmal von neuem ihre glänzende Tapferkeit beweisen konnten, so befriedigten diese doch nur vorübergehend, und die bald darauf eintreffenden Siegesnachrichten über die Schlacht bei Großbeeren, wovon im nächsten Kapitel die Rede sein wird, steigerten noch mehr die Sehnsucht nach einer großen entscheidenden Waffentat.

Es liegt nicht im Bereich unserer Aufgabe, eine Spezialgeschichte der Taten des Lützowschen Freikorps zu geben oder die zahlreichen Vorpostengefechte einzeln zu schildern; nur diejenigen Waffentaten, zu denen hervorragende Lützower in persönlicher Beziehung standen, sollen hier Erwähnung finden. Am 17. August hatte Davout den Feldzug mit einem Angriff auf das offene Land zwischen Zarrentin und Boitzenburg eröffnet. Am 18. und 19. hatte bei Lauenburg das Haupttreffen stattgefunden, bei welchem sich besonders das 1. und 2. Bataillon des Freikorps, das den Feind zurückwarf, hervorragend auszeichnete, so daß General Wallmoden dem Oberbefehlshaber über die Nordarmee, dem Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, berichten konnte: „Die beiden Bataillone haben sich auf eine Art gehalten, daß ich sie nicht genug der Gunst Ew. Königlichen Hoheit empfehlen kann."

Aber die vereinzelten Gefechte täuschten die Lützower nicht über die Tatsache hinfort, daß es ihnen nicht vergönnt war, an den Operationen der großen Armeen teilzunehmen. Aus einem Briefe Fröbels ergibt sich aus jener Zeit „ein unerquickliches Bild von Märschen, Einnahmen von festen Stellungen, unbehaglichem Biwakieren, beschwerlichen Feldwachen, vergeblichem Harren auf

einen feindlichen Angriff. So wurde die Unzufriedenheit der Freiwilligen immer größer, der Drang nach erfolgreicher kriegerischer Tätigkeit immer stärker. Diese ungezügelte Kampfbegierde mochte es gewesen sein, welche den edlen Theodor Körner wenige Tage später, in dem siegreichen Gefecht bei Gadebusch am 26. August, in den frühen Tod führte.*)

Am 23. und 24. August hatte Davout Schwerin besetzt. Von Wallmodens Truppen war vor allem das Tettenbornsche Korps mit der Lützowschen Freischar fortwährend im Feuer gewesen. Am 25. August hatte Lützow den Befehl erhalten, mit 100 Husaren seines Korps und 100 Kosaken gegen die Straße Gadebusch-Schwerin vorzugehen. Während der Nacht hatte sich Lützow in ein Gehölz unweit Rosenhagen ins Versteck gelegt. Als am 26. mit Tagesanbruch von den ausgestellten Wachtposten die Ankunft eines beladenen feindlichen Wagenzuges unter einer starken Infanteriebedeckung gemeldet wurde, ließ Major von Lützow sogleich aufsitzen. Während die Kosaken durch einen plötzlichen Überfall den Transport ins Stocken bringen sollten, wollte Lützow mit seinen Husaren der Bedeckung den Rückzug abschneiden. Als die Kosaken mit lautem Hurraruf über die Wagenkolonnen hereinbrachen, hieben die Bayern, welche die Wagen führten, kräftiger auf die Pferde ein. Die französische Bedeckung warf sich in die Gräben und das naheliegende Gehölz und feuerte aus dieser geschützten Stellung mit sichtbarer Wirkung auf die angreifenden Husaren. In diesem Augenblicke sprengte Lützows Adjutant, Leutnant Körner, herbei, und als das Feuer der Franzosen aus dem Gehölz sich verstärkte, rief Körner, wie sein Waffengefährte Friedrich Förster berichtet, in höchster Erregung aus: „Die Halunken! Wer ein braver Kamerad ist, folgt mir!" So sprengte er auf seinem Schimmel mutig voraus, über den Graben dahin, woher die Schüsse gefallen. Ihm zur Seite folgte der Oberjäger Helfritz, von Herz und Faust ein Pommer, wie es keinen tüchtigern geben konnte. Einige andere schlossen sich an; es wurden mehrere Gefangene gemacht. Allein die Reiter waren im Gehölz zu sehr im Nachteil gegen die im Gebüsch versteckten feindlichen Tirailleure. Mehrmals ließen Lützow und der alte Rittmeister Fischer Appell blasen, ohne daß die Freiwilligen dem Zurückrufe Gehör leisteten. Auf den kühnen Reiter, der mit lautem Zuruf auf leuchtendem Schimmel den anderen voraufritt, wurden vornehmlich die feindlichen Schüsse gerichtet. Dies hielt ihn nicht zurück, die Feinde aus ihrem Versteck herauszujagen und seine „Eisenbraut" zum blutigen Hochzeitsreigen zu führen. Da fällt aus dem Dickicht ein Schuß — die Kugel pfeift, die Kugel trifft, trifft in das Herz — und der für Vaterland und Freiheit begeisterte Sänger und Kämpfer, der Heldenjüngling von 22 Jahren, Theodor Körner, der unsterbliche Sänger von „Leier und Schwert", sinkt, zu Tode verwundet, von seinem Pferde und färbt mit seinem Herzblute die grüne Heide von Rosenhagen. Die Freunde sprengen herbei, und während Helfritz sich um den Verwundeten bemüht, rächen die anderen seinen Tod, so daß keiner der Feinde entrinnt. Noch einmal schlägt Körner die blauen Augen auf. Mit den Worten: „Wird wohl nicht viel zu bedeuten haben", sucht er seine Kameraden zu beruhigen; bald darauf mit einem letzten „Lebt wohl" haucht er seine Heldenseele aus.**)

Friedrich Försters Bericht über den Tod Theodor Körners wird durch Briefe zweier anderen Kampfgenossen ergänzt. Der Oberjäger Helfritz, später Amtsrat in Iven bei Anklam, in dessen Armen Körner starb, schreibt über den dramatischen Verlauf des Kampfes und Körners tödliche Verwundung: „Wenige Worte waren es, welche ich und Körner während des Gefechtes wechselten. Ein Teil der von uns den Franzosen abgenommenen Wagen entkam und eilte auf der Straße

*) Friedrich Ludwig Jahn von Professor Dr. Euler.

**) Nach dem Bericht seines Mitkämpfers Friedrich Förster in dessen mehrfach angezogenem Werke: Geschichte der Befreiungskriege 1813, 14, 15.

im Walde davon. Körner rief mir zu, nachdem von Lützow schon Befehl gegeben worden war, den Feind nicht weiter zu verfolgen: „Bruder Helfritz, Du kennst Deine Jäger besser als ich, wir wollen noch mal drauf gehen." Er sprengte fort. Dem geliebten Freunde folgte ich mit den Worten „Ja Bruder!" Meinem Zuge rief ich zu: „Jäger! Vorwärts!" Die braven Lützower folgten mit dem Rufe: „Hurra! Oberjäger! Hurra!" Unsern Körner aber traf die feindliche Kugel etwa 30 Schritte von mir und meinen Jägern entfernt. Zu mir den Blick gewandt, rief er: „Da hab ich eins — schadet weiter nichts —" und mit diesen Worten endete sein ruhmvolles Leben. Er sank vom Pferde. Ich sprenge herzu, sitze ab, helfe mit Zenker, Freydank und anderen, den Fuß, welcher noch im Bügel hing, herauszubringen, und in meinen Armen ruht als Leiche, der allen seinen Freunden und Waffengefährten, ja dem gemeinsamen großen deutschen Vaterlande ewig unvergeßliche Theodor Körner. — — — Das übrige ist Dir bekannt. Du nahmst den teuren Leichnam in Empfang und bereitetest ihm mit anderen Freunden das Grab unter der Eiche bei Wöbbelin. „Die Träne rinnt, die Feder will nicht weiter." Vale faveque!

Dein Bruder und Waffengefährte F. Helfritz."

Ein anderer Waffengefährte, der Wachtmeister Zenker, später Gutsbesitzer in Brunow bei Neustadt-Eberswalde, gibt uns Aufschluß über die Vorgänge am Abend vor dem Gefecht bei Gadebusch und berichtet gleichzeitig authentisch über Theodor Körners letztes Zusammensein mit seinen Kameraden am Abend vor seinem Tode, bei welcher Gelegenheit — es war in Gottesgabe am Abend des 25. August — er ihnen das tags zuvor gedichtete „Schwertlied" vortrug. Wir übergehen die auf den Kampf bezüglichen Stellen, da sie sich im wesentlichen mit den schon mitgeteilten anderen Berichten decken und geben nur die Schilderung des letzten fröhlichen Zusammenseins der Freunde.

„Es war schon später Abend, als wir auf einem großen, ganz frei und isoliert gelegenen Gutshofe einritten und fütterten; aus dem Hause wurden uns Lebensmittel gebracht. Unsere Vedetten (Vorposten) hatten zwei Reisende angehalten, die sich Lützow vorstellten, welcher mir Befehl erteilte, sie in den Saal zu bringen, wo die Adjutanten sich befanden und sie dort bewachen zu lassen. Ich trat also in den großen Saal ein und fand hier außer vielen anderen Kameraden auch Körner, welcher, wie er es immer zu tun pflegte, uns ein ‚neues schönes Lied' vortrug. Es war das Schwertlied:

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran. — Hurra!

Mich trägt ein wack'rer Reiter,
Drum blink' ich auch so heiter,
Bin freien Mannes Wehr;
Das freut dem Schwerte sehr." — Hurra.

Die sehr muntere und aufgeregte Gesellschaft sang das Lied sogleich nach irgend einer Melodie oder stimmte wenigstens in das Hurra lebhaft ein. Körner verwahrte dies Lied in seiner Brieftasche, in welcher es am nächsten Tage gefunden wurde. Noch ehe der Morgen dämmerte, brachen wir wieder auf u. s. w. (Nun folgt der Schlachtbericht, der sich im Großen und Ganzen mit dem von Helfritz mitgeteilten deckt.) Über die Entstehung des berühmten Schwertliedes gibt Friedrich Förster folgende authentische Mitteilung. „Bei meiner letzten Begegnung mit Theodor gab mir dieser auf meine Frage, ob er mir nicht ein neues Lied für unsere Feldkapelle — deren Direktor Leutnant Preuß II, deren Feldwebel ich war — mitgebracht habe, eine Andeutung, daß ihm schon so etwas im Kopfe herumstehe, was er am nächsten Morgen zu Papier bringen werde. Es war dies das ‚Schwertlied', sein Schwanengesang. Ich fand es nach seinem Tode in seiner Brieftasche. Beuth, der verdienstvolle Gründer des Gewerbeinstitutes in Berlin, damals Lützower

Husar, nahm sofort Abschrift davon, die sich noch in meinem Besitz befindet, mit der Bemerkung: ‚Körner schrieb dies Gedicht am 24. August morgens in Kirch-Jesar, wozu ich ihm das Blaustift lieh. Beuth.'"*)

Unter der Eiche zu Wöbbelin ruht Theodor Körner, der unsterbliche Sänger der Freiheitskriege. Sein schönes, kurzes junges Kriegerleben, seinen braven Soldatentod, wie er ihn sich gewünscht, hat niemand besser geschildert wie Karl Immermann in seinem mit dem Stift des Dichters gezeichneten Nachrufe:**)

„Ein schönes beneidenswertes Leben! Indem er den Kriegerrock anzieht, streift er alles Schwache, Nachgeahmte seiner ersten Versuche ab; er ist ein anderer geworden. Von Feldwacht zu Feldwacht, von Gefecht zu Gefecht, quellen ihm Lieder zu, eigene, unnachgeahmte, unnachahmbare, welche die Nation zu ihren Schätzen stellt; er dichtet sein Schwertlied, einen der höchsten Laute unserer Sprache; da werben schon die Trompeten. Er wirft den Stift weg und ergreift die ‚Eisenbraut', welche er eben besungen; in der Fülle dieser Wonne, auf dem Gipfel solchen Glückes tritt ihn der Tod an; rasch, ohne daß er sein Antlitz gesehen hat, und die Brüder geben ihm den Feuergruß in die erkämpfte Gruft.***) Er fehlt im Siegesheimzuge, aber er ruht, wie er es gehofft, in freier Erde und lebt, wie er es verdient, im deutschen Volke fort von Geschlecht zu Geschlecht:

Denn was berauscht die Leier einst gesungen,
Das hat des Schwertes freie Tat errungen."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mitte September war's — die heißen Schlachten von Großbeeren, an der Katzbach und bei Dennewitz waren schon geschlagen — da sollte auch den Lützowern wieder eine Waffentat erblühen, die in der Geschichte des Freikorps mit Blut angestrichen steht. Um diese Zeit stand General von Wallmoden mit etwa 13000 Mann dem Marschall Davout in der Stecknitz-Travelinie gegenüber, mit der wichtigen Aufgabe, Marschall Davout zu hindern, daß er mit seinen Hauptkräften auf das linke Elbufer ging und sich so an die große Armee heranzog. Aus einem aufgefangenen Briefe hatte man erfahren, daß Davout dem General Pecheux mit einer Division von 7000 Mann mit dem zwiefachen Befehl abgesandt habe, die Garnison von Magdeburg zu verstärken und auf dem Wege dahin die Gegend von den zahlreichen Streifkorps zu reinigen. Um diesem zuvor zu kommen, faßte Wallmoden den Entschluß, Pecheux mit seinem Hauptkorps anzugreifen. Dem Lützowschen Freikorps war hierbei — zur Freude aller Lützower — eine Hauptrolle zugedacht. Wallmoden hatte bei Dömitz eine Schiffbrücke über die Elbe schlagen lassen, sein ganzes verfügbares Heer hier versammelt und Dannenberg besetzt. In der Nacht zum 15. September überschritt das Lützowsche Korps unter Absingung Körnerscher Kriegslieder auf der erwähnten Schiffbrücke die Elbe und nahm Stellung bei Dannenberg. In der Gesellschaft Lützows befand sich Jahn, der sich vortrefflich für den Kundschafterdienst eignete und bei seiner großen Vertrautheit mit der Gegend zu Rekognoszierungen ausgeschickt wurde, auch die ersten genauen Nachrichten über die Stellung der Franzosen brachte. Gegen Mittag des 16. September hatte Major von Lützow den Befehl erhalten, die feindlichen Vorposten im Göhrder Wald anzugreifen. Hier war das Jägerbataillon am Platze. Rechts und links im Walde seine Tirailleurlinie ausbreitend, drang es un-

---

*) Friedrich Förster, Geschichte der Befreiungskriege 1813, 14, 15.

**) Karl Immermann, Das Fest der Freiwilligen zu Köln am Rhein, den 3. Februar 1838.

***) Das ist ein poetischer Irrtum. Wie Förster in einem zwei Tage später aus Wöbbelin an die Seinen gerichteten Briefe schreibt, hatte General Wallmoden wegen der Nähe des Feindes die Ehrensalve aus Geschütz und Gewehr untersagt. „So senkten ihn dann die treuen Lützower unter Anstimmung des Gebetes: „Vater, ich rufe Dich!" in die Gruft und schieden nach der Einsenkung mit dem Abschiedsgruß: „Das war Lützows wilde verwegene Jagd".

gestüm auf der großen Straße nach Lüneburg vor. Inzwischen hatte das Jägerdetachement des ersten Bataillons das rechts der Straße gelegene Jagdschloß an der Göhrde, nach dem der Kampf seinen Namen bekommen, angegriffen und den Feind daraus vertrieben. Nach anderthalbstündigem Gefecht waren die Feinde aus dem Walde „hinausgepirscht". Der Kampf wurde an dieser Stelle von den braven Lützowern mit so gutem Mute und mit solchem Humor geführt, daß, wie Friedrich Förster, der an diesem Kampfe hervorragend teilnahm, berichtet, „wenn den Jägern ein Stück Wild und ein Franzose schußgerecht kam, sie einander zuriefen: ‚Bruder hab acht! Nimm Du den Franzosen, ich nehme den Hirsch aufs Korn!'"

Freilich, an anderer Stelle vollzog sich der Kampf in weniger gemütlichen Formen. Hartnäckig verteidigte der Feind seine Stellung und suchte immer von neuem festen Fuß zu fassen, aber die braven Tirailleure des Freikorps vertrieben ihn mit Aufbietung aller Kräfte immer wieder. Da im entscheidenden Augenblicke brach Lützow mit seinen schwarzen Reitern aus dem Walde hervor, um sich auf die französische Kavallerie zu werfen. Als diese sich hinter ihre Infanterie zurückzog und geschlossene Karrees bildete, stürzte sich Lützow mit seiner mutigen Schar auf die fest geschlossenen Kolonnen, welche ihn mit Kartätschen und Batteriefeuer empfingen. Der Major, allen vorauf reitend, wurde durch einen Schuß schwer im Unterleib verwundet. Da auch ein Angriff des alten verwegenen Rittmeisters Fischer vom Feinde abgeschlagen war und auch die übrige Kavallerie und Infanterie des Freikorps fast alle Offiziere durch Verwundung oder Tod verloren hatte, so trat hier einer jener kritischen Momente in der Schlacht ein, welche über Sieg oder Niederlage entscheiden. Da sollte die halb vorwitzige, halb heroische Tat eines Einzelnen oder — wie sich bald herausstellen sollte — einer Einzelnen, der bisher unerkannt gebliebenen Heldenjungfrau Eleonore Prochaska, den plötzlich zum Stillstand gekommenen teutonischen Zorn von neuem entfachen. Lassen wir die ergreifende Szene, welche der Künstler mit so großer dramatischer Kraft uns im Bilde vorführt, durch den einwandfreiesten Zeugen, Friedrich Förster, dem sich die Jungfrau im letzten Augenblicke ihres Lebens offenbarte, selbst erzählen:

„Bei der Verfolgung der Tirailleure, welche sich, als wir sie aus dem Walde vertrieben, nach den Anhöhen zu ihren Kanonen und Infanteriemassen zurückzogen, erhielt ich einen Schuß in den rechten Oberarm. Der Maler Kersting eilte herbei, um mich zu verbinden, und ich setzte mich auf die Trommel eines tot an der Erde liegenden französischen kleinen Rataplan nieder. Bald versammelte sich noch eine Anzahl Freunde, und als die Operation glücklich vollbracht war, versuchte ich, um zu probieren, ob meine Armröhre ganz geblieben, die Trommel zu schlagen. Da dies nicht zum besten ging, nahm mir der Jäger Renz die Trommel aus der Hand und wirbelte mit großem Geschick darauf herum. „Du verstehst Dich doch auf alles", rief ein anderer ihm zu. „Du schneiderst, kochst, wäschst, singst und schießest, wie keiner es besser versteht, und nun bist Du auch noch Tambour!" „Ein Potsdamer Soldatenkind", sagte Renz, „muß sich auf alles verstehen" und trommelte lustig weiter und sang: „Zusamm', zusamm' Ihr Lumpenhund, Ihr sollt zu Eurem Hauptmann komm'", so daß die kleine Schar, welche Renz folgte, als ob wir Soldaten spielten, bald auf 50 bis 70 Mann anwuchs. So waren wir lustiger Dinge über die ebene Heide bis zum Fuß der vor uns liegenden Hügelkette marschiert, als wir dadroben Kanonen auffahren, abprotzen und alsbald ein heftiges Feuer auf die sich zurückziehende Kavallerie eröffnen sahen. „Nun hört aller Spaß auf", rief unser Trommelschläger und schlug den Sturmmarsch. Von einem Kommando und einer Erwägung dessen, was zu tun sei, war nicht mehr die Rede. Mit wütendem Hurrageschrei drangen wir in ungeordneten Haufen, mit Büchsen, wenige nur mit Bajonettgewehr, den Hügel hinan.

„Hier erfuhr ich nun zum ersten Male die furchtbare Wirkung einer vollen Kartätschenladung in einen dicht geschlossenen Haufen. Das stürzte, sprengte, stob und flog auseinander. Jammergeschrei und Hurras übertönten und übertäubten eins das andere. Aber mein tapferer Renz schritt noch immer voraus und schlug Sturm auf seiner Trommel. Die auseinandergesprengte Schar schloß sich im verdoppelten Sturmschritt wieder zusammen; es galt nur noch einen beherzten Anlauf, und wir waren der feindlichen Batterie so nahe, daß die Kugeln über uns hinwegfliegen mußten. Da warf ein zweiter Schuß seinen zerschmetternden Hagel in unsere Reihen. Unser tapferer Trommelschläger stürzte neben mir. Krampfhaft hielt er den Zipfel meines Überrockes fest und rief mit jammervoller Stimme: „Herr Leutnant, ich bin ein Mädchen!“ Ohne darauf zu achten, riß ich mich los; nur wenige Schritte noch, und wir standen in der Schanze. Dies letzte und entscheidende Wagnis gelang. Die Haubitze hatte wieder ihre Ladung erhalten. Allein bevor der Feuerwerker mit der brennenden Lunte auffsetzte, war er von dem Jäger Bachmann niedergestoßen, und sein Schicksal teilten die anderen das Geschütz bedienenden Feinde. Nun aber gab es einen Jubel zum Rasendwerden: „eine französische Haubitze mit Sturm genommen!“

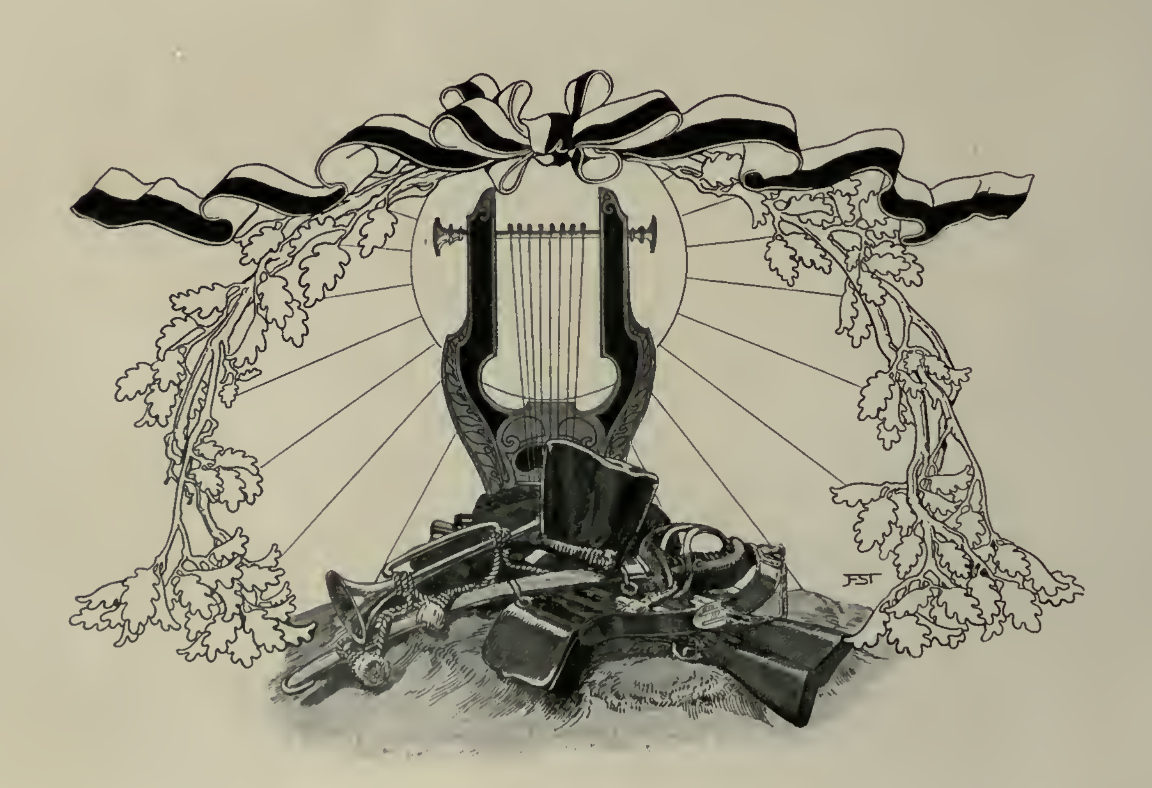
Förster erzählt nun, wie sie plötzlich jäh aus ihrem Freudenrausch in die nüchterne grausige Wirklichkeit zurückgerufen wurden. „Zwei französische Bataillone waren in Kolonne angerückt, und das vorderste gab Feuer auf uns. Mehrere der unsern, die eben noch im Hochgefühl des Sieges mit uns gejubelt, lagen tot am Boden; unter ihnen der 16jährige Pichon aus Berlin, ein Liebling Jahns, der gewandteste Springer des Turnplatzes. Von Börnhorst aus Dessau schien hier freiwillig den Tod zu suchen; er schritt auf das französische Bataillon zu und hieß es, das Gewehr strecken. Dann mit dem Rufe: „Körner, ich folge Dir!“ stürzte er, von sieben Kugeln durchbohrt — so fanden wir ihn später — nieder.“ Förster berichtet darauf, wie sie die erbeutete Haubitze in Sicherheit brachten und fährt dann fort: „Mir war bei dem Jubeltanz um das Geschütz der Hilferuf unseres armen Trommelschlägers wieder ins Gedächtnis gekommen, und nur dunkel schwebte mir vor, daß Renz mich mit den Worten gehalten: „Herr Leutnant, ich bin ein Mädchen!“ Ich stürzte zurück nach der Stelle; um Renz fand ich einen unserer Ärzte beschäftigt. Eine Kartätschenkugel hatte ihm den Schenkel zerschmettert; man hatte ihm den beklemmenden Waffenrock geöffnet; der schneeweiße Busen verriet in pochenden Schlägen das jungfräuliche Heldenherz. Kein Laut der Klage kam über ihre Lippen, um die noch sterbend ein beseligtes Lächeln schwebte. Das Heldenmädchen war jene Eleonore Prochaska, von welcher wir schon vorn berichteten (siehe S. 375), 21 Jahre alt, aus Potsdam gebürtig. Unter unsäglichen Leiden, welche sie standhaft und mit Ergebung ertrug, verschied sie am 5. Oktober in Dannenberg. Ein Bericht vom 7. meldet: „Heute Morgen 9 Uhr wurde die Leiche der in der Schlacht an der Göhrde verwundeten Eleonore Prochaska zur Erde bestattet, welche als Jäger im Lützowschen Freikorps unerkannt ihren Arm aus reinem Patriotismus der heiligen Sache des Vaterlandes geweiht hatte. Gleich einer Jeanne d'Arc hatte sie mutvoll gekämpft den Kampf für König und Vaterland. Trauernd folgten dem Sarge, der von ihren Waffenbrüdern getragen wurde, das hannoversche und russische deutsche Jägerkorps, der Oberst Graf Kielmannsegg nebst sämtlichen Offizieren. Eine dreimalige Gewehrsalve rief der vom Sturm des Krieges geknickten Lilie den letzten Gruß ins Grab.“

Das Gefecht an der Göhrde aber, welches so vielen braven Lützowern das Leben gekostet, nahm für die Verbündeten einen siegreichen Verlauf. Im entscheidenden Augenblick brach Dörnberg mit seinen Reitern hervor, Oberst Ernst von Pfuel nahm die Feinde beim Rückzuge in Empfang und vollendete ihre Niederlage. Kaum 2000 Mann brachte Pecheux mit nach Hamburg zurück. Seine gesamte Artillerie fiel in die Hände der Sieger. An Toten, Verwundeten und Gefangenen

verlor er an 6000 Mann. Der Verlust der Verbündeten betrug an Toten und Verwundeten 60 Offiziere, 500 Mann und 200 Pferde.

Noch einmal — es war im Oktober 1813 — noch vor der Schlacht bei Leipzig, beteiligte sich das Lützowsche Korps bei dem Angriff auf Bremen in erfolgreicher Weise. Am 14. Oktober kapitulierte die feindliche Besatzung von Bremen. Den tapferen Mannschaften des Lützowschen Korps kamen die Bremer mit ganz besonderer Begeisterung entgegen. Ja, das Erscheinen der schwarzen Gesellen wirkte auf die Jugend so mächtig ein, daß eine Anzahl Bremenser Studenten und junger Kaufleute sich beritten machte und in das Detachement freiwilliger Jäger zu Pferde eintrat. Noch einmal sollten hier die alten feierlichen Zeremonien aufleben. Vor dem Altar der Domkirche mußten sie den Fahneneid schwören, während der alte Rittmeister Fischer und Major von Petersdorff die Klingen kreuzten und die Freiwilligen zur Bekräftigung des Eides die ihrigen darüber legten. Aber auch solche vorübergehende Ergänzungen des Korps konnten ihm nicht mehr zu neuem Leben verhelfen. Mehr und mehr verlor es seine Selbständigkeit, und eine tiefe Mißstimmung trat an die Stelle der Begeisterungsfähigkeit. „Untätigkeit“, so schreibt Fröbel am 30. Oktober, „ist an die Stelle des Wirkens, der Tat, Privatinteresse ist an die Stelle des Interesses für das Ganze getreten.“ Durch Kabinettsbefehl Friedrich Wilhelms III. vom 22. November verlor das Freikorps seine Bedeutung als Parteigängertruppe; seine Werbekraft hörte damit auf. Häufig wechselten seine Befehlshaber, und am 1. Dezember wurde es dem Armeekorps des russischen Generals von Woronzoff überwiesen. Wahrlich, es hatte ein besseres Schicksal verdient, als den Russen zur Staffage zu dienen. Zwar zeichneten sich seine Angehörigen noch in zahlreichen Schlachten aus; seine Zugkraft als Ganzes hatte es verloren. Aber solange noch deutsche Vaterlandsliebe, deutscher Freiheitssinn und deutsche Kühnheit in einer deutschen Mannesbrust wohnen, wird man der braven Lützower mit warmer Begeisterung gedenken:

Und von Enkel zu Enkel sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde verwegene Jagd!





# IX. Großbeeren.

Der Waffenstillstand war beendet. Die gewaltigen Heere der Verbündeten setzten sich in Bewegung, und der Feind zog ihnen entgegen; der Tritt von unzähligen Schlachthaufen hallte durch Felder, Dörfer und Städte. Jene großen kriegerischen Ereignisse hatten ihren Anfang genommen, die man in der Geschichte der Befreiungskriege unter dem Namen des „Herbstfeldzuges“ zusammen zu fassen pflegt. Wir wenden uns diesem zu. Der Plan für das gemeinsame Zusammengehen der Verbündeten, zu denen nun auch Österreich gehörte, war schon während des Waffenstillstandes ausgearbeitet worden. Am 9. Juli 1813 waren auf Schloß Trachenberg in Schlesien der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, in der darauffolgenden Nacht auch noch der Kronprinz von Schweden, Bernadotte, mit General Stedingk eingetroffen, um über die Aufstellung eines gemeinsamen Kriegsplanes Beschluß zu fassen. So ernst es den beiden Monarchen und den Vertretern Österreichs damit war, so gleichgültig zeigte sich Bernadotte, und sein ganzer Anteil an den militärischen Abmachungen zu Trachenberg bestand eigentlich nur darin, „daß er gegen die Zusage sehr willkommener Verstärkungen seines Heeres Verpflichtungen auf sich nahm, die er nachher gar nicht oder nur sehr unzulänglich erfüllte.“

Bei der ganz merkwürdigen Erscheinung dieser Persönlichkeit, welcher sonderbarerweise in den Trachenberger Verhandlungen eine hervorragende Befehlshaberstelle im Heere der Verbündeten zugeteilt worden war, ist es geboten, uns etwas eingehender mit diesem Manne zu beschäftigen, der in der Geschichte der Befreiungskriege oft eine mehr als zweideutige Rolle spielen sollte. Er war als Sohn eines Rechtsgelehrten zu Pau im Departement Niederpyrenäen geboren, war als Gemeiner in die Armee eingetreten und hatte, wie so mancher andere französische Marschall, während der

Revolutionszeit schnell eine militärische Staffel nach der anderen erstiegen. Unter Bonaparte hatte er eine Zeitlang in Italien gefochten, war dann kurze Zeit Gesandter der Republik in Wien gewesen und später zum Kriegsminister ernannt worden. Nach der Rückkehr Napoleons aus Ägypten und dem Sturze des Direktoriums hatte er sich am 18. Brumaire 1799*) der Erhebung Bonapartes zum ersten Konsul hartnäckig widersetzt. Napoleon hatte ihm dies nicht vergessen; er mißtraute überhaupt dem „maurischen Blute", das in seinen Adern floß, und hätte ihn am liebsten entfernt, wenn er ihm nicht, als Schwager seines Bruders Joseph, nahe verwandt und dadurch einflußreich geworden wäre. Wiederholt war es zwischen dem französischen Kaiser und Bernadotte, der, selbst von maßlosem Ehrgeiz erfüllt, ihm nur mit Murren und Widerwillen folgte, zu ernsten Zerwürf-



Karl Johann, Kronprinz von Schweden (Bernadotte).

nissen gekommen, so beispielsweise in der Schlacht bei Jena, wo Bernadotte untätig mit seinem Korps bei Dornburg stehen geblieben war. Von Natur mit List und Verschlagenheit begabt, war Bernadotte eher zum Diplomaten als zum Feldherrn geeignet. Nichtsdestoweniger hatte er es sehr klug verstanden, sich in den Geruch eines ausgezeichneten Feldherrn zu setzen, obgleich er niemals ein Heer selbständig geführt hatte. Von Napoleon zum Marschall und zum Fürsten von Pontecorvo ernannt, hatte man — ganz besonders wegen seines nahen Verwandtschaftsverhältnisses zu Napoleon — den ehemaligen Grenadier im Jahre 1810 zum Thronfolger in Schweden gewählt, hoffte man doch durch ihn in freundschaftliche Beziehungen zu dem gefürchteten Imperator zu treten. Sein nicht zu leugnendes politisches und organisatorisches Geschick hatte ihn bald zu großem Einfluß in Schweden gebracht, und als zu Anfang des Jahres 1813 Rußland und Preußen sich nach neuen Bundesgenossen umsahen und Schweden bereits England verbündet war, suchte man

*) Brumaire = der Nebelmonat (von brume der Nebel), war in der ersten französischen Republik, in welcher man die alte Zeiteinteilung abgeschafft hatte, der zweite Monat des Jahres.







Eleonore Procha

Das Heldenmädchen Eleonore Prochaska fällt, zu Tode

Original von P

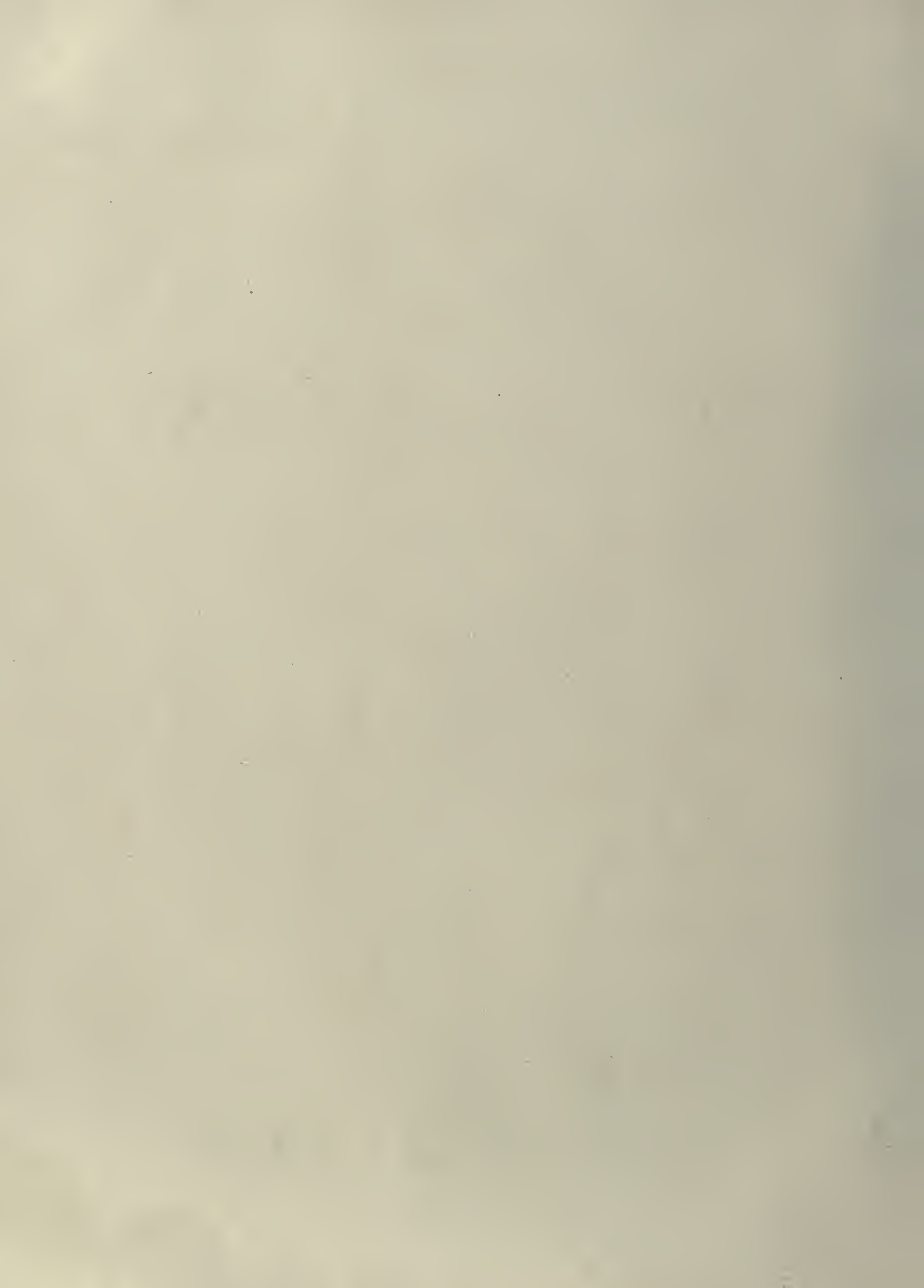



Leutnant Friedrich Förster.

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

troffen, im Gefecht an der Göhrde (16. September 1813).

ssor C. Röchling.



alles daran zu setzen, die militärischen Talente des vielgewandten Kronprinzen von Schweden sich für den geplanten Vernichtungskampf gegen Napoleon dienstbar zu machen. Welche wichtige Feldherrnrolle man ihm hierbei zuerteilte, ihm, dem als ehemaligen Waffengefährten Napoleons die Befreiung Deutschlands höchst gleichgültig war, und dem die Bundesgenossenschaft nur ein Mittel zu dem Zweck sein sollte, das Königreich Norwegen für Schweden zu gewinnen, davon werden wir noch später hören. Bei den Trachenberger Verhandlungen zur Feststellung eines Kriegsplanes, dessen Urheberschaft ganz ungerechtfertigterweise eine Weile ihm zugeschrieben wurde, zeichnete er sich durch eine ungemeine Redseligkeit, seine Vorschläge durch gewandte Begründung und übermäßige Vorsicht aus.

Aus dem Protokoll der genannten Kriegsverhandlungen vom 12. Juli 1813 seien einige der Hauptgrundsätze hier angeführt. Sie stehen, wie man sieht, schon deutlich unter dem Einfluß der



Österreichischer Feldmarschall Karl Philipp Fürst von Schwarzenberg.

neuen kraftvollen Kriegsweise, wie sie sich unter einem Genie wie Napoleon gewissermaßen von selbst zu ganz neuen strategischen Gesetzen herausgebildet hatte. Als Hauptgrundsatz war die Forderung aufgestellt, daß alle Streitkräfte der Verbündeten sich regelmäßig dorthin zu wenden hätten, wo des Feindes Hauptmacht stände. Es sollten deswegen die Korps, welche auf den Flanken oder im Rücken des Feindes zu wirken hätten, allemal die Linie wählen, welche am unmittelbarsten auf die Operationslinie des Feindes führt. Der Gedanke einer neuen Kriegsweise kam vor allem in der aufgestellten Forderung zum Ausdruck: „Den Angegriffenen beizuspringen durch Offensive der Nichtangegriffenen." Der österreichische Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, der zum Oberbefehlshaber der Böhmischen Armee ernannt worden war, faßte vier Monate später — im November 1813 — die vereinbarten Leitgedanken, welche wesentlich zur glücklichen Gestaltung des Herbstfeldzuges beigetragen, in verschiedene Leitsätze zusammen, deren wichtigster zum Schlusse die Einwirkung Napoleonischer Bulletins nicht verkennen läßt und in dem stolzen Satze ausklingt: „Das allgemeine Stelldichein sollte das Hauptquartier des Feindes sein, wie dasselbe nachher auch in Leipzig erreicht worden ist."

Die in dem Trachenberger Kriegsplan aufgestellten Ziffern über die Stärke der einzelnen Heere wuchsen nach dem Ablauf der Waffenruhe noch so gewaltig an, daß der Waffenstillstand sich schon aus diesem Grunde als eine weise Maßregel der verbündeten Regierungen herausstellte. Vor allem hatte die Landwehr während dieser Waffenruhe Zeit gehabt, ihre Ausbildung und Rüstung zu vollenden. 150 000 Mann schlagfertiger Streitkräfte konnte sie auf den Plan stellen, ein Volksheer, wie es noch nie in der Geschichte in so kurzer Zeit aufgebracht worden war.

Unglaubliches hatte das kleine, verstümmelte, mißhandelte Preußen in kurzer Zeit geleistet. Groß waren die Opfer, die von allen Seiten gebracht wurden, aber sie reichten bei weitem nicht aus. Eine halbe Million war durch freiwillige Liebesgaben zusammengekommen; drei Millionen Taler hatte Preußen durch Zwangsanleihen aufbringen können. Nun war es auf die Hilfe Englands angewiesen; aber dieser stolze und reiche Staat zeigte gerade damals der schwierigen Lage Preußens gegenüber eine merkwürdige Zurückhaltung seiner Mittel. Während die Unterstützungsgelder, die er Preußen mit seinen 280 000 Mann gewährte, nur 13⅓ Millionen Mark betrugen, unterstützte er Schweden und dessen Verbündete (die Hanseaten und Hannoveraner) — freilich aus recht durchsichtigen Geschäftsgründen — mit 40 Millionen Mark.

Die durchgreifendste Veränderung, die der Waffenstillstand für die Verbündeten gebracht, war die Aufstellung dreier großer Heere, die von ebensoviel Seiten her Napoleons Kriegsmacht bedrohten.

1. Die Böhmische oder Hauptarmee unter dem Oberbefehl des Fürsten Schwarzenberg. Ihre Stärke betrug nach der Berechnung von Friedrich*) 254 404 Mann mit 692 Kanonen.

2. Die Schlesische Armee unter General Blücher mit 104 974 Mann und 356 Kanonen.

3. Die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden mit 152 475 Mann und 387 Kanonen.

Diesen drei Heeren von zusammen 485 832 Mann vermochte Napoleon nur etwa 450 000 Mann entgegenzusetzen. Aber was wollte dies Weniger an Mannschaften bei Napoleon bedeuten gegenüber der Tatsache, daß bei ihm nur ein einziger mächtiger Wille gebot. Ob bei den Verbündeten jene unselige Zersplitterung und Vielheit in der Befehlsgebung wieder Platz griff, wie im Frühlingsfeldzuge, das sollte erst die Zeit lehren! Fürst Schwarzenberg sollte mit seiner Hauptarmee auf dem linken Elbufer aus Böhmen nach Sachsen vorgehen. Die Nordarmee Bernadottes sollte vornehmlich dem Schutze Berlins und der Marken dienen. Die Schlesische Armee unter Blücher sollte mit der Hauptarmee in der Weise zusammenwirken, daß jede für sich allein vor einem Angriff Napoleons ausweichen, dagegen, wenn dieser sich gegen eine der drei Armeen wenden würde, in Napoleons Rücken vordringen sollte. An Blüchers Heer, welches der Zahl nach das schwächste war, sollte sich dann noch, von Warschau her, das Korps Bennigsens mit 59 000 Russen anschließen. Pommern und die Neumark waren dann noch durch Tauentzien gedeckt, der mit 24 000 Mann Stettin und Küstrin einschloß, während General Wallmoden mit 24 000 Mann bei Hamburg Davout in Schach halten sollte.

Vielleicht der Hauptvorzug des Trachenberger Kriegsplanes war seine strenge Geheimhaltung. Napoleon, sonst durch einen vorzüglichen Kundschafter- und Spiondienst stets aufs beste unterrichtet, wußte nichts von der dort beschlossenen Taktik des Ausweichens der Angegriffenen und des Vorbrechens der Nichtangegriffenen. Ja, er hatte sich noch bis vor kurzem in Sicherheit gewiegt und nicht geglaubt, daß Österreich es dennoch wahr machen würde, ihm den Krieg zu erklären;

---

*) Geschichte des Herbstfeldzugs 1813 v. Friedrich, Major à la suite des 2. Bad. Grenadier-Reg. Kaiser Wilhelm I. Nr. 110

vollends von einem so engen Einvernehmen des österreichischen Hauptquartiers mit dem preußischen hatte er keine Ahnung. Als er dann die Kriegserklärung in der Hand hielt, hatte er, da er die Hauptarmee nicht in Böhmen, sondern in Schlesien vermutete, beschlossen, seine ganze Macht hierhin zu wenden. Gegen Blücher schien es ihm ratsam, selbst den ersten Schlag zu führen. Oudinot beauftragte er, auf Berlin vorzugehen, um die Hauptstadt zu nehmen. Die Hauptarmee der Verbündeten machte ihm, wie es schien, vor der Hand wenig Sorge.

Als die verwundbarste Stelle im Heereskörper der Verbündeten betrachtete er die Nordarmee. Und er hatte seine Gründe dazu. Zunächst lagen sie in der Person des Oberbefehlshabers dieses Heeres selbst, des Kronprinzen von Schweden. Er kannte diesen Marschall nur zu gut; er wußte, daß er die Ruhmredigkeit, aber auch die Unzuverlässigkeit der Gascogner besaß; er wußte auch, daß bei seinen ehrgeizigen Plänen, die ihren Schwerpunkt nicht in Deutschland, sondern in Schweden und Norwegen hatten, er den Krieg nur mit halber Seele führte. In zweiter Linie kam für Napoleon die Zusammensetzung des Heeres in Betracht. Er hielt es für minderwertig, da es aus Linie und Landwehr gemischt war, von welch letzterer er keine große Meinung hatte. So glaubte er denn, im Kampfe mit Bernadotte es bei einer Armee von 70 000 Mann*) bewenden lassen zu können, die er dem Marschall Oudinot mit folgendem Schreiben Berthiers unterstellte: „Se. Majestät hofft, daß mit einer Armee, wie die Ihrige ist, Sie den Feind rasch zurückwerfen, Berlin einnehmen, die Einwohner entwaffnen, alle Landwehr und den ganzen Schwarm schlechter Truppen (cette nuée de mauvaises troupes) auseinander sprengen werden." Die Landwehr konnte er nicht niedrig genug einschätzen; er nahm von ihr an, daß sie nicht fechten könne; von Bernadotte selber prophezeihte er mit merkwürdig richtiger Voraussicht, daß er nicht von der Stelle rücken würde (il ne fera que piaffer).**)

Und Napoleon kannte seine Leute. Bernadotte kümmerte sich den Henker um den Trachenberger Kriegsplan, obgleich er ihn hatte mit beraten helfen. Seine ganzen strategischen Absichten hatten verzweifelt wenig mit der Verteidigung Berlins zu tun, sondern hingen mit der Frage zusammen, auf welche Weise er sich am schnellsten in den Besitz Norwegens setze, um sich den Schweden, seinen späteren Landeskindern, recht angenehm zu machen. Daß dem so war, geht aus einem Gespräch hervor, welches er gerade in den Tagen, da der Waffenstillstand zu Ende war, mit seinem alten Waffengefährten Moreau hatte, mit dem er in Stralsund zusammentraf. Beide waren bald darüber einig, daß der in Trachenberg aufgesetzte Operationsplan, soweit er die Nordarmee beträfe, viel zu kühn und daher unausführbar sei. Bernadotte ließ es sich gern von seinem alten Waffenbruder sagen, was nämlich schon vorher mit seinen eigenen Absichten übereinstimmte, daß er Berlin überhaupt nicht verteidigen dürfe; „schon der Versuch würde ihn ins Verderben stürzen." Aber Bernadotte konnte ihn mit gutem Gewissen darüber beruhigen; er hatte niemals so kühne Absichten gehabt. „Ich nehme nie einen ungleichen Kampf an", sagte er. „Ich halte unter allen Umständen, geschützt in Front und Flanken, durch eine zahlreiche, leichte Reiterei meine Rückzugslinie auf Stralsund fest, denn dort finde ich Dänemark, dort muß ich Norwegen suchen, dort stützt mich England. Meine Armee verlieren und mir den Rückzug nach Schweden verlegen lassen, hieße die Zukunft dieses Landes zerstören. Ich werde Napoleon nur mit einem ermüdenden, langsamen, methodischen Kriege entgegenwirken, freilich, Berlin kann ich an ihn verlieren, aber ich werde dafür sorgen, ihm immer einen Marsch voraus zu sein. Nie werde ich mich den

*) Hierzu kam noch das allerdings noch nicht zur Stelle befindliche sogenannte „Zwischenkorps Girard", 13462 Mann stark, das sich aus den Divisionen Wittenberg und Magdeburg zusammensetzte.

**) „Il ne fera que piaffer — er wird nur an der Stelle treten, d. h. Schrittbewegungen auf der Stelle machen.

Keulenschlägen Napoleons, die ihm so oft gelungen sind, preisgeben .... mag er seine Soldaten im Einzelkampf sich aufreiben lassen; unsere Feldarmee muß erhalten bleiben."

Das Bekenntnis ließ an Aufrichtigkeit nichts zu wünschen übrig. Es ist noch heute unbegreiflich, wie die oberste Heeresleitung der Verbündeten einen Mann auf einen so wichtigen Posten stellen konnte, dem das erste, was ein Feldherr besitzen muß, fehlte: der gute Wille, die reine Absicht. Aber seine glänzende Redegewandtheit hatte in Trachenberg die Monarchen völlig zu täuschen vermocht. Bei seinem Bestreben, seinen Truppen „die Rückzugslinie auf Stralsund offen zu halten", um dort „Norwegen zu suchen", wäre Berlin ohne Gnade in die Hände des Feindes gefallen, wenn die Marken nicht in dem unvergleichlichen Bülow einen Schützer gehabt hätten, der entschlossen war, lieber unterzugehen, als die Reichshauptstadt preiszugeben.



Marschall Nicolas Charles Oudinot, Herzog von Reggio.

Schon am 19. August begann Oudinot, der Oberbefehlshaber der französischen „Berliner Armee", mit seinen drei Armeekorps, die zwischen Baruth und Luckau lagen, gegen Berlin vorzubrechen. Bernadotte stand bei Saarmund südlich Potsdam mit einer Armee von 105 000 Mann. Ihm gegenüber besaß Oudinot, der, nicht ahnend die Nähe einer so gewaltigen Heeresmacht, zwischen Trebbin und Zossen stand, vorläufig nur 58 000 Mann. Der aus Rheinbundtruppen bestehende Rest von 12 600 Mann war noch nicht heran und stand zwischen Luckenwalde und Baruth. Wäre Bernadotte zu diesem Zeitpunkte mit seiner überlegenen Macht gegen Oudinot hervorgebrochen, so wäre dessen ganze Armee schon jetzt vernichtet worden. Aber in Bernadottes Plan stand es anders geschrieben. Er wollte, getreu seinem Vorsatze, Berlin preisgeben; so ließ er die kostbare Zeit verstreichen, und dem Feinde war es auf leichte Weise gelungen, die Übergänge der Nuthe bei Thyrow und Wietstock zu durchbrechen. Auch der Paß bei Jühnsdorf war nicht mehr länger zu halten gewesen; obwohl Tauentzien herbeieilte und dem Feinde kräftigen Widerstand leistete, vermochte er nicht, dem stets mit frischen Truppen unternommenen Angriff Bertrands zu widerstehen. Er mußte sich auf Blankenfelde zurückziehen; Jühnsdorf fiel den Feinden in die Hände und — bis Berlin waren es knapp drei Meilen! Es war also Gefahr im Verzuge.

Da versammelte sich — es war am Nachmittag des 22. August — im Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden zu Philippstal bei Saarmund, südöstlich von Potsdam, jener berühmte Kriegsrat, in welchem durch Bülows mannhaftes Eintreten die wichtige Frage entschieden wurde, ob der Entscheidungskampf vor oder hinter den Toren Berlins ausgefochten werden sollte. Alle höheren Offiziere waren zur Beratung zusammenberufen. In seiner gewundenen, vorsichtig abgewogenen Redeweise erklärte der Kronprinz von Schweden, eine Schlacht liefern zu wollen; aber keiner der Anwesenden hatte den Eindruck, daß er es ernst mit diesem Vorsatz meine. Die zahlreichen Bedenken, die er äußerte, das Mißtrauen, das er in die Leistungen der Truppen, namentlich der Landwehr, setzte, „die zum ersten Male dem Feinde gegenüberstände" erinnerten lebhaft an die Worte des Thoas in Goethes „Iphigenie":

Man spricht vergebens viel, um zu versagen,
Der andre hört von allem nur das Nein.

Als er von der Möglichkeit sprach, daß Napoleon selbst mit voller Heeresmacht vielleicht schon im Anmarsch sei, für welchen Fall er für die unbedingte Fortsetzung des Rückzuges sei, glaubte er seinen höchsten Triumph ausgespielt zu haben. Er wollte dann nördlich von Berlin eine Stellung nehmen; es sei zu diesem Zwecke schon eine Brücke bei Charlottenburg vorhanden; eine zweite habe er aus Vorsicht schon bei Moabit über die Spree schlagen lassen. Da erhob sich Bülow, vor innerer Erregung glühend. Mit Nachdruck erklärte er, daß Berlin in keinem Falle ohne Schlacht aufgegeben werden dürfe. Verächtlich erwiderte Bernadotte: „Was ist Berlin! Eine Stadt wie viele andere!" Darauf Bülow in heftigster Erregung: „Berlin ist die Hauptstadt Preußens, und die Hauptstadt seines Landes sei einem Preußen doch etwas mehr, als der Kronprinz von Schweden meine. Er könne ihm versichern, daß, was ihn und seine Truppen betreffe, jene Brücken für ihn nicht existierten. Er werde jedenfalls keinen Gebrauch davon machen, sondern lieber vor Berlin mit den Waffen in der Hand fallen."

Als der Kronprinz sah, welche Wendung die Beratungen der Versammlung nahmen, die sichtlich unter dem Eindruck der Bülowschen Worte standen, lenkte er in seiner vorsichtigen Weise sogleich ein. Er verzichtete auf den sofortigen Rückzug, indem er meinte, noch seien ja keine Nachrichten vom Anmarsch Napoleons da; dem bis jetzt gegenüberstehenden Feinde könne man getrost die Spitze bieten, und so könne man dreist eine Schlacht wagen. Die Generale kehrten zu ihren Truppen zurück, und die von Bernadotte nunmehr erlassenen Befehle hatten denn auch wirklich zunächst den Anschein, als ob es ihm ernst sei mit der bereits beschlossenen Schlacht. Bülow aber war von diesem Augenblicke an von tiefem Mißtrauen gegen den Oberstkommandierenden erfaßt. Während er sein Pferd bestieg, sagte er zu seinen Vertrauten: „Den habe ich weg! Der ist nicht der Mann, den wir brauchen! Mich bekommt er nicht gutwillig dazu, daß ich über seine Brücke bei Moabit gehe." Und dann im Wegreiten: „Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts!"*)

So befand sich die Nordarmee unter einem solchen Oberbefehlshaber in der höchst merkwürdigen Lage, eine Schlacht schlagen zu wollen, ohne daß irgend eine Disposition dazu getroffen worden wäre, ja, wie wir weiter sehen werden, ohne daß vom Oberkommando dazu ein Befehl erfolgt wäre. Der Kronprinz spielte eine förmliche Komödie. Der Feind stand in einer Stärke von mehr als 70000 Mann schon fast vor den Toren Berlins, und Bernadotte machte keine Anstalten, ihm entgegen zu gehen, eine Handlungsweise, welche die preußischen Generale fast zur Verzweiflung brachte. Ja noch mehr. Der Kronprinz schien das Schlachtfeld vor die Tore Berlins

*) Varnhagen von Ense, General Graf Bülow von Dennewitz.

verlegen zu wollen. Tauentzien hatte, als er nach dem Verlust von Jühnsdorf sich wieder bei Blankenfelde aufstellte, den schriftlichen Befehl von Bernadotte erhalten, für den nächsten Tag, den 23. August, wenn der Feind nicht angriffe, mit seinen Truppen bis auf die Weinberge von Berlin zurückzugehen, d. h. bis zu jener Stelle, wo sich heute auf dem Kreuzberge am Tempelhofer Felde das gußeiserne Nationaldenkmal zur Erinnerung an die Befreiungskriege erhebt. Noch in der Nacht erfolgte eine verstärkte Wiederholung des Befehls, dahingehend, daß er sofort nach Berlin aufbrechen sollte. Aber Tauentzien war aus demselben Holze geschnitzt wie Bülow. Er sträubte sich, eine Maßregel auszuführen, gegen welche sich nicht bloß seine kriegerische Einsicht, sondern seine Vaterlandsliebe aufs heftigste wehrte. Er blieb stehen, verzögerte die Ausführung des Befehls bis zum Morgen und war dann froh, in dem gleich in den Morgenstunden einsetzenden Angriff



General Friedrich Bogislaw Immanuel Graf Tauentzien.

Bertrands einen Vorwand gefunden zu haben, der Weisung des Oberbefehlshabers nicht nachzukommen. Mit großer Tapferkeit schlug er Bertrands wiederholten Angriff zurück, der, auf Tauentziens plötzlichen Widerstand nicht vorbereitet, nach einem Verlust von 600 Gefangenen und zahlreichen Toten und Verwundeten sich zurückzog, nachdem er vorher General Reynier aufgefordert hatte, zu gemeinsamem Handeln sich sofort in Marsch zu setzen. War dieser in der Lage, rechtzeitig zur Unterstützung Bertrands einzutreffen, so lag die Möglichkeit nahe, daß es dem so verstärkten Feinde gelang, in der großen, weiten, ungeschützten Ebene, nördlich von Jühnsdorf, zwischen Blankenfelde und Heinersdorf, durchzubrechen und dadurch Bülow von Tauentzien zu trennen. Die unausbleibliche Folge wäre dann eine völlige Abdrängung Tauentziens und Borstells vom Nordheere gewesen, und der Weg nach Berlin lag dann ungehindert dem Feinde offen. Das durfte nicht geschehen

Bülow erkannte sofort die Gefahr, in welcher Tauentzien schwebte und hatte, gleich nachdem ihm der Kanonendonner Kunde gegeben, daß Tauentzien im Gefecht sei, den Entschluß gefaßt, ihm zu Hilfe zu eilen. Nachdem er die Zustimmung Bernadottes erlangt, setzte er sich sofort in Bewegung

mit seinen Truppen und marschierte an Groß- und Kleinbeeren vorbei bis nördlich Diedersdorf, wo er sich in Schlachtordnung aufstellte. Da jedoch Bernadotte inzwischen die Nachricht erhalten, eine feindliche Truppenabteilung marschiere auf Ahrensdorf, gewannen bei dem Kronprinzen wieder die Besorgnisse „vor den Keulenschlägen Napoleons“ die Oberhand. Er sandte sofort an Bülow den Befehl zum Umkehren, und da inzwischen auch die Kanonade bei Blankenfelde nachgelassen, die Gefahr also für Tauentzien vorüber zu sein schien, kehrte Bülow wieder in seine Stellung bei Heinersdorf zurück.

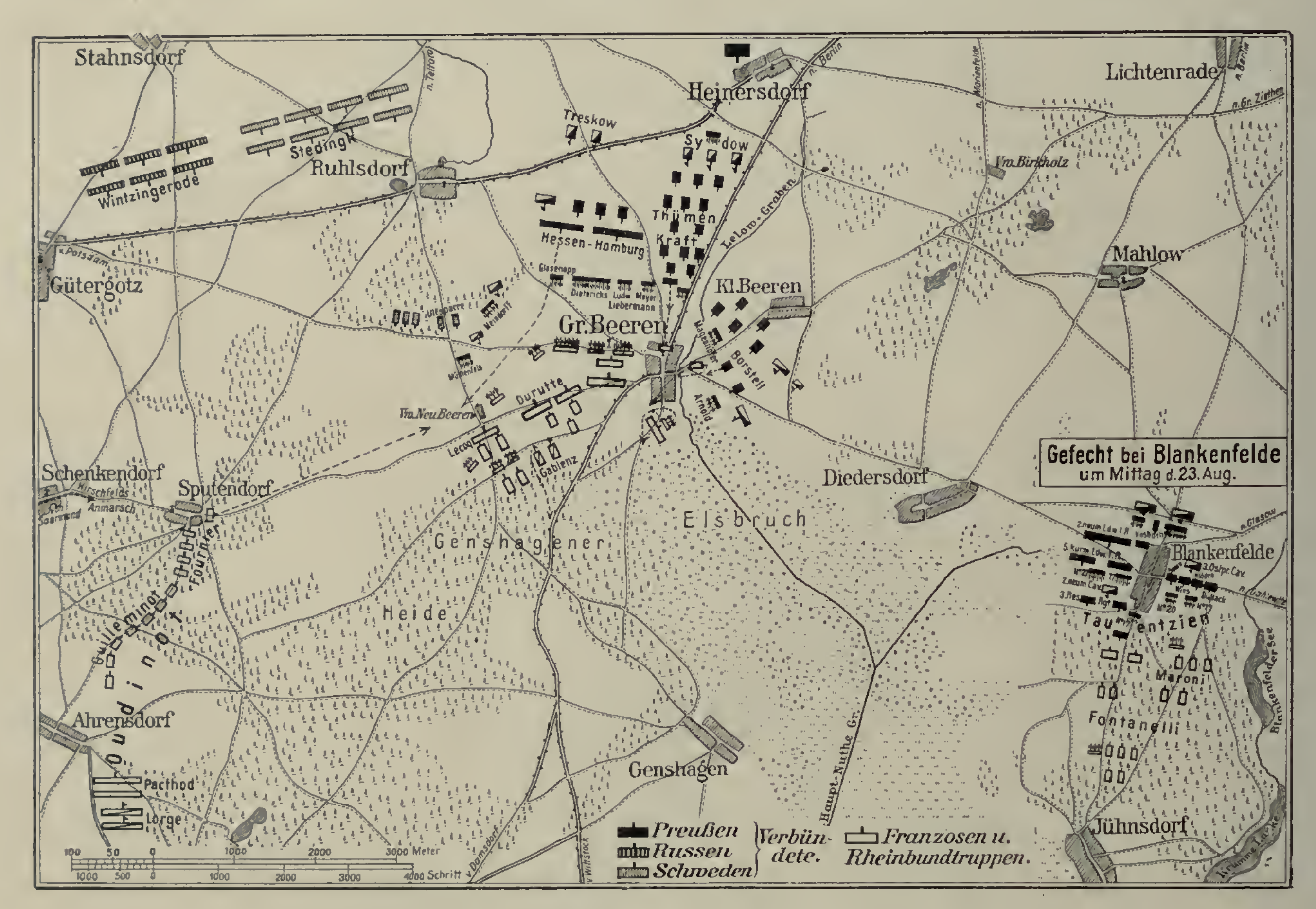
Bei dem geplanten Hauptangriff waren Bülow und die übrigen Generale von dem Gedanken ausgegangen, die großen Massen des Feindes nicht erst zur Entwickelung kommen zu lassen, sondern seine Heeresabteilungen einzeln anzugreifen. Die Gelegenheit dazu bot der Wald, aus dem der Feind hervorbrechen mußte. Es lag in der Natur der Sache, daß dies nur in einzelnen Abteilungen, nach und nach, geschehen konnte. Es galt also, die einzelnen Heeresteile, sobald sie den schützenden Wald verlassen, unverzüglich anzugreifen und zu vernichten. Versäumte man dies, so daß das ganze Heer sich erst aus dem Walde herausentwickeln und außerhalb desselben sich in Schlachtordnung aufstellen konnte, so war der Erfolg mindestens unsicher. Der Kampf in der offenen Ebene konnte für die Preußen ungünstig verlaufen und — die Hauptstadt des Landes lag dann dem Feinde ungeschützt offen.

Die Marscheinteilungen des feindlichen Heeres begünstigten in der Tat die Absichten der preußischen Heeresleitung und zwar so, wie Bülow es sich gewünscht hatte. Die einzelnen Korps brachen getrennt aus dem Walde hervor, und die Trennung zwischen den einzelnen Heeresabteilungen war glücklicherweise nicht gering. Das Korps Bertrands, das, wie wir wissen, schon mit Tauentzien im Kampfe gewesen und von Jühnsdorf her vordrang, war von den beiden anderen durch eine mit tiefen Gräben durchschnittene, etwa eine halbe Meile breite Sumpfniederung getrennt; eine Verbindung war daher unmöglich. Auch die anderen beiden Korps marschierten getrennt. Dasjenige Reyniers, welches das Zentrum bildete, ging durch den Wald auf Großbeeren vor, das Oudinotsche nebst der Reiterei, den linken Flügel bildend, rückte getrennt von den anderen über Ahrensdorf und Sputendorf auf Kleinbeeren an. Die von den preußischen Generalen so sehnlichst gewünschte Trennung der französischen Heereskräfte war während des Vormarsches durch den Wald also wirklich erfolgt; sie betrug an verschiedenen Stellen über eine Meile; die feindlichen Streitkräfte nicht erst zur Vereinigung kommen zu lassen, sondern einzeln zu schlagen, mußte nun die Hauptaufgabe der preußischen Heeresleitung sein.

Die Stellung der Nordarmee war am 23. August etwa folgende: Den rechten Flügel bildeten die Russen unter Wintzingerode. Sie standen hinter Gütergotz, die Straße Zehlendorf-Berlin deckend. Das Zentrum bildeten die Schweden bei Ruhlsdorf. Den linken Flügel bildete der eben wieder vom Marsche zurückgekehrte Bülow bei Heinersdorf. Borstell war mit seiner Brigade noch nicht eingetroffen. Der rechte Flügel war durch Tschernitscheff bis über Belitz, durch General von Hirschfeld bis über Saarmund hinaus verlängert; den äußersten linken Flügel hielt Tauentzien bei Blankenfelde.

Wir wissen, daß dieser schon am Morgen mit Bertrand, der hier bei Blankenfelde unerwartet auf Widerstand gestoßen, in ein starkes Gefecht gekommen war, und daß Bertrand Reynier um Unterstützung gebeten hatte. Tauentziens Aufgabe war, wenn der Feind Verstärkungen erhielt, um so schwieriger, als sein ganzes Korps, außer einem einzigen Reserveregiment, fast nur aus — märkischen, schlesischen und ostpreußischen — Landwehrtruppen bestand, ebenso die Reiterei. Auch bei größter Tapferkeit fehlte es der Landwehr doch an einer militärischen Ausbildung, wie sie die

Linientruppen erhalten; auch die Offiziere machten keine Ausnahme. Das fünfte Reserveregiment des Majors von Schmalensee war die einzige Truppe, welche im Schützendienst regelrecht ausgebildet war. Mit ihnen hatte sich auch Schmalensee wacker im Walde behauptet. Bertrand schien den Feind erst mit überlegenen Kräften überwältigen zu wollen; bald aber machte er Halt und zog sich auf Jühnsdorf zurück. Es war klar, daß er die Preußen auf dem linken Flügel nur beschäftigen sollte, während die beiden anderen Korps vorrückten. Tatsächlich hatte auch der Befehl Oudinots demgemäß gelautet. Nachdem Tauentzien 11 Offiziere und 200 Mann zu Gefangenen ge-




Plan zur Schlacht bei Großbeeren am 23. August 1813, abends 7 Uhr.

macht, zog er sich wieder in seine Stellung bei Blankenfelde zurück, wo beide Teile bis 2 Uhr ruhig einander gegenüber lagen.

Die Stellung war jetzt — etwa 2½ Uhr nachmittags — folgende: Vor Heinersdorf lagerte Bülow. Auf dem rechten Flügel stand die Brigade Hessen-Homburg, dicht daneben die von Krafft. Dann folgte die Brigade von Thümen, die über die Straße Trebbin-Berlin reichte. Die eben eingetroffene Brigade Borstell nahm auf dem linken Flügel Aufstellung; hinter Heinersdorf, Bülow zur Deckung, stand die Reservereiterei des Generals von Oppen und die Reserveartillerie. Die Stellung war günstig. Sie lag höher als die in den Fichtengründen der Nuthe gelegene Waldung, auf welche die preußischen Generale mit allen Kräften ihrer Seele blickten, um den Feind hier durchbrechen zu sehen. Mitten vor der Front ihrer Stellung, am Ausgang des Waldes, lag das Dorf Großbeeren, dessen Wichtigkeit Bülow mit schnellem Blick erkannt hatte. Es war mit einer Vorhut von drei Bataillonen, vier Eskadrons und vier Geschützen unter Major von Sandrart besetzt.*)

*) Beitzke, Geschichte der Befreiungskriege.

Die Ungunst des Wetters — es hatte fast die ganze Nacht geregnet — hatte den Vormarsch des Korps Reynier verzögert, so daß sein Durchbruch am Waldrande bei Großbeeren sich bis nachmittags 3 Uhr hingezogen hatte. Als die Vorhut des Korps, die sächsische Division Sahr — die Sachsen mußten auch hier wieder für die Franzosen als Kanonenfutter dienen — aus dem Walde hervorbrach, geriet sie sofort mit den preußischen Vortruppen unter Sandrart in einen heißen Kampf.

Der Übermacht gegenüber war die preußische Vorhut zunächst nicht imstande, das Dorf zu halten, auch nicht die Windmühlenhöhe, wo sie vier Geschütze aufgefahren hatte. Sie zog sich langsam nach Hoyersdorf auf das Gros Bülows zurück, während die sächsische Division Sahr, triumphierend über den scheinbar so schnellen Erfolg, in ihre Stellung einrückte. Links rückwärts folgte ihr die Division Durutte und die sächsische Reiterbrigade.

Es war mittlerweile 5 Uhr geworden, als die Aufstellung vollendet war. Da es in Strömen regnete und man des trüben Wetters wegen nur auf ganz kurze Entfernung sehen konnte, auch die Mannschaften durchnäßt und unlustig waren, beschloß Graf Reynier, der nicht ahnte, daß Bülow ihm so nahe war, in Großbeeren sein Hauptquartier zu nehmen und für heute den Kampf zu beenden. Die Quartiermacher waren bereits damit beschäftigt, passende Unterkunft für die Offiziere zu suchen. Auch die Mannschaften waren froh der zu erwartenden Ruhe. Graf Reynier, ein erfahrener Soldat, der schon in den Rheinfeldzügen und Ägypten Lorbeeren errungen, war vorsichtig genug, seine Stellung zu sichern. Sein rechter Flügel schien durch Anlehnung an die Sumpfniederung genügend gedeckt; er begab sich deshalb auf den linken, um zu sehen, ob das zwölfte Korps bereits angelangt sei, welches nach Oudinots Versprechen um diese Zeit ebenfalls am Waldrande hätte eintreffen müssen. War es angelangt, so standen ihm mit diesen Truppen und dem Reiterkorps des Herzogs von Padua mehr als 50 000 Mann zur Verfügung. Aber es war noch nicht zur Stelle, und so waren im Augenblicke nur 20 000 Mann zur Hand, die einem eventuellen Stoße der Nordarmee allein gegenüberstanden.

Bülow hatte nach dem Zurückweichen seiner Vorhut bei strömendem Regen selbst eine Erkundung des Feindes vorgenommen. Er hatte gesehen, was er zu sehen wünschte. Der Feind war aus dem Walde hervorgebrochen und hatte zwischen Groß- und Neubeeren Stellung genommen. Das war der günstigste Zeitpunkt zum Angriff, ehe noch die anderen französischen Korps eintrafen. Zwar wußte er nicht, ob er ein oder zwei Korps vor sich hatte. Mit einem wollte er ohnehin fertig werden; aber selbst, wenn es zwei waren, schienen sie doch noch nicht entwickelt, und es galt daher, bevor sie ihre Aufstellung beendet, blitzschnell über sie herzufallen. Alle seine Brigaden waren beisammen. Er verfügte über etwa 31 000 Mann und 84 Geschütze. Sein Herz brannte. Jetzt konnte er zeigen, wie ein preußischer General seine Hauptstadt schützte. Aber in diesem entscheidungsvollen Augenblick traf ein Befehl des Kronprinzen von Schweden ein, daß er mit seinem ganzen Korps bis auf die Weinberge bei Berlin zurückgehen solle.

Bülow war wie vom Donner gerührt. Was sollte geschehen, wenn er dem Befehl des Oberkommandierenden folgte? Es war gar nicht abzusehen. Der Feind hätte dann am nächsten Tage seine ganze Streitmacht zusammen gehabt und wäre unverzüglich auf Berlin vorgedrungen. Hier hinter den Mauern der Hauptstadt mußte es, wenn der Feind sie nicht im ersten Ansturm gewann, zu einer großen Schlacht kommen, deren Ausgang mindestens zweifelhaft war und die ohnehin geängstigte Stadt in die größte Aufregung brachte. Und dann, welchen Eindruck mußte der Rückzug auf die Truppen machen, die schon darauf brannten, loszuschlagen, während auf der anderen Seite der Anblick der nahen Türme der feindlichen Hauptstadt den Mut der Franzosen

aufs höchste steigern mußte. Und das sollte geschehen, jetzt in dem Augenblicke, wo er den Erfolg schon in der Hand zu haben glaubte? Nein und nimmermehr! Das tat ein Bülow nicht. In seinem Hauptquartiere Hoyersdorf hatte er bereits die Chefs seiner Brigaden versammelt und mit kräftigen Worten ihnen den sonderbaren Befehl Bernadottes zur Kenntnis gegeben, ihnen aber auch zu gleicher Zeit mitgeteilt, daß er fest entschlossen sei, diesen Befehl nicht zu beachten und sofort den Feind anzugreifen. Eben als er noch in weiteren Ausführungen seines Planes begriffen war, trat der Major von Reiche ein, stimmte dem General bei und schilderte mit lebhaften Farben die Nachteile des weiteren Rückzuges für die Stimmung der Truppen; es sei unter allen Umständen besser, hier eine Schlacht zu schlagen als bei Berlin.

Obgleich Bülows Entschluß bereits unwiderruflich gefaßt war, kam ihm im Hinblick auf die große Verantwortung, welche er auf sich nahm, die Bestätigung durch den tüchtigen Generalstabsoffizier doch recht gelegen. Mit den Worten: „Reiche hat recht! Wir greifen an!" schnitt er alle weiteren Verhandlungen ab.

Wunderbar zeigte sich der Geist der Truppen. Müde und ausgehungert, triefend vom Regen, vernahmen sie die Nachricht, daß es in den Feind ging, mit brausendem Hurra. Die Infanterie nahm die Gewehre in die Hand, die Kavallerie saß auf zum Vorstoß gegen den Feind.

Inzwischen hatte Bülow den Major von Reiche zu Bernadotte gesandt, um ihm den gefaßten Entschluß mitzuteilen. Mit leisem Spott hatte er hinzugefügt: „Wenn Sie ankommen, wird der Kronprinz auch schon unsere Kanonen hören!" An dem Angriff war eben nichts mehr zu ändern. Was ein Bülow beschloß, das führte er aus. Er erbat noch vom Kronprinzen die Mitwirkung der Schweden, damit der Feind gezwungen war, seine Aufmerksamkeit zu teilen. Bei der Windmühle von Ruhlsdorf hatte Bernadotte sein Hauptquartier. Als Reiche dort eintrat, fand er ihn auf einem Bärenfell hingestreckt. In dieser Lage nahm er Reiches Bericht entgegen. Zunächst erregte er seinen äußersten Unwillen; aber er sah ein, daß nichts mehr daran zu ändern war. So wenig man die Kugel in den Lauf des Gewehrs zurückzwingen kann, so unmöglich war es, die bereits im Vormarsch auf den Feind bei Großbeeren befindlichen Truppen in ihre Stellung bei Hoyersdorf zurückzurufen. Wenigstens wollte er dem „überklugen" General die Sache schwer machen und ihm durch Versagung der erbetenen Hilfe zeigen, daß er als Oberkommandierender die Fäden in der Hand halten mußte. „Ich habe den Feind vor mir", sagte er; „jeder verteidigt seine Front". Damit gab er kund, daß er keinen Angriff, sondern nur eine Verteidigung beabsichtige. Auch Bülows spätere Aufforderung, ihn mit Russen und Schweden zugleich zu unterstützen, lehnte er ab, so daß Bülow nach der Schlacht mit gutem Gewissen schreiben konnte: „Es freut mich, daß wir alles allein getan haben!"*)

Bülows Anordnungen zur Schlacht, welche mündlich erfolgten, bestanden in der kurzen Vorschrift, zuerst den rechten Flügel des Feindes anzugreifen und Großbeeren mit Sturm zu nehmen. Der Feind sollte auf die Pässe zurückgeworfen werden, durch die er gekommen. Sei er erst in der Mitte durchbrochen, dann würde er von selbst zum Rückzuge seiner beiden Flügel gezwungen sein. Das wichtigste war eben, das Dorf mit Sturm zu nehmen und zu behaupten.

Die Stellung für die verschiedenen Brigaden war folgende: Den linken Flügel bildete die Brigade Krafft, den rechten die Brigade Hessen-Homburg. Als Reserve folgte die Brigade Thümen hinter dem linken Flügel. Alle Brigaden gingen in zwei Treffen vor, die Reiterei stets hinter dem zweiten. Die Reservekavallerie folgte hinter beiden Flügeln. Das Geschütz war auf den Rat des Oberstleutnants von Holtzendorf, Kommandeurs der Reserveartillerie, vorgezogen, um den Angriff

*) Friccius I, Geschichte der Nordarmee vom Generalstabe.

der Infanterie vorzubereiten und die infolge des Regens herabgeminderte Feuerwirkung der Infanterie zu ersetzen. Die Reservebatterie folgte etwas weiter rückwärts. Der Brigade Borstell war die Weisung zugegangen, über Kleinbeeren gegen Großbeeren vorzudringen, dabei die linke eigene Flanke zu decken, die feindliche rechte zu umgehen. Ihre Aufgabe war nicht leicht. Zudem war sie eben von Mittenwalde angekommen, 3—4 Meilen ohne Abkochen marschiert, hungernd und müde, durchnäßt bis auf die Haut, trotzdem aber in gehobenster Kampfesstimmung.

Sehen wir uns nach dem Feinde um. General Reynier, sonst ein kenntnisreicher und erfahrener Feldherr, schien heute von dem Kriegsgott mit Blindheit geschlagen. Er hatte es sich durchaus in den Kopf gesetzt, „daß nichts mehr kommen würde". So hatte er seinen Offizieren geantwortet, die ihn auf die Bildung preußischer Angriffssäulen aufmerksam gemacht hatten. Schon als das Korps Bülows in vollem Anmarsch auf Großbeeren war, hielt er immer noch — es war schon 6 Uhr abends — einen Angriff des Feindes für unmöglich. Es ging ihm hier wie Friedrich dem Großen bei Hochkirch: er hörte nicht auf die Warnungen seiner Offiziere. Er schien der nahenden Gefahr gegenüber wie verblendet. Seine ganze Aufmerksamkeit war fortwährend auf seinen linken Flügel gerichtet, wo er sehnsüchtig die Ankunft des zwölften Korps und der Reiterei des Herzogs von Padua erwartete. Seine Truppen beschäftigten sich eingehend mit dem Einrichten der Biwaks; Vorposten waren nicht ausgestellt; zudem gewährte der in Strömen herabgießende Regen nur einen geringen Überblick. So wurden sie völlig durch den Anmarsch der Preußen überrascht. Mit elementarer Wucht drang Bülow plötzlich gegen den Feind vor, die Brigade von Krafft auf dem linken, die Brigade von Hessen-Homburg auf dem rechten Flügel, dahinter die Brigade Thümen und die Reservereiterei, ganz, wie schon oben im Anmarsch dargestellt. Eine lebendige Menschenmauer, wie aus Eisen gefügt, rückte die Brigade vor.

Noch war das vorderste Treffen etwa 1800 Schritt entfernt, da spieen 64 Feuerschlünde ihren todbringenden Inhalt auf die feindlichen Stellungen. 300 Schritt hinter der Artillerie folgten mit einem mächtigen Stoße die Truppen. Immer mehr Artillerie wurde vorgezogen, so daß der Feind schließlich aus 82 Geschützen beschossen wurde, denen er nur 44 entgegenzusetzen hatte. Diesem überwältigenden Angriff, mit so rasender Schnelligkeit erfolgt, vermochte der Feind nicht zu widerstehen. Bald ließ der Donner seiner Geschütze nach, und nun gab Bülow den Befehl zum Sturm. Mit gefälltem Bajonett drangen seine Truppen auf den Feind ein, unwiderstehlich — wie ein Gewittersturm, der die Felder reinfegt — nichts hemmte ihren Weg.

Während dieser Angriff dem Zentrum galt, war inzwischen auch die Brigade Borstell von Kleinbeeren her, das von seinen Spitzen schon besetzt war, eingetroffen und warf sich auf die sächsische Division Sahr mit so furchtbarem Stoß, daß die ihr zunächst stehenden Bataillone sofort kehrt machten. Borstells Scharfschützen nahmen die Brücke; in wilder Flucht suchten die aufgelösten feindlichen Scharen nach Großbeeren zu entkommen. Hinter ihnen — mit Bajonett und Kolben — drangen Borstells Bataillone in das Dorf ein. Selbst der Himmel schien sich gegen die Feinde verschworen zu haben. Immer stärker stürzte der Regen herab; wahre Gießbäche gingen hernieder. Das Pulver war feucht geworden, und kein Gewehr ging los; so konnten die Sachsen auch vom Dorfe her durch Gewehrfeuer den Feind nicht mehr in Schach halten. Schon waren Borstells Truppen weit in das Dorf vorgedrungen, auch von Norden her die Brigade Krafft, so daß die sächsische Division Sahr eine Zeitlang gegen drei preußische Brigaden, die von Krafft, von Thümen und Hessen-Homburg, einen verzweifelten, aber heldenmütigen Widerstand leisten mußte, und man nur bedauern konnte, daß so viel Tapferkeit sich gegen deutsche Brüder richten mußte. Aber immer dichter rückten die Preußen ihnen auf den Leib. Es entstand ein wütendes Handgemenge. Das war der Augenblick, wo die

braven pommerschen Grenadiere des neunten Kolbergischen Regimentes im heiligen vaterländischen Zorne die Gewehre umdrehten und mit dem Rufe: „So flischt et bäter!" wütend in den Feind einhieben. Der Hauptmann von Röll nahm mit einer Kompagnie dieses Regimentes auf dem rechten Flügel des Dorfes zwei Kanonen; noch weiter rechts eroberte Major von Gagern an der Spitze seines Bataillons drei Geschütze, griff dann, verstärkt durch ein anderes Bataillon, ein sächsisches Fußregiment an, schlug es gänzlich auseinander und machte über 300 Gefangene. Eine Schwadron pommerscher Husaren sprengte ein feindliches Viereck und machte viele Gefangene; sächsische Ulanen eilten zur Hilfe herbei, wurden aber durch pommersche Landwehrreiter geworfen



Angriff des 1. Leib-Husaren-Regiments unter Major von Sandrart auf die Division Fournier bei Großbeeren am 23. August 1813.

und verfolgt. Es war das erste pommersche Landwehr-Kavallerie-Regiment. In demselben Augenblick, als es erschien, stockte der Feind, und es wurde bei ihm „Halt" und „zum Sammeln" geblasen. Bevor indessen noch der Ton der Trompete verklungen, erfolgte die Attacke der unter wütendem Geschrei dahersausenden Landwehrreiter. Nur der entschlossene Angriff einer dem sächsischen Regiment noch im Rückhalt folgenden Eskadron ermöglicht es den sächsischen Reitern — allerdings in völliger Auflösung — das Weite zu gewinnen. Im nächsten Augenblick aber findet sich auch jene Eskadron bewältigt und über den Haufen geworfen. Aber der Sturmritt der wie ein Donnerwetter auf den Feind hereinbrechenden Pommern hält noch nicht inne. Ein zweites noch geschlossenes französisches Bataillon wird von ihm gesprengt und dicht am Waldessaum eine hier vergeblich nach einem Ausweg suchende Batterie genommen; eine dritte feindliche Masse wehrte den Angriff garnicht ab, sondern löst sich gleichfalls in wilder Flucht auf.*)

*) Das preußische Landwehrbuch. Geschichte der großen Taten der Landwehr Preußens von Dr. Ferdinand Pflug.

Vergeblich war der Widerstand des Feindes. Bei dem ungünstigen Gelände wurden zwei Bataillone gänzlich in den Sumpf getrieben; die sich nicht ergaben, wurden gefangen genommen oder fielen erschlagen im Handgemenge. Viele fanden den Tod in Sumpf und Wasser. Vergebens, daß General von Sahr noch sein Geschütz zu retten suchte; von mehreren Bajonettstichen in Arm und Unterleib verwundet, büßte er hier den undeutschen Eifer, den er sowohl jetzt wie damals in Torgau für die französische Sache gezeigt, als er General Thielmann gehindert hatte, mit den sächsischen Kriegern für die deutsche Sache einzutreten. Es half nichts, daß General Reynier, der hier so urplötzlich vom teutonischen Zorn erreicht worden war, noch im letzten Augenblicke die französische Division Durutte zur Unterstützung Sahrs vorbrachte. So tapfer diese auch am Tage vorher bei Wietstock gefochten, so unrühmlich und traurig war hier ihre Haltung. Außer Fassung gebracht, warf sie ihre Gewehre fort und eilte unaufhaltsam dem Walde zu. Auch die von General Reynier zu guterletzt noch herbeigezogene sächsische Division Lecoq vermochte nichts weiter, als den anderen auf der Flucht befindlichen, schon fast gänzlich aufgelösten Truppen einigermaßen Deckung zu gewähren. Zum Glück für sie brach die Dunkelheit herein; sonst wäre auch sie dem Schicksal völliger Vernichtung nicht entgangen.

Der Kampf schien beendet. Die Dunkelheit breitete immer tiefere Schatten über das Schlachtfeld. Im Lager Bülows gab man sich jubelnder Freude über den errungenen Sieg hin. Da plötzlich, — es war schon ½9 Uhr abends, — erhob sich von dem äußersten preußischen rechten Flügel her erneuter Waffenlärm. Gleich einer Windsbraut, alles vor sich niederstürmend, durchsauste ein wildes Reitergetümmel die bereits auf dem Schlachtfelde bezogene Biwacht der preußischen Truppen. Es war die französische Kavalleriedivision Fournier, welche, im Verein mit der Infanteriedivision Guilleminot, auf den Schall der Geschütze von Oudinot dem angegriffenen siebenten Korps zur Hilfe gesandt, soeben erst das Schlachtfeld betreten hatte. Unvorhergesehen war sie von dem ersten Leibhusarenregiment unter Major von Sandrart in der rechten Flanke angegriffen, mit solchem Ungestüm, daß sie jetzt im blinden Daherstürmen einen Ausweg suchte. Acht- bis zehnfach stärker als die Sandrartschen Husaren, wird die Division Fournier dennoch völlig aufgerollt. Als der Kampf im Gange ist, greift auch das westpreußische Dragonerregiment und eine Eskadron des Königin-Dragonerregimentes ein. Die Niederlage des Feindes ist eine derartige, daß nur wenige feindliche Reiter, vom Dunkel der Nacht geschützt, zurückkehren, und die Division Fournier aus den Listen der französischen Armee verschwindet.

Ein großer, ein voller Erfolg war erfochten, ein Sieg, der um so höher anzuschlagen war, als er die Rettung der Landeshauptstadt bedeutete. Die Verluste waren am stärksten bei dem Feinde: die Sachsen verloren allein 2000 Tote, Verwundete und Gefangene, 7 Geschütze und 60 gefüllte Munitionswagen; die Division Durutte verlor gegen 1000 Mann und 6 Geschütze; bei dem Korps Bülows betrug der Gesamtverlust nur 1000 Mann und 200 Pferde. Nach der Schlacht hatte General Oudinot mit Reynier und anderen französischen Generalen in Wietstock eine Beratung, bei welcher Reynier die Erklärung abgab, daß sein Korps nach den empfangenen Verlusten nicht in der Lage sei, am nächsten Tage an einer erneuten Angriffsbewegung teilzunehmen. Das französische Oberkommando beschloß den Rückzug.

Das war ein Jubel in Berlin, als in der Nacht die Siegesbotschaft eintraf. In der Frühe des nächsten Morgens strömten die Berliner zu Tausenden auf das Schlachtfeld, die Befreier zu begrüßen und ihnen zu danken. Hoch bepackte Wagen brachten Lebensmittel und Wein für die Gesunden, Labung, Arznei und Bettzeug für die Verwundeten und Kranken. Frauen und Mädchen aus allen Ständen überboten sich in Diensten der Liebe, pflegten Kranke und Verwundete, und in Hunderten von rührenden Zügen bekundete sich die heilige Macht der Vaterlandsliebe.

Leider wandte sich die Dankbarkeit nicht immer an die rechte Stelle. General von Bülow mußte zu seinem Schmerze erfahren, daß man in seiner Dankesbezeigung an ihm, dem eigentlichen Retter Berlins, vorbeiging, um dem Kronprinzen von Schweden, der eher hemmend als fördernd auf die Schlacht eingewirkt hatte, seine Huldigungen darzubringen. Der vielgewandte Gascogner hatte die Dreistigkeit gehabt, da zu ernten, wo andere gesät hatten. In seinem aus Ruhlsdorf datierten Schlachtbericht vom 24. August war er recht oberflächlich über die Verdienste Bülows hinweggegangen. Sehr lau und obenhin heißt es da: „General Bülow erhielt jetzt den Befehl, den Feind anzugreifen und vollzog diesen Auftrag mit der Entschlossenheit eines geschickten Befehlshabers." Ein gewaltsam herausgequetschtes und gequältes Lob. Die Schlacht, welche die Hauptstadt des Landes rettete, nannte er geringschätzig ein „Gefecht" und sprach ironisch von der „Ruhe der Preußen, wie sie die Truppen Friedrichs des Großen ausgezeichnet."

Uber diesen merkwürdigen Schlachtbericht schrieb Bülow am 27. aus Trebbin an seine Frau: „Diesen Augenblick lese ich in den Zeitungen eine Uberſetzung des elenden Machwerkes, was der Kronprinz von Schweden hat drucken lassen. Es ist nicht wahr, daß er mir befohlen, den Feind komplett anzugreifen; seine Idee war, ich sollte nur den Vorposten bei Großbeeren wieder nehmen. Ich forderte ihn auf, mit den Schweden vorzugehen, da er dann dem Feinde den Rückzug abschneiden konnte; er tat nichts; es freut mich, daß wir alles allein getan haben." Bülow sandte den Berliner Zeitungen eine Berichtigung, deren Aufnahme jedoch von der Zensur verweigert wurde. Während der Kronprinz von Schweden, als der vermeintliche Held von Großbeeren, von den Kaisern von Rußland und Österreich die höchsten Ordensauszeichnungen, vom König von Preußen das Großkreuz des Eisernen Kreuzes, erhielt, welches nur kommandierenden Generalen für selbständig gewonnene Schlachten verliehen wird, erhielten Bülow und General von Oppen nur vom Könige von Preußen den Orden pour le mérite mit Eichenlaub. Später erst erfuhr der König den wahren Sachverhalt.

Der von Bülow erfochtene Sieg bei Großbeeren bedeutete den ersten großen Erfolg des Herbstfeldzuges. Er war erreicht worden unter den widrigsten Verhältnissen, wie sie das hemmende Oberkommando eines Bernadotte so reichlich geschaffen. Ein voller Siegeskranz gebührte vor allen anderen auch der braven Landwehr, dem neu gebildeten Volksheere, das hier seine Feuertaufe erhalten hatte.





## X. An der Katzbach.

Als die Komödie der Prager Friedensverhandlungen mit dem endgültigen Anschluß Österreichs an die Verbündeten ihr Ende erreicht und der Eröffnung der Feindseligkeiten kein Hindernis mehr im Wege stand, hatte niemand aus vollerem Herzen aufgeatmet als Blücher. Auf besonderen Wunsch Alexanders sollte ein preußischer General die Führung der Schlesischen Armee übernehmen. König Friedrich Wilhelm hatte den General der Kavallerie von Blücher dazu bestimmt, eine Wahl, welche nicht nur unter den russischen, sondern auch unter den preußischen Generalen vielfach Bedenken und Widerspruch erfuhr. Blüchers Begabung als Heerführer war damals keineswegs eine allseitig anerkannte. Man hielt ihn vielfach nur für einen blinden Draufgänger, sprach ihm jede militärisch-theoretische Bildung ab; ja, man führte sogar seine Vorliebe für das Hazardspiel und seine in den letzten Jahren öfters auftretenden krankhaften Erscheinungen gegen ihn ins Feld. Nur die militärisch Tieferblickenden, wie der verstorbene Scharnhorst, Gneisenau, von Nichtmilitärs vor allem Freiherr vom Stein, waren imstande gewesen, die hohen Führereigenschaften zu beurteilen, welche ihn bald zum Abgott der Soldaten und zum Schrecken der Feinde machen sollten.

Erst am 10. August hatte Blücher in Reichenbach von dem bisherigen Oberkommandierenden der verbündeten Armee, Barclay de Tolly, den Inhalt des ihm zugeteilten Feldzugsplanes erfahren, welcher nichts anderes war als eine weitläufige Umschreibung der bisher so streng geheim gehaltenen Trachenberg-Reichenbacher Verhandlungen. Er enthielt für Blücher noch eine Menge einschränkender Anweisungen, die ihm höchst unbequem waren. Er sollte mit seiner Schlesischen Armee „dem Feinde

zwar jeden möglichen Schaden zufügen, stets in engster Fühlung mit ihm bleiben"; dabei war es ihm zur Pflicht gemacht, „sich prinzipiell nie in eine Schlacht mit einem überlegenen Feinde einzulassen." Was sollte das nun wieder heißen? Das verstand er nicht! Was fragte ein Blücher überhaupt nach der Überlegenheit des Gegners? Er hatte oft genug bewiesen — erst bei Haynau war es geschehen — daß er einer Überzahl des Feindes mit Erfolg die Stirn zu bieten vermochte. Was hieß überhaupt Überlegenheit? Wer konnte vor dem Zusammentreffen denn wissen, ob man einer Überzahl des Feindes gegenüberstand oder nicht. Auf solche verklausulierenden Bedingungen wollte er sich überhaupt nicht einlassen; da wollte er lieber auf das Kommando verzichten, das ihn zu völliger Defensive verdammte. Er sprach es offen aus, daß ein anderer sich besser aus

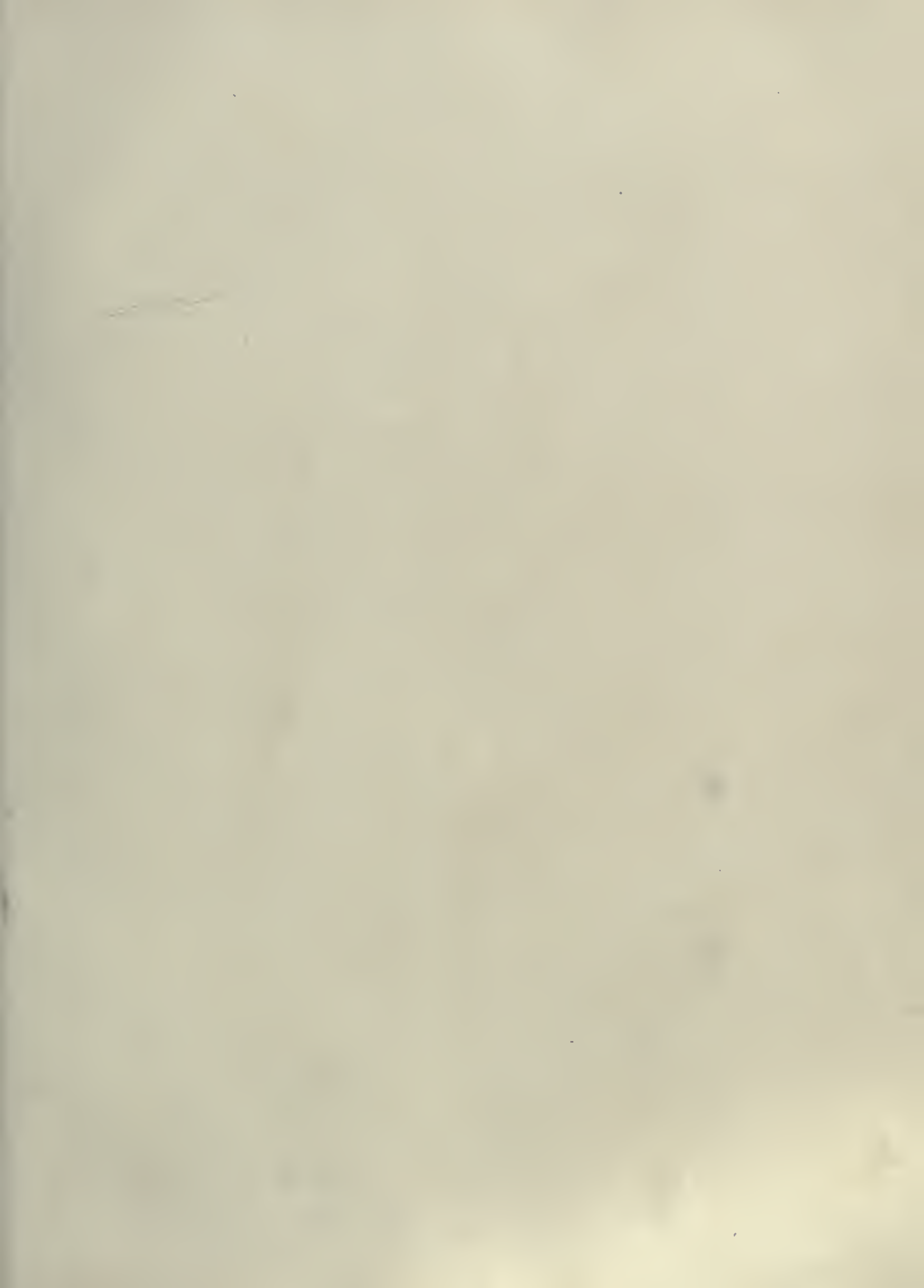



Oberst Friedrich Ferdinand Karl Freiherr von Müffling,
Generalquartiermeister bei der Schlesischen Armee.

diesem Wirrsal herausziehen würde; „die Künste eines Fabius*) wären ihm von jeher fremd gewesen. Er verstehe nichts andres, als darauf loszugehen. Wenn er zu strenge an die Defensive gebunden sei, müsse er das schwierige Kommando ablehnen". Blücher hatte sich durch diesen Einspruch freie Bahn geschaffen. Barclay sowohl wie der bei der Unterredung anwesende Generalquartiermeister Diebitsch gaben ihm zu, daß „eine Armee von 100000 Mann nicht ausschließlich auf die Defensive verwiesen werden könne und er ohne Zweifel im gegebenen Augenblicke auch angriffsweise vorgehen könne. Das genügte Blücher, und er verstand seine Schlußfolgerungen daraus zu ziehen. Er wollte keine Weisungen, sondern Vertrauen. Das war das Grundelement seines Handelns.

Die Schlesische Armee war Mitte August im ganzen rund 105000 Mann stark mit 340 Geschützen. Dazu gehörten 76000 Mann Infanterie und 24000 Reiter, darunter 10000 Kosaken.

*) Fabius Cunctator, d. h. Zauderer; diesen Beinamen hatte er wegen seiner bedächtigen Kriegsführung gegen Hannibal erhalten.







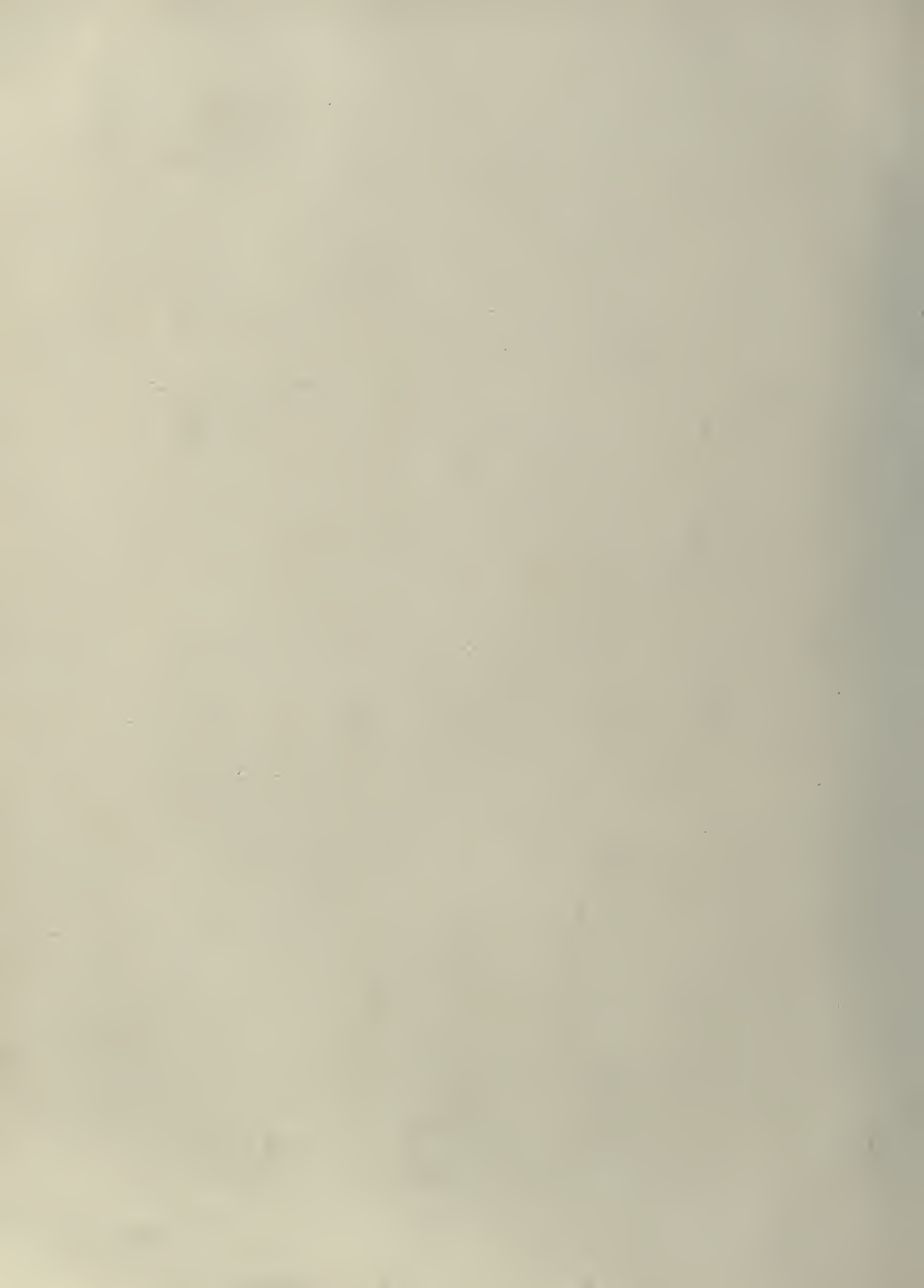
Schlacht bei Großbe
Das Kolberger Regi

Original von Pr




Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

n am 23. August 1813.
r erstürmt den Kirchhof.
r Carl Röchling.



Oberkommandierender war, wie erwähnt, General der Kavallerie von Blücher; Chef des Generalstabs: Generalmajor Neithardt von Gneisenau; Quartiermeister: Oberst von Müffling. Das gesamte Heer gliederte sich in vier Korps: 1. das preußische Armeekorps unter Generalleutnant von Yorck, welches das Zentrum der Aufstellung bildete und etwa ein Drittel der ganzen Armee ausmachte; 2. das russische Armeekorps unter Generalleutnant Baron von der Osten-Sacken, den rechten Flügel der Aufstellung bildend; 3. das russische Armeekorps unter General der Infanterie Graf Langeron, linker Flügel der Heeresaufstellung. Diesem Truppenkörper war ein viertes Korps unter General Graf Pahlen abgezweigt.*)

Es war ein vortrefflicher Geist, der sowohl die Mannschaften wie das Offizierskorps beseelte. „Die jungen hübschen Burschen", so schreibt ein Offizier, „ersetzten zum größten Teil ihre nächsten Verwandten, und sie sind stolz darauf, an die Stelle derer zu treten, die fürs Vaterland bluteten." Und über die Stimmung im Offizierskorps heißt es in dem Briefe eines Offiziers an seine Mutter: „Du solltest den Geist sehen, der die ganze Armee beseelt: bereit sind wir, mit unserm König lieber unterzugehen, lieber zu sterben, als jene Zeiten noch einmal zu erleben, die uns Preußen so erniedrigten." Die Poesie im Heere verkörperten die freiwilligen Jäger; sie waren die Hauptträger der Begeisterung und gaben mit ihrer Sangesfreude, ihrer Vertrautheit mit Körnerschen Liedern, die bald Gemeingut aller wurden, gewissermaßen den Stimmungsakkord im Heere an. Dem volkstümlichen Geist des Heeres trug ganz besonders auch die Vermischung der Linien- mit den neugebildeten Landwehrregimentern Rechnung; jeder der vier preußischen Brigaden waren ein oder zwei Landwehrregimenter beigegeben. Allerdings war deren Ausrüstung teilweise noch sehr dürftig; auch die Ausbildung des Fußvolkes ließ manches zu wünschen übrig, während die Landwehrreiterei besser daran war. Indes der gute Wille und die vaterländische Begeisterung ersetzten vieles und halfen über manche Schwierigkeiten hinweg. Auch die unter Blüchers Oberbefehl stehenden russischen Truppen waren nicht schlecht; sie wurden in zeitgenössischen Berichten als „tapfer, gehorsam, genügsam" geschildert, „gut gekleidet und bewaffnet und durch die weiten Anmärsche und das lange Kriegsleben abgehärtet."**)

Zu den russischen Unterführern gehörte Graf Langeron, eine Blücher ganz entgegengesetzte Natur; seinem vornehmen französischen Wesen war die rauhe Außenseite Blüchers wenig sympathisch. Der andere der Unterführer, Generalleutnant Baron Osten-Sacken, wurde von Blücher anfänglich für widerspenstig und unbequem gehalten; später, nachdem er ihn, besonders in der Schlacht an der Katzbach, kennen gelernt, lobte er ihn als „zuverlässig im höchsten Grade, fest und entschlossen im Gefecht, klug und vorsichtig in der Beurteilung seines Feindes." Yorck als Führer des (an Zahl größten) ersten preußischen Armeekorps ist uns durch sein knorriges, selbstbewußtes, schroffes Wesen hinlänglich bekannt. Seine Neigung, an allem, was ihm nicht in den Kram paßte, eine gallige Kritik zu üben, machte auch vor den Blücherschen Maßnahmen nicht Halt. Dieser aber kannte und schätzte den Wert dieses Truppenführers zu hoch, als daß er an dem schwer zugänglichen Wesen des alten „Isegrimm" hätte Anstoß nehmen wollen. Seine Charakteristik Yorcks ist wohl die treffendste und kürzeste, die an ihm geübt worden ist: „Der Yorck ist ein giftiger Kerl; er tut nichts als räsonieren; aber wenn es losgeht, so beißt er an wie keiner." Von seinen Soldaten forderte er viel; trotzdem hingen diese wegen seiner väterlichen Fürsorge und Gerechtigkeitsliebe mit großer Verehrung an ihm.

*) Geschichte des Herbstfeldzuges von Major Friedrich. I, Anlage 2.

**) Unger, Blücher.

Die Stelle eines Generalquartiermeisters beim Heere hatte Oberst von Müffling erhalten. Zu seinem schwunglosen nüchternen Wesen bildete der feurige, hinreißende Gneisenau, den Blücher zum Generalstabschef der Schlesischen Armee gewählt, den denkbar größten Gegensatz. Seine von der Natur mit reichen körperlichen und geistigen Gaben ausgestattete Persönlichkeit übte überall, wo sie nur erschien, einen mächtigen Zauber aus, der in seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit, seiner glänzenden Beredsamkeit, seinem reinen makellosen Charakter begründet lag. Sein Einfluß auf Blücher war unstreitbar ein tiefgehender; auf der anderen Seite zog die kühne, feurige Natur Blüchers auch seinen Generalstabschef mächtig an. Gerade Gneisenau hatte nach Müfflings Zeugnis „eine besondere Neigung für alles, was gewagt oder auf Mut begründet war", und mit kühnen Vorschlägen konnte er immer auf den Beifall Blüchers rechnen. So ergänzten sich diese beiden Männer trefflich; sie haben beide zweifellos in tiefgehender Weise auf ihre Heere eingewirkt. Beide feurige Optimisten, die alles im rosigsten Lichte sahen, verstanden sie es meisterhaft, diese Grundstimmung unter den Truppen zu verbreiten; wie der ernste Müffling bezeugt, legten Blücher und Gneisenau „großen Wert darauf, ihre Umgebung durch gute Einfälle in Heiterkeit zu versetzen, welche nach Gneisenaus Ansicht sich weiter verbreiten müßte, wenn die Offiziere während des Gefechtes nach allen Richtungen versendet würden." Die „Trübsalspritzen", wie Blücher die Schwarzseher zu nennen pflegte, waren beiden ein Dorn im Auge.

Daß ein anderer Geist, der Geist des Wagemutes und frischer Tatkraft, die Armeeleitung beseelte, wesentlich verschieden von der Zeit, da während des Frühlingsfeldzuges noch die Russen den Oberbefehl hatten, zeigte sich in den verschiedensten Dingen. So waren die Korps der Schlesischen Armee schon längst vor Ablauf des Waffenstillstandes gegen die Grenze des neutralen Gebietes vorgeschoben worden. Es war dies jener zwischen den Grenzlinien (Demarkationslinien) der beiderseitigen Heere gelegene Landstrich, welcher während des Waffenstillstandes von den Truppen vor dem 17. August nicht betreten werden durfte. Da während der Waffenruhe die von den beiderseitigen Parteien besetzten Gebiete völlig ausgesogen waren, so war es natürlich von Wichtigkeit, nach Ablauf dieser Zeit sich möglichst zuerst in den Besitz des neutralen Gebietes zu setzen, um die bisher dort unberührten Vorräte an Fourage und Lebensmitteln für die eigenen Truppen in Beschlag zu nehmen, andererseits auch diesen Landstrich strategisch auszunützen. Die Annahme, daß auch bei Napoleon ein ähnlicher Wunsch vorhanden war, mußte sich einem so erfahrenen Feldherrn wie Blücher von selbst aufdrängen. In der Tat hatte Napoleon nicht Geringeres vor, als unter dem Schutze dieses neutralen Geländestreifens seine Hauptkräfte in Sachsen zu vereinigen und sich dann mit überraschender Schnelligkeit gegen die böhmische Grenze zu wenden. Dies mußte vereitelt werden. Es war Blücher deswegen nichts erwünschter als die Nachricht, daß schon vor Ablauf der Waffenruhe kleine feindliche Abteilungen ins neutrale Gebiet vorgedrungen waren und durch Wegnahme von Vieh und Vorräten den Waffenstillstand verletzt hatten. Nun hielt sich auch Blücher nicht mehr an die Respektierung der Demarkationslinie gebunden und gab schon am 14. August Befehl, die Grenze zu überschreiten. Daß es dabei zu einem Zusammenstoß kommen würde, war unausbleiblich, und Blücher hatte für diesen Fall die Weisung gegeben, den Kampf aufzunehmen und nur der Übermacht zu weichen.

Seine Vortruppen waren schon bis Jauer vorgeschoben; hier erschien am 15. August Gneisenau, um eine Übersicht über die Lage zu gewinnen, erfuhr aber, daß der Feind noch an der Katzbach stände, „aber bereits Liegnitz geräumt habe." Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß der Feind die Absicht habe, hinter die Katzbach zurückzugehen und an einen ernsthaften Angriff noch nicht dachte. Umso lebhafter wurde in Blücher der Wunsch, nun seinerseits zum Angriff vorzugehen. Gneisenaus

Befehlsentwürfe für den Weitermarsch gingen dahin, „die Korps im Vorgehen nach den Bergen zusammenzuschieben und den Feind mit vorgenommenem linken Flügel hinter der Katzbach anzugreifen." Noch bestärkt wurde das Oberkommando in diesem Entschluß durch die Nachricht des zu den Russen übergetretenen französischen Generals Jomini, daß Napoleon seinen ersten Schlag nicht gegen Schlesien, sondern gegen die Nordarmee führen werde. Schon für den 17. August hatte Blücher, wie aus einem Schreiben an den Staatskanzler Hardenberg hervorgeht, die Absicht, mit




Auf Tod und Leben.

der Armee an die Katzbach vorzugehen und, „wenn der Feind sich rückwärts bewegt, selbigen nicht faul auf die Haut zu rücken."

Inzwischen rüstete sich auch Napoleon zu einem großen Schlage. Man hatte lange nichts von dem gewaltigen Schlachtenmeister gehört; er schien vorläufig wie von der Erde verschwunden. Das war für die Kenner seiner genialen strategischen Schachzüge ein bedenkliches Vorzeichen. Abwartend hatte er eine Weile bei Görlitz gelegen und, wie der zum Sprunge bereite Tiger, dort wo die drei Länder Schlesien, Böhmen und Sachsen sich berühren, ausgeschaut, ob und wo eine feindliche Armee sich nähere. Sein Kundschafterdienst, der ihn eine Weile im Stiche gelassen, ist wieder auf der Höhe. Von Görlitz aus teilt er seinen Marschällen seinen Entschluß mit, selber zur Armee zu kommen und einen großen Schlag zu tun. Voll guten Mutes schreibt er an Maret, seinen Minister des Auswärtigen: „Alles kündigt eine große Schlacht an; der Feind rückt, wie es

scheint, 80—90000 Mann stark, gegen den Queis vor; das würde wahrscheinlich ein glückliches Ereignis ergeben."

Man sieht also, daß Napoleon jetzt ziemlich genau unterrichtet war. Seine Truppen hatten sich dann, gemäß seinen Weisungen, zunächst zurückgezogen; ihnen nachdrängend, war die Blüchersche Armee unter zahlreichen Vorpostengefechten, die einzeln zu schildern hier zu weit führen würde, schließlich bis an den Bober vorgedrungen mit der Absicht, diesen Fluß bei Löwenberg und Bunzlau zu überschreiten. Dies war der Augenblick, den Napoleon sich zum Angriff ausersehen hatte. Dem heftigen Vordringen Blüchers mußte er ein Ende bereiten. Seine Garde mit sich nehmend, eilte er nach Löwenberg, um sich auf ihn zu werfen. Es waren fünf gewaltige Truppenkörper, die er der Schlesischen Armee entgegenzusetzen vermochte: die Korps Neys, Lauristons, Marmonts und Macdonalds, zusammen etwa 130000 Mann; dazu das Kavalleriekorps Sebastiani mit 10000 Pferden. Die vordersten Stellungen dieser Korps befanden sich in der Bober- und Katzbachlinie und konnten etwa durch die drei Punkte: Löwenberg, Goldberg und Liegnitz bezeichnet werden.

Auf Seiten der Verbündeten hatte man noch am 20. August keine Ahnung, daß französischerseits ein Angriff geplant wurde; allerlei Gerüchte schwirrten durch die Luft, Napoleon sei bereits in Löwenberg eingetroffen; andere besagten wieder, Ney habe seinen Rückzug auf den Queis fortgesetzt. Den widersprechenden Nachrichten gegenüber verfährt Blücher mit der größten Vorsicht. „Mit Rücksicht auf die feindliche Armee", schreibt er dem Könige am 20. August, „kann ich dem Gegner nach meiner Instruktion nur mit der größten Vorsicht folgen, damit ich nicht in ungleiche Gefechte verwickelt werde, ehe die Böhmische Armee auf den Punkten ankommen kann, wo ihre Operationen anfangen.*) Aber er hatte doch die Absicht, wenn irgend möglich, den Bober zu überschreiten und auf Lauban vorzudringen. Eine von dem Major von Sohr am 21. August mit zwei Eskadrons Husaren und anderen Truppenteilen vorgenommene Erkundung ergab indessen, daß der Feind längs des Bobers überall überlegene Streitkräfte aufgestellt hatte. Auch zeigte sich eine äußerst lebhafte Bewegung im französischen Lager. Von dem nordöstlich von Löwenberg gelegenen Luftenberg konnte man sehen, daß der Feind bedeutende Verstärkungen heranzog, und seine Tirailleurs bereits bis an den Bober vorgeschoben hatte. Oberstleutnant von Lobenthal ließ deshalb drei Batterien der Avantgarde auf dem Luftenberge auffahren.

Man wartete hier oben voll Spannung die weitere Entwickelung der Dinge ab. Da hörte man gegen 9 Uhr längs der französischen Reihen deutlich den Ruf: „Vive l'empereur!" der sich wie ein dumpfes, fernes Brausen lange fortsetzte. Das konnte nur eins bedeuten: der Schlachtenkaiser war eingetroffen und hielt sofort eine Revue über seine Truppen ab. Lobenthal schickte einige Granaten hinüber, um die Revue zu stören. Die Antwort des Feindes war nur schwach: die Vorpostengefechte hatten bereits ihren Anfang genommen. Gegen 1 Uhr wurde das französische Geschützfeuer bedeutend verstärkt, und die französischen Truppen gingen gegen den östlich von Löwenberg jenseits des Bober gelegenen Steinberg und das dahinter liegende Dorf Plagwitz mit überlegenen Kräften vor. Es entspann sich um den Ausgang des Dorfes Plagwitz ein überaus heftiges Gefecht. Mit bewundernswerter Ausdauer drangen die Bataillone des Oberstleutnants von Lobenthal wiederholt durch Plagwitz und den Steinberg hinan, wurden aber von der bedeutenden Übermacht immer wieder mit Verlusten zurückgeworfen. Endlich — zu spät allerdings für ein erfolgreiches Eingreifen — traf das sehnlichst erwartete russische Korps Kapzewitsch ein. Es eröffnete sofort eine heftige Kanonade auf die feindlichen Stellungen. Unser Textbild gibt eine lebhafte

---

*) Friedrich. Geschichte des Herbstfeldzuges 1813.

Szene aus diesem Kampf wieder. Im Hintergrunde erblicken wir das Plagwitzer Schloß, vorn russische Jäger im Kampfe gegen die anstürmende französische Linieninfanterie. Das Gefecht kam eine Weile zum Stehen. Es schien eine Schlacht großen Stils zu werden. Napoleon hatte alles für einen großen Entscheidungskampf vorbereitet. 130000 Mann harrten auf seinen Befehl, sich auf die Schlesische Armee zu stürzen. Die Truppen, eine Zeitlang durch die fortgesetzte Rückbewegung der französischen Armee bedrückt, waren durch Napoleons Erscheinen und seine zündenden Ansprachen zu neuem Kampfesmute begeistert. Aber der Tag sollte für ihren Kaiser eine große Enttäuschung bringen. Blücher beschloß, vornehmlich durch Gneisenaus Rat dazu veranlaßt und




Gefecht bei Löwenberg. 21. August 1813. Kampf um den Besitz von Plagwitz.

dem allgemeinen Feldzugsplane gemäß: vor überlegenen Kräften auszuweichen, den Kampf nicht anzunehmen und auf Goldberg bis zu der dahinter liegenden schnellen Deichsel zurückzugehen. Es gelang ihm dies mit Ruhe und Ordnung unter dem Schutze seiner bisherigen Avantgarde, die im stundenlangen Kampf das Dorf Plagwitz und die Höhe des Steinberges so lange hielt, bis das Gros der Armee in Sicherheit war.

Hart von den Franzosen bedrängt, hatte die Schlesische Armee gegen Abend die Linie der schnellen Deichsel erreicht. Napoleon hatte sich also in der Voraussetzung, daß Blücher die Boberlinie energisch verteidigen würde, arg getäuscht. So sehr es auch seiner Eitelkeit schmeichelte, daß er das Korps auch des gefürchteten Blücher vor sich hergetrieben, so verstimmte ihn doch wieder der Gedanke, daß der eigentliche Zweck seines Eilmarsches nach Schlesien verfehlt war; sein ganzer Erfolg bestand darin, daß er die Schlesische Armee nach einem verhältnismäßig geringen Verluste

gezwungen,*) wieder hinter die Katzbach zurückzugehen. Noch empfindlicher hätte ihn wohl dieser geringe Erfolg berührt, wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte, daß der Rückzug Blüchers ein planmäßiger und nicht der Überraschung zuzuschreiben war, welche sein plötzliches Erscheinen bei der Armee Blüchers vermeintlich hervorgerufen.

Nachdem es Napoleon auch am 22. August nicht gelungen, den Gegner zur Schlacht zu zwingen, gibt er, so weit seine Mitwirkung in Frage kommt, diesen Plan jetzt auf und faßt den Entschluß, seine Garden wieder nach der Lausitz zurückzuführen. Seine Operationen gegen die Böhmische Armee treten wieder in den Vordergrund. Seinem Minister des Auswärtigen, Maret, schreibt er am 22., daß „seine schlesischen Operationen nur eine Episode“ waren und daß „er weit davon entfernt sei, auf seine Operationen nach Böhmen zu verzichten.“ Als er dann am 23. von Marschall Gouvion St. Cyr die Nachricht erhält, daß die Böhmische Armee in Sachsen eindringe und er für Dresden fürchte, faßt er schnell die entscheidenden Entschlüsse. Seine Garden sind schon auf dem Wege nach der Lausitz. Bevor er ihnen nacheilt, ordnet er mit dem wunderbar klaren Überblick, der ihn auszeichnet, die Verhältnisse auf dem schlesischen Kriegsschauplatze. Drei Schreiben diktiert er seinem getreuen Berthier; sie sind für den an Stelle Neys zum Oberbefehlshaber der „Boberarmee“ ernannten Marschall Macdonald bestimmt und geben mit überraschendem Scharfsinn seine Anweisungen bis ins einzelne, dabei alle irgendwie in Betracht kommenden Möglichkeiten erschöpfend. Nach diesen Briefen hatte die Boberarmee die zwiefache Aufgabe, dem Kaiser den Rücken zu decken, ganz gleich, ob er nach Böhmen oder in der Richtung auf Dresden vorgehe, dann aber auch zu verhindern, daß die Schlesische Armee der Verbündeten rechts abmarschiert, um dem gegen Berlin vorgehenden Marschall Oudinot in die Flanke zu fallen.

Wie faßte demgegenüber Blücher seine Lage auf, nachdem er den Rückzug auf Goldberg bis hinter die schnelle Deichsel angetreten? In seiner hoffnungsfreudigen, des baldigen Erfolges sicheren Stimmung denkt er garnicht daran, das Zurückgehen, welches doch nur dem Hauptgrundsatz des Feldzugsplanes entsprach: vor dem überlegenen Gegner zurückzuweichen, als einen wirklichen Rückzug aufzufassen. Er ist ein Mann der praktischen Lebenserfahrung. Um seinen Truppen, deren Stimmung durch das häufige Hin- und Herziehen und die schließliche Rückwärtsbewegung entschieden gelitten, diesen üblen Eindruck zu nehmen, hatte er noch am Abend des 21. einen Tagesbefehl erlassen, in welchem er vor allem das rühmliche Verhalten der Landwehrtruppen gebührend hervorhebt und dann den notwendig gewordenen Rückzug als einen solchen hinstellt, „der dem Feinde wehe tue.“ „Die meinem Kommando vertraute verbündete Armee sieht daher diesen Rückzug nicht als einen genötigten, sondern als einen freiwilligen an, der darauf berechnet ist, ihn ins Verderben zu führen.“ So wußte Blücher seine Leute in Stimmung zu erhalten.

Am Vormittag des nächsten Tages — es war der 22. August — begann der Feind von neuem ein lebhaftes Vordringen auf der von Löwenberg nach Goldberg führenden Straße. Hier war Langeron, der sich, auf seine früheren kriegerischen Erfahrungen in der Türkei pochend, gern zu Eigenmächtigkeiten hinreißen ließ, gegen Blüchers Befehl mit seinem Korps bis hinter Goldberg zurückgegangen. Dabei wurde seine Nachhut gegen Mittag heftig vom Feinde angegriffen. Blücher war über diese Eigenwilligkeit, welche seine besten Pläne durchkreuzte, aufs höchste entrüstet; aber was half's? Um ihn nicht ganz zu isolieren, erhielt Yorcks Korps gleichfalls Befehl zum Abmarsch. Blücher selbst war nach Goldberg gegangen in der Hoffnung, Langeron dort noch zu treffen und ihn zum Haltmachen zu bewegen. Er war längst hinweg; aber man konnte mit

*) Der Verlust betrug nach dem gründlichen Werk Friedrichs „Geschichte des Herbstfeldzuges 1813“, welchem wir diese Angaben entnehmen, 51 Offiziere und 2095 Mann.

Hilfe eines Teiles der preußischen Vorhut die Stadt noch besetzen, ehe sie der Feind in Gewalt bekam. Die Nacht benutzte man dazu, die Stadt so gut wie möglich zur Verteidigung einzurichten. Aber schon während der Nacht hatte sich der Feind der Höhen südwärts von Goldberg, vor allem der starken Stellung am Wolfsberg, bemächtigt. Blücher erhielt am Morgen des 23. August durch v. d. Goltz die Meldung, daß seine Stellung hart bedroht sei. An Langeron war schon vor längerer Zeit der Befehl abgeschickt worden, wieder vorzugehen. Auch Yorck hatte Befehl erhalten, eine Brigade nach Goldberg abzusenden, um die Stadt auch in der rechten Flanke zu sichern. Yorck wählte hierfür die zweite Brigade, die unter dem Befehl des Generalmajors Prinzen Karl von




Gefecht bei Goldberg am 23. August 1813. Sturm der Franzosen auf den von den Russen verteidigten Wolfsberg.

Mecklenburg-Strelitz stand, eines Bruders der verstorbenen Königin Luise. Der Prinz hatte die strikte Weisung, „nur wenn hier überlegene Macht ihn zwinge, über die Katzbach zurückzugehen."

Bald entbrannte südwärts der Stadt um den Besitz des Wolfsberges, wo Langeron anrückte, ein überaus heftiger Kampf, bei dem es besonders dem Prinzen Karl von Mecklenburg mit dem zweiten Bataillon des ostpreußischen Grenadierregimentes vorbehalten blieb, sich unsterbliche Lorbeern zu erringen. „Prinz Karl hatte", so lautet eine Tagebuchnotiz Schacks, der Blücher die Meldung von dem Angriff des Feindes überbracht hatte, „soeben die Meldung erhalten, daß man mit allen Brigaden offensiv vorgehen wolle und schlägt sich zu dem Ende hartnäckig; der Feind ist viermal überlegen." 6400 Mann gegen 20000 Mann! Das war das Stärkeverhältnis, wie es Yorcks Biograph näher bestimmt. Mit diesem Häuflein stand der Prinz teils auf dem Plateau jenseits der Katzbach, teils in dem Flusttal. Das Vorbrechen des Feindes von Niederau her zu

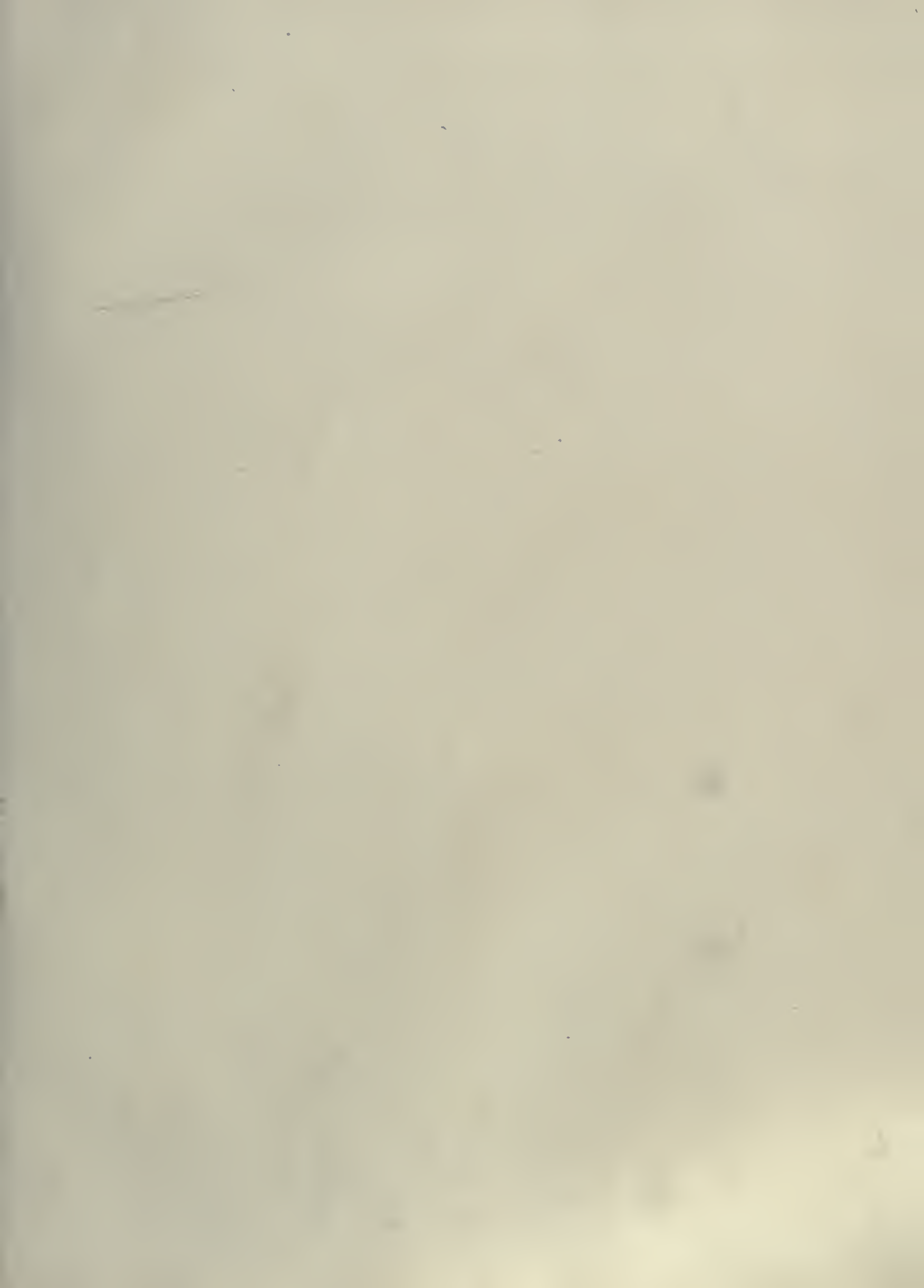
hemmen, ließ er seine zwei Füsilierbataillone in drei Eskadrons unter dem steilen Talrand halten, an den sich anlehnend die übrige Brigade schnell in Schlachtordnung aufrückte, die Hälfte seiner Batterie auf dem äußersten rechten Flügel, die andere Hälfte noch am Talrand. Der Feind eröffnete den Kampf gegen den rechten Flügel mit dem Feuer von 30 Geschützen, das bald die Geschütze bis auf eins kampfunfähig machte und die Bataillone des Flügels mehr zurückzunehmen nötigte. Schon faßte das feindliche Feuer auch die Landwehrbataillone im Zentrum; sie hielten gut stand. Da schlug eine Granate mitten in das dichtgeschlossene Neustädter Bataillon mit so furchtbarer Wirkung, daß dies, von Entsetzen ergriffen, völlig auseinanderstob. Schon war das feindliche Fußvolk heran, und sein mörderisches Feuer, auf die beiden anderen Landwehrbataillone gerichtet, erschütterte auch diese; sie begannen zu weichen. Ihnen rechts zunächst stand das zweite Bataillon von Sjöholms Ostpreußen; auch sie wankten. Rasch rückte das nächste Bataillon aus der zweiten Linie vor; es sammelte sich die Landshuter Landwehr; festgeschlossen, mit gefälltem Bajonett, Major Rostken zu Fuß an der Spitze, stürzte es sich auf den Feind; mit wetteiferndem Mut folgte das wieder gesammelte Liegnitzer Bataillon (Kempsky), nun folgten die beschämten Ostpreußen, der Feind wurde geworfen, verfolgt. Da stürmte von beiden Seiten Kavallerie auf die ausgelöst Kämpfenden heran, hieb ein, ehe man Karree bilden konnte; ein furchtbares Gemetzel, in dem beide Landwehrbataillone fast aufgerieben wurden.

Auch die vier Musketierbataillone hatten zurückgehen müssen; es geschah in so guter Haltung, daß der Feind, der nicht minder schwere Verluste erlitten, nicht sogleich folgte; so gewannen sie Zeit, sich links zu schieben, um die im Zentrum entstandene Lücke zu füllen und von dem Talrand und den Bataillonen unten nicht ganz abgedrängt zu werden. Jetzt griff der Feind mit erneuter Heftigkeit an. Zwei dichte Kolonnen, die im Sturmschritt vorrückten, ließ man ganz nahe heran, gab ihnen dann eine volle Salve, stürzte sich mit dem Bajonett unter lautem Hurra nach; der Feind machte schnell kehrt. Den Verfolgenden — es war Lobenthals zweites Bataillon (Kurnatowsky) — warf sich Kavallerie entgegen; sie wurde zurückgewiesen. Von heftigem Geschützfeuer unterstützt, drängte die feindliche Reiterei von neuem ein; es galt hier zunächst am Talrand durchzubrechen. Jene drei Geschütze, die Leutnant Stern mit unerschütterlicher Ruhe und Geistesgegenwart Lage auf Lage Kartätschen feuern ließ, wurden schon dicht umschwärmt, waren in Gefahr, genommen zu werden; schon stürzten sich überlegene Massen auf die Bataillone rechts; sie waren im äußersten Gedränge; es war eine kritische Situation. Lobenthals zweites Bataillon hatte Karree formiert.

Da trat jener entscheidungsvolle Augenblick ein, da das persönliche Beispiel des Prinzen Karl die Truppen mit sich fortriß. Feindliche Kavallerie nah hinter sich, sprengte er heran und rief: „Bataillon marsch!“ Schnell ward angetreten, der Prinz aufgenommen; er ergriff die Fahne: „Nun, Ostpreußen, gilt's!“ Mit Hurra ging es gegen die Kavallerie; sie ward geworfen.

Die Brigade hatte schwer gelitten; in Kurnatowskys Bataillon war bereits der dritte Fahnenträger verwundet; drei Landwehrbataillone fehlten in der Linie. Man mußte zurück. Das Andrängen der feindlichen Kavallerie ward von den Ostpreußen in der Nachhut unter Spott und Lachen wiederholt zurückgewiesen; auch die Mecklenburger Husaren hieben wacker ein. Am Talrand, hinter sich die Katzbach, nahm man, von ein paar russischen Bataillonen unterstützt, eine Stellung, bis endlich — 2 Uhr nachmittags — der Befehl kam, über die Katzbach zurückzugehen. Die Brigade war fast um ein Drittel geschmolzen; der wackere Landwehroberst Grumbkow war auf den Tod verwundet, die Majore Kempsky und Rostken waren verwundet in Feindes Hand gefallen.

Gleiche Zeit — von 9 bis 2 Uhr — währte der Kampf in Goldberg; die Tore, die Straßen, die einzelnen Häuser wurden namentlich auch von der Leobschützer Landwehr (Reibnitz), die hier







„Nun, Ostp

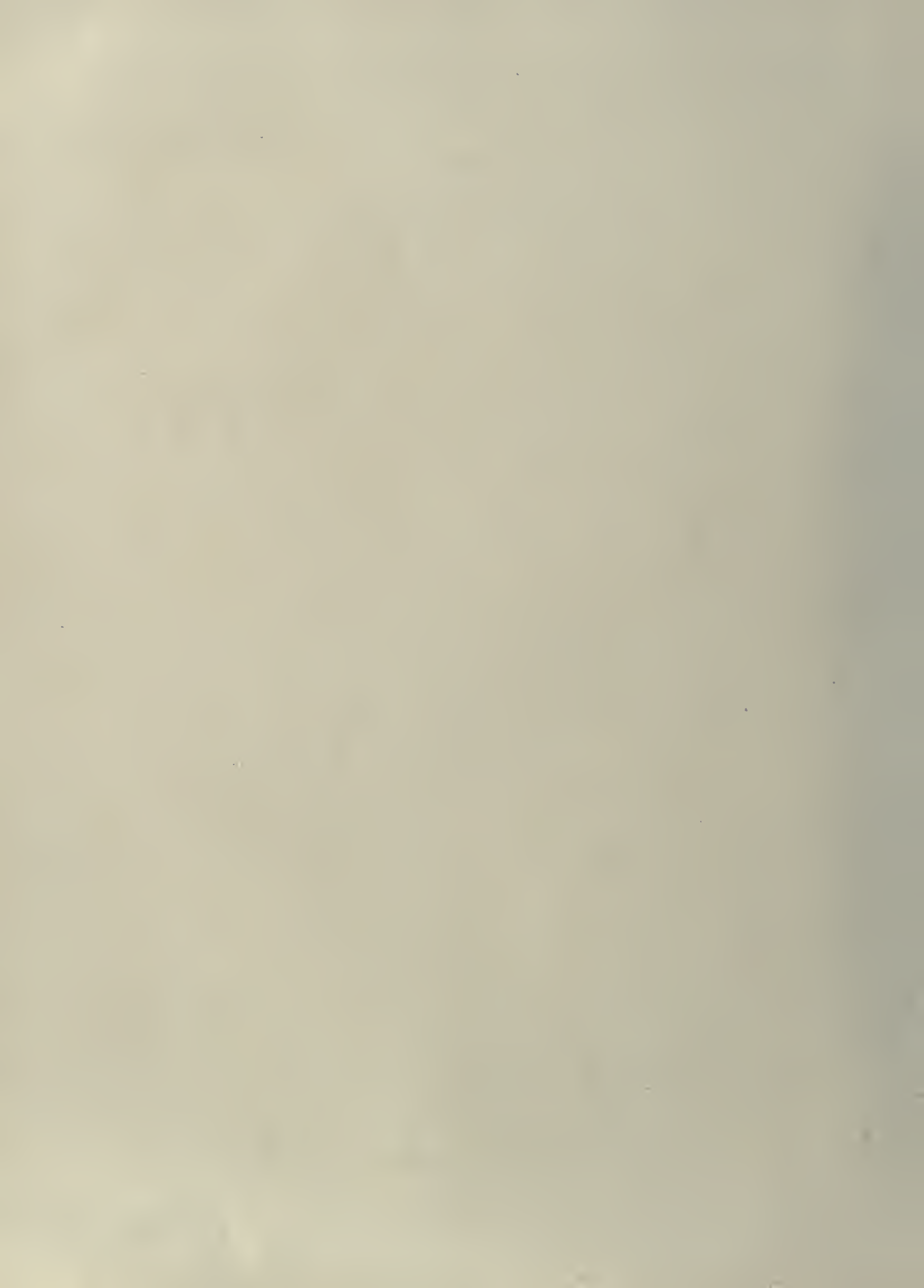
Prinz Carl von Mecklenburg mit dem zweiten Bataillon des I. Ostpreu

Original von P



Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

ßen, gilt's!"
chen Infanterie-Regiments im Gefecht von Goldberg, 23. August 1813.
ssor R. Knötel.



zum erstenmal im Feuer war, mit der äußersten Hartnäckigkeit verteidigt. Gleichzeitig tobte der Kampf um den Wolfsberg — auch dort unterstützten preußische Landwehren die Russen auf das Tüchtigste; das Löwenberger Bataillon (Gfug) brachte von 524 Mann 258 aus dem Gefecht zurück — aber die Besitznahme jener wichtigen Stellung durch den Feind nötigte Major Goltz, aus Goldberg zurückzugehen. Es geschah mit der größten Ordnung. Da kam die Meldung, daß der Prinz auf der Höhe zur Seite der Stadt sich zu behaupten scheine; sofort ging es in die Stadt zurück; der überall eingedrungene Feind ward „mit dem Bajonett angegriffen, unter Hurrarufen zur Stadt hinausgeworfen, und wer sein Heil nicht in der Flucht suchte, niedergestoßen.“ Jetzt kam der bestimmte Befehl, die Stadt zu räumen; es geschah wieder in höchster Ordnung. Dem Leobschützer Bataillon wurde die verdiente Ehre, den letzten Posten am Westtor der Stadt zu haben. Als am nächsten Tage Prinz Karl von Mecklenburg mit General Yorck, seinem Kommandeur, zusammentraf, sagte dieser in seiner freimütigen, die Dinge stets beim rechten Namen nennenden Weise: „Bisher trugen Ew. Durchlaucht den Schwarzen Adlerorden als des Königs Schwager; gestern haben Sie ihn sich erkämpft.“*)

Die zahlreichen Gefechte während der letzten zehn Tage, die ununterbrochenen Märsche auf schlechten Wegen, die schlechte Nachtruhe, die mangelhafte Bekleidung bei dem entsetzlichen Regenwetter, die unzureichende Verpflegung hatten an die Mannschaften die höchsten Anforderungen gestellt, die schwersten Opfer von ihnen verlangt. Bei einem Teil der Landwehrtruppen stellten sich Mißmut und Unlust ein. Wenn auch die Hauptmasse zusammenhielt, so entwischte doch mancher oberschlesische Landwehrmann heimlich während der Nacht, um nach Hause zurückzukehren. Man hatte Weib und Kind, Haus und Hof aufgegeben, um für die Freiheit des Vaterlandes zu kämpfen; wo aber blieb der Erfolg? Der gemeine Mann verstand dieses erfolglose Hin- und Hermarschieren, dieses Kehrtmachen, Rückwärtsmarschieren und dann bald wieder Frontmachen nicht. Selbst ein Teil der Offiziere fing an, das Vertrauen zu der obersten Heeresleitung zu verlieren. Was war das für eine Strategie, die in ewigem Hin- und Herwerfen, Vor- und Zurückziehen einer Armee von 100000 Mann bestand, in fortwährenden Gefechten die Kräfte der Leute in Anspruch nahm und es dennoch zu keinem Erfolg brachte. Manche Truppen hatten drei Nachtmärsche hintereinander gemacht und waren vier Tage lang nicht zum Abkochen gekommen.

Daß dies in der Kriegsgeschichte fast unerhörte Verfahren dem Entschlusse des Oberkommandos entsprang, „unter allen Umständen bei der ersten Gelegenheit einen großen Schlag zu führen und dabei doch geschickt der Gefahr auszuweichen, die in dem plötzlichen Angriff eines überlegenen Feindes lag, — das war ein Standpunkt, den die große Masse des Heeres, ja selbst ein Teil der Unterführer nicht begriff oder begreifen wollte. Es war etwas ganz Ungewöhnliches, mit den gewohnten Regeln der Kriegsführung so wenig Übereinstimmendes, daß die ganze Masse der Armee fortwährend unmittelbar am Feinde sein und „mit der Elastizität einer Vorpostenkette“ der Situation folgen, ausweichen und wieder anrücken mußte. Ein Teil der russischen Generale bezeigte offen den größten Mißmut, der in Ungehorsam auszuarten drohte. Dies war namentlich bei General Langeron der Fall, der das Vertrauen genossen hatte, von dem allgemeinen Kriegsplan russischerseits in Kenntnis gesetzt zu werden und sich nun berufen glaubte, auf eigene Hand, wie er meinte, im Geiste dieses Planes zu handeln, indem er Gefechte vermied, wo er eine Überlegenheit des Feindes zu bemerken glaubte und — wie es bei Goldberg geschehen war — sogar gegen den Befehl des Oberkommandos zurückging.

---

*) Droysen. Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg.

Noch schlimmer war die Opposition Yorcks. Unerträglich und schroff in seinem Wesen, rechthaberisch und jeder anderen Heeresführung gegenüber stets zu bitterer Kritik geneigt, konnte er in der Kriegsführung Blüchers während der letzten zehn Tage nur eine Kette von Mißgriffen, eine unbegreifliche Verkehrtheit finden, die schließlich den gänzlichen Ruin der Armee zur Folge haben müsse. Von jeher, wie wir wissen, ein Feind der Reorganisation, die er bis aufs Messer bekämpft hatte, und mit den Regeln und Formen der altpreußischen Tradition eng verwachsen, sah er es mit stillem Ingrimm, wie Gneisenau und Blücher in ihrem kühnen Zugreifen oft über altbewährte Organisationen mit einer Leichtigkeit hinwegsetzten, die an Leichtsinn grenzte. Er konnte es nicht verstehen, wie man eine ganze Armee fortwährend am Feinde halten konnte, während man doch einer entscheidenden Schlacht ausweichen wollte. Freilich, das sichtbare Zusammenschmelzen seiner eigenen Bataillone, die verderbliche Wirkung der Nachtmärsche, die Regenbiwaks der hungernden und schlechtgekleideten Landwehr schienen ihm ja recht zu geben. Das Landwehrregiment der zweiten Brigade war in acht Tagen von 2000 auf 700 Mann zusammengeschmolzen. Er hatte bei dem an und für sich gewiß lobenswerten Bestreben der Fürsorge für seine Leute das moralische Recht auf seiner Seite. Dem Oberkommando fehlte bis jetzt der Erfolg, der seine Anordnungen und Befehle mit der nötigen Autorität umkleidet hätte. So kam es, daß Yorck und auch Langeron sich eigenmächtige Abweichungen erlaubten, die zu den größten Differenzen zwischen ihnen und dem Oberkommando führten.

Schon am 23. August, als Yorck den Befehl erhielt, auf Jauer zurückzugehen, war er aufs höchste erbittert gewesen. Dazu kam, daß ihm der Befehl in einer Form überbracht wurde, die er in seinem Mißtrauen für eine persönliche, auf ihn gemünzte Bosheit Blüchers hielt. Der Rittmeister Graf Moltke hatte ihm ein Schreiben folgenden Inhalts überbracht: „Ew. Exzellenz benachrichtige ich ganz ergebenst, daß der General von Langeron sein Lager zwischen Hennersdorf und Seichau bezogen hat, und ersuche Ew. Exzellenz daher, das Ihrige beim hiesigen Galgen gefälligst nehmen zu wollen. Blücher." Die Aussicht auf den „Galgen", die er als einen blutigen Hohn Blüchers aufgefaßt, hatte dem Faß den Boden ausgeschlagen. Als er dann in Striegau am 25. August eine erneute Ordre erhielt, ohne Ruhetag abermals weiter zu marschieren, da brach der lange in ihm aufgespeicherte Ingrimm los. Blücher, Gneisenau und ihre Offiziere saßen in Jauer zu Tisch, als sich plötzlich die Tür öffnete und Yorck hereintrat. Er wandte sich an Blücher und sagte: „Sie ruinieren die Truppen, Sie lassen sie Märsche machen ohne Zweck." Um vor den fremden Offizieren keine Szene entstehen zu lassen, führte Gneisenau die beiden Herren in ein kleines Seitengemach. Hier erneuerte Yorck seine Vorwürfe und schloß mit der Versicherung, daß die ganze Armee sich auflöse, und er dergleichen nicht länger verantworten könne, daß er dem König seinen Bericht darüber machen werde. Zwei Tage Ruhe seien der Armee durchaus nötig. Gneisenau, obwohl er nur Generalmajor und Yorck Generalleutnant war, übernahm die Antwort und rekapitulierte ihm kurz, was geschehen, und warum es geschehen sei, dann fügte er hinzu, daß man bei dem General einen Widerstreit und einen Starrsinn finde, der nicht selten an Ungehorsam streifte, machte die Türe auf und fragte: „Haben Ew. Exzellenz sonst noch was zu befehlen?" worauf Yorck mit einer kalten Verbeugung gegen Blücher abging.*)

In dem Bericht, den Yorck wirklich noch an demselben Tage an den König schrieb, und in dem er ihn um Entbindung von seinem Kommando bat, wirft er dem Oberkommando „Übereilung und Inkonsequenzen bei den Operationen vor", das „Greifen nach jeder Scheinbewegung des Feindes, dabei Unkunde in den praktischen Elementen, welche zur Führung einer großen Armee mehr als

*) Hans Delbrück, das Leben des Feldmarschalls Neithardt von Gneisenau.

sublime Ansichten nötig sind." Mit brutalem Spott sagt er: „Vielleicht ist meine Einbildungskraft zu beschränkt, um die genialen Absichten, welche das Oberkommando des Generalleutnants von Blücher leiten, begreifen zu können"; der Augenschein lehre ihn aber, daß fortwährende Märsche und Kontramärsche die ihm anvertrauten Truppen in einen Zustand versetzt hätten, die bei einer kräftigen Offensive des Feindes Ereignisse herbeiführen könnten, die denen von 1806 nicht unähnlich sein werden.

So weit ging bei dem eigentümlich exaltierten Wesen, bei seinem gallsüchtigen Temperament Yorcks Gegnerschaft, daß er es sogar bis zu einem Bericht an den König hatte kommen lassen, er, der berühmte Unterzeichner der Konvention von Tauroggen, dem die Erhebung von Ostpreußen ihren größten Impuls verdankte.

Aber Blücher und Gneisenau lassen sich durch Yorcks Einreden auf die Dauer nicht beirren. Blücher in seiner unerschöpflichen Frische rasch in Zorn auffahrend und ebenso schnell wieder in guter Laune, fand trotz allem doch, „daß der alte Schwerenöter, der Yorck" ein unschätzbarer Korpsführer sei, „einer, der wohl brumme, aber nicht beiße." In der Frühe des denkwürdigen 26. August befahl er den weiteren Vormarsch, und der heranziehende Tag, der Tag an der Katzbach, sollte den Gegnern des Oberkommandos zeigen, daß er mit seinen Anordnungen und scheinbar so widersprechenden Operationen dennoch auf dem rechten Wege gewesen war.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bei der Kampfesnatur Blüchers war es nicht zu verwundern, daß er des fortwährenden Zurückweichens, wenn es auch durch die Umstände geboten war, selber herzlich müde war. Angesichts des günstigen Geländes an der Katzbach und der wütenden Neisse erklärte er nun, weiter werde er nicht mehr zurückgehen; hier werde er eine Schlacht schlagen. Allerdings, aus den eingegangenen Nachrichten ging hervor, daß es immer noch sechs französische Korps waren, die ihm gegenüberstanden. Von Napoleon fehlte jede Nachricht. Man wußte nicht, ob er sich bereits gegen die Böhmische Armee gewandt habe; es war kaum anzunehmen, daß er angesichts der doch immer nur geringen Erfolge gegen die Schlesische Armee so schnell von ihr ablassen würde. Die Zeit des Schwankens und Wartens, der peinvollsten Ungewißheit war für das Oberkommando nicht minder unangenehm, wie die Unzufriedenheit eines Teiles der Heerführer. Gneisenau hatte darunter am meisten zu leiden. An Clausewitz schreibt er in diesen Tagen: „Wie schwierig meine Lage ist, können Sie denken. Blücher will immer vorwärts und hält mich für zu behutsam; Langeron und Yorck zerren mich wieder zurück und halten mich für einen Verwegenen, Unbesonnenen." Da trafen kurz hintereinander zwei Nachrichten ein, die der wachsenden Mißstimmung sogleich den Boden entzogen und die Zürnenden und Grollenden sofort auf dem gemeinsamen Boden der Gefahr und der Soldatenpflicht wieder vereinten. „Wider den Feind!" hieß das Zauberwort. Zunächst war die aufregende Kunde eingetroffen, daß Napoleon die „Boberarmee" verlassen und sich nach Sachsen gewandt habe, wahrscheinlich, um der großen Böhmischen Armee näher zu sein. Daß er von dieser Seite her einen großen Schlag erwartete, bewies der Umstand, daß er das Korps Marmont mitgenommen hatte. Die bisher eingegangenen Meldungen ließen es ferner nicht mehr zweifelhaft erscheinen, daß der Feind teils bei Liegnitz, teils bei Goldberg versammelt sei. Man nahm jetzt als ziemlich sicher an, daß der Feind sich hinter der Katzbachlinie defensiv verhalten wolle.

Das war der Zeitpunkt, den Blücher erwartet hatte. Er wollte angreifen. Mit dem Figurenziehen auf dem Schachbrette sollte es ein Ende haben. Jetzt mußte eine Schlacht gewagt werden . . . heute noch! Sein Entschluß war gefaßt. Es galt, den Feind entweder von Goldberg oder von Liegnitz her mit überlegenen Kräften anzugreifen, wobei die günstigen Gelände der wütenden Neisse und der Katzbach für die Zwecke der Verbündeten nur äußerst vorteilhaft wirken konnten.

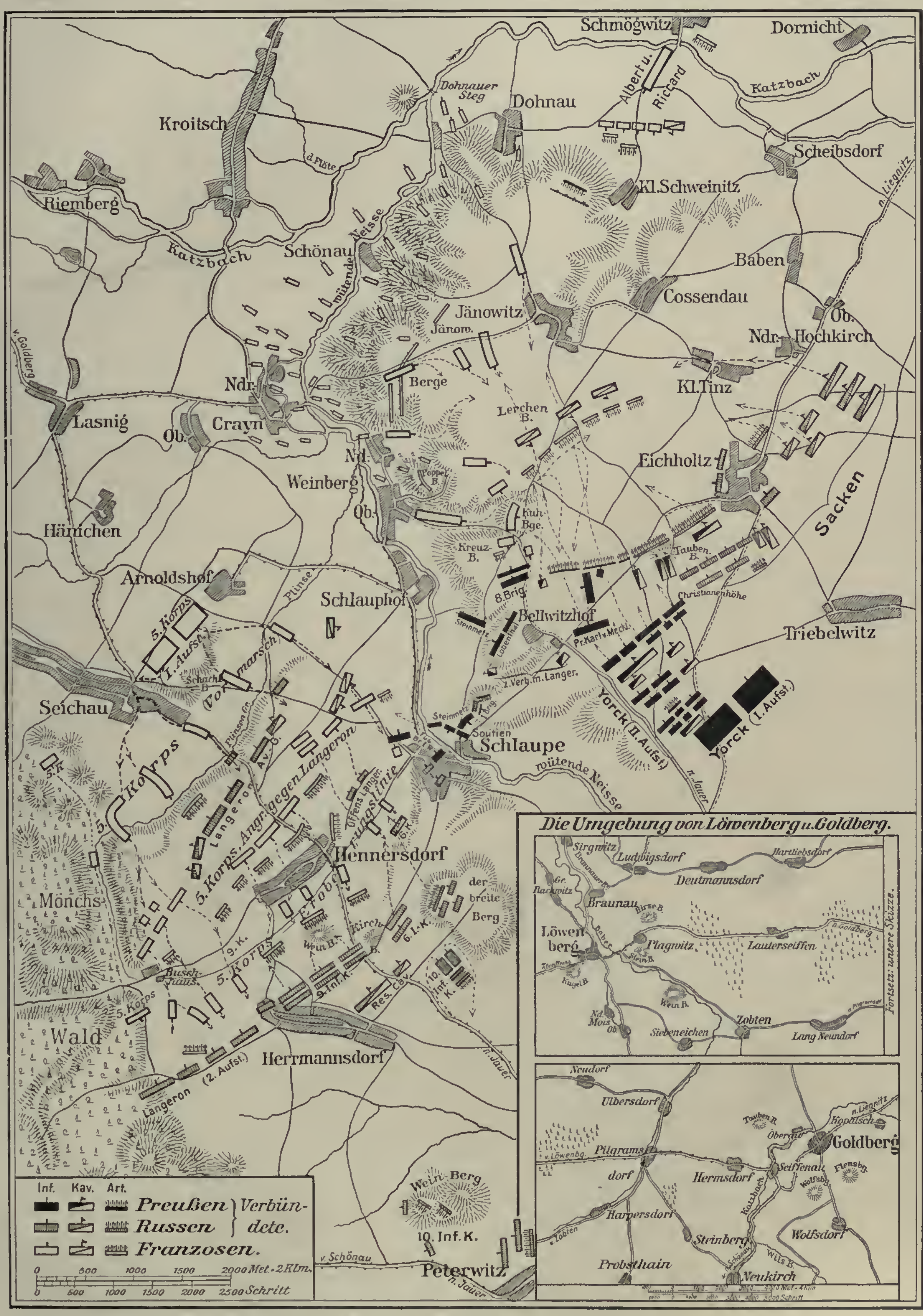
Mit großer Eile werden die Befehle gegeben. Danach sollte Sacken den Gegner bei Liegnitz in der Front festhalten, Yorck gerade nordwärts bei Kroitsch und Dohnau die Katzbach überschreiten und den rechten Flügel des Korps Souham angreifen, während Langeron den bei Goldberg stehenden Gegner beschäftigen und den Rücken Yorcks decken sollte. „Beim Rückzug des Feindes", so schließt Blüchers Befehl, „erwarte ich, daß die Kavallerie mit Kühnheit verfährt; der Feind muß erfahren, daß er im Rückzuge nicht unbeschadet aus unsern Händen entkommen kann." Punkt 2 Uhr sollten sich alle Kolonnen in Bewegung setzen. Blücher selbst hatte mit seinem Stabe auf der Höhe von Brechtelshof Aufstellung genommen. Aber während er selbst um 11 Uhr die eben genannten Dispositionen an die Korps absandte, zeigte das herübertönende Geschützfeuer, daß die Vorposten schon seit längerer Zeit sich im Kampfe befanden.

Gleich am Anfang des Schlachttages schien der Widerspruch Yorcks und Langerons Blücher neue Schwierigkeiten zu bereiten. Als Langeron seine Dispositionen in Empfang nahm, erklärte er, daß er hier nicht Folge leisten werde; er sprach „von geheimen Instruktionen, nach denen er sich richten müsse, und daß er sein Korps nicht aufs Spiel setzen dürfe." Auch Yorck weigerte sich, und Droysen berichtet, daß Yorck gegen Gneisenau erklärt habe, „er werde eher seinen Degen zerbrechen, als über die Katzbach gehen."*) Wir werden im Verlaufe des Kampfes sehen, wie der störrische Alte, von heißer Kampfeslust hingerissen, bald seinen Widerstand aufgab, wie aber Langerons Weigerung und sein Zögern dem Verlauf der Schlacht wirklich Abbruch tat.

Geben wir mit einigen Strichen ein Bild jener schon geographisch nicht uninteressanten Gegend, deren Hochplateau mit den steil abfallenden Rändern heute der Schauplatz einer Schlacht werden sollte, wie sie unter so eigenartigen Begleitumständen selten in der Kriegsgeschichte vorgekommen ist. Das Katzbachtal zwischen Goldberg und Liegnitz trifft westlich von Dohnau unter einem spitzen Winkel mit der wütenden Neisse zusammen. Diese wird auf der rechten Seite von einem waldbedeckten Bergzug begleitet, der nach der wütenden Neisse hin einen steil abstürzenden, mit Schluchten und Hohlwegen durchschnittenen Talrand bildet; dieser, bei Bellwitzhof links von Christianenhöhe beginnend, zieht sich in einem flachen Bogen bei den Dörfern Schlauphof, Ober-, Nieder-Weinberg, Nieder-Crayn und Schönau vorbei bis Dohnau hin. Von dem genannten bewaldeten Bergzuge gehen zahlreiche, zum Teil tief eingeschnittene Bäche zur Neisse und Katzbach, so zwischen Seichau und Hennersdorf der Plinsebach. Die wütende Neisse wird durch die genannte Bergreihe in eine enge Schlucht gedrängt, an deren östlichem Ausgange das Gut Brechtelshof liegt. Die oberhalb des Talrandes der Neisse liegende Hochfläche ist völlig frei und dehnt sich in einer Breite von etwa zwei Kilometern aus; nach Norden und Osten dacht sie sich allmählich ab, während sie nach Westen hin in engen, steilen, bewachsenen Schluchten 30 bis 60 Meter tief ins Tal abfällt.

Bereits um 10 Uhr waren die bei Seichau stehenden Vortruppen Langerons angegriffen und allmählich zurückgedrängt worden. Dieser auf seine Kriegserfahrung so stolze russische General setzte den Anordnungen Blüchers, wie wir gesehen, einen andauernden Widerstand entgegen, „da er sein Korps nicht aufs Spiel setzen wolle." Dem Adjutanten Blüchers, Leutnant von Gerlach, der ihm den Befehl überbracht hatte, sagte er: „Ihr General (Blücher) ist ein guter Haudegen (bon sabreur — Langeron sprach nur französisch), aber das ist auch alles. Und als ihm der Adjutant die Notwendigkeit eines energischen Eingreifens auseinandersetzen wollte, bemerkte er spöttisch: „Wir bedürfen bei unseren Unternehmungen besonders der richtigen Einsicht; aber Sie werden zugeben, diese ist nicht gerade der Fehler des Generals Gneisenau." Dieser Haltung entsprechend, hatte Langeron schon von Anfang an sich der Vorteile begeben, die ihm ein schneller Angriff ge-

*) Droysen. Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg.




Plan zur Schlacht an der Katzbach am 26. August 1813
und Übersichtskarte zu den Kämpfen bei Löwenberg (21. August) und Goldberg (23. August).

währleistet hätte. Er hatte 48 schwere Geschütze über Jauer auf Striegau zurückgesandt und sich so selbst der Möglichkeit beraubt, seine sonst so feste Hauptstellung nachdrücklich zu verteidigen. So war Seichau schnell in des Feindes Hand.

Inzwischen waren anderweitige Meldungen eingetroffen, daß der Feind mit sehr bedeutenden Kräften auch von Kroitsch her gegen Ober- und Nieder-Crayn im Anzuge sei und Miene mache, den dortigen Übergang, die Brücke über die wütende Neisse, zu nehmen. Alle einlaufenden Meldungen stimmten darin überein, daß der Feind heute selbst ein sehr entschiedenes Vorgehen beabsichtige. Blücher war seelenvergnügt beim Empfang dieser Nachricht; sie begegnete sich mit seinen heißesten Wünschen. Er ritt mit Gneisenau und einigen Offizieren seines Stabes nach dem genannten Ubergangsort an der Brücke bei Nieder-Crayn und überzeugte sich durch den Augenschein von der Wahrheit der empfangenen Berichte. Soweit der Regen und die trübe Witterung eine Umschau gestatteten, entdeckte er auf dem Plateau vor sich mehrere feindliche starke Reiterabteilungen und links von Ober-Weinberg Fußvolk, offenbar in dem Bestreben, das Plateau zu gewinnen und sich dort zu entwickeln. Sein altes Soldatenherz schlug lebhafter bei dieser Entdeckung. Bald gewann er zu seiner größten Genugtuung die Überzeugung, daß er die Schlacht, die er jenseits der Katzbach suchte, schon diesseits derselben haben werde. Inzwischen entwickelten sich immer mehr feindliche Truppen auf dem Plateau; das Aufsteigen von immer neuen Kolonnen aus Nieder-Crayn schien gar kein Ende nehmen zu wollen.

Die Tabakpfeife im Munde, in seinen Reitermantel gehüllt, beobachtete der alte Feldherr mit innigem Behagen die Entwickelung der feindlichen Streitkräfte auf dem Plateau. Die Erwartung der nahe bevorstehenden, von ihm so heiß ersehnten Schlacht versetzte ihn in die rosigste Stimmung. Selbst die eben eingehenden Meldungen von der Widersetzlichkeit Langerons, der sich in diesem hochwichtigen Augenblicke bereits auf dem Rückzuge nach Jauer befand, vermochten ihn nicht zum mindesten in seinem Gleichmut zu stören. Er stand in diesem Augenblicke ganz unter dem Eindrucke der Vorstellung, die sich schnell zu einem festen Plane entwickelte: den Feind immer mehr sich auf dem Plateau entwickeln zu lassen, ihn dann anzugreifen und mit furchtbarem Anprall den steilen Rand hinab in die Katzbach und die wütende Neisse zu stürzen. Dann wurden die Befehle zum Angriff an die weiter rückwärts sich befindlichen Korps geschickt. Der Unterschied der Korpsführer trat dabei deutlich hervor. Als General Osten-Sacken den Befehl zum Angriff erhielt, antwortete er erfreut dem Überbringer: „Antworten Sie dem General nur Hurra!“ Langerons widerwillige Haltung kennen wir schon; ebenso sah York anfänglich dem bevorstehenden Kampfe mit großem Mißvergnügen entgegen, bis sein Grimm verraucht war und seine Soldatennatur wieder die Oberhand in ihm gewann. Bald sollte der Feind die Einwirkung seines Korps und diejenige der Truppen Sackens an dem mächtigen Gegenstoß inne werden. Sacken, der umsichtige russische General, hatte schnell einen geeigneten Punkt zwischen den beiden Armeekorps mit seiner schweren Artillerie besetzt. Sein Korps lehnte sich an den rechten Flügel Yorcks; es war in zwei Treffen aufgestellt; die Reiterei auf beiden Flügeln, die Kosaken von Karpow auf dem rechten Flügel, bis über Eichholtz hinausreichend. Die Artillerie beider Korps entwickelte sich hier oben auf den flachen Höhen zwischen Bellwitzhof und Eichholtz, und bald befand sie sich im wütenden Kampfe mit den gegenüber auffahrenden französischen Batterien. Hinter der Artillerie hatte die Infanterie in Gefechtsgliedern Aufstellung genommen.

Geradezu machtvoll zeigte sich hier die persönliche Einwirkung Blüchers. In Begleitung des Prinzen Wilhelm, des Bruders des Königs, erschien er mit seinem Gefolge vor der Front Yorcks, um die Truppen durch zündende Ansprachen anzufeuern. Sein Erscheinen brachte überall Jubel

und Begeisterung hervor. In seiner volkstümlichen, derben, mit drastischen Bildern durchsetzten Sprache verstand er es meisterhaft, den Soldaten auseinander zu setzen, worauf es ankomme. Alles wäre so gekommen, wie er gewollt und vorausgesehen; er habe nur gewartet, bis eine genügende Anzahl Franzosen herüber sei, um sich auf sie stürzen zu können. Dies alles wußte er in einem Tone der Zuversichtlichkeit hervorzubringen, als ob der ganze noch bevorstehende Kampf nur eine Kleinigkeit wäre. Fast zu allen Regimentern des ersten Treffens ritt er. Überall derselbe Jubel, dieselbe tiefgehende Wirkung seines Erscheinens. Allen redete er zu, sich bei dem herabströmenden Regen nicht erst mit Schüssen abzugeben, sondern den Franzosen gleich mit dem Bajonett zu Leibe zu gehen. Als ihm dann der gegebene Moment zum Angriff gekommen schien, erscholl sein berühmtes Wort: „Jetzt, Kinder, haben wir genug Franzosen herüber: nun vorwärts!"*)

Die Brigade Hünerbein (8.), aus schlesischer Landwehr und brandenburgischen Linientruppen bestehend, war es, die hier den Kampf eröffnete. Nördlich Bellwitzhof ging sie, links an der Artillerielinie vorbei, am Rande der Hochfläche entlang, gegen drei französische Infanteriemassen und eine Batterie vor, die sie, dem Rate Blüchers folgend, mit Kolben und Bajonett den steilen Hang nach der wütenden Neisse zu hinunterwarf. „Was fiel, das fiel; alles übrige blieb im Avanzieren", berichtet ein französischer Offizier. Ein französisches Karree wird rechts und links umzingelt und von allen Seiten mit Bajonett und Kolben angegriffen. Es war an kein Pardon mehr zu denken, und nach zehn Minuten lag das ganze Karree da zu Boden geschlagen. Etwa 150 Lebendige und leicht Blessierte fanden sich hernach noch aus den niedergeschlagenen Menschenhaufen heraus, diese wurden als Gefangene zurückgeschickt."

Indessen waren die anderen Bataillone auf jene französische Batterie und die ihr zur Seite stehende Infanteriemasse vorgerückt und warfen sie. Ihr Unstern führte die Flüchtenden gerade dem Landwehrbataillon Thiele vom 14. schlesischen Landwehrregiment (Bunzlau) in den Weg; sobald dieses der Fliehenden gewahr wurde, stürzte es mit Hurra hinter ihnen her, wobei es ihnen von der noch mitgeführten Batterie drei Geschütze abnahm. Im Eifer der Verfolgung waren die braven Landwehrmänner bis in die Mitte der feindlichen Schlachtlinie vorgedrungen. Neue feindliche Massen drangen hier auf sie ein. Durch die hitzige Verfolgung der Franzosen völlig aufgelöst, schlossen sie sich in dieser gefährlichen Lage zu einem dichten Knäuel zusammen, um den Rückweg anzutreten. In diesem Augenblick aber sprengten feindliche Chasseurs auf sie zu; vorspringende französische Offiziere riefen ihnen auf französisch und deutsch zu: „Ergebt Euch!" Aber die braven Landwehrleute, die hier in ihrem Element waren, dachten garnicht daran; von ihrem Oberst Gaza geführt, machten sie wieder Front und zugleich mit einer in der Schriftsprache nicht wiederzugebenden Antwort saß das Bajonett der wackern Männer dem Feinde in den Rippen, der, von diesem unerwarteten Angriff völlig zersprengt, nach allen Seiten auseinander prallte."**)

Schon meldete Graf Brandenburg dem Führer der Reserve-Kavallerie, Oberst von Jürgaß, daß der Feind im Weichen, und dem kühnen Reiterführer schien jetzt für die Kavallerie der so günstige Moment gekommen, „dem Feinde schnell auf den Leib zu gehen." Mit lautem Jubel ging es vorwärts. Während die National-Kavallerie,***) von Schack geleitet, feindliche Reiter und Artillerie,

*) Nach der mündlichen Aussage eines Mitkämpfers hat Blücher noch die Worte hinzugefügt: „Denen wollen wir die Nasenflügel umkrempeln, daß alle rückwärts Kobold schießen sollen!" Für Nasen hatte er allerdings noch einen anderen, weit stärkeren Ausdruck gebraucht.

**) Preußisches Landwehrbuch. Geschichte der großen Taten der Landwehr Preußens während der Befreiungskriege. Von Dr. Ferdinand Pflug.

***) Siehe das beigegebene Textbild. Das Ostpreußische National-Kavallerie-Regiment, auf Kosten der Ostpreußischen Stände errichtet, ist die Stammtruppe des heutigen Leibgarde-Husarenregiments. Es eroberte in der Schlacht an der Katzbach zwei bespannte Geschütze. Die auf dem Bilde dargestellten Franzosen sind Dragoner.

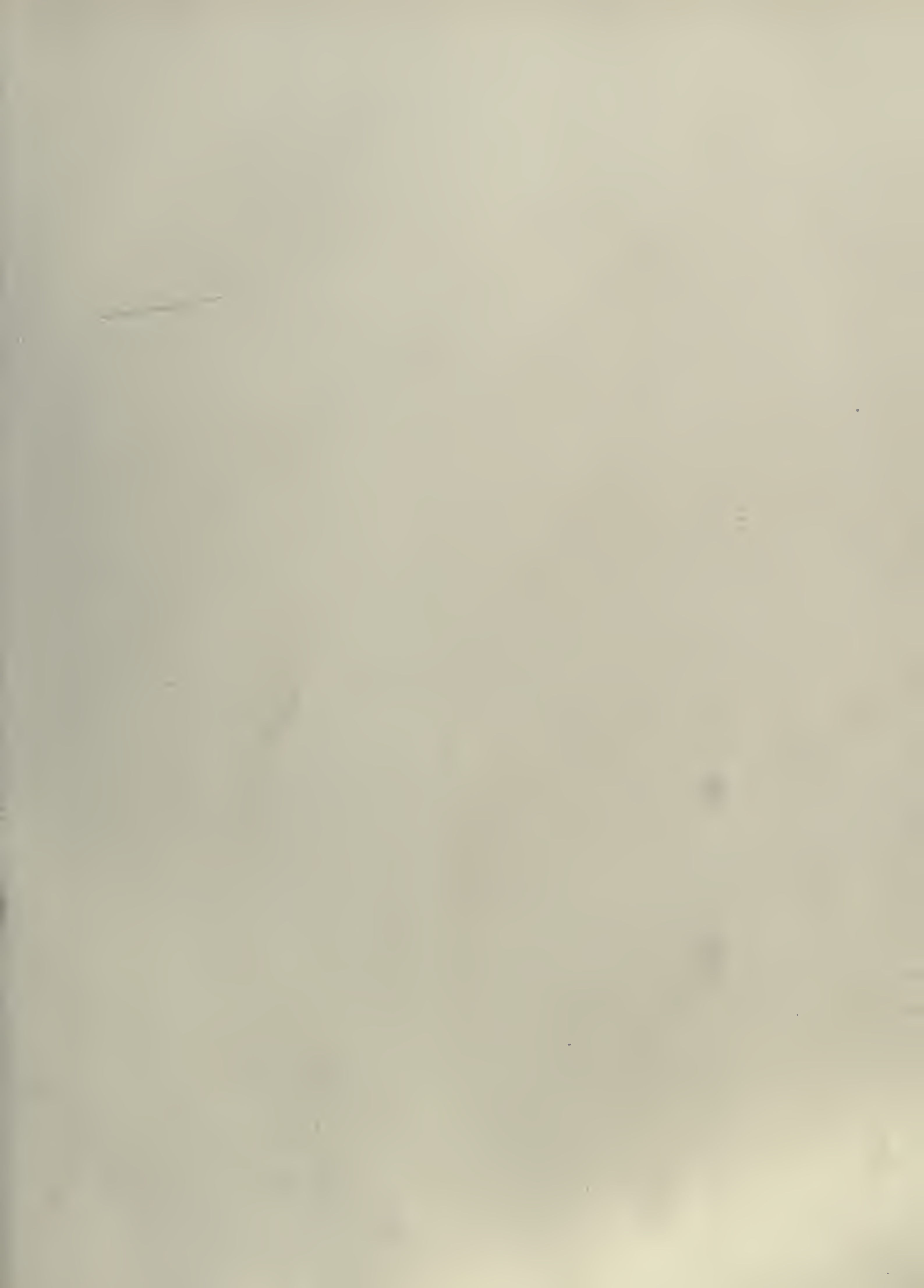
die eben einen Hohlweg hinaufdrangen, angriff, warf und in die Schlucht hinab verfolgte, jagten die westpreußischen Dragoner und drei Lithauer Schwadronen gerade in die feindliche Geschützlinie hinein und über sie hinaus, Kanonen nehmend und wild in die feindlichen Karrees einhauend.

Aber während dieses allgemeinen Handgemenges kamen immer neue feindliche Reitermassen den Weinberg herauf, trabten geschlossen vor; die Dragoner mußten rückwärts; heftig verfolgend, kam der Feind in die preußischen Batterien, nahm die nächste und drang in die Lücke zwischen den Bataillonen Borckes und Horns weiter vor, während die Kavallerie bis hinter die zweite Linie




Das Ostpreußische National-Kavallerie-Regiment in der Schlacht an der Katzbach. 26. August 1813.

zurückeilte. Yorck fuhr mit heftigsten Worten auf Jürgaß los, der allerdings seine Reiter völlig aus der Hand gegeben; mit dem Brandenburger Bataillon Bülow eilte er zu den Batterien, die im Vorrücken begriffenen Bataillone Hillers schwenkten links, gingen mit dem Bajonett gegen die feindlichen Reiter; gleichzeitig führte Prinz Karl seine Musketiere mit Trommelschlag, ohne einen Schuß zu tun, in die feindliche Kavallerie mitten hinein. Hinter dem Fußvolk sammelt Jürgaß die Dragoner und die National-Kavallerie; „wenn nur“, meint er, „der General nicht die Schweinerei hier sieht und noch einmal fluchen kommt, aus all den . . . Kerls, den Franzosen, mache ich mir nichts.“ Das Vordringen der Infanterie, der energische Seitenangriff Katzelers mit den neumärkischen Landwehrschwadronen und russischen Husaren hatte die feindliche Kavallerie zurückzugehen gezwungen, die schon abgeschnittenen Bataillone zur Linken befreit, die verlorne Batterie gerettet. Schon schwenkte Sackens rechter Flügel, die feindliche Stellung überholend, gegen deren Flanke ein.








General von Blücher vor der Schlach

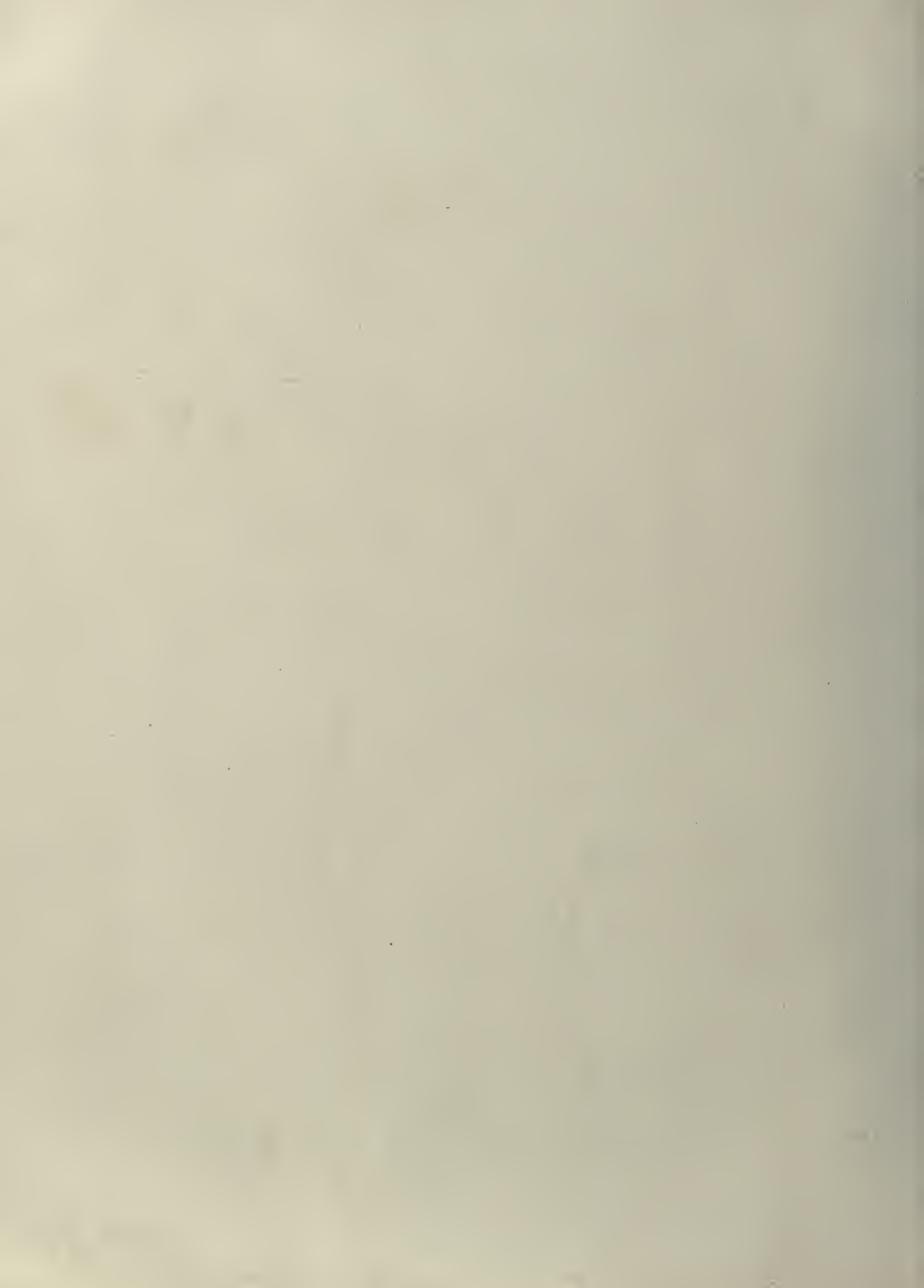
„Kinder, jetzt haben wir

Original von Pr



Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

der Katzbach am 26. August 1813.
s Franzosen herüber!"
C. Röchling.



Jetzt gab Blücher den Befehl zum allgemeinen Vorrücken; mit gezogenem Säbel führte er selber die Kavallerie vor, die sich rechts derjenigen von Osten-Sacken anschloß; Yorck folgte an der Spitze seines Fußvolkes.

Das Gefecht wurde nun sehr heftig. Der Feind zog von Crayn und Weinberg, von Dohnau her immer neue Truppen auf das Plateau — vergebens! Drei neue Kavallerieregimenter suchten das Gefecht herzustellen; aber nach kurzem Erfolge mußten auch sie sich zur Flucht wenden. Ein frisches Regiment, das sich durch das schon wilde Gewühl der Flüchtenden vorzuarbeiten suchte — man sagt, von Macdonald selbst vorgeführt — vermochte ebensowenig dem Hurra und Vorwärts der preußischen Bataillone zu widerstehen; unter ihrem Kartätschenfeuer wird die Hast der Flüchtenden immer wilder. Es war an kein Halten mehr zu denken. Glücklich, wer durch die verfahrenen Hohlwege hinabkam, in welche Haubitzen und Zwölfpfünder, oben an dem Talrand aufgefahren, hinunterfeuerten; alles stürzte in wilder Aufregung der wütenden Neisse, der Katzbach zu, die, hoch angeschwollen, in reißender Wildheit dahinschießend, zahlreiche Opfer verschlangen. Die schwarzen Husaren und zwei ostpreußische Bataillone folgten bis Nieder-Crayn.*)

Hier an der Brücke von Nieder-Crayn kam es zu furchtbaren Szenen. Alles drängte wild durcheinander. Jeder wollte zuerst hinüber, es war eine entsetzliche Panik ausgebrochen, ein Zustand des kopflosen Schreckens, wie er bei dem Übergang der Franzosen über die Beresina kaum furchtbarer gewesen war. Alle Waffengattungen waren bunt durcheinander gewürfelt: Reiterei, Fußvolk und Artillerie; dazwischen Planwagen und Fouragekarren, und, um das Elend noch größer erscheinen zu lassen: Tragbahren mit Schwerverwundeten beladen. Marschälle, Offiziere und Gemeine — der Schrecken, das menschliche Bestreben, sich zu retten, hatte sie alle gleich gemacht. Und nun kam die furchtbare Katastrophe. Jener starre Schrecken, der die Menschen zu einer blöden, stumpfen Masse macht, die keiner Vernunft mehr gehorcht, nur dem Naturtriebe der Erhaltung folgt, hatte die dichten Massen auf die Rettung verheißende Brücke gepreßt; sie vermochte dem schweren Gewicht nicht stand zu halten. Krachend brachen die Planken der Geländer, und Mannschaften, Pferde und Wagen stürzten hinein in die reißenden Fluten und wälzten sich im wilden Chaos durcheinander. Viele kamen darin um, einige erreichten schwimmend das Ufer, andere suchten an den Pfeilern der Brücke empor zu klettern, wurden aber von dem Strom der Menschen mitleidslos wieder in die Tiefe gedrängt. Und dazwischen heulte der Regensturm und peitschte die alten Pappeln zu beiden Seiten des schäumenden Flusses, daß sie ächzend und stöhnend sich wanden; der Regen strömte hernieder, als wolle eine neue Sintflut die ganze Menschheit vom Erdboden vertilgen.

Inzwischen war weiter rechts, in der Richtung auf Dohnau, die Infanterie Sackens vorgegangen. Zwei Divisionen aus Liegnitz, hieß es, seien in Anmarsch. Sacken besetzte schnell den Talrand. Der anrückende Feind, als er die Höhenränder schon besetzt fand, wagte nicht mehr anzugreifen, sondern ging nach schwachen Kanonaden in der Dunkelheit über die Katzbach zurück. So war auch auf diesem Teil der Hochfläche der Sieg vollständig. Auch hier hatten sich an den steil zur wütenden Neisse abfallenden Rändern furchtbare Szenen abgespielt. Namentlich bei Jänowitz, einem etwa eine halbe Stunde nordwestlich von Eichholtz auf hoher Bergebene gelegenen Dorfe. Von hier aus führen mehrere enge und steile Hohlwege nach der wütenden Neisse. Ein großer Teil der geschlagenen Feinde, die nicht vorgezogen hatten, über Weinberg oder Nieder-Crayn in das Flußtal hinab zu gelangen, stürzte die Hohlwege über Groß-Jänowitz hinab, um bei Kroitsch über den angeschwollenen Fluß zu gehen. In wilder Unordnung drängte sich alles hinunter, und was im Wege selbst nicht Raum hatte, suchte sich die steile Höhe hinab einen eigenen Weg zu bahnen.

*) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg.

Unaufhörlicher Regen hatte den tonigen Boden so schlüpfrig gemacht, daß Mannschaften und Pferde ausglitten, zu Boden stürzten, andere Mannschaften von den abgleitenden Pferden mit hinabgerissen wurden und Arme und Beine brachen. Als dann Kanonen und Pulverwagen den Hohlweg verstopften, und jeder außerhalb desselben, so gut er konnte, seine Rettung suchte, stieg die Verwirrung aufs höchste. Noch einmal hat — fast schon ein Akt der Verzweiflung — eine feindliche Abteilung ein Viereck gebildet, um der wilden Verfolgung der Sieger einigermaßen Einhalt zu tun; vergebens




Schlacht an der Katzbach. 26. August 1813. Flucht der Franzosen über den Jänowitzberg.

— schon sind — wie unser Textbild zeigt — preußische Landwehrreiter in der Attacke begriffen, die ihnen den Garaus machen sollen.

Bedenklich hatte es allerdings eine Weile auf der westlichen Seite der wütenden Neisse bei Langerons Korps gestanden, der, wie wir wissen, noch vor Beginn der Schlacht einen Teil der schweren Artillerie zurückgeschickt hatte. Nur mit Mühe war er von dem ihm beigegebenen preußischen Oberstleutnant von Ende in seiner Position festgehalten worden. Seine Vorhut am Plinsebach zog sich bald auf die Hauptstellung auf den Kuppen östlich und südlich von Hennersdorf zurück. Hier wurde er von den Franzosen hart bedrängt; erst als Blücher die preußische Grenadierbrigade Steinmetz über die Neisse hinüber in die Flanke vorstoßen ließ und die Nachricht von der jenseits der Neisse erfolgten siegreichen Entscheidung die Franzosen zum eiligen Rückzuge zwang, gelangte er wieder in den Besitz seiner Hauptstellung.

Es war ein glänzender, ein unvergleichlicher Sieg, der hier unter Blüchers Leitung erfochten war. Bei eigenen geringen Verlusten hatte er den gleich starken feindlichen Kräften des Marschalls Macdonald eine vernichtende Niederlage beigebracht. Und er konnte mit stolzem Selbstbewußtsein sich selbst, seinem zähen Festhalten an dem einmal gefaßten Entschluß, seinem unverwüstlichen Standhalten gegen alle Widerwärtigkeiten und Hindernisse, den großen Erfolg zuschreiben. Wie hatte er fortwährend zum Angriff gedrängt! Welche Hindernisse hatten ihm York, Langeron, zuerst sogar Sacken bereitet! Wohl kaum jemals war eine Schlacht unter so viel Hindernissen von der eigenen Seite in Angriff genommen worden. Auch Gneisenau gab diesem Gedanken Ausdruck. „Wir mußten diesen Sieg erzwingen", sagte er; „die gerechte Sache siegte trotz aller Mißgünstigkeiten".

Als Gneisenau am Abend das Schlachtfeld beritt und er dort mit York zusammentraf, drängte es den edlen Mann, das nicht zum mindesten durch Yorcks Schuld gestörte gute Einvernehmen wieder herzustellen. Er ritt an ihn heran, nahm den Hut ab und sagte: „Ew. Exzellenz, ich gratuliere zur gewonnenen Bataille." Aber der alte Isegrimm war nicht so leicht zu versöhnen. „Ja, die habe ich euch gewonnen", sagte er; „aber wo bleibt die Verpflegung? Die armen Soldaten sterben Hunger." Gneisenau erwiderte schnell: „Brot haben sie noch auf zwei Tage, Schlachtvieh auf einen; hier" — auf das Kartoffelfeld zeigend, worin sie hielten — „sind Kartoffeln in Überfluß, dort Holz zum Kochen, Reis in den Wagen! Wenn also die Soldaten hier verhungern, ist es Ihre Schuld." Sprach's, wandte sein Pferd und sprengte fort. Die Spannung zwischen den beiden Männern blieb unausgeglichen.*)

Groß war der Erfolg dieses Sieges nicht nur in strategischer Beziehung, nicht nur in Rücksicht auf den Gang der gesamten Kriegsereignisse; sein Einfluß machte sich besonders auf das Verhältnis der Schlesischen Armee zu den übrigen Truppenteilen und zwischen den höheren Befehlshabern vorteilhaft bemerkbar. Ist es vielleicht auch übertrieben, was Müffling in einem überschwänglichen Berichte sagt: „So war also durch einen Tag alle Zwietracht, alle Verstimmung im Innern der Schlesischen Armee gehoben, und in den folgenden sieben Monaten bis zu ihrer mit dem Frieden erfolgenden Auflösung kam keine Klage, keine Unzufriedenheit mehr vor", so unterlag es doch keinem Zweifel, daß von dem Tage der Katzbach an das hohe moralische und geistige Übergewicht entschieden war, welches forthin das Oberkommando der Schlesischen Armee im ganzen Heere besaß. „Von nun an begann der Zauber, der für die Truppen Blüchers Persönlichkeit umgab, seine ganze Macht zu entfalten, und Gneisenaus Gedankenkühnheit und völlige Hingebung trug ihn sichern Fluges hoch und immer höher. Was im einzelnen auch gegen sie vorgebracht werden mochte, das, was sie im ganzen dachten und schufen, ragt unzweifelhaft weit über das Niveau alles dessen hinaus, was von den anderen Armeen geleistet wurde." Blücher und Gneisenau! Diese Namen sollten fortan für die gesamten Armeen der Verbündeten der Inbegriff preußischen Wage- und Heldenmutes, der Schrecken der Feinde werden.

Am Abend dieses ruhmreichen Tages finden wir den Helden mit Gneisenau und den anderen Gehilfen zusammen auf dem Gute Brechtelshof bei einem äußerst kargen Siegesmahl. Es gab nichts weiter als frisch aus dem Boden gegrabene Kartoffeln, die in großen irdenen Schüsseln aufgetragen wurden. Nicht einmal Salz hatte beschafft werden können. Als ein jüngerer Hauptmann danach verlangte, rief ihm der alte Blücher mit derbem Humor die Worte zu: „Er ist wohl so ein Gourmand, er will sogar Salz fressen!"

Noch spät in der Nacht schreibt er seiner Frau: „Heute in Eill und mühde und matt, heute wahr der tag, den ich so sehnlich gewünscht habe; wir haben den Feind völlig geschlagen, ville

*) Delbrück. Das Leben des Grafen Neithardt von Gneisenau.

Kanonen erobert und gefangene gemagt; morgen denke ich noch ville gefangene zu machen, da ich den Feind mit meiner gantzen Gavallerie verfollge. Es war den gantzen tag ein Regen, so daß ich nicht einen trockenen Bissen behillte."

Seit dem Sieg an der Katzbach war Blücher fortan beim Volke und der Armee der volkstümlichste Held. Die verbündeten Monarchen sandten ihm Orden über Orden, so daß er halb ärgerlich schrieb: „Ich weiß wahrlich nicht mehr, wohin ich alle kreutzer und Orden hengen soll." Den verbündeten Truppen aber dankte er in einem Armeebefehle, der mit seiner feurigen Beredsamkeit von Mund zu Mund ging, und den die Truppen bald auswendig wußten.

Auch die Dichter blieben nicht still. Friedrich Rückert sang sein Spottlied: „Nehmt euch in acht vor Bächen, die da von Tieren sprechen!" Und Ernst Moritz Arndt sang sein berühmtes „Lied vom Feldmarschall": „Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!"

Niemand aber hat es trefflicher verstanden, den Erfolg des Sieges an der Katzbach im Zusammenhang mit der ganzen großen Zeit aufzufassen, als Clausewitz' edle Gemahlin in einem Glückwunschschreiben an Gneisenau. Der Brief ist auch deswegen bemerkenswert, weil die hochgesinnte Frau darin auch des edlen Scharnhorst gedenkt, der in einem Leben voll Kampf und Arbeit die große Zeit hatte mit heraufführen helfen, aber nur ihre Morgenröte schauen konnte. Der Brief lautet: „Jahre von Schmach und Leiden sind verwischt, und in neuem Glanze stehen wir da, der großen Vorfahren nicht mehr unwürdig. — Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr es meine Freude erhöht, daß Ihnen, gerade Ihnen und unserm braven alten Blücher dies schöne Los zu teil ward. Sie sind desselben so würdig und werden es so tief empfinden, und es scheint eine besonders unaussprechliche, erfreuliche Gerechtigkeit des Schicksals, gerade denen dies Glück zu verleihen, die so treu und unermüdlich alle ihre Kräfte der guten Sache gewidmet und soviel dafür gekämpft, geduldet und gelitten haben. Nur ein wehmütiges Gefühl trübt diese Freude, es ist die Erinnerung an unsern teuren und unvergeßlichen Freund, der dieses Glückes auch so würdig gewesen wäre; doch wenn er aus einer besseren Welt auf uns herabsieht, muß ja auch er sich freuen, daß seine treuesten Freunde der schöne Siegeskranz schmückt, der ihm auf Erden nicht zu teil werden sollte."





## XI. Napoleons Sieg bei Dresden.

Nicht mit Unrecht ist Napoleons Lage zu Beginn des Herbstfeldzuges 1813 mit derjenigen Friedrichs des Großen im Jahre 1759 verglichen worden. Wie Friedrich zu jener Zeit, so stand jetzt Napoleon fast dem gesamten Europa gegenüber; ja die Gegner waren mit einigen Ausnahmen dieselben, und auch der Kriegsschauplatz war im großen und ganzen der gleiche. Und wie der große Preußenkönig, so übertraf auch Napoleon alle seine Gegner bei weitem an Feldherrngenie, Scharfblick und Willenskraft; wie jener besaß er in hohem Maße die Fähigkeit, große Truppenmassen nach Belieben zu dirigieren, sie bald hierhin, bald dorthin zu werfen und — einem Meister des Schachspiels gleich — oft durch einen einzigen genialen Zug seinen Gegner matt zu setzen. Dazu war das wichtigste Erfordernis des Erfolges auf seiner Seite: die Einheit des Handelns. Ein einziger Wille nur gebot bei ihm; bei den Verbündeten waren der klugen Berater zu viele, und über all den Beratschlagungen versäumte man oft das Wichtigste: das rechtzeitige Handeln. So war es vor allem bei der größten und stärksten Armee der Verbündeten, der Böhmischen Armee, deren vielköpfiges, aus drei Monarchen und einem gewaltigen Stabe von Feldherren und Unterfeldherren bestehendes Hauptquartier schon seit Beendigung des Waffenstillstandes aus den Kriegsratsitzungen überhaupt noch nicht herausgekommen war.

Zudem war die militärische Lage für Napoleon, trotzdem er von allen Seiten bedroht war, um diese Zeit wohl ernst, aber keineswegs verzweifelt. Noch im August besaß er die Weichselfestungen Danzig, Modlin, und Zamoscz; an der Oder die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau; an der Elbe Torgau, Wittenberg, Magdeburg. Die Hauptmassen seiner Streitkräfte standen in

Sachsen und Schlesien. Ihr Zentrum war das Lager von Dresden. Seine Stellung war also eine konzentrierte, während die seiner Gegner zersplittert war; insofern betrachtete er seine militärische Lage von selbst als ungemein günstig. War er auch in weitem Kreise von Feinden umgeben, so schien doch gerade die räumliche Trennung der Gegner untereinander für seine Zwecke äußerst vorteilhaft. Es schien ihm für die feindlichen Feldherren — bei der gänzlich mangelnden Einheitlichkeit in der Befehlsgebung — unmöglich, so weit auseinanderstehende Heere nach einer einheitlichen Idee jemals zusammenzubringen; während er selbst von seinem Zentrum Dresden aus auf seinen nach allen Richtungen auslaufenden Operationslinien — einer Spinne in ihrem Netze gleich — sich bald hierhin, bald dorthin wenden und seine Gegner einzeln vernichten konnte. Nicht zum mindesten hoffte er dabei auf die Fehler der Verbündeten, die bei der Vielfältigkeit der militärischen Ansichten in bezug auf Pläne und Ziele nicht ausbleiben konnten.

So besaß Napoleon, wie einst Friedrich der Große in ähnlicher Lage, den „Vorteil des Operierens auf den inneren Linien". Schwierig war für ihn nur die Frage, gegen wen er sich zuerst wenden sollte und dann eine zweite: Sollte er offensiv oder defensiv, angriffsweise oder verteidigungsweise, vorgehen. Seiner ganzen Feldherrnnatur mit ihrem gewaltigen Willen widerstrebte naturgemäß die Defensive auf das äußerste. Dennoch hatte er sich anfänglich dazu entschlossen. Seine gegenwärtige militärische Lage mit dem starken Zentrum in Dresden, der langen, festen Elblinie, deren wichtigste Punkte von Königstein bis Hamburg in seinen Händen waren, schien ganz zu einer strategischen Defensive geschaffen. War der nördlichste Punkt der Elblinie, Hamburg, durch Davout stark gestützt, der die reiche Handelsstadt nicht nur entsetzlich auspreßte, sondern von hier aus auch die unruhigen Bewohner Hollands, Hannovers und Westfalens in Zaum hielt, so war es der Oberlauf der Elbe durch die starke Stellung Dresdens noch in fast höherem Maße. Durch den Chef seines Geniestabs, General Rogniat, hatte er Dresden im Juni und Juli stark befestigen und in ein verschanztes Lager für 50—60000 Mann umwandeln lassen. Die Neustadt sowohl wie die Altstadt waren unter Benutzung der alten Befestigungen mit so starken Werken versehen, daß auch eine kleine Besatzung sich gegen einen überlegenen Feind längere Zeit halten konnte.

So hatte er Dresden zu einer starken Operationsbasis gemacht. Um aber auch in seinen strategischen Bewegungen frei zu sein, hatte er in kluger Voraussicht der kommenden Dinge die Elbübergänge von Dresden bis zur Festung Königstein stark vermehrt. Wie wichtig ihm gerade Dresden und das Gebiet der Elbe als Zentrum seiner Schlachtstellung ist, geht aus folgendem Schreiben an Gouvion St. Cyr hervor. Der Marschall hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß nach Zeitungsmeldungen die Österreicher möglicherweise vom Fichtelgebirge aus in seinem Rücken vordringen und ihn von Frankreich abschneiden könnten. In seinem Antwortschreiben an St. Cyr vom 17. August bedeutet der Kaiser dem Marschall: „Wenn der Feind über Bayreuth in Deutschland vordringt, so wünsche ich ihm glückliche Reise; er wird rascher zurückkehren, als er hingegangen ist. Wichtig ist mir, daß man uns nicht von Dresden und der Elbe abschneidet; aber es kümmert mich wenig, ob man uns von Frankreich abschneidet..." Er verbreitet sich dann über seine noch nicht ganz feststehenden Pläne gegen Blücher und die Nordarmee, die auf Berlin operiere, und fährt dann fort: „All' dieses ist noch nicht klar. Sicher aber ist, daß man 400000 Mann nicht umgeht, die sich auf ein System fester Plätze und einen Strom, die Elbe, stützen, und nach Belieben aus Dresden, Torgau, Wittenberg und Magdeburg hervorbrechen können. Alle feindlichen Truppen, welche sich auf zu ausgedehnte Unternehmungen einlassen, werden sich außerhalb des Schlachtfeldes befinden."

Klar und zielbewußt sind hier im allgemeinen die Grundsätze aufgestellt, die er seinen Operationen zugrunde legen will; es sind die der äußersten Konzentration seiner Kräfte. Operationen auf entlegenen Kampfgebieten sind für ihn nicht da; sie befinden sich für ihn „außerhalb des Schlachtfeldes". Noch ein anderes tritt uns aus diesem Schreiben — wie aus allen Befehlen, Erlässen und Instruktionen jener Zeit — klar entgegen: der Geist der höchsten Zuversicht, ein Selbstbewußtsein, das oft an hochmütige Unterschätzung des Gegners grenzt. Oberflächliche Beurteiler Napoleons haben daraus den Schluß gezogen, daß er sich der großen Gefahr, in der er schwebte, nicht bewußt gewesen wäre. Nichts von alledem. Er kannte die Schwierigkeiten seiner Lage, den mangelhaften Zustand seines Heeres, das zum großen Teil aus jungen, schwächlichen, schlecht ausgebildeten Mannschaften bestand; er kannte den Geist des Widerspruchs, der sich in den Rheinbundtruppen immer stärker erhob und schon hier und da zu Übertritten geführt hatte; ihm war der kühne Geist der Erhebung in Preußen nicht fremd; aber er war viel zu sehr Menschenkenner, besaß viel zu sehr die Herrschaft über sein Inneres, als daß er nur mit einem Wort oder Blick das Bedenkliche seiner Lage verraten hätte. Im Gegenteil — durch die Zuversicht, ja Dreistigkeit seiner Sprache täuschte er Freunde und Feinde.

Napoleons Operationspläne zu Beginn des Herbstfeldzuges sind nur verständlich, wenn man sie unter dem Gesichtspunkte betrachtet, daß er von den Absichten und Bewegungen der Verbündeten diesmal eine ungewöhnlich geringe Kenntnis besaß. Bis zum letzten Augenblicke hatte er noch auf Nachrichten vom Feind gewartet. Wir haben gesehen, daß er sich schließlich zur strategischen Defensive entschloß, nur mit der einen Ausnahme, daß er gegen die Nordarmee angriffsweise vorgehen wollte. Die russisch-preußische Armee unter Blücher setzte er richtig in Schlesien voraus, hielt den alten Feldherrn auch in richtiger Würdigung der Tatsachen für seinen Hauptgegner, gegen den er angriffsweise vorzugehen vorläufig nicht die Absicht hatte. Er wollte ihn an sich herankommen lassen, seinen Angriff abwarten und stellte deswegen seine Streitkräfte in Schlesien und Sachsen so auf, daß er mit ihnen nach allen Richtungen hin Front machen konnte. Es war das erstemal in seiner langen Kriegerlaufbahn, daß er auf den Angriff verzichtete. Da aber der ganze Charakter der Franzosen auf den äußeren Erfolg, auf die schnelle Befriedigung ihres Ehrgeizes zugeschnitten war, und dieser Erfolg nur auf dem nördlichen Kriegsschauplatze winkte, so entschloß er sich, indem er die ausschließliche Defensive aufgab, von seiner Hauptarmee 70 000 Mann unter Oudinot abzuzweigen und sie zum Angriff auf Berlin vorzuschicken. Ein Feldzug gegen die Nordarmee bot die reichsten Aussichten und geringsten Gefahren. Gelang er, so war Berlin der Preis; mißlang er, so waren die Festungen Wittenberg und Magdeburg in der Nähe, die einen leichten und gefahrlosen Rückzug sicherten. Daß er seinen ehemaligen Waffengefährten Bernadotte als Gegner gering einschätzte, — und zwar mit vollem Rechte — ist schon vorn bei der Einleitung zur Schlacht von Großbeeren gesagt worden; daß er aber auch die Landwehr niedrig taxierte, war eine Täuschung, die sein Feldherr Oudinot mit einer schweren Niederlage bezahlen mußte.

Gewohnt, seine Pläne ohne Beratung mit seinen Marschällen zu fassen, obwohl diese in der Nähe waren, wollte er doch jetzt, nachdem diese Pläne fest standen, ihre Ansichten hören. In einem Schreiben vom 12. August an Laurent Graf Gouvion Saint-Cyr, Marmont, Ney und Macdonald forderte er sie auf, ihm ihre Meinung über seinen Operationsplan freimütig mitzuteilen. Da Ney und Macdonald, so glänzende Erscheinungen sie auch als Soldaten waren, im allgemeinen die Pläne des Kaisers kritiklos zu billigen pflegten, kommen eigentlich nur die Antworten Saint-Cyrs und Marmonts in Betracht, deren gediegene militärische Bildung und scharfes Urteil der Kaiser schätzte.

Beide billigten nicht den Angriff Oudinots auf Berlin, durch welchen Napoleon seine Kräfte zersplitterte. Während Saint-Cyr für die Aufstellung einer Armee von 150 000 Mann auf dem westlichen Elbufer und für eine kräftige Offensive mit 250 000 Mann gegen die Böhmische Armee eintritt, hält Marmont nur diejenigen Unternehmungen für erfolgreich, bei denen der Kaiser persönlich anwesend sei. Er will die gesamte Armee an der Spree, vielleicht wieder in der Gegend von Bautzen, versammeln, dort den Anmarsch des Gegners ruhig erwarten, und ihn dann in einer gewaltigen Schlacht völlig vernichten.*) Marmonts Vorschlag, die ganze Person des Kaisers in die Wagschale zu werfen, war vielleicht der beste. Vielleicht wären bei seiner Befolgung die großen Verluste bei Großbeeren und an der Katzbach unterblieben, und nach Vernichtung oder auch nur Schwächung Bülows und Blüchers, hätte dann Napoleon mit größerer Macht sich gegen die Böhmische Armee wenden können.



Marschall Laurent Graf Gouvion Saint-Cyr.

Aber selbst wenn Napoleon noch jetzt Marmonts Plan hätte befolgen wollen, es wäre zu spät gewesen. Als er Marmonts Brief in Händen hielt, waren die Würfel schon gefallen. Der Kaiser hatte seine Entschlüsse schon gefaßt, fest und unwiderruflich. Sie atmeten wie früher den Geist der Kühnheit, des großen Wagens, der ungebändigten Tatkraft. Freilich, daß sie gefaßt waren auf Grund von Voraussetzungen, welche der Wirklichkeit nicht entsprachen, daß sie auf Ansichten und Anschauungen über Personen und Verhältnisse beruhten, die sich später als irrtümlich herausstellten — das lag in der Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntnis.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sehen wir zu, wie die Böhmische Armee, von der man als der stärksten und wichtigsten so Großes erwartete, sich mit ihrer Aufgabe abfand. Den Oberbefehl hatte Fürst Schwarzenberg erhalten, sehr zur Unzufriedenheit der russischen, ja selbst eines Teiles der österreichischen Truppen; preußische Feldherren waren für den Oberbefehl überhaupt nicht in Betracht gekommen. Schwarzen-

*) Friedrich, Geschichte des Herbstfeldzuges 1813.

bergs Stellung war unleugbar mit einem großen Glanz umgeben; sie verschaffte ihm, da er dauernd in der Nähe der drei Monarchen war, gewissermaßen ein führendes Übergewicht auch über die beiden anderen Armeen, wenn ihm auch schriftlich ein förmlicher Oberbefehl über diese nicht übertragen worden war. Gelang es Schwarzenberg, in dem bevorstehenden Feldzuge, die ihm unterstellten Heere zu entscheidenden Siegen zu führen, so wäre er als der Überwinder des genialen Schlachtenmeisters in der Geschichte wohl als Retter seines Vaterlandes und Europas unstreitig als eine der größten Feldherrnpersönlichkeiten gefeiert worden. Das Ziel war allerdings des Strebens wert; hatte es doch sogar den ehrgeizigen Alexander, obwohl seine so kläglich verlaufenen dilettantischen Feldherrnversuche von Großgörschen und Bautzen noch in aller Erinnerung waren, eine Weile herzlich verlangt, noch einmal nach dem winkenden Kriegslorbeer zu greifen.

Schwarzenbergs Stellung war ohne Zweifel sehr schwierig. Drei Monarchen und die Unzahl von Generalen und Generalstabsoffizieren verschiedenster Nationalität gehörten zu seinem Hauptquartier, und es war klar, daß diese alle versuchen würden, Einfluß auf den Gang der kriegerischen Unternehmungen zu gewinnen. Daß Schwarzenberg bei seinem liebenswürdigen verbindlichen Wesen wenigstens die glückliche Gabe besaß, mit all diesen widerstrebenden Elementen fertig zu werden und all die zahlreichen Widerwärtigkeiten und Differenzen auszugleichen, bezeugt ihm selbst Gneisenau. Nur zu einem Feldherrn großen Stils, wie ihn die Führung einer solchen Riesenarmee*) erfordert hätte, fehlten ihm die nötigen Eigenschaften. Zur Führung eines so gewaltigen Entscheidungskampfes gehörten in erster Reihe ein eiserner Wille, der all die tausend Hindernisse in seine Fesseln zwang, eine ungewöhnliche Kühnheit des Wagens, und jener hohe Grad von Selbständigkeit, der in schwierigen Lagen imstande ist, entscheidungsvolle Entschlüsse zu fassen, — alles Eigenschaften, die seinem großen Gegner, dessen Persönlichkeit allein Armeen aufwog, angeboren waren. Daß Fürst Schwarzenberg all diese Eigenschaften nicht besaß, wußte niemand besser als er selbst. Er war im Grunde genommen eine zu bescheidene Natur, als daß er sich dies selbst verhehlt hätte. Sein Biograph Prokesch berichtet, „daß gerade des Fürsten Vertrauen auf eine glückliche Beendigung des Krieges gegen Napoleon vor dem Beginn desselben nicht das festeste gewesen ist."

Von den Absichten und Plänen Napoleons wußte man noch weniger, als dieser von denen der Verbündeten. Nach dem Trachenberger Plane sollte die Böhmische Armee, falls Napoleon sich gegen irgend eine der beiden übrigen wenden würde, gegen die rückwärtigen Verbindungen des Kaisers energisch vorgehen. In dem bald nach Beendigung des Waffenstillstandes abgehaltenen Kriegsrat zu Melnik faßte man schon von vornherein Entschlüsse, die von einer unglaublichen Unsicherheit und Unklarheit in dem vielköpfigen Hauptquartier zeugten. Die Böhmische Armee sollte in der Richtung auf Leipzig vorgehen. Es war unfaßlich, wie man dazu kam, Napoleon bei Chemnitz oder Freiberg zu vermuten. Was in aller Welt hätte Napoleon veranlassen sollen, das rechte Elbufer zu verlassen, da doch sämtliche Elbübergänge von Königstein bis Hamburg in seinen Händen waren! Aber der Marsch war beschlossen, und in vier mächtigen Heeressäulen, in einer Breite von neun Meilen, setzte sich der ganze gewaltige Armeekörper mit seinem unendlichen Troß von Fourage-, und Munitionswagen in Bewegung und stieg über die schwer passierbaren Pässe des Erzgebirges in die Ebene hinab. Am 22. August waren nach unbedeutenden Gefechten alle

*) Major Friederich berechnet sie in seinem gründlichen, auf den Stand der neuesten kriegsgeschichtlichen Forschung gebrachten Werke „Geschichte des Herbstfeldzuges 1813" auf 254404 Mann; darunter österreichische Truppen: 127345 Mann; Russen: 82062 Mann; preußische Truppen: 44907 Mann Die Gesamtkavallerie war 278 Eskadrons stark; die Zahl der Geschütze betrug 692. Siehe a. a. O. Seite 573.

Übergänge über das Erzgebirge in den Händen der Böhmischen Armee. Bis zu diesem Tage hatte der schwerfällige Heereskörper sich in der Richtung auf Leipzig fortbewegt. Erst an diesem Tage faßte man in einem Kriegsrat zu Zöblitz, südlich von Freiberg, vornehmlich auf den Rat der strategisch am meisten gebildeten Generale Jomini und Moreau, den Entschluß, die Richtung auf Leipzig zu verlassen und sich gegen Dresden zu wenden.

Solange war man auf falscher Fährte gewesen! Unter den größten Schwierigkeiten wandte man nun um. Auf der von zahlreichen Flußläufen durchschnittenen Abdachung des Erzgebirges, die man einzeln passieren mußte, hatten Mannschaften und Pferde entsetzlich zu leiden. Schon machte sich eine bedenkliche Abflauung der Stimmung beim Heere bemerkbar, als am 24. August eine Nachricht eintraf, die den gesunkenen Mut wieder hob. General von Hammerstein, der mit Teilen zweier westfälischer Regimenter zu den Verbündeten übergegangen war, hatte sie gebracht. Sie besagte, daß Napoleons Vorstoß gegen Böhmen nur eine Demonstration gewesen wäre, daß er die Lausitz verlassen habe und mit seinen Garden bereits auf dem Marsche nach Schlesien sei. Wahrhaft befreiend wirkte diese Nachricht auf die Stimmung des Hauptquartiers. Es ist wunderbar, wie die gewaltige Persönlichkeit Napoleons seine Feinde selbst aus der Ferne in Schrecken hielt. Nun waren auch die Zaghaften dafür, daß man den Vormarsch auf Dresden fortsetzte. Leider geschah dieser nicht schnell und tatkräftig, wie es notwendig gewesen wäre, sondern langsam und träge. Napoleon war ja weit, weit fort — in Schlesien, und mit dem einen einzigen Korps von Saint-Cyr, das Dresden besetzt hielt, wollte man schon fertig werden. Man war in rosigster Hoffnung. Schwarzenberg hatte eine langatmige Disposition für die nächsten Operationen gegeben, deren Inhalt sich in Kürze unmöglich wiedergeben läßt.

Aber als man in der Frühe des 25. August vor Dresden eintraf, fingen die Bedenklichkeiten von vorn an. Die Vielköpfigkeit des Hauptquartiers machte sich bemerkbar. Sollte man angreifen oder nicht — das war jetzt die große Frage! Die Gelegenheit war günstig. Man besaß Saint-Cyr gegenüber, der allein mit seinem Korps Dresden deckte, eine große Überlegenheit, und Napoleon wußte man in Schlesien am Bober. General Jomini, einer der einsichtsvollsten und kenntnisreichsten Offiziere, gab deswegen den Rat, die Stadt auf der Stelle anzugreifen und das Korps Saint-Cyr über den Haufen zu rennen. Aber Fürst Schwarzenberg wünschte, daß auch die Österreicher ihren Anteil an dem Ruhme hätten (er sah also schon ganz gewiß einen Ruhm voraus!) und daß man deswegen bis zu ihrer Ankunft am 26. nachmittags 4 Uhr wartete. Von solchen Nebenrücksichten ließ sich ein Feldherr im entscheidungsvollen Augenblicke leiten! Schließlich gab der Zar den Ausschlag. Wie Bernhardi in „Tolls Denkwürdigkeiten" berichtet, habe sich der russische Kaiser entschieden gegen den Angriff ausgesprochen, „und zwar nicht bloß für heute, sondern im Sinne Moreaus und Tolls überhaupt und im allgemeinen.*) Unglaublich! Das Hauptquartier der Böhmischen Armee hatte hier den ersten Beweis seiner gänzlichen Unfähigkeit gegeben. Man steht mit 80000 Mann untätig vor der Stadt. Die Batterien zur Beschießung der feindlichen Befestigungen sind zur Stelle und warten nur des Zeichens zum Angriff. Die Schwäche des Verteidigers ist deutlich erkennbar; alles weist auf die günstigsten Aussichten hin, und man beschließt dennoch aus den nichtigsten Gründen, den Angriff aufzuschieben. So läßt man die kostbare Zeit verstreichen. Es waren ja nur 24 Stunden! Aber sie sind nicht einzuholen. Sie ermöglichten — wie wir sehen werden — dem französischen Kaiser den letzten bedeutungsvollen Sieg auf deutschem Boden.

Der Zar hatte wieder einmal Feldherr gespielt; der Schaden traf die Verbündeten. „Kaiser

*) Bernhardi, Tolls Denkwürdigkeiten. III. Teil, 182. Siehe auch Friedrich, Herbstfeldzug 1813.

Alexander trägt vor der Geschichte die Verantwortung", sagt ein Militärschriftsteller*) treffend: „sein Mitschuldiger aber ist Schwarzenberg, weil er sich der kaiserlichen Entscheidung fügte." Er war eben mehr Höfling als Soldat, und Höflinge sollte man nicht zu Feldherren machen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie hatte indes Napoleon in seiner gewiß schwierigen Lage gehandelt? Aus unserer Darstellung der Schlacht an der Katzbach und ihrer Vorgeschichte haben wir gesehen, daß der Kaiser beabsichtigt hatte, mit den Korps Macdonald und Lauriston den Feind bei Löwenberg festzuhalten und zur Schlacht zu zwingen, daß aber zu seiner großen Enttäuschung Blücher, vornehmlich auf den Rat Gneisenaus, sich dieser von dem Kaiser so sehnlich erwarteten Entscheidungsschlacht entzogen hatte. Als er dann am 23. August von Saint-Cyr die Nachricht erhielt, die Böhmische Armee hätte bereits das Erzgebirge überschritten und befände sich auf dem Vormarsche nach Sachsen, da ist sein Entschluß gefaßt. Er fürchtet für Dresden, schickt seine Garden nach der Lausitz zurück und begibt sich selbst am 23. von Löwenberg nach Görlitz, um nunmehr mit ganzer Kraft sich gegen die Böhmische Armee zu wenden.

Noch am Abend dieses Tages hatte Napoleon von Marschall Oudinot die Nachricht bekommen, daß er an demselben Tage in Berlin einrücken würde. Wir wissen aus der Schilderung der Schlacht von Großbeeren, wie Oudinot dies Vorhaben ausgeführt — hätte, wenn Bülow nicht gewesen wäre. Auch ein Schreiben Saint-Cyrs war eingetroffen, worin dieser dem Kaiser mitteilt, daß die Verbündeten gegen die sächsische Hauptstadt vorrücken und das 14. Korps infolgedessen gezwungen sei, sich auf Dresden zurückzuziehen. Aber Napoleon ist zunächst noch keineswegs besorgt um Dresden. Er weiß, daß Marschall Victor, Herzog von Belluno, und Vandamme sich bereits auf dem Marsche nach der sächsischen Hauptstadt befinden. Ein neuer Plan ist plötzlich in ihm aufgestiegen, blitzartig, kühn, genial: Vandamme soll auf dem Marsche links abbiegen, um auf Stolpen südlich Bischofswerda zu marschieren, die Elbe bei der Festung Königstein zu überschreiten und den vor Dresden befindlichen Verbündeten in den Rücken zu fallen.

So überzeugt ist Napoleon von dem Erfolge, daß ihm seine Phantasie auch von den übrigen Teilen des Kriegsschauplatzes die glänzendsten Bilder vorgaukelt. Diese bestimmt erhofften Erfolge schon vorher für die öffentliche Meinung sich dienstbar zu machen, schreibt er an Maret, den Minister des Auswärtigen: „Geben Sie nach Paris unbestimmte Nachricht und lassen Sie durchblicken, daß gleichzeitig ein Sieg in Schlesien, die Einnahme von Berlin und vielleicht noch wichtigere Ereignisse bekannt gemacht werden dürften." So muß auch der Apparat der Presse für ihn wieder die nötige Stimmung machen. Alles scheint sich, wie früher, seinem Machtspruch zu fügen. Er selbst bricht von Görlitz auf, eilt über Bautzen nach Stolpen, wo ihn die Nachricht von der Niederlage Oudinots bei Großbeeren erreicht. Aber der Kaiser besitzt keine Spur von Sentimentalität. Umso eifriger ist er um die Sicherung seiner übrigen Operationslinien besorgt. Inzwischen lauten die Nachrichten aus Dresden immer ungünstiger. Am Abend des 25. war Gourgaud von Dresden mit der Meldung eingetroffen, „man hoffe in Dresden nur noch auf den Kaiser. Wenn der Angriff der Verbündeten am heutigen Nachmittage entschiedener gewesen wäre, könnten sie schon im Besitz der Stadt sein. Der Kaiser möge eilen; wären erst die übrigen Korps der Verbündeten eingetroffen, so sei das Schicksal Dresdens entschieden." Man sieht aus dieser Mitteilung, die auch von Saint-Cyr bestätigt wird, wie ungemein günstig die Lage der Verbündeten war, bevor Napoleon auf dem Kampfplatz erschien. Nur ungern gibt dieser den Plan auf, bei Königstein im Rücken des Feindes zu operieren. Aber die Gefahr ist groß; er muß direkt auf Dresden marschieren. Van-

*) Friedrich, Herbstfeldzug.

damme erhält den Befehl, über Berggießhübel und Hellendorf zu marschieren, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. Er sei noch stark genug, die Operation im Rücken jetzt allein auszuführen, niemals würde er eine schönere Gelegenheit haben, sich den Marschallstab zu verdienen."

Die Entscheidung naht. Schon in der Frühe des 26. August befand sich die zum Angriff auf Dresden bestimmte Truppe auf dem Marsche. Kurze Zeit später bricht Napoleon von Stolpen auf. Beim „Mordgrund", eine Stunde unterhalb Loschwitz, verläßt der Kaiser den Wagen. Es ist ein grauer, trüber Morgen. Der Imperator steigt auf die am Mordgrund dicht über dem Strome sich erhebende Höhe. Hier öffnet sich der Ausblick auf den lieblichen Kessel des Elbtals und gestattet einen weiten Fernblick auf das linke Stromufer. Lange betrachtet der Kaiser das majestätische Schauspiel. Mit triumphierendem Blicke sieht er dort drüben die dunklen Massen des verbündeten Heeres sich langsam von den Hügeln herabsenken, mit beiden Flügeln sich an den Fluß lehnend und im weiten Halbkreise die Stadt umklammernd.

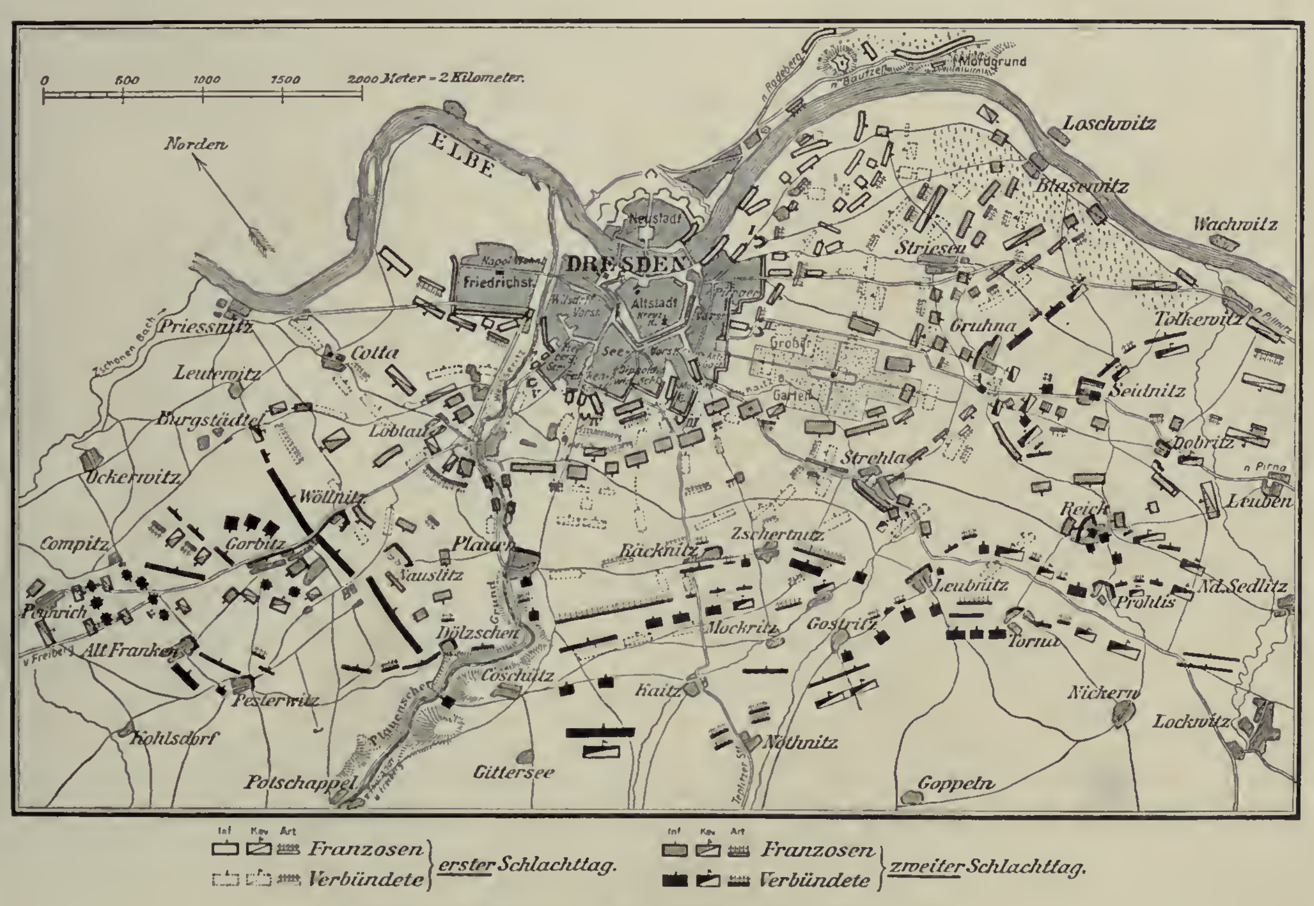
Ahnt er, daß ihm hier noch einmal, zum letzten Male auf deutschem Boden, die Herrlichkeit des Sieges umstrahlen sollte? Oder schweifen seine Gedanken zurück zu einem ähnlichen Augenblick, da er nach langen, unendlichen Mühen, aber doch als Sieger, auf der „Verneigungshöhe" vor Moskau stand und die glänzende Stadt mit ihren Palästen und goldschimmernden Kathedralen zu seinen Füßen lag? Nein, hinweg mit diesem Bilde, das ihm eine Perspektive auf langes, entsetzliches Elend eröffnete! Er ist wieder der sieggewohnte Imperator; er ist seines Erfolges gewiß, und mit verhängten Zügeln sprengt er in die Stadt. 9 Uhr war es, als er hier eintraf. Sein unerwartetes Erscheinen wirkte wie das eines Geistes. Die Truppen hatten ihn noch fern von hier bei der Schlesischen Armee geglaubt, und nun sprengt er plötzlich über die Elbbrücke, als sei er aus der Luft herabgekommen. Er hatte wieder den geheimnisvollen Nimbus um sich. Sein Erscheinen wirkte ermutigend, neu belebend auf die Besatzung und — ein merkwürdiges Beispiel der wandelbaren Volksgunst — auch auf die Bürgerschaft Dresdens, der er in diesem Augenblicke als der Befreier, der Retter erscheint.

Auf dem Schloßplatz nahe der Elbbrücke hält er dann stundenlang, mit kalter Ruhe seine Befehle erteilend. Das Schicksal der beginnenden Schlacht ruhte in seiner Hand. Merkwürdig, wie sich diesem gewaltigen Geiste die verwickelten Fäden des Riesenknäuels einer Schlachtaufstellung schnell und scheinbar mühelos entwirren. Er ist eben erst aus weiter Entfernung angelangt, aber schon scheint die ganze Gegend mit ihren Bergen, Tälern und Flußläufen wie ein Miniatur-Reliefbild in seinem Geiste sich klar wiederzuspiegeln, und alle diese Täler und Höhen sind belebt mit zahlreichen Truppenmassen, und er ordnet sie alle schnell in seinem Hirn und macht sie seinen Zwecken dienstbar. Von den Feinden scheint er zu wissen, woher sie kommen, wohin sie gehen, und den eigenen Truppen gibt er jeder seine Stellung, hierhin, dorthin. Und dann läßt er sie gegeneinander prallen, die seinigen wie an einem unsichtbaren Faden leitend, bald hierhin, bald dorthin schiebend, bis er den Erfolg in der Hand hat. So hält er lange auf seinem Platze, während die alten Garden und die jungen Truppen in schnellem Schritt an ihm vorbeiziehen, den westlichen Toren zu. Er kennt die Macht seiner Persönlichkeit auf die Truppen. Mit donnernden Hochrufen begrüßen die alten Bärenmützen und die jungen ausgehobenen Soldaten den „kleinen Korporal"; sie wissen, sein Erscheinen bedeutet Sieg und Beute.

Wie sah es inzwischen bei den Verbündeten aus? Wir haben sie verlassen, als das Hauptquartier, der gewichtigen Stimme des Kaisers Alexander folgend, den Hauptangriff auf unbestimmte Zeit verschoben hatte. Man hatte sich am 25. damit begnügt, die Franzosen bis auf die Vorstadt zurückzudrängen. In der Nacht zum 26. war dann jene langatmige Angriffsdisposition Schwarzen-

bergs erschienen, in der von einer „Eroberung Dresdens“ nicht die Rede ist, während das Wort „Demonstrationen“ darin eine Hauptrolle spielt, „Demonstrationen, welche“ — man denke die Kühnheit! — „man sogar bis auf die Vorstädte ausdehnen könnte.“ Die Macht eines leitenden Gedankens, der alle Mannschaften beseelt, ein großes gemeinsames Ziel, welches — bis zum gemeinen Mann herab — jedem vor Augen schweben mußte, das fehlte gänzlich.

Zudem hatte man auch in der Aufstellung der Streitkräfte einen verhängnisvollen Fehler gemacht. Man hatte der Front eine Ausdehnung gegeben, die jede einheitliche Übersicht unmöglich machte. Sie zog sich in einem Bogen, dessen Sehne die Elbe bildete, in einem Abstand von zwei




Plan zur Schlacht bei Dresden am 26. und 27. August 1813.

Meilen von Blasewitz östlich bis Priesnitz westlich und hatte dazu noch den verhängnisvollen Fehler, daß sie durch den tiefen Einschnitt des Plauenschen Grundes in zwei völlig von einander getrennte Teile geschieden war. Wir werden bald sehen, wie der Feind sich diesen Umstand zunutze machte.

Schon von Anfang an hatten die unzweckmäßigen und mangelhaften Anweisungen des Großen Hauptquartiers den Erfolg in Frage gestellt. In der Frühe des 26. August — zwischen 7 und 8 Uhr — hatten die Russen unter Wittgenstein von Blasewitz her die französische Division Berthezène angegriffen und nach heftiger Gegenwehr zurückgedrängt. Gegen Mittag hatten sich die Russen schon bis zur Pirnaer Vorstadt vorgeschoben, als Wittgenstein den Befehl erhielt, den Kampf bis nachmittags 4 Uhr, um welche Zeit der Hauptangriff erfolgen sollte, hinzuhalten. Auch die Preußen unter dem zielbewußten General von Kleist waren bereits in der Frühe des Morgens, glühend vor Kampfbegier, gegen den Großen Garten östlich der Pirnaer Vorstadt vorgegangen.

Der riesige Garten bot mit seiner zwei Meter hohen steilen Mauer und mit seinen mächtigen Verhauen im Innern den vier Bataillonen der Division Claparèdes, welche ihn besetzt hielt, die Deckung einer förmlichen Festung. Trotz dieser starken Stellung drangen Kleists brave Truppen — die Brigaden Pirch und Zieten — schon in der Frühe des Morgens mit Ungestüm gegen den Garten vor. Schon gegen 9 Uhr war die ganze östliche Hälfte im Besitz der Preußen; auch die Russen bedrohten ihn in der Flanke; da traf auch hier der unglückliche Befehl ein, den Kampf bis 4 Uhr einzustellen.

Unbegreiflich! Schon hatte man auf allen Seiten solche Fortschritte gemacht, daß man daran denken konnte, die Vorstädte mit stürmender Hand zu nehmen. Aber das Hauptquartier da oben auf der Höhe von Räcknitz mußte es ja besser wissen. Hier stritt man sich schon seit einigen Stunden, faßte Pläne, verwarf sie wieder, hielt Kriegsrat und führte ihn nicht aus. So war es inzwischen 11 Uhr geworden, als man von der Räcknitzer Höhe aus, die einen Überblick über das ganze Elbtal gestattete, ein schwarzes Menschengewimmel erblickte. Lange Truppenzüge bewegten sich von der Bautzener Straße her, unabsehbar, unaufhörlich, eilenden Fußes, wie man deutlich sehen konnte; auf dem rechten Elbufer fuhren starke Batterien auf. Was war das? Sollte er schon eingetroffen sein, der gefürchtete Schlachtenkaiser, der gewohnt war, den Sieg an seine Fersen zu heften? Bald hatte man Gewißheit; er war es und seine Truppen, die er weit aus Schlesien hergeholt hatte. Kleinmut und Schrecken ergriff den größten Teil des Hauptquartiers, und die gelehrten Kriegskünstler, die auf dem Papier so schöne Schlachten schlagen konnten, fingen an, ernstlich den Gedanken zu erwägen, wie sie am schnellsten und sichersten auf den Rückzug denken konnten.

Da aber zeigte der König von Preußen, daß er denn doch aus anderem Holze geschnitzt war. Entrüstet rief er aus: „Was? Mit 150000 Mann*) und 400 Kanonen unverrichteter Dinge umkehren? Bloß weil Napoleon da ist? Schimpflich! Ja schmählich und unpolitisch dazu!" Der Appell des Preußenkönigs wirkte. So ließ man es denn damit bewenden, um 4 Uhr mit ganzer Macht den Angriff zu beginnen.

Drei Kanonenschüsse aus russischen Geschützen geben zur bestimmten Zeit das Zeichen zum Angriff. Aber wie verändert ist der Kampf auf beiden Seiten! Die Rollen scheinen gewechselt. Die Anwesenheit des Schlachtenkaisers hat seine Truppen mit höchstem Kampfesmut beseelt. „Der feste Glaube an seine Unfehlbarkeit im Siegen gab seinen Truppen eine Ausdauer und eine militärische Kraft, von der man Zeuge gewesen sein muß, um sie im höchsten Maße zu bewundern."**) Napoleon selbst hatte eine Abreitung seiner Stellung vorgenommen und war dann wieder nach seinem Standort nahe der Elbbrücke zurückgekehrt. Im unaufhörlichen, endlos scheinenden Strom wogen seine Truppen über die Brücke an der Stelle vorüber, wo der „kleine Korporal" hält. Er ruft ihnen ermunternde, ja scherzhafte Worte zu. Dies geschieht besonders, wenn die alte Garde vorüberzieht, die, wie sie vor großen Schlachttagen zu tun pflegte, heute eine besondere Toilette, ihre beste Uniform, angelegt hatte. Wie gemeißelt sitzt er auf dem Rosse, nimmt Meldungen entgegen und schickt Befehle aus. Alles klappt aufs beste. Vom Turm der Kreuzkirche in der Altstadt, wo der sächsische Oberst Haak einen Beobachtungsposten eingenommen, erhält er fortwährend Berichte über den Fortgang der Schlacht. Selbst gedruckte Rapportsformulare werden ausgegeben und den Generalen zugeschickt. Es wickelt sich alles ab, wie mit der Genauigkeit einer Maschine.

*) 50000 Mann waren noch nicht zur Stelle.

**) Oberst Aster.

Inzwischen befinden sich die Verbündeten schon längst im Feuer, und wir haben gesehen, wie die Schlachtleitung im Hauptquartier der Tapferkeit ihrer Heere mitten auf dem Wege zum besten Erfolge Zügel angelegt durch die Verschiebung des Kampfes auf 4 Uhr. Und selbst jetzt, wo man sich inzwischen doch hätte einig werden müssen, machen erneute falsche Anordnungen die Blutarbeit der Verbündeten zu einer ganz besonders schwierigen, von vornherein aussichtslosen. Anstatt in die unbefestigte Friedrichstadt einzubrechen und hier für den linken Flügel einen mächtigen Stützpunkt zu gewinnen, ließ Schwarzenberg das Zentrum und den rechten Flügel gegen die Vorstädte der Neustadt und Altstadt vorgehen, wo starke Befestigungen an den Toren, die hohen Gartenmauern an den Palästen und Landhäusern den Verteidigern mächtige Stützpunkte boten. Drei große Schanzen waren es besonders, welche den Österreichern, die im Süden und Südwesten angriffen, schwere und blutige Arbeit machten; es war Schanze 3 am Moscinskischen Garten, Schanze 4 am Falkenschlage und im Südwesten Schanze 5 am Freiburger Schlage. Nach tapferster Verteidigung durch die Franzosen nehmen die österreichischen ersten und zweiten Jäger die Schanze 3 am Moscinskischen Garten mit stürmender Hand. Tapfer halten die Franzosen aus; eher sinken sie unter den Streichen der Feinde nieder, als daß sie weichen. Auch die Schanze am Falkenschlage fällt in die Hände der Österreicher. Die Geschütze werden unbrauchbar gemacht, die aus Westfalen bestehende Besatzung weicht zurück und stürzt in die Stadt. Da aber wirft sich die erste Kompagnie des französischen Garderegimentes den Österreichern mit den Bajonett entgegen, und in furchtbarem Kampfe entreißt sie den Österreichern wieder die Schanze. Auch die Lünette am Freiburger Schlage bleibt in ihren Händen.

Ebenso wütend tobt der Kampf auf dem rechten Flügel. Hier hatte Kleist, wie wir wissen, schon am Vormittage einen Teil des Großen Gartens besetzt, um von hier aus in die Pirnaer Vorstadt einzudringen. Der stark befestigte Prinz Anton-Garten und eine Reihe Schanzen boten den Verteidigern treffliche Deckung. Hinter Hecken und Zäunen und Bäumen lagen hier die französischen Scharfschützen, unterstützt durch zahlreiche Geschütze, ein wahres Höllenfeuer gegen die unvergleichlich kämpfenden Brigaden Zieten und Pirch schleudernd. In Reihen wurden sie niederkartätscht; auf den Mauern der Gärten setzte sich der Kampf mit Bajonett und Kolben in wilder Wut fort. Vergebens. Füsiliere des siebenten Regiments versuchen hier, ein Winkelried-Opfer zu bringen. Da an der Pirnaer Chaussee liegt noch die große Schanze; sie muß genommen werden. Mit gesenktem Haupte, das furchtbare Feuer nicht zu schauen, stürmen sie gegen die Schanze; eine preußische Batterie, ein gleiches Blutopfer bringend, wirft unter dem Kartätschenhagel der Feinde ihre Granaten in die Lünette. Jetzt frische Kräfte heran, dann ist es geschehen, dann haben die braven Preußen Luft. Schon fängt ein französisches Regiment zu wanken an… da erhalten die ebenso wackeren französischen Verteidiger unerwartete Hilfe. Das Krachen der sprengenden Granaten, das Knattern der Gewehre wird vorübergehend übertönt von den frischen, jubelnden Klängen einer vollen Feldmusik. In taktmäßigem Schritt trifft französisches Fußvolk auf dem Kampfplatze ein. Allen voran, den Arm noch in der Binde von seiner letzten schweren Verwundung, führt Marschall Marmont sein erstes und viertes Marineregiment zum Sturm gegen den Feind; der arg mitgenommene Rest Claparèdes, der bisher den Garten verteidigt, schließt sich ihm an. Nun erhebt sich der Kampf zu wildem Wüten. Auf beiden Seiten kämpft man mit dem Aufgebot aller Kräfte. Der wachsenden Übermacht des Feindes gegenüber müssen die Brigaden Zieten und Pirch Schritt für Schritt unter großen Verlusten bis in die Mitte des Großen Gartens zurückweichen. Und während der Kampf im Antonsgarten um 8 Uhr abends erlischt, hält sich das zweite Bataillon des zweiten Westpreußischen Infanterieregiments (später siebentes Regiment) noch die ganze Nacht

durch im Palais des Großen Gartens mit einer seltenen Unerschütterlichkeit. Auch dem ersten Bataillone sollte noch eine Heldentat beschieden sein, die noch heute in der Erinnerung des Regiments ruhmvoll fortlebt. Das Bataillon war kaum aus dem Großen Garten ins Freie getreten, als es in der linken Flanke sich einem Regimente mit Bärenmützen gegenübersah. Schnell, ohne einen Schuß zu tun, warf sich das Bataillon mit Kolben und Bajonett mitten in die Feinde und sprengte sie auseinander. (Siehe das Textbild S. 617.)

Der Tag neigte sich schon seinem Ende zu, und es kam die Zeit, da Napoleon, wie er zu tun pflegte, zum letzten großen Schlage ausholte, zum Hauptangriff, der für ihn stets die Zusammenfassung aller Kräfte bedeutete. Bereits die meisten Tore sind in seiner Gewalt; aus allen Öffnungen der Stadt zugleich läßt er seine gewaltigen Massen frischer Truppen hervorbrechen. Im



Marschall A. F. L. Viesse de Marmont.

heißen Kampfe entreißen sie den Verbündeten die wenigen Stellen der Stadt, wo diese bereits festen Fuß gefaßt; Marschall Ney bricht aus dem Falkenschlage mit den Gardedivisionen Decouz und Roguet. Das zweite Grenadierregiment der alten Garde hält die Spitze; die jungen folgen. Der Kaiser ist in der Nähe. Noch ist ein schwer zu erstürmender Hügel in den Händen der Österreicher. Der Kaiser deutet nur mit einem Finger auf den Hügel: „Arbeit für die alte Garde!" sagt er, und da will sich die junge Garde nicht beschämen lassen; sie stürzt sich mit Wut auf den Hügel. Immer neue Truppen wirft Napoleon heran. Dem überlegenen Ansturm Neys können auch die wackeren Brigaden Prinz August und Klüx nicht widerstehen; sie weichen zurück. Die Garde ist heute unbesiegbar; es ist, als ob sie es ahnt, daß sie heute auf deutschem Boden ihren letzten Sieg feiert. Schritt für Schritt kämpfend, müssen die braven Preußen, Russen und Österreicher, die noch vor wenigen Tagen mühelos sich in den Besitz der Stadt setzen konnten, schließlich auf der ganzen Linie bis in die umliegenden Höhen zurückweichen. Der erste Angriff der Verbündeten war abgeschlagen. Stundenlang hatten sie mit größter Todesverachtung gekämpft;





Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt. 33.

Die Schlacht an der Ka
Flucht der Franzosen über

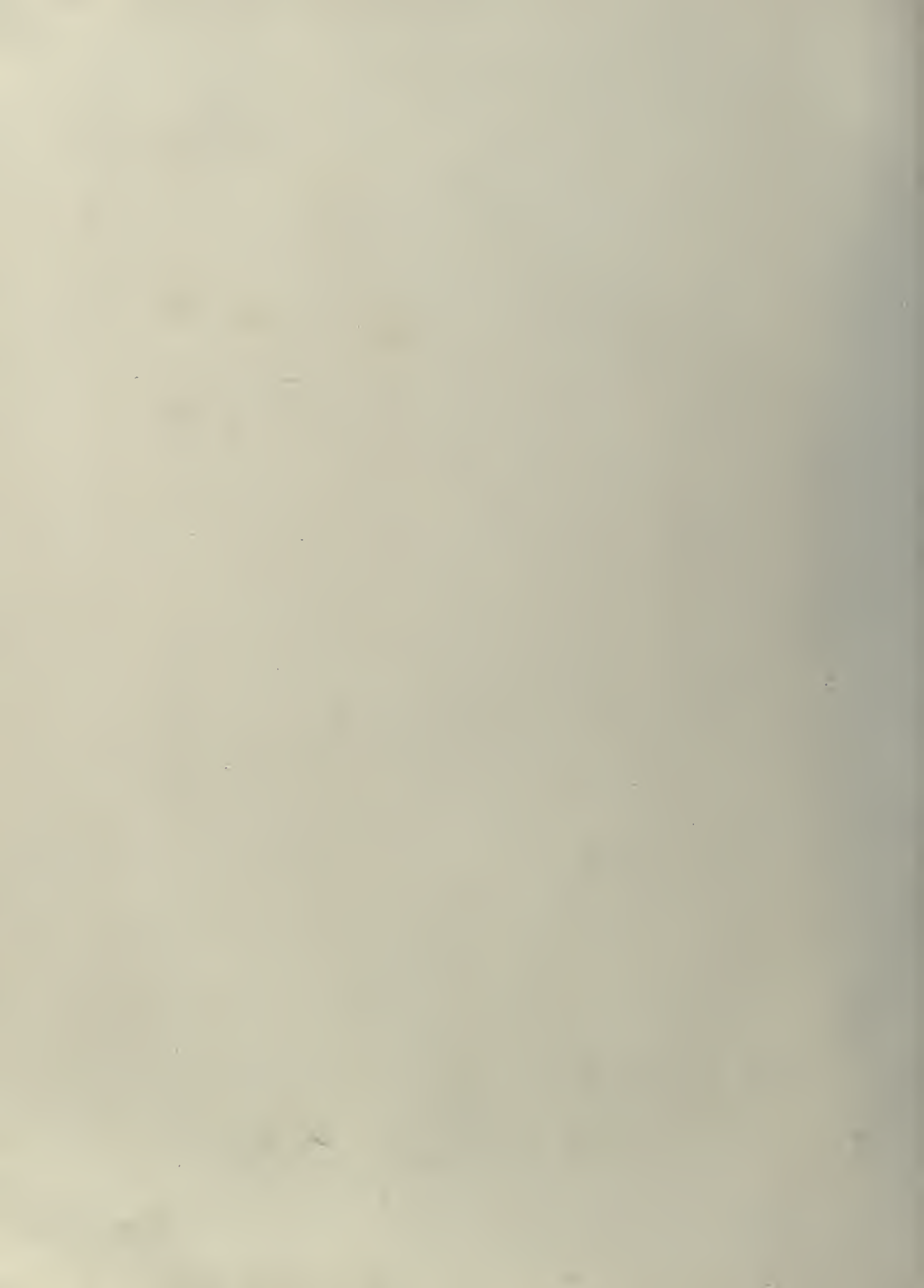
Original von J




Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

ach am 26. August 1813.
Brücke von Nieder-Crayn.

ssor R. Knötel.



aber bei dem stückweisen Vorgehen gegen die starken Verschanzungen des überlegenen Feindes hatten ihre Kräfte langsam verbluten müssen, weil ihren Angriffen der rechte Zusammenhang, der einheitlich leitende Gedanke fehlte.

Die Nacht bricht an. Müde und hungrig im kalten Regen lagern die verbündeten Truppen auf den umliegenden Höhen, in den tiefen Gründen; überall zurückgedrängt, sind sie auf das äußerste niedergeschlagen und entmutigt. So war es heute, am ersten Tage gewesen. Was sollte morgen werden, wo man die Schlacht von neuem beginnen würde? Würden die Feldherrngaben Schwarzen-



Schlacht bei Dresden.
Das 2. Westpreußische Infanterie-Regiment im Kampfe beim Großen Garten am Abend des 26. August 1813.

bergs und seiner Berater über Nacht wachsen? Und zu all der Verwirrung und Enttäuschung, die im Großen Hauptquartier herrschten, kam während der Nacht die beängstigende Kunde, Vandamme, der fürchterliche Vandamme, sei bereits vom Königstein her im Anzuge, um den Verbündeten den Rückzug abzuschneiden. In grenzenloser Verwirrung beratschlagt man einen Teil der Nacht. Man wußte nicht aus noch ein; es war schon jetzt klar, daß auch der folgende Tag kaum Sieg bringen würde, sondern man froh sein würde, wenn man sich einen gesicherten Rückzug erkämpfte.

Der zweite Schlachttag kam. Er bedeutete für Napoleon eigentlich nichts weiter als die angenehme Aufgabe, den großen Gewinn des gestrigen Tages einzustreichen; die Zeche zahlten die Verbündeten. Freilich wurde an verschiedenen Stellen noch hart gekämpft. Auf Drängen König Friedrich Wilhelms III., der die anderen beiden Monarchen an Standhaftigkeit und Mut heute mehrfach beschämte, hatte man endlich beschlossen, den Rückzug noch aufzuschieben und „auf den Höhen von

Dresden Napoleons weitere Entschließungen abzuwarten." In der Aufregung und Hast, das Richtige zu treffen, tappte man im Hauptquartier in seinen Entschließungen hin und her und traf natürlich gerade wieder das Verkehrteste. Zunächst gab man die für den Rückzug wichtige Straße nach Teplitz preis, indem man Kleist und Wittgenstein aus ihren bisherigen Stellungen herausnahm und zum Schutze des gefährdeten rechten Flügels auf die Berghöhe zwischen Leubnitz und Prohlis dirigierte. Der verhängnisvollste Fehler des Tages betraf aber den zumeist von Österreichern gebildeten linken Flügel, der, durch den tiefen Plauenschen Grund vom Hauptheer getrennt, ohnehin in seiner isolierten Stellung der größten Gefahr ausgesetzt war. Zwischen Freiburg und Tharandt stand noch unversehrt das Klenausche Korps, auf das man noch große Hoffnungen setzte. In der Erwartung, dies rechtzeitig zur Unterstützung der Österreicher westlich des Plauenschen Grundes heranziehen zu können, schwächte Schwarzenberg den linken Flügel, indem er zur Verstärkung des Zentrums starke Truppenmassen auf die rechte Seite des Plauenschen Grundes heranzog. Hierdurch bereitete er jene beklagenswerten Ereignisse vor, die für die Österreicher zu einer furchtbaren Niederlage, für Murats Reiterei zu einem glänzenden Ehrentage wurden. Die Stellung der Österreicher befand sich auf einem Hochplateau zwischen der Elbe und dem Plauenschen Grunde. Der steil abfallende Felsengrund trennte sie von den übrigen Armeen der Verbündeten. War diese Isolierung schon an sich gefährlich für die Österreicher, so wurde sie geradezu verhängnisvoll dadurch, daß sie in unbegreiflicher Sorglosigkeit verabsäumt hatten, ihre Vorposten bis dicht an die Elbe vorzuschieben. Ortskundige sächsische Offiziere hatten es über sich vermocht, dem König von Neapel, Murat, diese schwache Position zu verraten. Von ihnen geführt, konnte er, aus dem Elbtal aufsteigend, durch die Hohlwege eine gewaltige Reitermasse unbemerkt auf die Hochebene führen. Was nützte den braven Österreichern jetzt alle Tapferkeit? Plötzlich in Rücken und Flanke bedroht, formierten sie schnell Karree. Aber ihre Vierecke wurden von Murats blitzschnell auf der Hochebene sich entwickelnden Kavallerie niedergehauen. Von zwei Kürassierdivisionen des ersten Reiterkorps, dem zweiten Infanteriekorps und der Division Teste von allen Seiten umgangen, war an einen erfolgreichen Widerstand nicht mehr zu denken; zwischen dem tiefen Felsental und dem Feinde eingekeilt, blieb dem größten Teil der Regimenter nichts anderes übrig, als die Waffen zu strecken. Über 10000 Gefangene, darunter General Seczeny und Feldmarschalleutnant Meszko, 26 Geschütze und 15 Fahnen fielen den Siegern in die Hände.

Mit der Besiegung des linken Flügels war die Straße nach Freiberg in den Händen der Franzosen.

Ebenso groß war der Mißerfolg auf dem rechten Flügel der Verbündeten. Nur im Zentrum zwischen Leubnitz und Gostritz hatte Prinz August in einer festen Stellung bis zum letzten Augenblicke stand gehalten. Aber die von allen Seiten in Räcknitz einlaufenden Nachrichten von der schweren Niederlage der verbündeten Heere, veranlaßten die Monarchen, auf schleunigen Rückzug zu denken. Um ein schlecht brennendes Wachtfeuer bildete sich bald nach 3 Uhr ein neuer Kriegsrat. Noch immer waren die Meinungen sehr verschieden. Ja, Friedrich Wilhelm war sogar für eine Erneuerung der Schlacht am 28., „da die Hauptmasse der Armee (das Zentrum) nicht geschlagen sei". Die Mehrzahl der Generalstabsoffiziere war für einen sofortigen Abmarsch nach Böhmen. Fürst Schwarzenberg entschied die Frage durch die Erklärung, daß der Mangel an Brot, Schuhzeug und vor allem an Munition bei der österreichischen Armee dazu zwinge, den Rückzug anzutreten.

Was ein großer, glänzender Erfolg hätte werden können, war durch eigene Schuld, durch Nachlässigkeit, Halbheit, Zaudern und Uneinigkeit zu einem furchtbaren Verluste geworden. In den Kirchen Dresdens und auf dem Hof des Zwingers lagerten Tausende von Gefangenen, und

in dem Hofe des alten Königsschlosses konnten die Sieger triumphierend auf 30 erbeutete Kanonen zeigen. Der Gesamtverlust der Verbündeten an Toten, Verwundeten und Gefangenen betrug etwa 20000 Mann. Niedergeschlagen, aufs höchste mutlos, verließen die drei Monarchen das Schlachtfeld. Tief gedemütigt war vor allem Kaiser Alexander. Seine dilettantische Feldherrnkunst hatte hier einen Schlag erhalten, von dem sie sich nicht wieder erholte. Traurig und besorgt blickte Friedrich Wilhelm in die Zukunft. Was sollte aus Preußen, was sollte aus der Befreiung Deutschlands werden, wenn der Kaiser von Österreich — infolge dieses ersten großen Mißerfolges — von dem Bündnis wieder zurücktrat?

Etwa zu derselben Zeit — es war gegen 4 Uhr, und die Kanonen verstummten allmählich — war Napoleon aus seinem Zelte bei Lunette IV. aufgebrochen, um triumphierend unter den brausenden Hochrufen seiner Truppen und der wetterwendischen Dresdener seinen Einzug in die Stadt zu halten. Noch immer strömten die Schleusen des Himmels. Von dem grauen Überrock triefte ihm der Regen herunter, die Hutkrempe war vom Regen niedergedrückt, ein Teil hing in Fetzen auf den Nacken hernieder; die Beinkleider und Stiefel waren mit Schmutz bespritzt, — so trabte der Schlachtenkaiser — hinter ihm ein langer Zug von Gefangenen — durch den Dippoldiswalder Schlag in die Stadt zurück. „Die Angelegenheiten stehen hier sehr gut“, schrieb er noch am Abend an Cambacères. In vergnügtester Stimmung bedauerte er dann, während er die Ereignisse des Tages besprach, seinen Schwiegervater, den Kaiser Franz; gleich das erstemal habe er so böse Verluste erlitten. Von dem Feinde sagte er, daß nur das schlimme Wetter ihn vor völliger Vernichtung gerettet habe. „Ich denke eher in Böhmen zu sein, als meine Herren Kollegen“, setzte er spöttisch hinzu; dann aber, plötzlich einen ernsteren Ton anschlagend, kam es über ihn wie eine trübe Ahnung: „Ich bin erfreut über die Resultate dieser Tage; aber wo ich nicht bin, geht es schlecht. Was gegen Berlin steht, ist geschlagen, und ich fürchte auch für Macdonald. Er ist brav, er ist gut; aber er ist nicht glücklich.“ Ahnte der Kaiser den schweren Schlag Macdonalds? Noch waren die Nachrichten von der Katzbach nicht eingetroffen.






## XII. Die Schlacht bei Kulm.

Es kann ihnen den Feldzug kosten", hatte Napoleon vor der Schlacht bei Dresden zu Gersdorf, dem sächsischen Kriegsminister, gesagt. Und in der Tat, der Zustand der Böhmischen Armee, wie er sich in der ersten Bestürzung nach der erlittenen Niederlage zeigte, mußte die schlimmsten Befürchtungen aufkommen lassen. Die Mannschaften und Offiziere auf das äußerste erschöpft, ausgehungert und abgerissen, durch einen zweitägigen unglücklichen Kampf in ihrer Stimmung auf das tiefste bedrückt — dazu der unaufhörlich strömende Regen, die ungangbaren Straßen, die man nicht kannte, und dann die immerwährende Gefahr, auf der Rückzugsstraße nach Böhmen vom Feinde angefallen und abgeschnitten zu werden ... wahrlich, es war kein Wunder, wenn die Monarchen und Feldherren mit banger Sorge in die nächste Zukunft schauten. Was sollte geschehen, wenn das eben erst geschlossene, an und für sich nur auf schwachen Füßen stehende Bündnis mit Österreich wieder gelöst wurde; waren doch gerade die Österreicher in der Schlacht bei Dresden von den empfindlichsten Verlusten betroffen worden.

Es war ein Glück für die Verbündeten, daß Napoleon infolge der schlechten Beschaffenheit der Landstraßen und der Erschöpfung seiner Reiterei die Verfolgung nicht mit der ihm sonst eigenen Raschheit und Energie betrieb. So konnten sie wenigstens einen Vorsprung gewinnen. Schon am Nachmittag des letzten Schlachttages war ein von Radetzki und Toll entworfener Plan für den schwierigen Rückzug ausgearbeitet worden. Die den rechten Flügel ausmachenden Preußen und Russen sollten auf Dohna und Pirna zurückgehen und von hier aus nach der Teplitzer Straße

vorzudringen suchen. Das Zentrum sollte sich auf Altenberg und Dux, der linke Flügel auf Pretschendorf, Sayda und Komotau zurückziehen. So war mit Einbruch der Dunkelheit fast die ganze Böhmische Armee, mit geringen Ausnahmen, auf dem Marsche nach Böhmen, in stockfinsterer Nacht bei strömendem Regen und den schwierigen Wegen, bei der Mitführung des ganzen Trains und Trosses ein äußerst schwieriges und gefahrvolles Unternehmen. Was sollte geschehen, wenn der bei Königstein stehende Vandamme mit seinen unverbrauchten, unerschütterten Truppen auf einem kürzeren Wege als die Verbündeten im Teplitzer Tale anlangte? Es wäre ihm dann ein Leichtes gewesen, die vereinzelt anlangenden Korps, die sich nur mühsam aus den einzelnen Pässen herauswinden konnten, anzufallen und eins nach dem anderen zu schlagen.

Daß diese Gefahr nicht eintrat, war der hohen Einsicht und unvergleichlichen Tapferkeit eines jungen deutschen Fürsten, des 25jährigen Prinzen Eugen von Württemberg, Kommandeurs des zweiten russischen Korps, zu verdanken. Prinz Eugen, der trotz seiner Jugend schon über ein reiches Maß von Kenntnissen und praktischer Erfahrung verfügte, war während des Vormarsches der großen Böhmischen Armee mit einem Korps von 13000 Mann bei Pirna zurückgeblieben, um die Elbübergänge bei der Festung Königstein zu beobachten, hatte also an der Schlacht bei Dresden nicht teilgenommen. Er erkannte sofort nach dem Eintreffen der Nachricht von der Niederlage der Schwarzenbergischen Armee mit sicherem Blicke, worauf es für den stark gefährdeten Rückzug der Verbündeten ankam. Wir wissen, daß hier bei Königstein das 38000 Mann starke Korps Vandammes mit dem besonderen Auftrage stand, den Verbündeten den Rückweg nach Böhmen abzuschneiden und es dann in Verbindung mit noch anderen Korps zu vernichten. Napoleon setzte gerade in diesen Feldherrn großes Vertrauen, dessen wilder Mut und brutale Rücksichtslosigkeit allerorts gefürchtet waren. Schon mit 22 Jahren General, befand sich Vandamme auf seinem vierzehnten Feldzuge. Verehrt von seinen Soldaten, die erfahrungsgemäß — wie es auch bei York zutraf — harte, rauhe Soldatennaturen als Führer höher schätzen als weiche, rücksichtsvolle, nachgiebige, zitterten vor ihm die Bürger der Städte, in welche er sich legte. Wußte man doch, an seinen Händen klebte Blut; hatten doch die Bürger von Bremen und Hamburg sein furchtbares Strafgericht an ihrem Leibe erfahren, fürchtete man doch sein Plündern und seine Brandschatzung derart, daß man schon im Volksmunde sang:

Nit in die Stadt, nit in die Stadt,
Da der Vandamme das Geld schon hat!

Gelang es dem Prinzen Eugen noch rechtzeitig, sich mit seinem Korps auf die große, nach Teplitz führende Straße zu werfen, von der die Verbündeten schon abgedrängt waren, und die Vortruppen Vandammes zu sprengen, so war es ihm vielleicht noch möglich, diesen so lange aufzuhalten, bis die große Armee ungefährdet nach Böhmen entkommen war. Freilich, es war eine Riesenaufgabe, eine Opfertat im hochherzigsten Sinne des Wortes. Dem 38000 Mann starken Korps Vandammes gegenüber war des Prinzen Truppenstärke nur erschreckend gering. Er hatte wiederholt um Verstärkung gebeten, aber der vielgewundene, schwerfällige Geschäftsgang im Großen Hauptquartier der Böhmischen Armee hinderte die schnelle und prompte Erledigung solcher gerechten Forderungen. Bis Eugens Wünsche erst an Wittgenstein, dann an Barclay, durch diesen an Schwarzenberg gelangten, und von da wieder die Antwort durch Barclay und Wittgenstein an den Prinzen zurücklief, konnte die Entscheidung längst gefallen sein.*) Es war der alte, zopfige bürokratische Instanzenweg.

Auf die wiederholten Wünsche des Prinzen Eugen erhielt dieser zunächst keine Verstärkung,

*) Aster, Die Kriegsereignisse zwischen Peterswalde, Pirna, Königstein und Priesten im August 1813.

sondern einen neuen Oberbefehlshaber; den russischen General Alexander Iwanowitsch Graf Ostermann-Tolstoi, zwar früher ein tapferer, erprobter Soldat, aber gerade jetzt in einer merkwürdigen Gemütsverfassung, voll Wunderlichkeiten und Unberechenbarkeiten, die ab und zu an Geisteskrankheit grenzten. Zum Glück machte er keinen Anspruch auf das Oberkommando, und Eugen behielt die Leitung. Bald darauf traf auch Verstärkung ein; zuerst General Yermoloff mit der ersten Gardedivision, etwa 8500 Mann stark, treffliche starke Mannschaften. Es war die höchste Zeit. Denn schon hatten Vandammes Kolonnen die Elbe passiert und eilten auf Pirna los. Mit seinen überlegenen Kräften schob er die schwache russische Nachhut zurück und besetzte das Plateau und die Stadt Pirna. Und als dann — es war der 27. August, der zweite Tag der Schlacht von Dresden — 4 Uhr nachmittags die Nachricht von dem entscheidenden Siege Napoleons eintraf,



General Alexander Iwanowitsch Graf Ostermann-Tolstoi.

hielt er es an der Zeit, den großen Vorstoß auf Berggießhübel und Hellendorf zu beginnen, um die Teplitzer Straße in seine Gewalt zu bekommen.

Aber auch im Hauptquartier der Böhmischen Armee hatte man allmählich seine Haltung wieder gewonnen. Abgesehen von der gänzlichen Vernichtung des linken (österreichischen) Flügels war die Armee der Verbündeten weniger aufgelöst, als man zuerst gefürchtet hatte. Allmählich hatten sich die versprengten Teile gesammelt, und die Nachrichten lauteten tröstlicher. Gelang es, mit dem rechten Flügel schnell die Teplitzer Straße zu gewinnen, so war die Armee gerettet. In diesem Sinne hatte Schwarzenberg Barclay instruiert. Aber dieser liebte es, ab und zu eigene Wege zu gehen. Teils aus Empfindlichkeit über verschiedene vermeintliche Zurücksetzungen, teils aus Besorgnis, daß die Straße durch Vandamme und Mortier — vielleicht auch schon durch Napoleon selbst — zu gefährdet sei, änderte er Schwarzenbergs klar und deutlich erteilten Befehl für die Truppen des rechten Flügels dahin, daß er mit seinen Streitkräften auf Maxen und Dippoldiswalde seinen Rückzug lenkte, und dadurch die wichtige Straße dem Feinde preisgab; ja, um den

Fehler dieser Eigenmächtigkeit noch verhängnisvoller zu machen, schickte er auch an den Prinzen Eugen und Ostermann die Weisung, ihm mit ihren Korps auf dem gleichen Wege zu folgen.*)

Der Prinz befand sich gegenüber dem Befehl Barclays in einer schwierigen Lage, und es gereicht seiner militärischen Einsicht und seinem Charakter zum unsterblichen Verdienst, daß er die unabweisbare Notwendigkeit nicht aus den Augen verlor, die Teplitzer Straße unter allen Umständen zu halten. Unterstützt von dem Prinzen Leopold von Koburg, der die Gegend genau kannte, vertrat er den Führern der russischen Garden, Yermoloff und Ostermann gegenüber entschieden die Ansicht, dem Befehl Barclays nicht nachzukommen, und mit aller Macht — koste es auch noch soviel Opfer — die Teplitzer Landstraße vor den Franzosen zu gewinnen. Es sei dies das einzige Mittel, das Hauptheer zu retten.

Unter unaufhörlichen Kämpfen ging es weiter. Berggießhübel war das nächste Ziel. Vandamme war schon dahin unterwegs und hätte ohne Zweifel diesen Ort früher erreicht als Eugen, wenn er nicht durch falsche Kundschafter auf einen unrichtigen Weg gelenkt und dadurch aufgehalten worden wäre. So waren erst einige feindliche Bataillone angelangt, als die russischen Garden in Berggießhübel dort eintrafen; mit dem Bajonett brachen sie sich Bahn durch die feindlichen Reihen und eilten dann unaufhaltsam auf Hellendorf und Peterswalde weiter. Immer der nächste am Feinde und buchstäblich Schritt für Schritt kämpfend, war es Eugen auf diese Weise gelungen, mit seinen tapferen Truppen durchzudringen, gegen 1200 Mann hatte er dabei verloren, die Versprengten nicht eingerechnet, während die voraufeilenden russischen Garden fast unberührt geblieben waren.

Gehetzt und fast erdrückt von der feindlichen Übermacht, war Eugen in Hellendorf angelangt. Aber es schien schon jetzt unausbleiblich, daß Vandamme mit seiner großen Übermacht über das kleine Korps hinweg dennoch den Durchgang nach Teplitz früher erzwang, um dann der großen Armee den Rückzug abzuschneiden. Bereits um 6 Uhr war auch Vandamme in Hellendorf eingetroffen, das von Peterswalde nur eine kurze Strecke entfernt ist. Ein förmlicher Wettkampf hatte zwischen den beiden Parteien stattgefunden, wer von beiden zuerst auf die große Straße käme; in kurzem mußte es sich zeigen, ob das kleine Korps Eugens noch länger den ungleichen Kampf aushalten konnte.

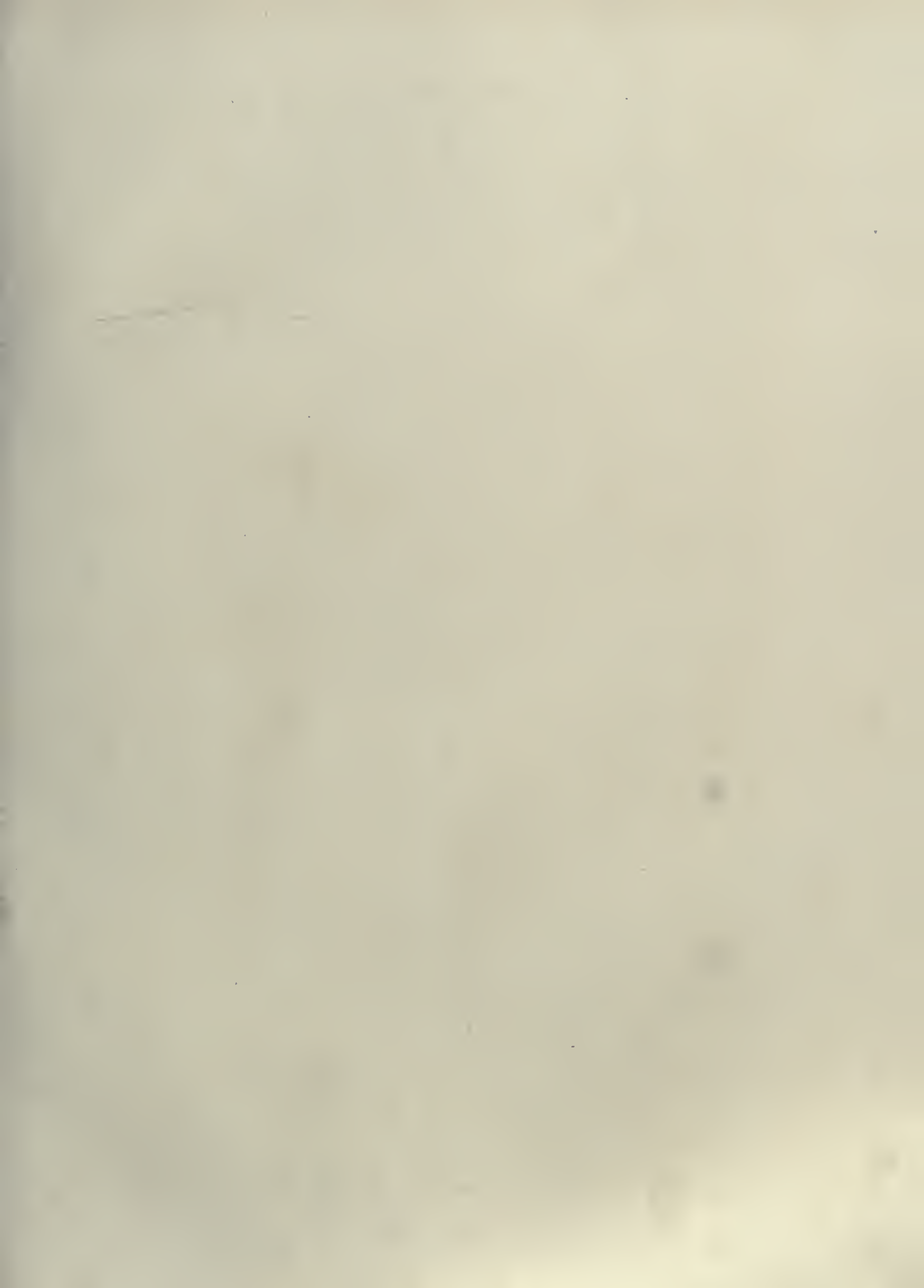
Aber nun geschah etwas Unerwartetes, was nicht nur für Eugens kleine Truppe, sondern für die gesamte Lage der Verbündeten einen plötzlichen Umschwung herbeiführen sollte. Napoleon beschloß eine folgenschwere Änderung seines ursprünglichen Planes. Er hatte am Morgen des 28. angeordnet, daß Saint-Cyr auf Dohna, Mortier auf der großen Straße sich schleunigst in Bewegung setzen sollten, um sich mit Vandamme zu vereinigen. Als der Kaiser dann aber die Nachricht bekommen hatte, daß die große Masse des verbündeten Heeres westlich zog, — auch Barclay hatte diese Richtung gegen den ausdrücklichen Befehl Schwarzenbergs eingeschlagen —, fürchtete er, daß gegen so erdrückende Massen Marschall Marmonts Korps die Verfolgung nicht allein unternehmen könnte. Saint-Cyr erhielt sogleich den Befehl, nunmehr nicht nach Dohna, sondern nach Maxen zu marschieren. Durch diesen Beschluß wurde Vandamme in die schwierige Lage versetzt, die Aufgabe jetzt allein auszuführen, für die er sonst drei vereinigte Armeekorps zur Verfügung gehabt hätte. Es war, als ob ein böser Dämon Napoleons Schritte gelenkt hätte, als er diesen Befehl gab. Seitdem er die Nachricht von der schweren Niederlage Macdonalds an der Katzbach erhalten, war er überhaupt nur mit halber Seele bei den Ereignissen in Böhmen. Sein Geist beschäftigte sich

*) Bernhardi, Tolls Denkwürdigkeiten III, 177 ff.




Plan zur Schlacht bei Kulm am 30. August 1813.

unausgesetzt mit seiner Lieblingsidee, der Wegnahme Berlins. Dies mußte notwendig seine Aufmerksamkeit von der Verfolgung ablenken und ihren Erfolg schwächen. Aber auch noch allein war Vandamme dem vor ihm herziehenden Korps Eugens gegenüber in großer Übermacht. Noch in







Schlacht bei Kulm: General von Kleist von de
(30. A

Original von P

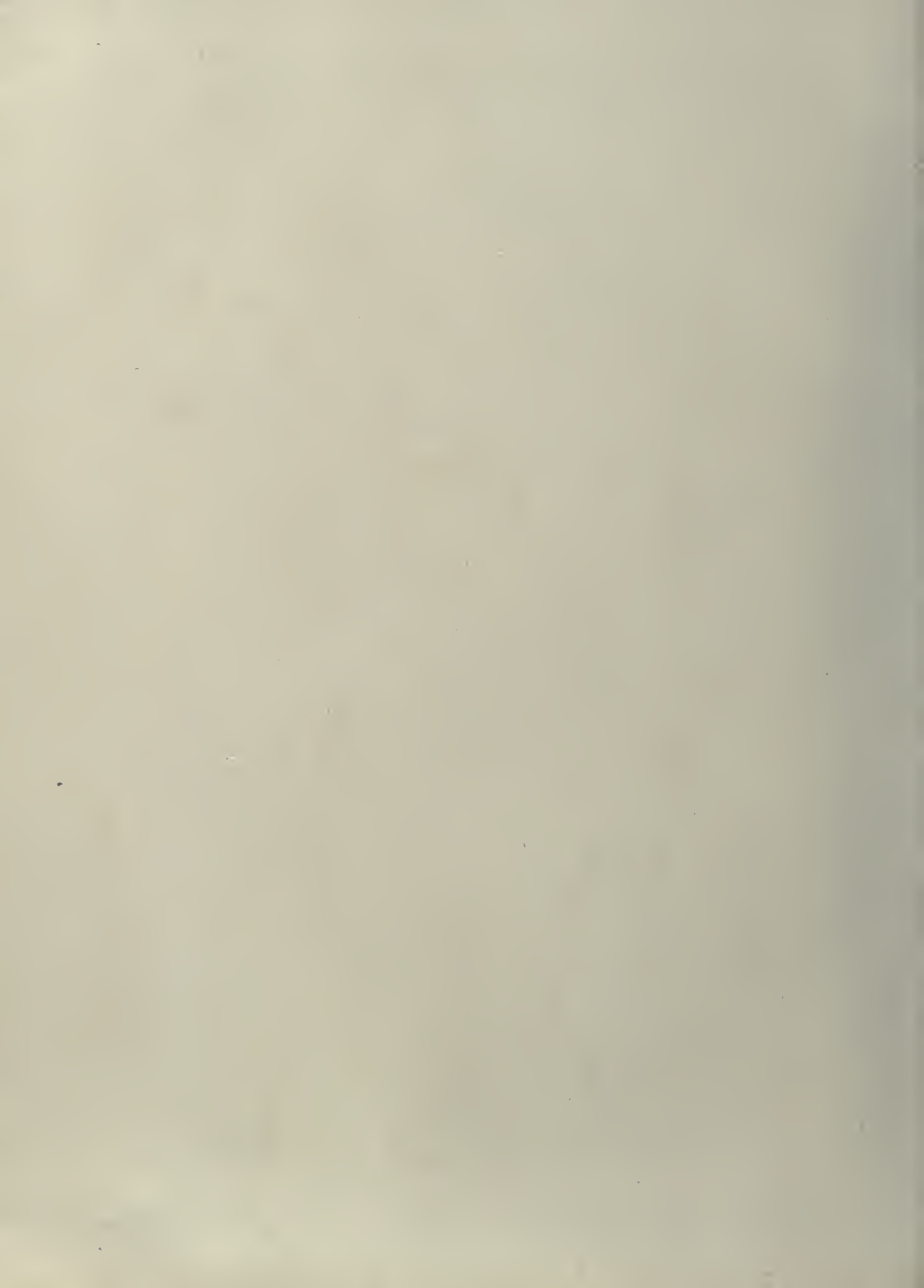


Durchbruch der französischen Reiterei überrascht.
ſt 1813.)

ſſor R. Knötel.

General von Kleiſt.

Verlag von Paul Kittel, Hiſtoriſcher Verlag in Berlin.



bester Stimmung, hatte er am 28. Napoleon einen Bericht aus Hellendorf geschickt, in dem er mit Zuversicht darauf hindeutete, „daß Teplitz am anderen Tage in seinen Händen sein werde."*)

Der Morgen des 29. August war angebrochen — es war ein Sonntag. Ein dichter Nebel lag über Bergen und Tälern. Unter seinem Schutze waren die Franzosen schon um 2 Uhr morgens bis Peterswalde vorgegangen, wo sie das kleine, noch von den Strapazen des vorigen Tages ermattete und noch nicht einmal gänzlich gesammelte Korps Eugens aus der kurzen Nachtruhe aufschreckten. Fast wäre der kleine Rest überwältigt und zersprengt worden, wenn nicht Prinz Leopold von Koburg und seine braven Reiter mit solcher Plötzlichkeit und Unerschrockenheit sich auf den andrängenden Feind gestürzt hätten, daß dieser bis hinter Peterswalde zurückging. Aber es war nur eine Galgenfrist; der kleine, zusammengeschmolzene Rest mußte jeden Augenblick einen neuen Anprall gewärtigen. So brach man in aller Eile auf, um in den Kessel des vor Teplitz sich lieblich ausbreitenden Tales zu gelangen, in welchem Nollendorf und Kulm liegen, während die hitzig nachdrängenden Franzosen den letzten Kolonnen schon auf dem Fuß waren.

Es war 9 Uhr morgens. Stiller Sonntagsfriede lag auf den sommerlichen Fluren. Die Bewohner Kulms und der umliegenden Ortschaften waren zum Gottesdienste nach der nahen Kapelle gewandert. Als sie die Kirche verließen, tobte schon draußen der Kampf, und aus dem Frieden des stillen Gotteshauses sahen sie sich plötzlich in wildes Kriegsgetöse versetzt. Im russischen Hauptquartier war man mit Ausnahme des Prinzen Eugen der Meinung, daß der Widerstand vergeblich sei. In unbegreiflicher Liebäugelei und übertriebener Fürsorge für die Garden des Zaren, die man als Paradestück unversehrt durch den ganzen Feldzug zu schleppen pflegte, wollte Ostermann — wie er auch schon in der Nacht dem Könige von Preußen hatte melden lassen — unter keinen Umständen die Garden opfern, sondern hinter die Eger zurückgehen. Das bedeutete nichts mehr und nichts minder, als daß man die im Gebirge steckenden Truppen völlig aufgab, und auch den Kaiser Alexander, der mit seinem Hauptquartier noch nicht heran war, ebenfalls in die größte Gefahr brachte.

In diesem kritischen Zeitpunkt war es der König von Preußen, der die Zagenden aufrichtete und zu neuem kräftigen Widerstand ermunterte Bescheiden und zurückhaltend mit seinem Urteil, wenn er nicht zu befehlen hatte, erwachte in diesem Manne immer dann die Soldatennatur, wenn es galt, verantwortungsvolle Entschlüsse zu fassen. Ein an Ostermann gerichteter Brief forderte diesen dringend zur Unterstützung auf. Ein zweites durch Knesebeck an Ostermann überbrachtes Schreiben des Königs, worin dieser dringend seine erste Aufforderung wiederholte, hatte endlich Erfolg. Ostermann blieb und nahm dicht hinter Kulm bei den Dörfern Straden und Priesten Stellung. Bald darauf traf der König selbst auf dem Schlachtfelde ein, hatte noch eine lange Unterredung mit Ostermann, und es zeugt von der Umsicht des Königs, daß er seine Adjutanten nach allen Ausgängen des Gebirges schickte, um dort, wo Truppen eintrafen, sie sofort auf das Schlachtfeld zu rufen.

Es war ein Glück für die Russen, daß Vandamme heute noch nicht seine gesamten Truppen ins Gefecht brachte; er wartete auf das Eintreffen St. Cyrs und wollte dann mit Blitz und Donner unter seine Feinde fahren. Dennoch entbrannte schon heute ein furchtbarer Kampf, bei dem namentlich die russische Reiterei Taten glänzendster Tapferkeit verrichtete. Um die Dörfer Straden und Priesten westlich von Kulm wurde heiß gestritten. Bei der Juchtenkapelle nordwestlich Priesten kämpfte man um jeden Schritt Landes. Ein wütendes Handgemenge entsteht. Die Gegner zerfleischen sich förmlich. Von allen Seiten bedrängt, berichtet ein Augenzeuge, zog

*) Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. IV, 317.

sich nach und nach die Schar der Verteidiger in eine einzige große Masse zusammen. Das Handgemenge wird zur Metzelei. Dem General Ostermann wird ein Arm zerschmettert; andere Führer, hohe und niedere, stürzen tot oder verwundet nieder. Yermoloff jammert um seine Garden; „er müsse dem Kaiser doch wenigstens etwas davon zurückbringen." Dennoch führt er sie immer wieder ins Feuer.

Als Prinz Eugen sieht, daß die russische Schlachtlinie wankt, rafft er seine ganze Reiterei zu einem letzten furchtbaren Stoße zusammen. Einer Sturmwolke gleich werfen sich seine Gardeulanen, Dragoner und Husaren auf den Feind. „Aufbruch, Angriff, Sieg war das Werk eines Augenblickes", sagt ein Augenzeuge. Unter dem furchtbaren Feuer des Feindes leeren sich die Sättel der Reiter. Oberst Prinz von Hessen-Philippstal fällt; zwei Adjutanten Diebitschs stürzen getroffen nieder; über 800 Reiter decken den Rasen; aber die übrigen brechen mit immer erneuter Wut in die Vierecke der Franzosen, die endlich gesprengt werden. Vandammes Korps ist aufs äußerste erschöpft. Endlich sieht er ein, daß er im Augenblick mit den zur Stelle befindlichen Truppen nichts gegen die Bravour des Feindes vermag. Er bricht für heute den Kampf ab. Morgen, wenn seine Unterstützung heran ist, wird er dem Feinde alles heimzahlen. Er ahnte nicht, was ihm für morgen bevorstand.

Heiß war am 29. August gestritten worden; über 6000 Mann hatte der Kampf den Truppen Ostermanns gekostet; allein die Garden hatten 2800 Mann verloren; es war ihr Ehrentag gewesen. Aber der Zweck war erreicht. Der Feind war aufgehalten worden, bis die Verstärkungen anlangten. Und diese trafen ein. Am Abend des 29. durfte sich der tapfere, mit so zäher Ausdauer sein Ziel verfolgende Prinz Eugen sagen, daß die Gefahr vorüber sei. Jede Stunde brachte neue Kräfte, neue Verstärkungen für die Russen. Noch am Abend trafen zwei russische Gardedivisionen und verschiedene kleinere Abteilungen ein. Die österreichischen Korps Colloredo und Bianchi waren inzwischen auch angelangt. In der Frühe des nächsten Tages konnten 40000—50000 Mann dem gefürchteten Vandamme die Stirn bieten.

Der Morgen des 30. August, des Schlachttages von Kulm, brach an. Nach acht trüben Regentagen brach die Sonne wieder durch das Gewölk, und in ihrem Angesicht wurde der entscheidende Kampf geführt, der die Lorbeeren Napoleons bei Dresden schnell welken machen sollte. Den Oberbefehl auf Seiten der Verbündeten führte heute nicht Schwarzenberg, sondern Barclay; der arg verstimmte, in letzter Zeit vielfach widerspenstige General sollte versöhnt werden.

Vandamme hatte auf den Höhen von Kulm und Arbesau eine vorzügliche Stellung. Schon in den ersten Morgenstunden des 30. hatte er den Kampf erneuert. Bei Priesten tobt er um 7 Uhr bereits mit furchtbarer Heftigkeit. Man merkt es an dem starken Gegendruck Vandammes, daß er noch immer des Erfolges sicher ist. Der steile Geyersberg deckt seine rechte Flanke bis Eggenmühle. Über seinen Rücken ist er ganz unbesorgt, und wenn er ab und zu prüfend einen Blick auf die Höhen von Nollendorf zurücksendet, so zeigt er eher erwartungsvolle Zuversicht als Besorgnis. Wenn dort von der Nollendorfer Gebirgsstraße herab Truppen kommen, so können es nur die von St. Cyr oder Mortier oder gar die des Kaisers sein, die er noch immer zu seiner Unterstützung im Anmarsche wähnt.

Das furchtbare Brausen der Schlacht erfüllte bald die Felsen und Höhen, die Täler und steilen Schluchten des Gebirges mit tausendfachem Widerhall. Die Kanonen brüllen, das Kleingewehrfeuer knattert, und die Klänge der Regimentsmusiken dringen stoßweise und zerrissen ab und zu durch den wilden Kriegslärm hindurch. Gleich von Anfang an gestaltet sich heute der Kampf für die Franzosen sehr schwierig. Die Übermacht des Feindes macht sich bemerkbar. Schon hat

ein österreichisches Regiment die Striesowitzer Höhen südöstlich von Kulm genommen und seine Geschütze dort aufgepflanzt. Aber noch ist Vandamme unerschütterlich, noch ist er guten Mutes; noch weiß er nicht, was sich bereits in seinem Rücken zugetragen. Erst um 9 Uhr erhält er die Meldung, daß preußische Husaren rückwärts Kulm auf Tellnitz und Nollendorf zu gesehen worden seien. Was war das? Wo kamen diese her? Sind sie aus der Luft gekommen? Oder sind sie dem Tollhaus entsprungen, daß sie es wagen, ihm, Vandamme, in den Rücken zu fallen und das gerade an der Stelle, von wo er seine Hilfe erwartete? Er beruhigt sich wieder; vielleicht waren es nur ein paar Versprengte, die der Zufall und die Angst dorthin geführt.

Aber nein — bald mehren sich die besorgniserregenden Meldungen — das sind keine Versprengte, das sind keine Tollhäusler, das sind ganz leibhaftige Truppenhaufen, Schwadronen, Bataillone, die mit unheimlicher Schnelligkeit zu Regimentern anwachsen. 10 Uhr ist es geworden, da wird es ihm zur schrecklichen Gewißheit: er ist umgangen, eine preußische Heerschar steigt drohend von den Nollendorfer Höhen herab und greift ihn im Rücken an. Es war der preußische General von Kleist mit seinem Korps, der zur rechten Zeit eintraf, um die Schlacht zu retten.

Wie war Kleist zu diesem kühnen, über alles wagemutigen Schritt gekommen? Versetzen wir uns in den vorigen Tag zurück. Am Nachmittag hatte König Friedrich Wilhelm an den preußischen General, der noch in den Bergen bei Zinnwald steckte und sich eben auf dem Marsche nach Fürstenwalde befand, die Weisung geschickt: „Er soll versuchen, in das Tal von Teplitz so schnell wie möglich durch die Engpässe des Erzgebirges zu marschieren, um dem russischen General Ostermann als Soutien*) zu dienen und an der Schlacht, wo es möglich sein würde, teilzunehmen." Als der Befehl eintraf, hatte Kleist schon aus freien Stücken mit seinem Generalquartiermeister Grolmann einen ähnlichen Entschluß gefaßt. Nur konnte der Marsch nicht auf Teplitz gehen, da alle Wege zwischen Fürstenwalde und dem Teplitzer Tal mit Gepäck- und Proviantwagen, Munitionskarren und zerbrochenen Lafetten so vollständig verstopft waren, daß es unmöglich war, auf diesem Wege ein Armeekorps schnell auf das Schlachtfeld zu führen. Wie, wenn man nun einen anderen Weg einschlüge, vielleicht versuchte, über das Gebirge nach Nollendorf zu gelangen und von dort aus Vandamme in den Rücken zu fallen, ihn abzuschneiden und ihm dasselbe Schicksal zu bereiten, was er der Rückzugsarmee der Verbündeten hatte bereiten wollen? Freilich, der Marsch über die steilen Ränder war mühevoll und auch nicht ohne Gefahr; die Möglichkeit lag nahe, daß man zwischen zwei feindliche Korps geraten und völlig abgeschnitten werden konnte. Aber der Plan hatte etwas sehr Verlockendes, und der Preis war groß. General von Kleist, sonst ein ruhiger und besonnener Mann, ein Soldat der alten Schule, hatte zwar schon bei Bautzen gezeigt, daß er kühner Entschlüsse fähig war; aber er suchte nicht die Gefahr nach Art unternehmender Naturen wie etwa Blücher. Der Grundzug seines Wesens war eine ruhige Besonnenheit; er hatte bisher seinen Ruhm gerade in solchen Kriegslagen gesucht und bewährt, wo es galt, sich aus schwierigen Situationen ruhig und besonnen herauszuwinden. Hier allerdings war eine solche Gelegenheit geboten. Mit Grolmann, seinem Generalstabschef, ging er lange zu Rate. Endlich faßt er den Entschluß, den Marsch auf Nollendorf zu wagen. Daß er die Gefahren nicht unterschätzt, geht aus seinem Schreiben an den König hervor, das er noch am Abend abschickte. „Die Lage, in der ich mich befinde, ist verzweiflungsvoll; die Defileen sind so verfahren, daß 24 Stunden zur Räumung nötig sind. Unter diesen Umständen habe ich mich entschlossen, am morgigen Tage auf Nollendorf zu marschieren und mich mit dem Degen in der Faust durchzuschlagen. Indem ich Ew. Majestät bitte, meine Anstrengungen durch einen gleichzeitigen Angriff zu unterstützen,

*) Rückhalt, Unterstützungstruppe.

bitte ich Ew. Majestät, die Folgen dieses Schrittes, wenn er mißlingen sollte, nicht mir, sondern denjenigen Personen beizumessen, die mich in diese verzweiflungsvolle Lage gebracht haben."

Der letzte Vorwurf richtet sich gegen Barclay, der, wie wir wissen, durch die Nichtbeachtung des Befehls Schwarzenbergs die Preußen und Russen in diese verrammelten Defileen des Erzgebirges gelockt hatte, anstatt dem Rückzug auf der großen Straße zu folgen.

Kleists Marsch über den Kamm des Gebirges war voll der größten Beschwerden. Um sie einigermaßen zu erleichtern, waren schon in der Nacht vorher alle entbehrlichen Fuhrwerke vernichtet und nur das nötigste Gepäck mitgenommen worden. Aber es ging unaufhaltsam vorwärts, hing doch von diesem Marsche vielleicht das Schicksal der ganzen Armee ab. Freilich, daß er damit einen glänzenden Sieg erfechten würde, hätte er in seinen kühnsten Träumen nicht geahnt. Boten nach Teplitz und Kulm hatten dort schon gemeldet, daß er auf dem Marsche war und etwa gegen 10 Uhr bei Kulm einzutreffen gedenke.

Selten in der Kriegsgeschichte ist ein Marsch unter so schwierigen Umständen, mit so zäher Ausdauer, so kluger Vorherberechnung und so promptem Erfolge ausgeführt worden. Punkt 10 Uhr waren die Spitzen des Kleistschen Korps bei Vorder-Tellnitz, etwa 3000 Meter nordöstlich Kulm, eingetroffen. Während die Massen des Korps auf den Nollendorfer Höhen eilenden Fußes herniederstiegen, waren die Vortruppen mit den rückwärts Kulm stehenden Franzosen schon handgemein geworden. Oberst von Blücher, der Sohn des gefeierten Generals, war der erste, der sich im raschen Anlauf mit dem ersten Schlesischen Husarenregiment auf ein paar feindliche Geschütze warf und sie fortnahm. Aber schnell sprengten französische Ulanen vor, entrissen sie ihnen wieder und einen Teil ihrer reitenden Batterie dazu. In diesem Augenblicke traf die zehnte Brigade Pirch heran, welche die französischen Reiter verjagte und die Geschütze wiedernahm. Mit rasender Schnelligkeit war auf allen Seiten ein wütender Kampf entbrannt.

Wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel hatte der Anblick der plötzlich auftauchenden Preußen auf Vandamme gewirkt. Das war also die Hilfe, die er erwartete! Die letzten trügerischen Hoffnungen auf Verstärkung schwanden. Jetzt war nicht mehr der Gedanke an Sieg, sondern der an Rettung vorherrschend. Es galt, sich mit ganzer Kraft auf die Spitze der anrückenden Preußen zu werfen, ehe sich diese völlig entwickeln konnten; es galt, sich mit Aufopferung seiner ganzen Artillerie und mit dem Degen in der Faust Luft zu machen. Seine ganze Infanterie wollte er bei Kulm vereinigen, um sich dann — koste es, was es wolle — durch die den Rückzug sperrenden Preußen durchzuschlagen und auf die große Straße nach Teplitz zu kommen.

Das Bild der Schlacht ist mit einem Male wie verändert. Statt des Vorwärtsdrängens der Franzosen überall Rückwärtsbewegungen. Die Artillerie allein ist es, die Stand hält. Sie verdoppelt ihr Feuer, und es gelingt ihrem wütenden Eingreifen, die vordringenden Kolonnen der Verbündeten einige Zeit aufzuhalten. Kaltblütig hält Vandamme auf dem Horkaberge nordwärts Kulm und erteilt mit kühler Ruhe seine Befehle. Von den 20 Bataillonen, die sofort kehrt gemacht, erhielten acht den Befehl, auf Nieder-Arbesau vorzugehen, um das Dorf als neuen Stützpunkt zu gewinnen; die übrigen zwölf gingen zwischen dem Fuß des Gebirges und der Straße über Schande auf Liesdorf zurück.

Der Rückzug des Feindes war für die Verbündeten das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Im Zentrum der Schlachtstellung erstieg Prinz Eugen von Württemberg die Höhen von Straden, auf dem rechten Flügel ging die Division Colloredo gegen Nieder-Arbesau vor; auf dem linken Flügel wich die französische Division Mouton vor den russischen Grenadieren und der österreichischen Brigade Hessen-Homburg in wilder Flucht. Sie ließen die Geschütze stehen und flüchteten einzeln

und in Haufen in die Wälder, die steilen Hänge erkletternd und sich zum Teil über den Kamm des Gebirges bei Ebersdorf und Streckenwalde rettend.

Immer weiter dringt der Angriff vor. Die österreichische Brigade Bianchi rückt von Karbitz her auf Kulm vor. Die französischen Batterien geben ihr Feuer auf, die Artilleristen durchschneiden die Stränge der Bespannung und jagen — zwei, drei Reiter auf einem Pferde — dem Gebirge zu. Die Auflösung ist unbeschreiblich. Die Kanoniere plündern die Kassen und Bagagewagen und sprengen die Munitionswagen in die Luft. Die noch geschlossenen französischen Bataillone werden von der Kavallerie Knorrings verjagt. Die Divisionen Philippon und Dumonceau werden von der eigenen Artillerie auseinandergesprengt und überritten. Sie müssen die Waffen strecken. Alle Bande militärischer Zucht lösen sich. Der Schreckensruf: „Rette sich, wer kann!" reißt hier alle zu wilder Flucht fort, während an anderer Stelle noch hartnäckig Widerstand geleistet wird.

So war bei Kulm schon alles in wilder Auflösung, als an anderer Stelle des Schlachtfeldes — und zwar gerade in der Richtung, von welcher die Hilfe gekommen war — noch ein heißer, verzweifelter Kampf tobte. Die eben geschilderten Vorgänge hatten sich mit so rasender Schnelligkeit abgespielt, daß das von den Nollendorfer Höhen herabkommende Kleistsche Korps garnicht Zeit gehabt hatte, sich zu entwickeln. Vorn im Gefecht war nur erst die Brigade Pirch, die Brigade Klüx steckte noch weiter hinten in der Schlucht und die des Prinzen August kam eben erst die Nollendorfer Höhen herunter. Wir wissen, daß Vandamme acht Bataillone auf Nieder-Arbesau abgesandt hatte, um sich dort festzusetzen. Kaum hatte General Pirch dies bemerkt, als er sofort zwei Bataillone des siebenten Infanterieregimentes vorschickte; aber nur Ober-Arbesau gelang es zu nehmen; die Wegnahme Nieder-Arbesaus scheiterte an der Überlegenheit des Feindes. Der Rest der Brigade Pirch geriet an der Chaussee in große Bedrängnis. Als dann die Brigade Klüx heran war und die vordere Brigade Pirch verstärken konnte, auch die Spitze der Brigade Prinz August den Nollendorfer Abhang herabgekommen war und von Kleist den Befehl erhalten hatte, den beiden Brigaden zu Hilfe zu eilen, war nun der Zeitpunkt gekommen, den Angriff auf Nieder-Arbesau zu erneuern.

Sofort schickte der Prinz das elfte Reserveregiment zu beiden Seiten der Chaussee vor. Zwei Bataillone des zehnten Landwehrregimentes erhielten Befehl, das Dorf zu nehmen. Die schlesischen Wehrmänner kamen hier auf unebenem, zum Teil waldigem Gebirgsboden zum ersten Male in das Gefecht. Als sie von einem starken Feuer des Feindes empfangen wurden, wichen sie in großer Unordnung gegen die Chaussee zurück. Alle Drohungen und Bitten der Offiziere halfen nichts. Als nunmehr auch das bisher in Reserve gehaltene zweite Schlesische Landwehrregiment vorging, wurde es selbst in dem Strudel der Fliehenden mit fortgerissen. Entrüstet über diese Kopflosigkeit, sprang Prinz August vom Pferde, ergriff eine Fahne seines Regimentes, sammelte schnell einige hundert Mann um sich und warf sich mit ihnen dem Feinde entgegen. Der plötzliche ungestüme Angriff gebot dem weiteren Vordringen Halt; der Feind wich zurück und mußte von neuem in Nieder-Arbesau Schutz suchen.

Aber in diesem Augenblicke geschah etwas Ungeahntes, Unvorhergesehenes. Einem entfesselten Gebirgsstrome gleich, der brausend über seine Ufer schäumt, alles mit sich fortreißend, durchbrach plötzlich die Kavalleriedivision Corbineau, von Kulm herstürmend, die auf der Straße befindliche preußische Infanterie, alles niederwerfend, was sich ihr in den Weg stellte. In atemlosen Galopp rasen die französische Reiter heran, der Divisionsgeneral und seine Offiziere an der Spitze. Das Haupt nach vorn gesenkt, die Degen und Lanzen nach vorn gestreckt, prallen die Regimenter heran, Schlag auf Schlag, der Rest der Brigade Montmarie, die ersten und dritten Ulanen, die 16. Jäger, hinter ihnen her die Brigaden Piquet und Rousseau, alles überreitend,

die Bedienungsmannschaften der Artillerie niederstechend, die Zugpferde im Vorbeireiten niederschießend. Diese wutentflammten, um ihre Existenz fechtenden Reiter scheinen aus der Hölle losgelassen. Nichts kann ihnen widerstehen. In größter Unordnung stiebt die preußische Infanterie auseinander. Die zehnte, elfte und zwölfte Brigade wirft sich westlich und östlich in den Wald; über 3000 Preußen liegen tot oder zertreten am Boden. Zahlreiche Batterien gehen verloren, werden von den Durchbrechenden eine Weile mit fortgeschleppt, dann stehen gelassen, dann wieder genommen. Drei bei Liesdorf am Berghange stehende, noch völlig unversehrte Bataillone dürfen — blutenden Herzens — nicht feuern, weil die ganze Masse dort unten einen wirbelnden Knäuel bildet, in dem man Freund und Feind nicht unterscheiden kann. Der tapfere Prinz August selbst wird von den Fliehenden mit fortgerissen und entgeht nur mit Mühe der Gefangenschaft.

Verwundert erst, dann halb entsetzt, blickt General von Kleist auf den Durchbruch der rasenden Reiterhaufen. Fast verzweifelt — denn er hält die ganze Schlacht für verloren — muß er beinahe mit Gewalt fortgeführt werden. Er ist in größter Gefahr, gefangen zu werden. Nur mit Mühe bringen ihn seine Adjutanten — fast wider seinen Willen — quer durch den Bergwald auf den Kamm des Gebirges zur Arrièregarde des Generals von Zieten. Erst später erfährt er zu seinem größten Erstaunen, daß die Schlacht glänzend gewonnen, daß gerade er der Held des Tages sei, und daß die rasende Reiterattacke, nur zur Rettung der französischen Waffenehre unternommen, das Schicksal des Tages für die Franzosen nicht zu wenden imstande gewesen war. Inzwischen war auch die Brigade Zieten, die ursprünglich bei Peterswalde zurückgelassen worden war, um die Straße von Dresden zu beobachten, und dann auf Nollendorf gefolgt war, ins Tal hinabgestiegen. All die von Nieder-Arbesau und Tellnitz kommenden Flüchtenden, die eben mit so kühnem Wagemut durch die preußischen Reihen gebrochen waren, fielen ihnen in die Hände. Nur diejenigen, die es beizeiten vorgezogen, seitwärts der Tellnitzer Straße in den bergigen Wald zu flüchten, entkamen als Versprengte über den Kamm des Erzgebirges.

Gegen 3 Uhr war der Kampf auf allen Punkten entschieden. Furchtbar war der Anblick des Schlachtfeldes. In dem verwüsteten Kulm und den Nachbardörfern loderten die Flammen zum Himmel empor. Verwundete und Tote lagen zu Tausenden umher, nach Hilfe rufend, verschmachtend in dem glühenden Sonnenbrande. Selbst die Hilfslazarette in Kulm standen in Flammen; hunderte von Verwundeten, die noch zu retten gewesen, kamen in den Flammen um. So weit das Auge reichte, zerstörte Fuhrwerke, zerbrochene Lafetten, umherliegende Leichname von Menschen und Tieren.

Vandamme hatte bis zum letzten Augenblicke, kühl und besonnen, auf der Höhe von Horka gehalten. Dann, als er sah, daß nichts mehr zu retten war, hatte er sich in das Schloß zu Kulm begeben, und als auch hier die Österreicher eindrangen, war er über Schande dann weiter geritten, wahrscheinlich in der Absicht, sich in das Sernitztal zu retten. Hier hatten ihn Jäger des vierten russischen Jägerregimentes gefangen genommen. Sie rissen ihm die Karte aus der Hand und schnitten ihm seine goldenen Epauletten ab. Dann kamen Kosaken und Husaren, die ihnen den Raub wieder abjagten und ihn mit seinem Generalstabschef Haxo zum Kaiser von Rußland brachten. Auf dem Wege dorthin begegnete er noch dem Großfürsten Konstantin, der ihn mit der Faust in das Gesicht schlug und ihm die gemeinsten Schimpfwörter zurief. Erst Alexander rettete ihn vor weiteren Insulten. „Beim Erblicken des Kaisers", berichtet Oberst Aster, „stieg Vandamme vom Pferde und küßte es; der Kaiser empfing ihn ernst und versicherte ihm, daß er sein Schicksal erleichtern werde." Dennoch wurde er beim weiteren Transport nur mit größter Mühe vor weiteren Verwünschungen und Beschimpfungen des erbitterten Volkes bewahrt. Wohl hatte die Tapferkeit

Vandammes Achtung verdient; die Beschimpfungen aber, die ihm hier zu teil wurden, galten nicht dem besiegten Feinde, sondern dem brutalen Gewaltmenschen; man sah in ihm in diesem Augenblick nicht den tapferen General, sondern den grausamen Dränger von 1807, den blutigen Henker, den Mörder Bergers und Fincks und zahlreicher anderer Tausender, den Mordbrenner von Lilienthal, Brinkam und Bremen. „Die gefangenen Offiziere höheren Ranges", — so meldet ein Zeitungsbericht — „die Generale Guyot und Heimrodt, genießen im vollsten Grade die Schonung, die ihnen gebührt; und Vandamme selbst erntet überall, wo er durchkommt, den Lohn seiner Taten



Schlacht bei Kulm. General Vandammes Gefangennahme durch russische Jäger am 30. August 1813.

ein; die ihn begleitende Bedeckung hat überall zu tun, um ihn vor dem wütenden Hasse des Volkes zu schützen. „„Das ist für Hamburg, für Bremen, für Lübeck, für Schlesien!"" ruft man ihm von allen Seiten in das Gesicht, man fällt den Pferden in die Zügel, daß langsam gefahren werde, um den unmenschlichen Mann recht genau zu sehen, der blühende Länder und Städte mit barbarischer Kälte seiner Raubsucht und den Blutbefehlen seines Kaisers geopfert hat."

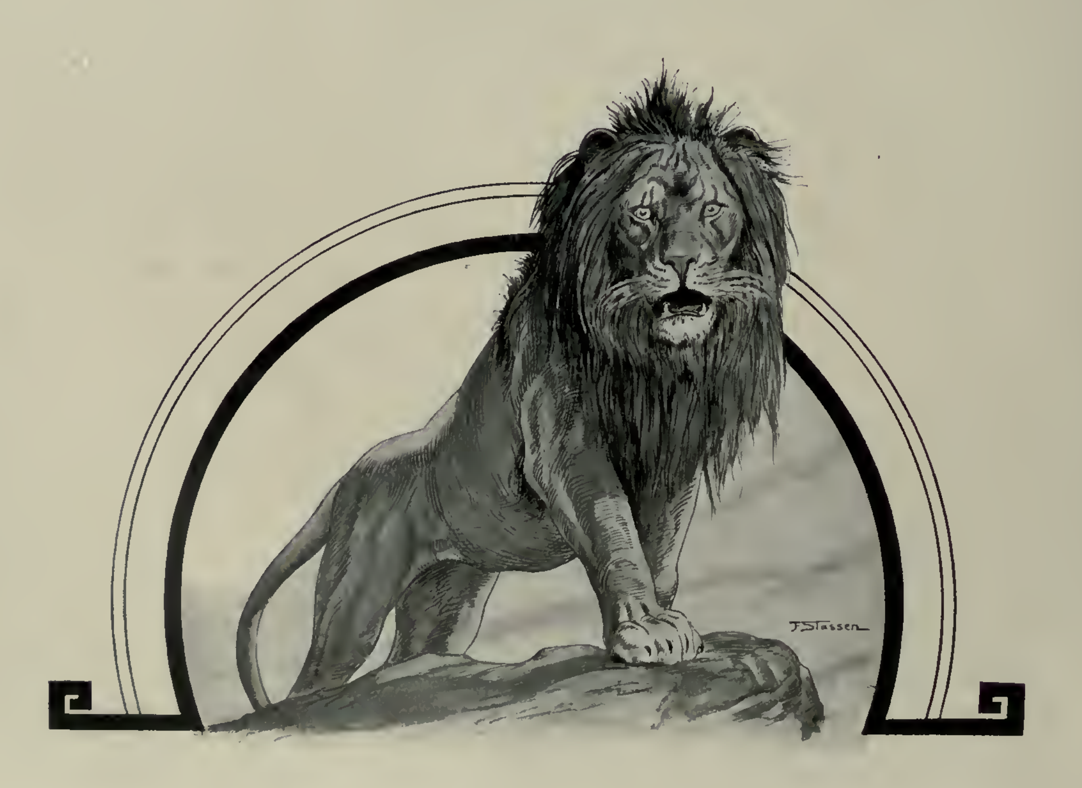
Groß und glänzend waren die Erfolge für die Verbündeten. Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm hatten vom Schloßberge bei Teplitz dem Verlauf der Schlacht zugesehen, und sich erst später, als das Eingreifen Kleists bemerkbar wurde, auf das Schlachtfeld begeben. Den größten Jubel erregte vor allem weit und breit die Gefangennahme des grausamen Vandamme mit seinem ganzen Heere von fast 10000 Mann. Der Gesamtverlust der Franzosen wird auf

15000 angegeben. 82 Geschütze, etwa 200 Armeefahrzeuge, 3 Fahnen und 2 Adler waren den Siegern in die Hände gefallen. Viel niedriger, kaum 4000 Mann, war der Verlust der Verbündeten. Friederich in seiner Geschichte des Herbstfeldzuges berechnet ihn auf 3319 Mann Tote und Verwundete. Davon entfielen allein 1500 Mann auf das Kleistsche Korps, 1002 Mann auf die Russen und 817 auf die Österreicher.

Zwei Männern vor allen Dingen war der unvergleichliche Sieg zuzuschreiben, dessen Kunde bald durch die deutschen Gauen flog: dem Prinzen Eugen von Württemberg, der mit zäher Ausdauer und mit unvergleichlichem Opfermut Vandamme aufgehalten, bis sich die große Rückzugsarmee gesammelt hatte, und General von Kleist, der durch seinen kühn erdachten und mit größtem Wagemut ausgeführten Zug über das Gebirge die Entscheidung bei Kulm herbeigeführt hatte. Noch auf dem Schlachtfelde wollte ihm der König den Schwarzen Adlerorden überreichen; er fand ihn jedoch nicht und beschied ihn deswegen am Abend nach Teplitz. Fast bestürzt erwiderte Kleist in übergroßer Bescheidenheit: „Ew. Majestät glauben in mir einen Sieger zu belohnen; leider aber muß ich gestehen, daß ich mehr als Besiegter zu betrachten bin." Worauf der König richtig erwiderte, „daß schon sein heldenmütiger Entschluß, sich durch das Vandammesche Korps durchzuschlagen, die ihm gewordene Auszeichnung vollkommen rechtfertige, weil dadurch die glückliche Entscheidung herbeigeführt worden sei."

In Preußen und Deutschland aber atmete man umso erleichterter auf, als eben jetzt die Nachrichten über die glänzenden Siege bei Großbeeren, an der Katzbach mit denen bei Kulm fast zusammentrafen und die herrlichsten Aussichten auf die Zukunft eröffneten. Die Gefangennahme Vandammes machte auf viele den Eindruck, als „wenn nach langen, gefahrvollen Kämpfen ein wütendes Raubtier erlegt worden sei", und Friedrich Rückerts Spottgedicht war bald in aller Munde:

General Vandamme,
Welchen Gott verdamme!
Da er in Breslau lag,
Trank er viel und aß er,
Zu bezahlen vergaß er.









Schlacht bei Kulm.
Prinz August an der Spitze seines
Original von Pr




Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

(30. August 1813)
ments mit der Fahne in der Hand.
or C. Röchling.






# XIII. Bülows Sieg bei Dennewitz.

Die große Woche war vorüber, die ewig denkwürdige letzte Augustwoche des Herbstfeldzuges 1813. In drei blutigen Schlachten — bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Kulm — hatte der teutonische Zorn, unterstützt von dem Grimm des nordischen Bären, abgerechnet mit dem übermütigen Imperator; mit blutigem Schwerte war ihm ein Konto aufgemacht worden, bei dessen Durchsicht ihm die Augen übergingen. Über 70000 Mann — eine ganze Armee — hatten ihn die drei Schlachten gekostet; alles war ihm mißlungen; der von ihm geplante Hauptstoß auf Berlin, der Seitenstoß mit seiner Boberarmee auf Schlesien; selbst sein genialer Sieg bei Dresden war durch preußische Intelligenz und russische Zähigkeit bei Kulm schnell in eine empfindliche Niederlage umgewandelt worden. Mit Recht konnten die Verbündeten über die schnellen Erfolge der letzten acht Tage triumphieren. Alle jene Schwierigkeiten bei dem verbündeten Heere, auf die Napoleon so große Hoffnungen gesetzt hatte: die ungleiche Zusammensetzung ihrer Heere, die Vielgestaltigkeit ihrer Hauptquartiere und die daraus zu erwartende Zwietracht in der Heeresleitung — alles das war glücklich überwunden worden; ja, der große und glänzende Erfolg bei Kulm war gerade durch das einmütige Zusammenwirken preußischer und russischer Truppen erreicht worden. Noch eine größere Enttäuschung hatte ihm die unvergleichliche Haltung der von ihm so verachteten Landwehr gebracht. Waren ihm doch gerade die Schläge der Nordarmee und der schlesischen Heere Blüchers, deren Kern aus preußischen Landwehrtruppen bestand, am fühlbarsten gewesen. Immer mehr schien dieser Krieg — das hatten gerade diese furchtbaren Land-

wehrangriffe der letzten Tage bewiesen — zu einem Volkskriege zu werden, einem furchtbaren Volksgericht über ihn und seine Scharen. Dabei diese wachsende Zuversicht, diese Begeisterung in den Reihen seiner Gegner, während in seinem eigenen Heere nach den Niederlagen der letzten Tage die Stimmung und Opferfreudigkeit merkbar nachgelassen hatten. Die Marschälle verloren mehr und mehr das Zutrauen zu dem Waffenglück Napoleons. Das verminderte ihre Siegeszuversicht, ihren Kriegseifer. „Der Glaube steigt dort, wie er hier sinkt", hatte damals General v. Gersdorff, der sächsische Kriegsminister, in sein Tagebuch geschrieben.

Wie war es zu dieser Kette von Mißerfolgen gekommen, bei ihm, dem Allesüberschauenden, alles vorher Bedenkenden. Wie war es möglich gewesen, daß ein so glänzender, mit so genialer Überlegenheit erkämpfter Sieg wie der bei Dresden so schnell in eine vernichtende Niederlage umschlagen konnte! Die Taten und Gedanken des großen Feldherrn bieten gerade in jener Zeit für den Psychologen, den Historiker und Kriegstheoretiker ein denkbar günstiges Feld der Betrachtung. All das, was man zur Erklärung seines Verhaltens, zur Entschuldigung der von ihm in jener Zeit unzweifelhaft gemachten Fehler vorbringen kann, läßt sich in die Annahme zusammenfassen, daß das glänzende Trugbild einer schnellen Eroberung Berlins es gewesen, das seinen sonst so klaren Blick getrübt hat. Aus seinen Briefen und Denkschriften, aus all seinen damaligen Plänen und Ausarbeitungen geht dies mit Augenscheinlichkeit hervor. In Berlin glaubte er den Herd der ihm so unbequem und gefährlich erscheinenden preußischen Bewegung zu treffen. So hatte er schon im Frühjahr 1813, wie wir wissen, den Marschall Ney auf Berlin geschickt und ihn nur aus dem Grunde von diesem Zuge abgerufen, nachdem er richtig vorausgesehen, daß bei Bautzen ein Hauptschlag zu erwarten sei. Nach Ablauf des Waffenstillstandes war sein erster Gedanke wieder Berlin. Marschall Oudinot wird abgeschickt, um die Hauptstadt zu nehmen. Nach dessen vernichtender Niederlage bei Großbeeren ist er keineswegs geneigt, den Plan aufzugeben. „Es ist schwer, weniger Kopf zu haben als Oudinot", schreibt er in der Instruktion für dessen Nachfolger; aber die Vorstellung, daß Berlin in kürzester Zeit weggenommen werden müsse, nimmt ihn nur noch mehr unter ihren Zwang. Ja, sie läßt ihn nach seinem glänzenden Erfolge bei Dresden selbst alle Vorsicht außer acht setzen. Er ändert seinen ursprünglichen Plan, Vandamme durch St. Cyr und Mortier zu unterstützen, wodurch er für den ersteren die Katastrophe bei Kulm herbeiführt, und eilt nach Dresden, um alle Vorbereitungen für einen neuen Vorstoß auf Berlin zu treffen, den er diesmal selbst unternehmen will. Noch ehe er die Kunde von der Gefangennahme Vandammes und seiner Armee erhält, diktiert er in den ersten Morgenstunden des 30. August seinem Sekretär eine jener Denkschriften,*) wie er sie zu seinem eigenen Gebrauche aufzusetzen pflegte, wenn es ihm darauf ankam, einen Plan gewissermassen vor sich selbst zu rechtfertigen und völlige Übersicht und Klarheit darüber zu gewinnen. Dieser Plan ist in der Tat der psychologische Schlüssel zu allen seinen damaligen Absichten und Unternehmungen. „Wenn ich auf Berlin marschiere", heißt es in der Denkschrift, „habe ich sogleich ein großes Resultat. Ich decke meine Linie von Hamburg bis Dresden; ich bin im Mittelpunkt; in fünf Tagen kann ich an den äußersten Punkten meiner Linie sein; ich entsetze Stettin und Küstrin; ich kann auch den Vorteil erlangen, daß sich die Russen von den Österreichern trennen." Die Hoffnung auf eine Wiederannäherung an Österreich hat ihn noch immer nicht verlassen. „Auch kann ich es gegen Österreich als eine ganz besondere Rücksicht geltend machen, daß ich davon Abstand nehme, den Krieg nach Böhmen zu tragen. Übrigens kann Österreich garnichts anfangen, wenn ich 120000 Mann an seiner Grenze habe und nach Prag zu gehen drohe, ohne wirklich dahin zu gehen. Die Preußen

*) Sur la situation générale de mes affaires, abgedruckt im Beiheft zum „Militärwochenblatt" von 1863, 114.

werden sich hüten, in Böhmen zu bleiben, wenn ihre Hauptstadt genommen ist, und auch die Russen werden für Polen besorgt sein, wenn sie sehen, daß die polnischen Truppen an der Oder vereinigt sind." Allerdings können, wie er meint, Russen und Preußen Österreich zwingen, von neuem die Offensive zu ergreifen und Dresden anzugreifen; dies könnte jedoch vor 14 Tagen nicht geschehen. „Bis dahin habe ich Berlin genommen, Stettin verproviantiert, die Belagerungsarbeiten der Preußen zerstört und ihre Landwehr auseinandergetrieben. Wenn Österreich alsdann seine Torheiten wieder beginnt, vereinige ich meine Armee in Dresden; große Ereignisse, eine große Schlacht würden dem Feldzuge und dem Kriege ein Ende machen."

Es war am Morgen des nämlichen Tages, da Vandamme der Katastrophe von Kulm zum Opfer fiel, als Napoleon diese Denkschrift diktiert hatte. In langen persönlichen Unterredungen mit dem sächsischen Kriegsminister und seinen Vertrauten, dem Major-General Berthier und dem Grafen Lobau, setzte er dann noch die Einzelheiten seines Angriffsplanes auf Berlin auseinander. Seine stolzen Hoffnungen erlitten den ersten harten Stoß, als er gegen 2 Uhr morgens des 31. August durch General Corbineau die Kunde von Vandammes Unglück bei Kulm empfing. Er war zuerst sehr bestürzt, dann machte er seinem Ärger gegen Vandamme Luft, dem er, wie er in solchen Fällen zu tun pflegte, alle Schuld an dem Mißlingen beimaß. „Ich habe ihm befohlen", sagte er, „er solle sich in nichts Ernstliches einlassen; dies hat der vorwitzige Narr nicht beachtet; er ist ein Schläger ohne Kopf."

Aber auch dieser schwere Schlag konnte Napoleon nicht von seinem Lieblingsplan, einer Unternehmung auf Berlin, abhalten. Im Gegenteil, um so notwendiger schien ihm dieser Zug. Nur ein glänzender Erfolg, ein Sieg, dessen Preis die Eroberung Berlins war, konnte den üblen Eindruck so vieler verlorener Schlachten wieder verwischen. Freilich, die Absicht, sich selbst an die Spitze dieses Zuges zu setzen, mußte er aufgeben. Aber einer seiner vertrauenswürdigsten Feldherren sollte den Schlag ausführen: der Marschall Ney, der „Bravste der Braven", wie er seit den Tagen von Friedland hieß, „der Held von Borodino", die „Nachhut der großen Armee von 1812", „das geladene Gewehr in der Hand des großen Mannes" — er sollte das gesunkene Vertrauen der Offiziere und Mannschaften wieder aufrichten. Indessen wollte er seine ganze Aufmerksamkeit Blücher zuwenden, den er mit vollem Rechte als seinen gefährlichsten Gegner betrachtete. Indem er nach der Lausitz zog, war er, wie er meinte, imstande, ihn in Schach zu halten und gleichzeitig Herr der Lage zwischen Böhmen, Brandenburg und Schlesien. Gelang es ihm, Blücher zu schlagen, vermochte Ney den großen, so heiß ersehnten Schlag gegen Berlin zu führen, so beherrschte er wieder die Situation; der Erfolg gegen die Böhmische Armee, die er nach den Tagen von Dresden nicht mehr hoch einschätzte, war ihm dann außer Zweifel.

Bevor wir uns zu den Operationen Neys gegen Berlin wenden, müssen wir zur Nordarmee zurückkehren, die wir am Abend des denkwürdigen Schlachttages von Großbeeren verlassen haben. Es schien, als ob mit den wachsenden Erfolgen auch die Vorsicht und Bedächtigkeit des Kronprinzen von Schweden gewachsen wäre. Der glänzende Sieg bei Großbeeren blieb fast gänzlich unbenutzt; er ließ dem geschlagenen Feinde hinreichend Zeit, über die Elbe zu entkommen. Dagegen sollte es bei den beiden gegen die Lausitz und Magdeburg vorgeschobenen äußersten Flügelkorps der Nordarmee schon in den nächsten Tagen zu zwei großen Unternehmungen kommen. Bei dem Vorstoße der Franzosen auf Berlin hatte Davout von Hamburg aus den General Oudinot unterstützen wollen, war aber auf die Nachricht von der Niederlage bei Großbeeren bis hinter die Stecknitz zurückgegangen. Auch die Magdeburger Division Girard war zur Deckung des Vorgehens Oudinots am 21. August aus Magdeburg aufgebrochen, hatte allerdings am 26. den General von

Puttlitz von Zisar nach Belzig zurückgedrängt, blieb dann aber auf die Nachricht von dem ungünstigen Ausfall des Unternehmens Oudinots in der Gegend von Lübnitz, eine halbe Meile von Belzig, untätig stehen, der weiteren Befehle Oudinots gewärtig. Hier griff ihn am 27. August der preußische General von Hirschfeld, ein tapferer Soldat noch aus der alten friderizianischen Zeit, mit Ungestüm an. Die Streitkräfte waren auf beiden Seiten etwa gleichmäßig verteilt; dem 12000 Mann starken Korps Girards, aus Franzosen, Italienern und Rheinbündlern bestehend, konnte Hirschfeld etwa 11500 Mann, und zwar 8500 kurmärkische Landwehr und 3000 Linie entgegenstellen. Hüben wie drüben waren es unerfahrene, neugebildete Truppen. Die mangelnde Kriegserfahrung der preußischen Landwehr aber ward ersetzt durch die Überlegenheit ihrer physischen



General Karl Friedrich von Hirschfeld.

Kräfte, durch ihren grimmen Nationalhaß. Die kurmärkische Kavallerie griff vereint mit sechs Kosakenregimentern Tschernitscheffs die feindliche Reiterei bei Lübnitz mit Ungestüm an, stieß sie bis Hagelberg vor sich her, daß kaum ein Drittel zu entrinnen vermochte. Aber das war erst der Anfang ihres grimmen Zornes gewesen. Schon beim zweiten Angriff löst sich ein 1270 Mann starkes thüringisches Regiment Girards völlig auf; 1000 Mann allein laufen zu den Preußen über; die Panik und die Unlust zum Kampfe sind so groß, daß auf dem linken Flügel ein westfälisches und ein Kroatenbataillon von 300 Mann Schützen sich gefangen nehmen läßt. Auf dem rechten Flügel ist es nicht besser. Vor den anrückenden Landwehrriesen, die die Höhe von Hagelberg hinaufstürzen, macht bestürzt die ganze feindliche Linie hier oben kehrt, mit brausendem Hurra von den Preußen verfolgt. Bei dem Dorfe Hagelberg sammelt Girard die versprengten Reste — nur noch etwa 3000 Mann — um sich mit ihnen durchzuschlagen. Zu spät! Vor einer steinernen Gartenmauer erhebt sich ein grimmer Nahkampf, Mann gegen Mann. Da es wieder in Strömen regnet und die Gewehre versagen, muß man abermals mit Bajonett und Kolben kämpfen. Oberst von der Marwitz, der hier mit seiner Lebuser Landwehr den Tag entschied, gibt in seinen Er=

innerungen*) ein anschauliches Bild dieser furchtbaren Kämpfe. „Als aber einige handfeste Oderbrücher vom rechten Flügel die Unbequemlichkeit des Bajonetts inne wurden, kehrten sie das Gewehr um und begannen durch mächtige Seitenhiebe mit der Kolbe immer drei oder vier Franzosengesichter auf einen Streich zu zerschmettern. Das Beispiel wirkte, alles griff zur Kolbe, und die hintersten liefen auf die Seiten der feindlichen Masse und keilten so dieselben immer enger gegen die Mauer." „So flutscht et better!" riefen auch sie, mit den Musketen wie mit den gewohnten Dreschflegeln hauend." Im Grimme des Kampfes passierte es auch, daß einer der preußischen Wehrmänner — ein neuer Winkelried — mit seinen mächtigen Armen gleich einen ganzen Haufen feindlicher Bajonette zusammenraffte, um den Seinen eine Gasse zu machen. „Unterdes warf der linke preußische Flügel vom Belziger Busch her den Feind auf sein Zentrum und drang auch seinerseits in das Dorf Hagelberg ein. 4000 Franzosen waren nunmehr hier in dichten Vierecken zusammengepreßt. Ein mörderischer Kampf entstand. In wortlosem Grimm dreschen die Landwehrleute überall drauf los, schichteten Pyramiden von Franzosenleichen auf. Keiner erhielt Pardon, keiner entkam, alle wurden mit der Kolbe niedergemacht. Die Toten lagen höher als die Gartenmauern übereinander, alle Torwege waren damit versperrt, der Amtshof und Wasserteich davon angefüllt."



Plan zur Kolbenschlacht bei Hagelberg am 27. August 1813 (5 Uhr nachmittags).

Es war, als ob die tausend und aber tausend Bedrückungen und Mißhandlungen, all die entsetzlichen Nöte, welche die Preußen sieben Jahre lang von ihren Peinigern aushalten mußten, hier in dieser einen entsetzlichen Kolbenschlacht von Hagelberg ihre Sühne finden sollten. Der ganze Grimm, der sich in all den Leidensjahren aufgespeichert hatte, machte sich hier Luft in den furchtbaren Kolbenschlägen, die ohne Erbarmen auf die Köpfe der Franzosen niederregneten. „Habe ich in meinem Leben brave Kerle gesehen", so berichtet ein kurmärkischer Landwehrmann, „so waren es die vom Bataillon Zschüschen, das muß ihnen der Neid lassen. Lauter Lebuser, Oderbrücher — na, und wo die hinschlagen, wächst bekanntlich kein Gras... Ich sehe es noch, wie ein paar stämmige Burschen auf dem linken Flügel der Angriffskolonne schon von weitem den Schießprügel umkehrten und die Kolbe so hoch in der Luft schwangen, als hätten sie Dreschflegel in der Hand. Die Tschakos knickten bei den Franzosen zusammen wie Nußschalen, und die Hirnkästen, die darunter

*) von der Marwitz, Nachlaß, Seite 97, 99.

saßen, blieben auch nicht ganz. An dieser Gartenmauer wurde den Franzosen die Quittung für alle die Bedrückungen, Mißhandlungen und Plackereien, die wir sechs Jahre lang hatten aushalten müssen, ausgestellt. Ihr könnt es euch nicht vorstellen, was damals ein jeder von uns für eine Wut auf die Franzosen hatte! Die größte Freude aber hatten wir, als unser Oberst Marwitz am Abend im Lager zu uns heranritt, uns brave Kerls nannte und sagte: „Die Berliner und Lebuser Landwehr hat den Preis des Tages davongetragen."



Die Kolbenschlacht bei Hagelberg am 27. August 1813.
Das Bataillon Bschüschen vom 3. Kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regiment vernichtet ein Bataillon des 19. Französischen Linien-Infanterie-Regiments.

Das war die blutige Kolbenschlacht von Hagelberg. Da war jenes entsetzliche Volksgericht in Erfüllung gegangen, zu welchem Heinrich von Kleist kurz vor seinem Tode noch in seinem Gedichte: „Germania an ihre Kinder" das deutsche Volk aufgefordert hatte:

Schlag sie tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß der Kronprinz von Schweden den großen Erfolg von Großbeeren gänzlich unbenutzt gelassen hatte; auch den vernichtenden Eindruck, den die Kolbenschlacht von Hagelberg auf den Feind gemacht, verstand er für seinen weiteren strategischen Vormarsch nicht auszunutzen. Seine Vorwärtsbewegungen waren nach wie vor vorsichtig und zögernd. So war man in den ersten Tagen nicht weiter als bis Jüterbog und Treuenbrietzen vorgerückt. Zudem war die Armee in einem weiten, losen Bogen, der von Rabenstein über Mar-

zahne und Seyda bis Dahme reichte, stark gefährdet. Alle Vorstellungen Bülows, weiter vorzurücken, die Elbe zu überschreiten und selber anzugreifen, fruchteten nichts. Man ließ dem Feinde Zeit, sich von den Schlägen bei Großbeeren und Hagelberg völlig zu erholen.

Wie Bülow fortwährend zum Angriff drängt, geht aus einem Schreiben vom 4. September an Bernadotte hervor, worin die Rede davon ist, daß durch das längere Warten der Soldat demoralisiert würde. Napoleon könne sich jeden Augenblick nach Wittenberg begeben und „die Initiative von Bewegungen ergreifen, denen wir dann folgen müßten. Lasse man ihm Zeit, sich bei Wittenberg zu konzentrieren, so könne dies in Anbetracht der Nähe der großen französischen Armee bei Dresden gefährlich werden."

Bülows Besorgnisse hinsichtlich der Absichten des Feindes erfüllten sich bald. Schon Neys erster Vorstoß traf die Vorhut Borstells bei Thiessen und Eupen so heftig, daß die Pommern mit fast 300 Mann Verlust vor den Sachsen Ryssels weichen mußten. Noch ernstere Kämpfe sollte der nächste Tag bringen. Das Korps Oudinots stieß am Morgen des 5. September zuerst mit den Vortruppen des linken preußischen Flügels unter Dopschütz bei Zahna zusammen. General Dopschütz sah sich der ungeheuren Übermacht des Feindes gegenüber trotz der trefflichen Haltung der Truppen gezwungen, zurückzugehen und zog sich auf das Gros des Tauentzienschen Korps zurück. Namentlich die Landwehr gab hier hervorragende Proben von Standhaftigkeit und Ausdauer. Sie widerlegte gerade in ihrem Verhalten bei Zahna die Schmähreden Napoleons von der „Canaille." Mit Gewalt nur ließen sich die Verwundeten die Gewehre von ihren augenblicklichen Überwindern fortreißen, denen sie drohend die Niederlage des nächsten Tages prophezeihten. Jeden Schritt verteidigend, zog sich das Korps unbesiegt, wenn auch mit starken Verlusten, auf die Hauptmasse Tauentziens nach Jüterbog zurück, um hier am Abend Stellung zu nehmen.

Jetzt war es mit der Geduld Bülows vorbei. Er erkannte deutlich die Absicht eines allgemeinen großen Angriffs des Gegners. Er war unter allen Umständen entschlossen, ihm am nächsten Tage mit dem Korps Tauentziens auf den Leib zu rücken. Er zeigte dies dem Kronprinzen von Schweden an und bat, ihm seine fünfte Division Borstell zu senden. Da er Bernadotte nicht traute, ließ er Borstell selbst auch noch die Aufforderung zukommen, ihn mit seinem Korps zu unterstützen. Bernadotte gab diesmal allerdings nicht, wie bei Großbeeren, die Weisung, zurückzugehen; er konnte die Erlaubnis zum Angriff unmöglich verweigern; aber seine ganze Handlungsweise war auch hier wieder so zögernd und unbestimmt, der gemeinsamen Sache so entgegengesetzt und störend, daß Bülow wieder zur Selbsthilfe greifen mußte. So hielt Bernadotte durch strengen Befehl den General Borstell bei Kropstädt zurück und konzentrierte die Russen und Schweden 1½ Meilen von dem voraussichtlichen Schlachtfelde bei Lobesse. Bülow mußte Borstell erst mit den strengsten Mitteln daran erinnern, daß er in seinem Korps kommandierender General sei und Borstell als Divisionskommandeur ihm zu gehorchen habe. So gab er ihm auf, am 6. September vormittags 11 Uhr auf den Kanonendonner los zu marschieren.

Dann war Bülow noch am Abend des 5. mit seinen drei Brigaden Thümen (IV.), von Krafft (VI.) und Hessen-Homburg (III.) aufgebrochen und lagerte in der Nacht bei Kurz-Lipsdorf dicht bei dem Feinde, der keine Ahnung von Bülows Nähe hatte. Die größte Stille war allen empfohlen worden. Kein Wachtfeuer durfte angezündet, kein Lärm verraten, daß er nahe sei. Gänzlich überraschend wollte er über den Feind herfallen, ihn in der Flanke und im Rücken angreifen.

Die Sorglosigkeit des Gegners begünstigte den Plan Bülows. Ney war in der Frühe des 6. schon um 6 Uhr aufgebrochen. Keine Erkundungstruppe, keine Offizierspatrouille hatte er

voraus gesandt. So zogen die Korps sorglos dahin, voran die Truppen Bertrands, bei denen sich Ney befand, von Zahnsdorf in der Richtung auf Göhlsdorf und Dennewitz. Um 8 Uhr brach Reynier auf, seinen Marsch rechts auf Rohlbeck nehmend; eine Stunde später trat das XII. Korps unter Oudinot seine Richtung nach Oehna an, um von hier über Rohrbeck nach Jüterbog vorzudringen. So waren die französischen Truppen guten Mutes alle an Bülow vorbeigezogen, ohne seine Nähe zu ahnen. Ney glaubte in unbegreiflicher Sorglosigkeit immer noch fest, es nur mit Tauentzien zu tun zu haben, war daher eines leichten Sieges über dessen kleines Korps gewiß. Gelang es ihm — woran er nicht zweifelte — Tauentzien hinter Jüterbog zurückzuwerfen, dann hatte er die Nordarmee durchbrochen, die Verbindung nach Dahme und Luckau war hergestellt, und hier erwartete er ja dann den Kaiser mit Verstärkungen, wie dieser ihm versprochen hatte.

Bülow seinerseits hatte bei dem schnellen Anmarsch des Feindes den Plan gefaßt, die Franzosen in der Front durch Tauentzien zu beschäftigen und dann von Göhlsdorf aus in ihrer linken Flanke vorzugehen. Er war am Morgen von Kurz-Lipsdorf nach Eckmannsdorf vorgerückt. Völlig gerüstet auf den Angriff, sah er den Feind heranziehen. Dieser seinerseits schien ihn nicht zu bemerken und setzte ruhig seinen Marsch auf der Straße nach Dennewitz und Jüterbog fort. Unbegreiflich! Wo war die Vorsicht des alten Marschall? Wo sein Eifer, die nimmer rastende Pflichttreue? Ein gewisser vornehmer Leichtsinn zeichnet seine ganzen Handlungen bei Dennewitz aus. Ohne ausreichende Flankendeckung marschiert er vorwärts. Bülow ließ ihn ziehen und bereitete alles zur Ausführung seines weiteren Planes vor. An Borstell hatte er noch einmal einen dringenden Befehl geschickt, ungesäumt auf dem Schlachtfelde zu erscheinen. Tauentzien hatte Weisung erhalten, sich an ihn heranzuziehen. Sobald der Feind mit ganzer Macht gegen Tauentzien sich wandte, um in ihm, wie Ney meinte, die Hauptstreitkräfte der Nordarmee zu treffen, wollte Bülow ihm in Rücken und Flanke fallen. Beim ersten Kanonenschuß, der von Jüterbog herüberdröhnte, wollte er aufbrechen.

9 Uhr war es,*) als sich, kaum eine Stunde von Bülows Stellung entfernt, auf der Höhe von Dennewitz die Spitzen des Korps Bertrands zeigten. Die Schlacht hatte mit dem Angriff der Division Fontanelli ihren Anfang genommen. Tauentzien, der auf einem Höhenzug westlich Jüterbog stand, hatte also nicht mehr Zeit, dem Befehl Bülows gemäß sich an diesen heranzuziehen. Er mußte sich zum Kampfe bereit machen, bei der offensichtlichen Überlegenheit des Feindes — Tauentzien besaß etwa 10000 Mann,**) der Gegner fast doppelt soviel — ein schwieriges Beginnen. Indessen wußte er ja Bülow in der Nähe, der ihn nicht im Stiche lassen würde.

Auf dem sanften Höhenzuge nördlich der bei Dennewitz gelegenen Kiefernwaldung hatte Tauentzien seine sämtlichen 19 Geschütze auffahren lassen. Zwei Batterien richteten ihr Feuer auf die Dennewitzer Windmühle. Hinter der Artillerielinie schwenkte die Infanterie ein. Bald darauf rückte die Division Fontanelli gegen den Kiefernbusch und ostwärts gegen den linken Flügel der preußischen Aufstellung vor. Tauentzien schickte ihnen auf diesem Flügel Schützen des kurmärkischen Landwehrregimentes entgegen, die nach Überschreitung eines zwischen ihnen und dem Feinde liegenden Grundes ein lebhaftes Feuergefecht eröffneten; vier Bataillone des ersten und des zweiten Treffens folgten geschlossen. Die Schlachtlinien näherten sich, und bald war auf der ganzen Linie ein lebhaftes Feuergefecht entbrannt Der erste Angriff der kurmärkischen Landwehr war so kräftig,

---

*) Nach den Berichten der älteren Schriftsteller; Friederich, der Verfasser des „Herbstfeldzuges", und andere neuere Militärschriftsteller geben den Beginn des Kampfes um 11 Uhr an.

**) Tauentzien gibt in den handschriftlichen Berichten seine Truppenzahl auf 12000 Mann an, das Mehr von 2000 Mann erklärt sich daraus, daß bei der Aufstellung zur Schlacht vier Bataillone mit Reiterei und Geschütz bei Jüterbog zurückgelassen worden waren.








Die Kolbenschlacht bei Hagelberg am 27.

Original von P



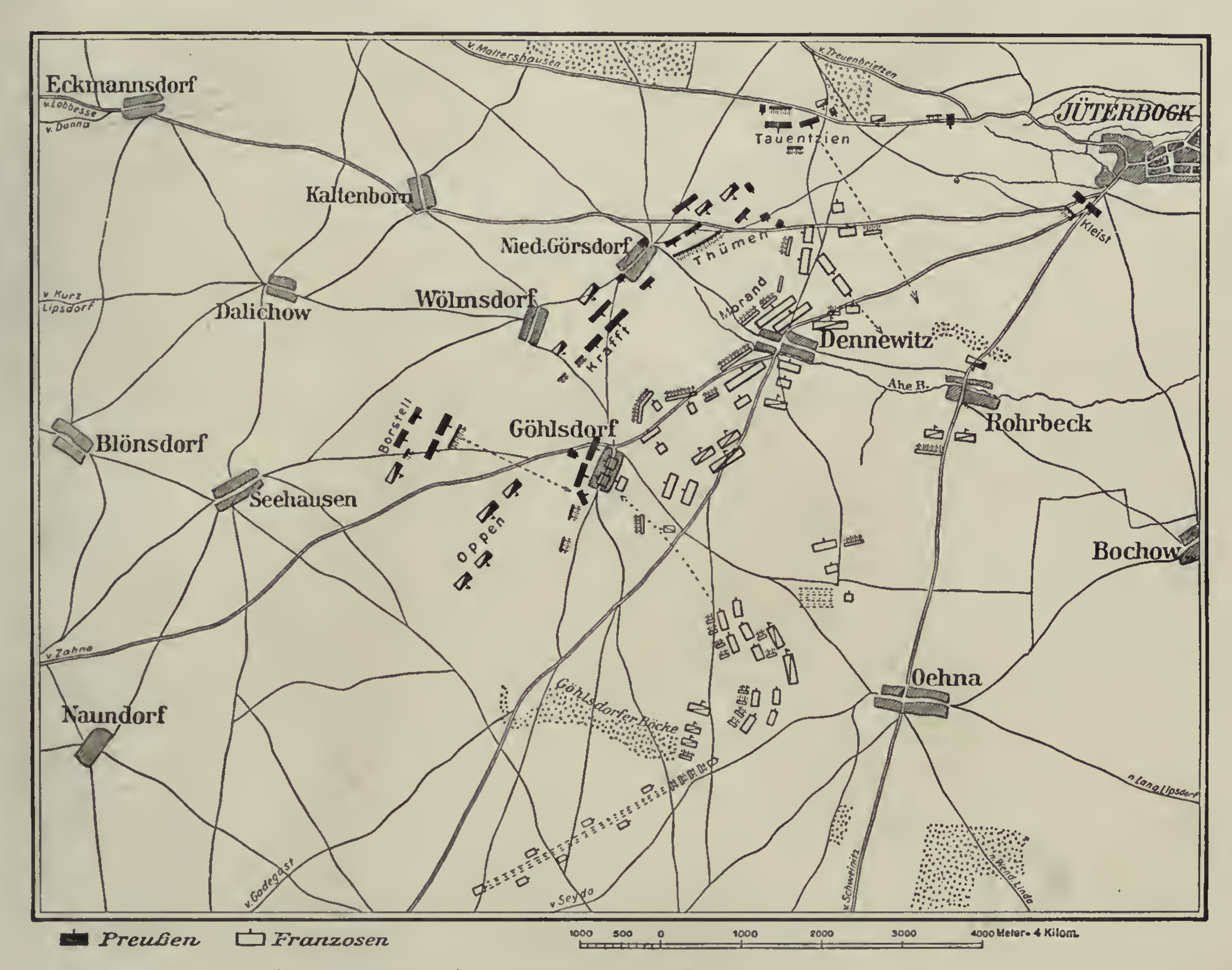
Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

...guſt 1813 und der preußiſche Winkelried.

...or C. Röchling.



daß das Vordertreffen der Franzosen zurückwich; aber da es viel stärker war, ergänzte und verstärkte es sich schnell und ging zu neuem energischen Angriff auf die viel schwächere preußische Linie vor, zunächst noch ohne Erfolg. „Überall", sagt Tauentzien in seinem Bericht, „waren die Punkte, von welchen aus mit Vorteil auf den Feind gewirkt werden konnte, gut benutzt, und die kleinen Gebüsche von unseren Tirailleurs so stark besetzt, daß der Feind nirgends einen glücklichen Erfolg fand."




Plan zur Schlacht bei Dennewitz am 6. September 1813 ($3^1/_2$ Uhr nachmittags).

Als aber die Überlegenheit des Feindes stetig zunahm, und die preußische Artillerie dem weit stärkeren Feind nicht stand halten konnte, fingen die stark gelichteten Reihen preußischer Landwehr zu wanken an. Polnische Lanzenreiter benutzten dieses Zurückgehen zu einer scharfen Attacke, welcher die Schützen nicht stand zu halten vermochten; sie gingen in das nahe gelegene Gehölz zurück, formierten hier Karrees und hielten sich so lange, bis eigene Kavallerie von hinten hervorbrach und die polnischen Lanciers zurücktrieb.

Trotzdem war nach etwa einstündigem Kampfe Tauentziens Infanterie überall zurückgeworfen und der linke Flügel in völliger Auflösung. Die Lage drohte gefährlich zu werden, denn noch hatte der Feind hinter den vorderen Treffen starke Rückhaltskolonnen bereit. Sehnsüchtig schaute Tauentzien öfters nach der Gegend aus, von wo Bülow nahen mußte. Da drang von Westen her Kanonendonner an sein Ohr. Gottlob, Bülow ist im Anmarsch, und während die

Franzosen durch die Meldung von dem Anmarsch starker Kolonnen aus der Richtung von Kaltenborn sichtlich betroffen sind, fassen die Preußen neuen Mut. Aber es ist auch kein Augenblick zu verlieren. Es galt, den Feind hinzuhalten, bis Bülow eintraf, und so entschloß sich Tauentzien, seine gesamte Reiterei dem Feinde entgegenzuwerfen.

12 Uhr war es, da brausten 8½ Schwadronen (darunter 4 Landwehr) in zwei Treffen gegen die Infanterie des westlichen Gehölzes heran. Dichte Staubwolken hüllen sie ein, so daß sie fast ungesehen an den Feind kommen, bis ihre Säbel ihm auf den Pelz brennen. An den Bataillonen der vorderen Linie jagen sie vorüber; sie werfen sich auf zwei Bataillone des zweiten Treffens mit voller Wucht, sprengen sie auseinander und hauen sie nieder. Mit derselben Unwiderstehlichkeit braust das zweite Treffen unter Major von Schmiterlöw heran und wirft ein reitendes Jägerregiment in die Flucht; eine Batterie und zahlreiche Gefangene fallen in ihre Hände. Zwei Eskadrons französischer Jäger eilen zur Unterstützung herbei. Es entsteht ein furchtbares Handgemenge. Polnische Ulanen sprengen herbei; aber die preußischen Reiter rücken mit unwiderstehlicher Kraft vor, und nach verzweifelter Gegenwehr werden die polnischen Lanciers teils gefangen, teils versprengt.

Tauentzien hatte durch diesen kraftvollen Reiterangriff erreicht, was er erreichen wollte. Die schwierige Lage der Preußen war glücklich gewendet. Die heiß ersehnten Kolonnen Bülows waren so nahe herangekommen, daß sie erfolgreich in das Gefecht eingreifen konnten. Die hart mitgenommene Infanterie konnte Atem schöpfen. Der Feind war von Dennewitz nach Rohrbeck zu abgedrängt, die Verbindung mit dem anrückenden Bülow war hergestellt; die Sicherheit des feindlichen vierten Korps hatte bei dem unerwarteten Erscheinen Bülows sichtlich abgenommen. Die feindliche Kavallerie war zum Teil bis hinter Oehna zurückgegangen. Inzwischen hörte man Bülows Kanonendonner schon von Nieder-Görsdorf her, und der Feind fing an, um eine linke Flanke besorgt zu werden. Das war der Moment, den Tauentzien zum neuen Angriff benutzte. Der Feind wich auf Rohrbeck zurück, heftig verfolgt von der preußischen Reiterei.

Verfolgen wir einen Augenblick Bülows entscheidendes Anrücken. Bevor der General sich in Bewegung setzte, standen seine drei Korps am Morgen dicht bei Eckmannsdorf, am weitesten nach rechts geschoben die Brigade Thümen, links davon die Brigade Krafft, weiter rückwärts die Brigade Hessen-Homburg. In dieser Reihenfolge waren sie am Morgen aufgebrochen, um über Kaltenborn und Nieder-Görsdorf Tauentzien zu Hilfe zu eilen. Reiterei deckte den Seitenmarsch. Gerade als man aufbrach, traf die Kunde von Blüchers Sieg an der Katzbach ein. Blüchers berühmter Armeebefehl wurde schleunigst zur Kenntnis des anrückenden Heeres gebracht. Er wirkte auf die zum Kampfe Ausziehenden wie Öl auf Feuer. Lauter Jubel rings herum. Das Feuer echter, heißer Vaterlandsliebe loderte in hellen Flammen. „Was die an der Katzbach können, können wir auch!“ so hieß es in den Reihen der Landwehr. Ein förmlicher Wetteifer entbrannte. Oben auf dem Kirchturm von Kaltenborn stand Bülow und überschaute die machtvollen feindlichen Stellungen gegenüber dem Tauentzienschen Korps. Hier galt es schnelle Hilfe! Seinen Plan, geräuschlos anzurücken, gab er angesichts dieser Stellung auf. Es mußte durch wuchtiges, weithin sichtbares Eingreifen den mutlos werdenden Scharen wieder Zuversicht eingeflößt werden. Wie ihm das gelang, wie der näher und näher kommende Kanonendonner seiner Batterien auf die ermatteten Truppen Tauentziens wirkte, haben wir bereits gesehen. Hinter Nieder-Görsdorf nahm Bülow sofort Aufstellung zu beiden Seiten der Ahe, eines winzigen durch Dennewitz fließenden Bächleins.

So schien die Lage Marschall Neys verhängnisvoll zu werden. Tauentziens erneuter An-

griff hielt ihn selbst fest; Reyniers Korps war zwar im Anmarsch; seine ersten Spitzen erreichten Rohrbeck; dagegen waren das zwölfte Korps Oudinots und die Reiterei noch weit zurück. So mußte denn die Division Reynier den anrückenden Bülow zunächst allein aufhalten, eine keineswegs leichte Aufgabe, das wußte Reynier, der seinen Gegner von Großbeeren her noch allzu gut im Gedächtnis hatte. Zuerst schickte er die Division Durutte vor, die, auf Nieder-Görsdorf losgehend, sich also zwischen Bülow und Tauentzien vorschob. Die sächsische Division Lecocq und die uns ebenfalls durch ihren tapferen Angriff bei Großbeeren schon bekannte sächsische Division Sahr wurden auf Göhlsdorf vorgeschoben, um an dieser Stelle den andringenden Feind aufzuhalten.

Der Division Durutte warf Bülow zunächst die an der Spitze vorrückende Brigade Thümen bei Nieder-Görsdorf entgegen; den Rest des Korps ließ er noch an dem andern Aheufer zurück. Seine Absicht war, Tauentzien zunächst Hilfe zu bringen. Hatte dieser erst Luft, dann wollte er mit den übrigen Truppen auf dem rechten Aheufer dem Feind in die Flanke und den Rücken fallen. Aber die Division Durutte empfing Thümen auf 300 Schritt mit einem solchen Kartätschenhagel, daß seine Reihen erschüttert werden. Ganze Züge werden niedergeworfen, zahlreiche Führer stürzen tot oder verwundet zu Boden; entsetzt weichen die Bataillone zurück. Die rückwärts sich Wendenden drohen, die hinter ihnen im Sturmschritt Vordringenden mit fortzureißen in eine allgemeine Flucht. Die Offiziere werfen sich den Fliehenden entgegen, in zorniger Erregung auf sie einhauend. Thümen selbst sprengt vor, sein Antlitz ist wutverzerrt.

„Ein Hundsfott, wer mir nicht folgt und noch einen Schritt rückwärts tut!“ donnert er ihnen entgegen. Bald darauf wird ihm sein Pferd unter dem Leibe erschossen. Links und rechts stürzen Offiziere und Mannschaften in entsetzlicher Zahl. Major Wedel fällt. Der Hauptmann von François erhält dicht neben ihm die Todeswunde. In kurzer Zeit büßt das 4. Ostpreußische Regiment 19 Offiziere und 734 Mann ein. Major von Puttlitz führt im Moment der höchsten Not das 2. Bataillon des 5. Reserveregiments in die Bresche. Dem kaltblütigen Widerstand dieses Braven gelingt es, den heftigsten Stoß der Verfolgung zu brechen. Mit Feuer und Bajonett wüten die Tapferen in den Reihen der Feinde, bis Verstärkung herannaht.

Bülow, dessen Feldherrnauge überall ist, sammelt die aufgelösten Bataillone Thümens; dann holt er selbst die schwere russische Batterie Dietrichs herbei. Während ihr Feuer den Hartmitgenommenen Luft macht, läßt er von Hessen-Homburgs Brigade das 4. Reserveregiment unter Major von Uttenhoven herankommen. Unter dem dichten Kartätschenhagel weichen die Reihen der französischen Division zurück. Die inzwischen geordneten Bataillone führt Thümen von neuem in den Kampf. Aber die Franzosen verteidigen jeden Fußbreit Landes mit hartnäckiger Tapferkeit; in einem rückwärts gelegenen Gehölz haben sie wieder Stellung genommen und überschütten die nachrückenden Preußen mit einem entsetzlichen Feuer. Drei ostpreußische Landwehrbataillone müssen ins Gefecht geführt werden. Ihr Kampfesmut, ihre Stimmung ist unvergleichlich. Die neben, vor und hinter ihnen einschlagenden Kugeln begrüßen sie mit Hurrarufen und Galgenhumor. Noch klingt ihnen das Wort von der Blücherschen Landwehr an der Katzbach in den Ohren; heute wollen sie es ihr gleich tun.

3 Uhr nachmittags war es bereits, da erreicht der Kampf den Siedepunkt. Wieder ist es Major von Puttlitz mit dem genannten Bataillon, welcher durch unübertreffliche Kaltblütigkeit und Zähigkeit das Vordringen des Gegners hemmt. Die vordringende ostpreußische Landwehr eilt zur Unterstützung herbei. Das Gefecht kommt wieder zum Stehen, und immer näher rücken die preußischen Bataillone, um Tauentzien die Hand zu reichen. Schon ist man dicht an Dennewitz herangerückt. Der nahe gelegene Windmühlenhügel wird der Schauplatz eines ganz besonders

heftigen Kampfes. Major von Clausewitz mit dem 4. ostpreußischen Regiment trifft ein. Die russische Batterie reißt furchtbare Lücken in die Reihe des Feindes. Immer heißer wird die Wut des Kampfes. Zuletzt geht es Mann gegen Mann mit Kolben und Bajonett. Nach einer Stunde fürchterlichen Ringens endlich nehmen die Verbündeten das Dorf Dennewitz; der Feind ist nach allen Seiten auseinandergesprengt. 6 Uhr abends ... das linke Ufer der Ahe ist frei vom Feinde. Hinter Dennewitz reichen sich die siegreich vordringenden Truppen Bülows und Tauentziens die Hände und begrüßen sich mit lautem Zuruf. Aber teuer ist der Sieg erkauft bei dem hartnäckigen Widerstand des Feindes; 1500 Brave der Brigade Thümen decken das Blutfeld.

Aber es ist zunächst nur ein Teilsieg. Ein Ney macht es seinen Gegnern nicht so leicht. Drei Schlachtfelder sind es buchstäblich, auf denen mit Aufbietung aller Kräfte gerungen wird. Bei Jüterbog und Dennewitz rangen seit dem Morgen Tauentzien und Bertrand; bei Dennewitz und Nieder-Görsdorf haben wir soeben Bülows Korps im furchtbaren Kampfe mit Durnttes Division gesehen; weiter südlich aber bei Göhlsdorf stand noch immer unbesiegt das Korps Reyniers, das sich heute wesentlich besser schlug als bei Großbeeren. Den Kern dieses Korps bildeten die sächsischen Divisionen Sahr und Lecocq nebst einer Reiterdivision. Auf dem nahen Windmühlenhügel nördlich Göhlsdorf hatten sie eine starke Batterie aufgefahren. Gegen sie rückten die Brigaden Krafft und Hessen-Homburg und Oppens Reservekavallerie in Anmarsch. Die Brigade Krafft greift zuerst an. Der Sturm auf das Dorf wird aber vor dem furchtbaren Feuer zu schanden, das der Feind aus dem Dorfe und vom Windmühlenberge auf sie richtet. Auch die anstürmende Brigade Hessen-Homburg muß vor dem neu verstärkten Feinde zurückweichen. Major von Gleißenberg mit den Füsilieren des 3. ostpreußischen Regimentes gelingt es als erstem, in Göhlsdorf einzudringen, die Brigade Mellenthin wirft ihn hinaus; dreimal wiederholt sich dieser grausige Kampf. Prinz Hessen-Homburg endlich erkennt, woran es liegt. Zuerst muß den Geschützen auf dem Windmühlenberge der eherne Mund gestopft werden, der immerfort Tod und Verderben speit. Der Prinz selbst führt das Regiment Kolberg, das 9. Reserveregiment (jetzt 21.) und das 1. Neumärkische Landwehrregiment mit einem gewaltigen Stoß auf den Windmühlenhügel los, wie eine Windsbraut alles vor sich niedermachend. Die Geschütze auf dem Berge verstummen. Auch das Dorf fällt in die Hände der Preußen; wütend verteidigen es die Sachsen von Haus zu Haus. Man dringt bis in die Kirche; selbst der Altar wird zur Deckung. Schade um so viel deutsche Tapferkeit, die hier für eine fremde Sache verbluten muß! Beide Teile sind aufs höchste erschöpft. Die Hitze ist groß; der Brand des Dorfes vermehrt sie noch — da ein seltenes Schauspiel! Man hat in dem Pfarrhofe einen prachtvollen Brunnen entdeckt! Auf beiden Seiten lösen sich die Bataillone auf, um den heißen Durst vor dem Brunnen zu löschen. Auf einen Augenblick vereint die Not der Stunde die Feinde. Friedlich stehen sie hier nebeneinander, gierig trinkend; dann streben sie wieder auseinander, um — grausiges Schicksal des Krieges! — von neuem sich zu zerfleischen. Ein letzter Stoß der westfälischen Garde-Chevauxlegers, der den Sachsen Luft machen soll, wird von Kamekes westpreußischen Dragonern wirksam abgewehrt und — die Stellung von Göhlsdorf ist der sächsischen Division entrissen und jetzt in den Händen der Preußen.

3½ Uhr ist es inzwischen geworden. Bülows sämtliche Streitkräfte sind schon im Feuer gewesen; auch die Reserven. Gelang es dem Feinde jetzt, neue Verstärkungen heranzuführen, so konnten die großen Vorteile, die Bülow bisher errungen, ihm völlig wieder aus der Hand gleiten. Noch war Oudinots Korps nicht im Feuer gewesen. Wenn er jetzt erscheint, jetzt, wo die Brigaden anfingen, matt zu werden, konnte sich das Schicksal des Tages noch immer zu Ungunsten der Preußen wenden. Und richtig! Bülows Stirn umwölkt sich, als ihm gemeldet wird, hinter den

eben aus Göhlsdorf hinausgeworfenen Sachsen, die noch auf der Flucht nach Oehna sind, erscheinen die frischen Truppen Oudinots, allen voran die Division Guilliminot, und von Oehna her die Reiterdivision Fournier, deren Todesritt wir bei Großbeeren kennen gelernt. Wenn sie alle sich entwickeln, dann wird der Kampf verzweifelt ungleich. 40 Bataillone gegen 15! Und gewaltigen Anpralls, unterstützt von 50 schweren Geschützen, dringt die Division Guilliminot auf Göhlsdorf ein. Von neuem ein wilder Kampf in Gärten, Scheunen und Häusern, in der Kirche; umsonst alle Tapferkeit der Preußen! Boyen selbst stellt sich an die Spitze der Bataillone, sie immer wieder von neuem in den Feind führend; aber immer mehr entwickelt dieser seine überlegenen Kräfte. Wenn jetzt den Preußen nicht Hilfe naht, dann ist es zu spät. Kraffts Brigade wird matt und matter, Thümens und Hessen-Homburgs sind es schon längere Zeit; mehr als 5000 Preußen decken schon den Boden. Gelingt es Oudinot, Göhlsdorf zu nehmen, dann ist Bülows Schlachtlinie durchbrochen. Nur Borstell kann jetzt retten; sein Anmarsch ist zwar schon gemeldet, aber jede Viertelstunde bringt Gefahr. Eine fieberhafte Aufregung tobt in Bülow; ab und zu fährt ein finsterer Schatten über sein fein geschnittenes Gesicht. Das alles hätte vermieden werden können, wenn jener unsinnige Befehl Bernadottes Borstell nicht untätig bei Eckmannsdorf zurückgehalten hätte! Wenn er jetzt nicht bald kommt, so ist es zu spät, und es bleibt ihm kaum die Möglichkeit, seinen Rückzug zu decken.

Aber er kommt; er trifft zur rechten Zeit ein, um den erschütterten und entmutigten Reihen der preußischen Brigaden wieder Mut und Kraft zu neuem Vorstoß zu geben. Untätig hatte er bei Eckmannsdorf halten müssen, wo Bernadotte mit den Schweden und Russen eine Beobachtungsstellung eingenommen hatte. An Bülow war auf seine dringende Bitte um Verstärkung der bezeichnende Bescheid gelangt: die Schlacht sei gewonnen; der Kronprinz werde mit 48 Bataillonen herankommen, und Bülow habe sich deshalb nur in die zweite Linie zurückzuziehen. Der preußische General, tief empört über diese unwürdige Zumutung, die ihm und seinem tapferen Heere den Lorbeer des Tages arglistig entwenden wollte, nahm von dem Befehl keine Notiz, sondern entschloß sich, auszuhalten bis auf das äußerste. Eben jetzt, als der Angriff bei Göhlsdorf am heftigsten war, zwischen drei und vier Uhr, zog der Ersehnte heran. Noch zuletzt hatte Bülow die Majors von Reiche und Burgsdorf an ihn gesandt. „Nur keine Vorwürfe", rief der General dem letzteren entgegen, „ich komme!"*)

Zum zweiten Male in ein und derselben Schlacht muß ein Untergeneral dem Oberkommandierenden den Gehorsam versagen, weil die Ausführung des Befehls nicht mehr und nicht minder als ein Vaterlandsverrat gewesen wäre. Borstell fühlte sich angewidert von der Prahlerei Bernadottes; er wollte nicht Zuschauer, sondern Teilnehmer am Kampfe sein. Auf dem Schlachtfelde angekommen, sah er zu seiner Bestürzung, wie wenig auf die Ruhmredigkeit des Kronprinzen von Schweden zu geben war, der seine 48 Bataillone ruhig bei Eckmannsdorf ließ, während hier die ermatteten preußischen Brigaden mit dem letzten Rest ihrer Kräfte kämpften.

Bald ist Borstells Vorstoß auf Göhlsdorf zu merken; nach heftigem Kampfe wird der Feind aus dem Dorfe geworfen. Aber schon wendet sich die Lage der Preußen von neuem zum Schlimmen. Mit weit überlegenen Kräften greifen die Franzosen von neuem an. Stundenlang wogt der Kampf hin und her. Glühende Vaterlandsliebe, durch jahrelange Unterdrückung auf das äußerste gesteigerter Haß kämpfen gegen den Erhaltungstrieb eines tapferen Feindes. So wacker auch die pommerschen und neumärkischen Bataillone immer wieder vorgehen, dem immer erneuten Ansturm frischer Scharen, dem immer mächtiger werdenden Geschoßhagel, der aus den

*) Häusser, Deutsche Geschichte, IV, 341.

französisch=sächsischen Batterien ihnen entgegensprüht, können sie auf die Dauer nicht stand halten; sie ermatten, sie müssen das Dorf wieder räumen, und gegen 5 Uhr nachmittags scheint die Schlacht für die Nordarmee verloren.

Aber was ist das? Welche Bewegung geschieht da plötzlich in dem Korps Oudinots? Seine Truppen ziehen plötzlich ab; nur die Sachsen, vom Kampfe schwer ermattet, bleiben zum Schutze des Dorfes zurück. Die Preußen bekommen Luft. Was war geschehen? Das IV. Korps unter Bertrand war nämlich um diese Zeit in eine äußerst bedrängte Lage gekommen. Wir wissen, daß die Brigade Thümen Dennewitz erstürmt und sich mit Tauentzien vereinigt hatte. Die Truppen Bertrands und die Division Durutte waren infolgedessen auf Dennewitz und Rohrbeck zurückgeworfen worden; hier vermochten sie kaum noch die über die Ahe führende Brücke zu halten, über die ihr Rückzug ging. Längst schon hatte Marschall Ney den Überblick über das ganze weite Gebiet des Schlachtfeldes verloren, wo, wie wir gesehen, an drei verschiedenen Stellen heiß gerungen wurde. Er hatte sich den größten Teil des Tages über bei dem Stabe des IV. Korps (Bertrand) aufgehalten und keine Ahnung, wie es bei Göhlsdorf steht, wie hart auch dort schon Reynier gegen das Andringen Borstells zu kämpfen hat; er sieht nur das, was vor ihm liegt: die Bedrängung Bertrands an der Brücke bei Rohrbeck. Er will ihn retten und schickt sofort nach Göhlsdorf den verhängnisvollen Befehl, daß Oudinot sofort den linken Flügel verläßt, um Bertrand bei Rohrbeck zu Hilfe zu eilen. Er denkt nicht daran, daß er dadurch das XII. Korps einem Kampfe entzieht, bei dem es einzig und allein noch eine glückliche Entscheidung herbeiführen konnte; er denkt nicht daran, daß Oudinot, wenn er den Befehl auch sofort ausführte, höchst wahrscheinlich bei Rohrbeck zu spät kam, und die Entscheidung auch dort schon inzwischen gefallen war. Graf Reynier bei Göhlsdorf sieht das ein und beschört Oudinot, dem Befehl Neys nicht nachzukommen. Vergebens — Oudinot gibt die Stellung bei Göhlsdorf auf, trotzig, verbittert, aber vielleicht nicht ungern — denn Ney hat ihm auf Befehl Napoleons das Oberkommando der Berliner Armee abgenommen; — tritt die Niederlage Neys ein, woran Oudinot kaum noch zweifelt, so stand er, der Besiegte von Großbeeren, doch nicht allein als Überwundener da.

So vollzieht sich das Verhängnis über Neys Armee sicher und schnell. Kaum ist Oudinot fort, so stürmen die Preußen bei Göhlsdorf mit erneuter Kraft auf das Dorf ein. Unter dem Schutze eines starken Artilleriefeuers führte Borstell, von Kraffts Brigaden teilweise unterstützt, seine Scharen gegen die Stellung des Feindes. Jetzt erscheint auch Oppen mit seinen Reitern vom rechten Flügel her. Russische und schwedische Batterien, die letzteren unter Oberst Cardell, greifen mit Wucht in den Kampf ein; russische Husaren und Jäger folgen. Ihrem gemeinsamen Hagel vermögen die tapferen Sachsen nicht zu widerstehen. Hoch zu Roß, in der vordersten Schützenlinie, feuert Reynier immer wieder die Truppen an. Vergebens! Sie müssen das tapfer verteidigte Göhlsdorf aufgeben und weichen auf Oehna zurück. Hier werden sie noch einmal von der preußischen Reiterei erfaßt und über den Haufen gerannt; zahlreiche Gefangene und Geschütze fallen in die Hände der Sieger.

Inzwischen war auch bei Rohrbeck das Schicksal des Tages entschieden. Als Oudinot dort angelangt war, kamen ihm schon von allen Seiten die Fliehenden entgegen, in deren Strudel er mit fortgerissen wird. Thümen und Tauentzien haben den Ahebach schon überschritten. In wilder, regelloser Flucht wälzen sich die Reste von Bertrands Korps und der Division Durutte über die weite Ebene südlich von Göhlsdorf auf Torgau zu. Immer wilder wird die Flucht; alle Ordnung ist aufgelöst. Tausende und Abertausende von Gefangenen, Hunderte von Geschützen und Fuhrwerken fallen den Siegern in die Hände. Ney selber entgeht nur mit größter Mühe der Ge=

fangenschaft. Eine Schwadron Polen, die sich wie die Löwen schlagen, haut ihn heraus. Von dem ganzen 9. bayrischen Regiment entkommen nur 30 Mann, alles übrige wird gefangen genommen. Hie und da noch versucht eine besonders opferfähige Truppe Karree zu bilden, um den Feind aufzuhalten. Das württembergische Regiment Prinz Wilhelm wird bei einem solchen Versuche von den brandenburgischen und westpreußischen Dragonern und der preußischen Kavallerie fast gänzlich aufgerieben. Oberst von Bauer mit 300 Mann bleibt auf der Stelle; nur 60 Mann entkommen; die übrigen geraten in Gefangenschaft. Ein gleiches Schicksal hat das 7. württem-




Schlacht bei Dennewitz am 6. September 1813.
Der Rittmeister von Egloff vom 1. Leib-Husaren-Regiment nimmt den Oberst Le Clouet gefangen.

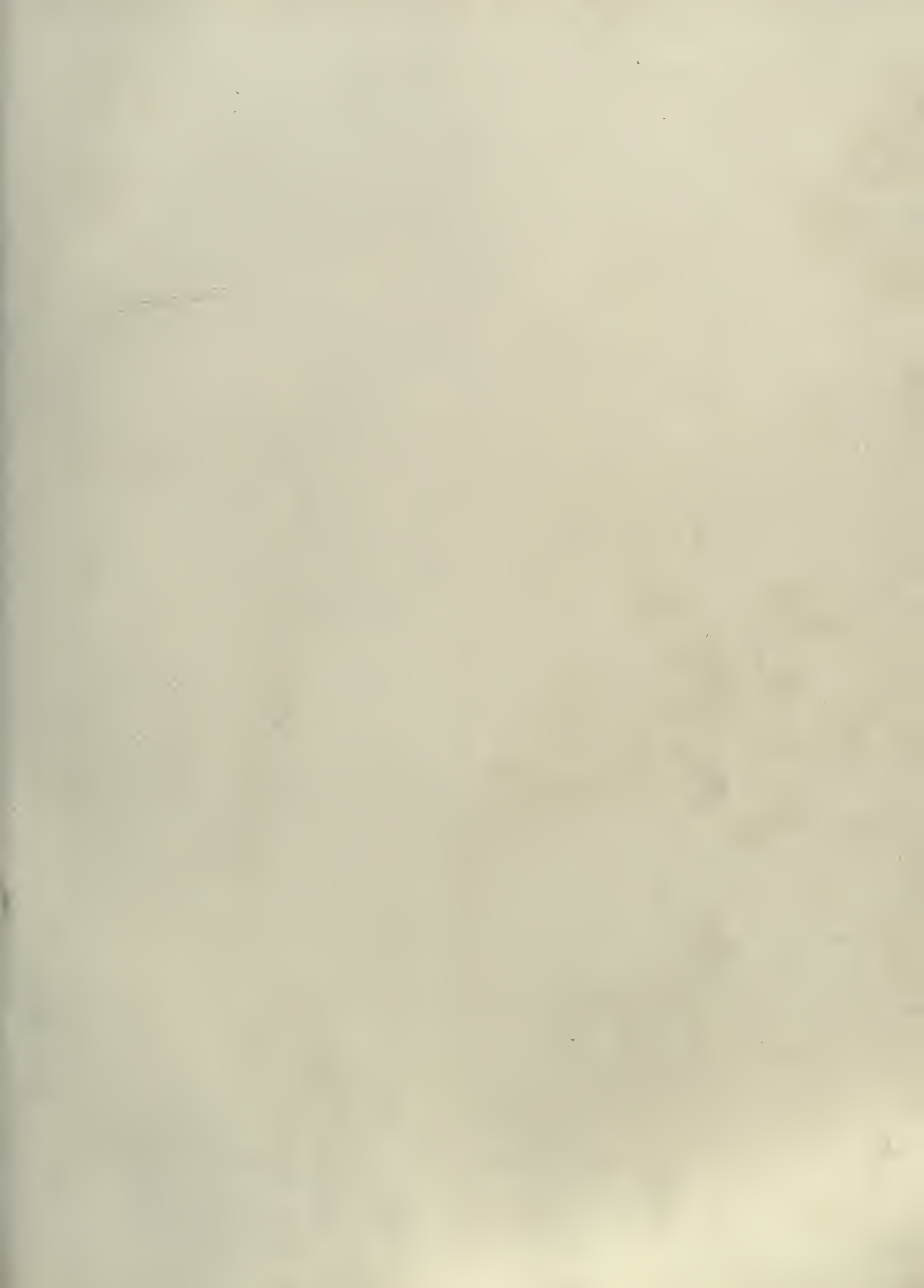
bergische Regiment, von dem nur 86 Mann der Vernichtung entgehen. Beide Regimenter verlieren ihre Fahnen. Nur der Schutz der Nacht hindert die völlige Auflösung und Vernichtung des Feindes. Wenn Bernadotte jetzt den Fliehenden seine frischen schwedischen und russischen Reiter nachgesandt hätte, kein Mann wäre entkommen. Aber dieser erschien mit seinen 48 Bataillonen und 100 Kanonen, die er prahlerisch zugesagt hatte, erst am Abend, als alles vorbei war, um die Wahlstatt in Besitz zu nehmen, die mit der Tapferkeit und dem Blute anderer erstritten war.

Freilich, die Soldaten wußten, daß Bülow diesen Tag den seinigen, daß die preußischen Truppen ihn den ihrigen nennen konnten. Das bewies der brausende Jubel, mit dem die pommersche Landwehr, in hitziger Verfolgung des Feindes begriffen, an dem Helden von Dennewitz vorüberzog, als er in seiner ruhigen Würde, aber mit dem leuchtenden Auge des Siegers, am Abend des Schlachttages auf dem Windmühlenberge bei Oehna hielt. Mit verschwindend kleinen

Ausnahmen hatten preußische Truppen im neunstündigen heißen Kampf den Sieg erstritten. Tauentziens zähes Festhalten am Morgen, Bülows große Umsicht und energische Hilfe, dann — in der höchsten Not — Borstells rechtzeitiges Eintreffen bei Göhlsdorf, dazu die unvergleichliche Haltung der Truppen — das alles hatte den schönen, den herrlichen Sieg herbeigeführt. Linie, Reserven und Landwehr hatten miteinander gewetteifert in Ausdauer, Opferfreudigkeit und Tapferkeit; in bedeutender Minderheit — 50000 gegen 70000 Mann — hatten sie dem verheerenden Feuer der Feinde stand gehalten. Freilich, auch schwere Verluste hatte der Kampf gekostet; die Korps Bülows und Tauentziens allein büßten — die Verluste bei Zahna und Dahme (7. September) mit eingerechnet — 10510 Mann ein. Ungleich größer, geradezu erschreckend waren sie beim Feinde. An Gefangenen, Toten und Verwundeten verloren die französischen Korps zusammen rund 22000 Mann, dazu 53 Geschütze, 412 Fahrzeuge und 4 Fahnen. Unter den Gefangenen des Tages befand sich der erste Adjutant des Marschalls Ney, Oberst Clouet. Mit durchhauenem Zügel auf schen gewordenem Pferde dahinjagend, wurde er vom Rittmeister von Egloff vom ersten Leibhusarenregiment ergriffen. Man fand bei ihm wichtige Papiere. Noch viel schlimmer war die moralische Einwirkung der Niederlage auf den inneren Halt, den Geist und die Disziplin der Truppen. Entsetzt über die Lockerung der militärischen Bande, hatte schon am 7. September Marschall Ney aus Dahme an den Gouverneur von Wittenberg geschrieben: „Ich bin nicht mehr Herr der Armee; sie versagt mir den Gehorsam und hat sich in sich selbst aufgelöst. Nehmen Sie, Herr Kommandant, danach ihre Maßregeln."

Für Napoleon mußte dieser neue Schlag wahrhaft niederschmetternd sein; ein ganzes Armeekorps war ihm hier von neuem verloren gegangen. Ney selbst, der unter seinen sämtlichen Generalen sein größtes Vertrauen besaß, erklärte sich in einem Schreiben an den Kaiser für völlig besiegt. „Ich bin gänzlich geschlagen und weiß nicht, ob mein Heer sich wieder gesammelt hat Ihre Flanke ist entblößt, seien Sie deshalb auf Ihrer Hut. Ich glaube, daß es Zeit ist, die Elbe zu verlassen und sich auf die Saale zurückzuziehen." Neys ganze Ratlosigkeit, insbesondere die immer mehr zunehmende Entmutigung der Truppen und ihrer Führer kommt in seinem Schreiben an Berthier vom 10. September zum Ausdruck. „Der Geist der Generale und überhaupt der Offiziere ist zum Erstaunen erschüttert; sie befehligen, ist nur halb befehligen, und ich wollte statt dessen lieber Grenadier sein . . ." Noch bedenklicher scheint ihm die Stimmung bei den Rheinbundtruppen. „Ew. Hoheit muß davon unterrichtet werden, daß alle fremden Truppenteile den schlechtesten Geist zeigen . . . So ist der Geist der sächsischen Armee, und es ist nicht zweifelhaft, daß diese Truppen, namentlich die Kavallerie, bei der ersten Gelegenheit die Waffen gegen uns kehren werden . . ."

Die französische Schlachtleitung tat unbegreiflicherweise nach der Schlacht alles, um die mißgünstige Stimmung der Sachsen gegen die bisherige Waffenbrüderschaft mit Deutschlands Feind noch zu verschärfen. Bei Großbeeren wie bei Dennewitz, so auch in allen früheren Schlachten, vor allem in Rußland, hatten gerade die Sachsen stets als Sturmbock dienen müssen; mit der größten Todesverachtung hatten sie sich stets für den fremden Imperator geschlagen, wie man sich nur für den eigenen Landesherrn schlagen kann. Zum Dank dafür wurden sie jetzt in den Bulletins Napoleons der Feigheit beschuldigt. In dem von Napoleon wohl selbst redigierten Bulletin über die Schlacht bei Dennewitz waren die Ereignisse so dargestellt worden, als ob die Schlacht durch die Franzosen anfänglich gewonnen, durch die Flucht der Sachsen aber nachträglich verloren gegangen sei. Die Verlogenheit und Niedertracht dieser Darstellung empörte die Sachsen mit Recht. Die sächsischen Korps waren nicht nur in der Schlacht die hartnäckigsten Feinde der







Auf dem Schlachtfelde von Denn

General von Bülow wird von seinen in der

Original von




Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

s am Abend des 6. September 1813.
folgung des Feindes begriffenen Truppen begrüßt.
fessor R. Knötel.



Verbündeten gewesen, auch auf dem Rückzuge waren sie es fast allein, die ihre Ordnung bewahrt hatten. General Reynier selbst protestierte in einem Schreiben an den Kaiser gegen die Ungerechtigkeit dieser Beschuldigung. Aber man mußte eben einen Prügelknaben haben. Die Sachsen sollten es sein, und so wurden sie in fast allen Darstellungen der Schlacht bis auf den heutigen Tag für den ungünstigen Ausfall der Schlacht bei Dennewitz verantwortlich gemacht. Nicht zum mindesten hat dieser schnöde Undank Napoleons dazu beigetragen, den Abfall der Sachsen zu beschleunigen. Das unglückliche Heer begann immer lebhafter die Schmach der Abhängigkeit zu fühlen. Auch bei den übrigen Angehörigen des Rheinbundes legten manche Züge Zeugnis davon ab. Es war ein erschütternder Moment, als am Abend des Schlachttages eine Abteilung württembergischer Infanterie vor den Füsilieren des 4. Reserveregimentes die Waffen streckte. Als von Siegern und Besiegten sich einzelne Offiziere als ehemalige Waffengefährten erkannten und einander die vorwurfsvolle Frage vorlegten, warum es denn sein müsse, daß Deutsche gegen Deutsche kämpften, da sah man sich wieder treu und offen ins Auge und faßte den ehrlichen Entschluß, daß dies wieder anders werden müsse. Während so der Zauber gebrochen war, der auf Seiten des Gegners die Unterworfenen und Verbündeten bei seinen Fahnen gehalten, war durch die glänzenden Siege der letzten Wochen das Bündnis mit Österreich nur umso fester gekettet worden. Mit größter Siegeszuversicht sah man der kommenden Zeit entgegen; ein großer, ein letzter Schlag mußte noch gegen den gefürchteten Imperator geführt werden, ehe „mit eisernem Besen“ die deutsche Erde rein gefegt wurde von den fremden Eroberern, und alles deutete darauf hin, daß dieser Augenblick nicht mehr fern war.

Der Eindruck des Sieges von Dennewitz übertraf weit den von Großbeeren. Selbst der Kronprinz von Schweden konnte nicht umhin, Bülow am nächsten Tage zu schreiben, „daß er selbst vollkommen würdige und auch dem König gebührend anzeigen werde, was alles das Vaterland den Leistungen Bülows verdanke“. Der General selbst, den der König später mit dem Beinamen „Bülow von Dennewitz“ ehrte, schrieb am Tage nach der Schlacht aus Oehna folgenden Brief an seine Frau: „Der gestrige Tag war einer der merkwürdigsten und glänzendsten, welche die preußische Militärgeschichte aufzuweisen hat; wir haben eine Hauptschlacht gewonnen, wo gegen uns jeder Fuß Terrain hartnäckig verteidigt wurde. An der Schlacht hat von den Alliierten nichts teilgenommen, als zuletzt, nachdem wir den Feind schon aus den mehrsten Positionen geworfen, die schwedische und russische Artillerie und beim Verfolgen die russische Kavallerie. — Unsere Truppen haben Wunder getan; sie haben mit dem Bajonett Batterien gestürmt; es sind wieder die alten Preußen von Prag und Leuthen. Es kommt nur darauf an, daß wir unsere Siege nutzen, und wir werden bald Herr von Deutschland sein.“





# XIV. Yorcks Elbübergang bei Wartenburg.

Nach dem entscheidenden Schlage bei Dennewitz verstummte eine Weile der Lärm auf dem europäischen Kriegstheater; um so geschäftiger kritzelten die Federn der Diplomaten. Und während gerade durch die Schärfe preußischer Waffen der napoleonischen Macht ihre Wurzeln abgegraben wurden, war es der österreichischen Diplomatie gegeben, ungewöhnliche Triumphe vorzubereiten, welche, Gott sei's geklagt, zugleich Niederlagen für die deutsche Sache werden sollten. Schon woben mit unheimlichem Fleiß die österreichischen Staatsmänner unter der zielbewußten Leitung eines Metternich an dem großen Leichentuch, welches man über die Hoffnungen und Wünsche der Völker werfen wollte, die auf den Schlachtfeldern für das Höchste und Heiligste, die Freiheit des Vaterlandes, geblutet hatten.

Nach dem Siege von Kulm hatte Kaiser Franz nicht mehr auf die zärtlichen Beteuerungen seines Schwiegersohnes gehört. Schon am 9. September wurden die vorläufigen Reichenbacher Verabredungen durch den Vertrag zu Teplitz erweitert. Drei fast gleichlautende Bundesverträge wurden von den Alliierten unterzeichnet. Die wichtigsten Bestimmungen waren: Wiederaufrichtung der österreichischen und der preußischen Monarchie im Bestande von 1805; Auflösung des Rheinbundes und völlige, unbedingte Unabhängigkeit der zwischen Österreich und Preußen und zwischen dem Rhein und den Alpen liegenden deutschen Gebiete. Aber immer mehr trat in dem Verhältnis der Verbündeten, so weit die politische Lage in Betracht kam, eine deutliche Parteiung zutage. Die Siege der Preußen waren namentlich der österreichischen Diplomatie immer unbequemer geworden. Mit steigender Besorgnis beobachtete Metternich, wie der jetzt gänzlich in seinem Fahrwasser segelnde Friedrich Gentz berichtet, „den unheilvollen Geist, der durch den allgemeinen Widerstand gegen die

französische Herrschaft in Deutschland erwacht, durch die Steinschen Proklamationen mächtig gesteigert, besonders von Preußen aus dergestalt gewachsen war, daß der Befreiungskrieg einem Freiheitskrieg nicht unähnlich sah.“*) Diesen „Hirngespinsten deutscher Phantasten“ mußte er ein Ende bereiten. Es verschlug ihm dabei wenig, daß Preußen dadurch um den besten Lohn seiner Taten gebracht wurde.

So war jene schon erwähnte, äußerst bedenkliche Bestimmung des Teplitzer Vertrages zustande gekommen, wonach „den zwischen Österreich, Preußen, dem Rhein und den Alpen gelegenen Staaten die volle, unbedingte Unabhängigkeit gewährleistet wurde. Damit war dem deutschen Gedanken der Todesstoß gegeben. Jede Unterordnung der Rheinbundfürsten unter eine nationale Zentrumsgewalt, jede irgendwie ernsthafte Gesamtstaatsverfassung für Deutschland war unmöglich gemacht. Der arglose Hardenberg sah bei Unterzeichnung des Vertrages nicht die Fessel, womit er sich selbst die Hände band. Er hatte mit der „Unabhängigkeit der Rheinbundfürsten“ nur deren Loslösung von Napoleons Oberhoheit gemeint; es fiel ihm gar nicht ein, ihnen die Souveränität zuzugestehen. Seinem vertrauenden Herzen schien jetzt die rechte Stunde gekommen, um mit Österreich die Grundzüge einer starken Bundesverfassung zu vereinbaren.**)

Ähnlich dachte auch Stein, nur daß, seinem kühneren Willen entsprechend, sich seine Pläne viel gewaltiger, weitgehender und rücksichtsloser gestalteten. Schon in den Augusttagen hatte er in Prag eine Denkschrift ausgearbeitet, welche er jetzt den Monarchen übergab. In großen, kühnen Zügen, mit mächtiger Beredsamkeit war hier der zukunftreiche Gedanke niedergelegt, wie er sich die neue Ordnung der deutschen Nation dachte. Er warnt vor weiteren Zerstückelungen des deutschen Reiches, die, wenn sie fortdauern, „den Deutschen schlechter, kriechender, unedler machen würde.“ Mit dem Rheinbunde müsse auch die „Despotie der 36 Häuptlinge verschwinden“; er verlangt daher Wiederaufrichtung des Kaisertums mit Österreich an der Spitze. Heerwesen, Vertretung auswärtiger Interessen, Reichsgericht, Münzen und Zölle sollten dem Reiche gehören. Ein Reichstag in Regensburg sollte das Volk an allen Angelegenheiten des Reiches beteiligen; ergänzt und verstärkt sollte dessen Einfluß werden durch die in allen Ländern einzuberufenden Landtage.

In seiner Begeisterung für ein mächtiges deutsches Reich im Sinne der alten Kaiserherrlichkeit der Staufer und Sachsen dachte der hochgesinnte Mann, als er Österreich wieder an die Spitze des deutschen Kaisertums setzen wollte, gar nicht daran, daß eben durch die habsburgische Sonderpolitik in den letzten Jahrhunderten der Kaisergedanke verdunkelt, die Kaisermacht zugrunde gegangen war. Während Hardenberg mit einem großen Teil der Denkschrift, vor allem damit übereinstimmte, daß die Vielstaaterei Deutschlands größtes Verderben sei, verwarf er die von Stein vorgeschlagene Wiederherstellung des Kaisertums unter Österreichs Hegemonie; der wichtigste Zweck des neu zu gründenden Bundes war ihm Sicherung des deutschen Bodens gegen Frankreich. Umso freimütiger warf die öffentliche Meinung in Preußen, die nach den letzten Siegen an Zuversicht gewachsen war, die Frage auf, warum denn immer wieder Österreich in den Vordergrund gedrängt werde, wenn es gälte, die Herrschaft in Deutschland zu übernehmen, warum nicht Preußen, das in diesem Kriege die Waffen geführt habe.

In diesen immer offener zum Ausdruck kommenden Gedanken sah Metternich nichts anderes, als ein „norddeutsches Jakobinertum“, und Steins rücksichtslose Sprache gegen die Rheinbundfürsten hatte diese arg verschnupft. Metternich konnte diese Mißstimmung nur angenehm sein. Sie klug benutzend, verstand er es, darauf hinzuweisen, wie gerade die österreichische Politik die Souveränität

*) Gentz, Tagebücher.

**) Treitschke, Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts. I, 490.

der Mittelstaaten zu schützen bereit sei. Da ihm an der Erneuerung des Kaiserjammers, welcher dem Kaiser von Österreich nur einen leeren Titel aber keine Macht gab, nichts lag, ihm zudem den Haß der Mittelstaaten zuzog, so gab er der ganzen Angelegenheit die für ihn bequemste Wendung: Die deutsche Frage sollte nur im Einverständnis mit den Rheinbundfürsten entschieden werden. Daß dabei für den deutschen Einigungsgedanken nichts herauskam, war leicht zu ermessen.

Was Österreich durch Metternichs gewandte Politik im Teplitzer Vertrage vorgearbeitet, sollte vier Wochen später, am 8. Oktober, in dem mit Bayern abgeschlossenen Separatvertrage zu Ried praktische Gestalt gewinnen. Österreich kassierte darin gewissermaßen seine Forderungen ein, die ihm dank der Ungeschicklichkeit und Vertrauensseligkeit der preußischen Diplomaten im Vertrage zu Teplitz rechtlich zugestanden waren. Bayern, als Kernstaat des Rheinbundes, trat als gleichberechtigte Macht in das Bündnis mit Preußen, Österreich und Rußland ein und blieb — das war ja der Hauptkernpunkt im Teplitzer Vertrage gewesen — „im Vollbesitz seiner vollkommenen Souveränität.“ Damit waren die Bundespläne Preußens für längere Zeit, scheinbar für immer, wirkungslos gemacht. Die Wittelsbacher Dynastie war mit den Interessen Österreichs aufs engste verknüpft, Preußen dadurch in verhängnisvoller Weise isoliert. Denn wenn Bayern als derjenige Rheinbundstaat, der Napoleon am meisten zu Willen gewesen, straflos ausging, wie wollte man dann gegen die übrigen kleineren Rheinbundvasallen vorgehen, die nicht mehr und nicht weniger verschuldet hatten? Würden sie nicht, dem Beispiele Bayerns folgend und für ihre Sicherheit besorgt, sich ebenfalls an Österreich anschließen, das ihnen durch seine Politik ihre Sache so erleichtert hatte?

So hatte die preußische Politik, indem sie sich in dem Teplitzer Vertrage hatte überlisten lassen und auch den Rieder Vertrag ruhig hingenommen hatte, eine entschiedene Niederlage erlitten. Obwohl auf den Schlachtfeldern gerade die kühnen Schläge Preußens am meisten dazu beigetragen, in die wankende Macht des Imperators die erste Bresche zu legen, wurde es jetzt, dank der Nachgiebigkeit und Ungeschicklichkeit seiner Vertreter, an die Wand gedrückt. Metternich hatte es erreicht, daß die Gestaltung der Zukunft Deutschlands von nun an in Österreichs Hand lag.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kehren wir nach diesem kurzen aber notwendigen Überblick über die diplomatischen Geschehnisse jener Zeit und ihre schwerwiegenden Folgen für Preußen wieder zu den kriegführenden Parteien zurück. Die letzten Siege der Verbündeten hatten den Imperator in große Bedrängnis gebracht. Über 100000 Mann seiner Truppen lagen erschlagen auf den blutgetränkten Schlachtfeldern oder waren in Gefangenschaft geraten. Er mußte zu neuen, fast gewaltsamen Aushebungen in dem erschöpften Frankreich schreiten.

Napoleons Lage wurde in der Tat immer schwieriger. Umringt von drei Seiten, versuchte er mehrmals, durch einen Angriff sich Luft zu machen, ohne dabei seine Operationsbasis bei Dresden aufzugeben. Am 4. September war er mit den Kerntruppen, die er stets bei sich hatte, bei Macdonalds Korps, das sich von seinem Schlage an der Katzbach durch Ergänzung seiner Truppen erholt hatte, in Bautzen eingetroffen. Bis hierher waren auch schon die Spitzen des Blücherschen Heeres vorgeschoben. Napoleon griff sofort die Vorhut an; aber es gab nur ein hartnäckiges Gefecht bei Hochkirch, und wo einst Friedrich der Große unterlegen war, sollte auch der Imperator vergebens nach den Lorbeeren greifen. Blücher wich gewandt dem Stoße aus, und es gelang ihm, seine Armee am 5. September über die Görlitzer Neisse zu bringen. Blüchers zielbewußte Absicht geht aus einem Schreiben an Knesebeck vom 5. September klar hervor: „Seit gestern liegt der Kaiser Napoleon mir wieder mit seiner ganzen Kraft auf dem Halse; so lange er hier alles zu-

sammen hat, soll er mich nicht zur Schlacht bringen. Springt er ab und geht nach Böhmen, so soll er einen treuen Begleiter in mir finden, und die letzten sollen die Hunde beißen."

„Das Getier hat was gelernt", hatte Napoleon ingrimmig ausgerufen, als er endlich inne ward, daß nicht Furcht vor einem Zusammentreffen mit ihm Blücher so vorsichtig machte, sondern Berechnung und Methode in seinem Ausweichen lag. Als dann aber die Nachricht kam, daß die Böhmische Armee im Begriff sei, wieder aus dem Gebirge nach Sachsen vorzubrechen, ließ er von Blücher ab und wandte sich wieder nach Dresden, um von hier aus am 8. September gegen die Böhmische Armee vorzugehen. Bei Dohna, südlich Dresdens, machten seine Divisionen den Verbündeten schwer zu schaffen; sie erstürmten das brennende Dorf, und die Brigade Zieten und die Russen mußten bis Pirna zurückweichen. Hier in Dohna erreichte den Kaiser die Kunde von der schweren Niederlage bei Dennewitz. Mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Willenskraft verschloß er in seine Brust, was in ihm vorging. Weiter rückte er gegen Süden vor. Schon seine Nähe wirkte. Wittgenstein trat vor ihm den Rückzug an. Als dann aber am 10. September der Imperator auf der Höhe des Geiersberges stand, in das Tal von Teplitz hinabschaute und dort unten in dem lieblichen Talkessel, fast 2000 Fuß unter sich, die dichten Scharen der Feinde erblickte und die Unmöglichkeit einsah, hier Kanonen in die Tiefe zu schaffen, fand er dennoch nicht den Entschluß, hier der Böhmischen Armee eine Entscheidungsschlacht anzubieten. Es kam nur zu einer Reihe heftiger Gefechte bei Tellnitz, Nollendorf und Arbesau, die sämtlich für die Franzosen sehr verlustreich waren.

Immer enger zog sich das Netz um Napoleon zusammen. Auch im Norden drohte der dort wieder mit alter Kraft und Frische ausgebrochene Parteigängerkrieg seine Lage immer hoffnungsloser zu machen. General Wallmoden hatte am 14. September in dem Treffen an der Göhrde, unterstützt von den Lützowern, die Division Pecheux vom Korps Davout fast gänzlich vernichtet. Wir haben dem Gefecht, in dem die heldenmütige Eleonore Prochaska fiel, schon an anderer Stelle eine eingehende Betrachtung gewidmet (siehe S. 565). Am 18. September hatten dann die Landwehrreiter des Generals Dopschütz und die Kosaken des russischen Generals Illowaisky in dem Gefecht bei Mühlberg dem 8., 11. und 19. französischen reitenden Jägerregimente übel mitgespielt. Auch die Parteigänger Colomb und Thielmann errangen schöne Erfolge im Rücken des Feindes. Dann hatte am 25. Oberstleutnant von der Marwitz auf einem Streifzug über die Elbe mit seinem 3. kurmärkischen Landwehrregiment Braunschweig überrumpelt und 600 Gefangene gemacht; ja, den Kosaken Tschernischeffs gelang es sogar, Kassel für einige Tage zu besetzen und den „König Lustik" zu allen Teufeln zu jagen, und General Lefebvre-Desnouettes, mit 8000 Mann französischen Kerntruppen gegen diese im Rücken der französischen Armee streifenden Reiterkorps entsandt, erlitt bei Altenburg eine schwere Niederlage. So drangen von allen Seiten Hiobsposten zu den Ohren des Imperators.

Und inzwischen hatte man ihm die in Trachenberg beschlossene „Zwickmühle" wieder aufgemacht. Es war ihm nicht möglich gewesen, seinen von den letzten Kämpfen gegen die Böhmische Armee stark erschöpften Truppen die nötige Ruhe zu gönnen. Nur einen Tagemarsch von Dresden entfernt, stand derjenige, den er jetzt am meisten zu fürchten Grund hatte: Blücher, der alte wilde Reiter, Klinge an Klinge mit der Boberarmee. Gelang es Napoleon, einen unerwarteten, großen Schlag gegen diesen zu führen, so war er aus seiner bedrängten Lage heraus. Und so eilte er denn wieder nach der Lausitz und traf am 22. September bei Bischofswerda, südwestlich Bautzens, so heftig auf Blücher, daß dieser seine Armee konzentrierte, da er an eine ernstliche Schlacht glaubte. Aber Napoleon war nicht imstande, eine solche zu liefern. Mit den 40000 Mann, die ihm im

Augenblick nur zur Verfügung standen, konnte er es nicht wagen, die doppelte Übermacht eines Blücher anzugreifen.

So mußte er schweren Herzens einen Entschluß fassen, den er in seinen hochfliegenden Plänen zu Beginn des Herbstfeldzuges nicht für möglich gehalten: die Boberarmee mußte über die Elbe zurückgehen, das rechte Elbufer mußte geräumt und alles Kriegsmaterial mitsamt den Lebensmitteln auf das linke Ufer geschafft werden. Er selbst kehrte am 24. September nach Dresden zurück. Noch wollte er diese Operationsbasis am Elbstrom nicht aufgeben; da traf eine Meldung Neys ein, die ihn mit der höchsten Besorgnis für seine Stellung erfüllte, die Kunde nämlich, daß an der Mündung der Elster eine Brücke vom Feinde erbaut sei; der Feind beabsichtige hier sicher einen Übergang über die Elbe; er müsse fürchten, dadurch von Torgau und Dresden abgeschnitten zu werden.

Und in der Tat, die Zeit des Wartens und Pendelns, des Hin- und Hermarschierens, sollte bei den Gegnern Napoleons vorüber sein. Der tatenheischenden Natur eines Blücher und Gneisenau war sie schwer genug geworden. Den wiederholt an sie herantretenden Forderungen zum Abmarsch nach Böhmen, um Schwarzenbergs Armee gegen Napoleon zu unterstützen, hatten sie stets einen erfolgreichen gemeinsamen Widerstand entgegengesetzt. Sie wollten frei bleiben, und es war ihnen gelungen. Aber dann war das lange Zögern gekommen, das sie nicht verstanden. Nach einer Reihe so glänzender Siege einen solchen Stillstand? Warum zauderten die Feldherren der übrigen Armeen? Flößte ihnen die übermächtige Persönlichkeit Napoleons auch nach solchen Niederlagen noch immer den gleichen Schrecken ein? Entrüstet rief Clausewitz: „Wenn man jetzt nichts tun kann, wann meint man denn, etwas zu tun?“ Spottend fügte er hinzu, die beiden Teile ständen einander gegenüber, wie der Hund und die Feldhühner Münchhausens, welche dieser geniale Aufschneider noch nach einem Jahre, beide zu einem Gerippe erstarrt, auf der gleichen Stelle fand. Wer wird der Jäger sein, der sein erstes „Faß an!“ ruft?

Die ersehnte Antwort konnte nur von einer einzigen Stelle kommen: aus dem Hauptquartier Blüchers. Sie bestand in dem Entschlusse jener berühmten Rechtsschwenkung der Schlesischen Armee zu dem Zwecke, die Elbe zu überschreiten und den Kriegsschauplatz von Napoleons bisheriger Operationsbasis — Dresden und der Elbe — abzurücken und in eine für die Verbündeten günstigere Gegend zu verlegen. Am 26. September hatte Gneisenau Blücher geschrieben: „Wir wollen die Szene eröffnen und die Hauptrolle übernehmen, da die anderen es nicht wollen ... Bei der großen Armee entwirft man stets neue Pläne und kommt nie zur Ausführung. Noch nach zwei Siegen treibt sich der Kronprinz von Schweden zwischen der Nuthe und der Elbe herum.“ ... Und nun entwickelt er Blücher seinen Plan, in der Gegend der Elstermündung, mit Bülow und Tauentzien vereint, die Elbe zu überschreiten, gegenüber dem Dörfchen Elster auf dem linken Elbufer ein verschanztes Lager anzulegen, welches stark genug sei, den Rückhalt für eine Entscheidungsschlacht zu bieten.

Es war wunderbar, wie sich diese beiden Männer gegenseitig anregten. Blücher war sofort Feuer und Flamme für den Plan Gneisenaus; entsprach er doch ganz seiner eigenen kühnen Denkungsweise. Natürlich meldeten sich sofort die Ängstlichen und Besorgten. General von Rauch erklärte das Unternehmen für höchst gefährlich, weil durch den Abmarsch der Truppen Schlesien gefährdet sei. Oberst von Thuyl, der russische Bevollmächtigte, hielt es sogar für dringend nötig, daß zuvor alle Generale der Armee gehört werden müßten. Blücher kannte diese Art der Behandlung neuer Ideen schon. Neue Ideen brachten diese Art Leute gewöhnlich aus dem Häuschen. Er hatte einen Schrecken vor Beratungen. „Kriegsrat halte ich nicht“, erklärte er bestimmt. „Gneisenau, Müffling

und mein Goltz sind diejenigen, mit denen ich in allem übereinstimme", schrieb er an Knesebeck. „Aber ich habe mit den anderen Sicherheitskommissaren auch Teufelsarbeit, und nur mit meinem eisernen Willen, so wie ich mich einmal entschlossen habe, muß ich durchdringen."

Und er drang durch. Zwar verhehlte er sich nicht die Gefahr des Unternehmens. Der Unterstützung des Kronprinzen von Schweden, auf die es hier ankam, war er keineswegs sicher. Allerdings dessen war er gewiß: Bülow und Tauentzien würden auch gegen des Oberfeldherrn Meinung sich an dem Unternehmen beteiligen. Blücher hatte seinen Adjutanten Rühle von Lilienstern in das Hauptquartier des Kronprinzen geschickt. Bernadotte war wie immer mit Worten sehr freigebig gewesen. Tauentzien, dessen Korps, streng genommen, nicht zur Nordarmee gerechnet werden konnte, sondern dazu bestimmt war, in abgesonderten kleinen Korps tätig zu sein,*) zeigte sich durchaus bereit, die Verbindung mit dem Kronprinzen von Schweden zu lösen und sich Blücher völlig anzuschließen. Bülow vollends erklärte: „Kann ich den Kronprinzen nicht mit mir fortziehen, so werde ich mich doch nicht durch die Furchtsamkeit und egoistische Politik eines Fremdlings abhalten lassen, mit meinem Korps für das allgemeine Beste mitzuwirken."

Da Eile not war, hatten Blücher und Gneisenau — und darin zeigt sich ihre Charaktergröße — noch bevor die Genehmigung der Monarchen eingetroffen war, die Schlesische Armee bereits am 26. September von Bautzen her ihren Marsch auf Elsterwerda antreten lassen. Man hatte erst beabsichtigt, bei Mühlberg über die Elbe zu gehen; als aber vom Kronprinzen von Schweden die überraschende Meldung kam, daß er bereit sei, mit Blücher vereint die Elbe zu überschreiten, beschloß die Oberleitung der Schlesischen Armee, um dem Kronprinzen nahe zu sein, noch auf dem rechten Elbufer zu bleiben und den Übergang, wie ursprünglich geplant, in der Nähe der Elstermündung zu bewerkstelligen. Noch mehr entzückt waren die beiden Männer, als die Genehmigung der beiden Monarchen eintraf. „Seien sie einmal hinüber", schrieb Blücher an Knesebeck, „so wolle er der Katze die Schelle schon umhängen und Seine Hoheit — er meinte den Kronprinzen von Schweden — werden wohl mit daran gehen müssen."

Und „Seine Hoheit" zeigten sich bereitwilliger, als Blücher in seinen kühnsten Träumen gehofft hatte. In einem Schreiben Bernadottes an Blücher heißt es: „Wenn Ihre Dispositionen mit meinen Wünschen übereinstimmen könnten so würden wir zusammen eine Masse von 120000 Mann bilden, die sich rasch auf Leipzig bewegen und hierselbst eine Schlacht gegen den größeren Teil der Streitkräfte des Kaisers Napoleon wagen könnte." Ohne es zu ahnen, hatte hier Bernadotte sich als der erste Prophet der großen Völkerschlacht bei Leipzig gezeigt.

Schon in den ersten Tagen des Oktober war die Schlesische Armee nach einem anstrengenden Marsche an der unteren Elster eingetroffen; sie hatte in sieben Tagen von Bautzen dorthin 150 Kilometer gemacht. Die günstigste Stelle zum Übergang schien dem Oberkommando das zwischen Torgau und Wittenberg an der Mündung der Schwarzen Elster in die Elbe gelegene Dorf Elster zu sein. Hier waren schon am 2. Oktober zwei Brücken geschlagen worden. Am 3. war Blücher mit seinem Heere dort eingetroffen.

Die Elbe bietet an diesem Punkte einen weit nach Osten ausgreifenden Bogen, welcher nach Westen auf seiner Sehne zwischen den Dörfern Wartenburg und Bleddin durch einen langen Damm geschlossen ist. Hinter diesem Damm hatte der größte Teil des Bertrandschen Korps Aufstellung genommen. Seine Flanken stützten sich auf die beiden genannten Dörfer. Die Halbinsel, welche der Strombogen auf seiner linken Seite unter den Namen Elstersche Wiesen, Bruchwiese u. s. w. bildet — (Siehe S. 656.) — war eine kaum gangbare, stellenweise versumpfte Niederung voll

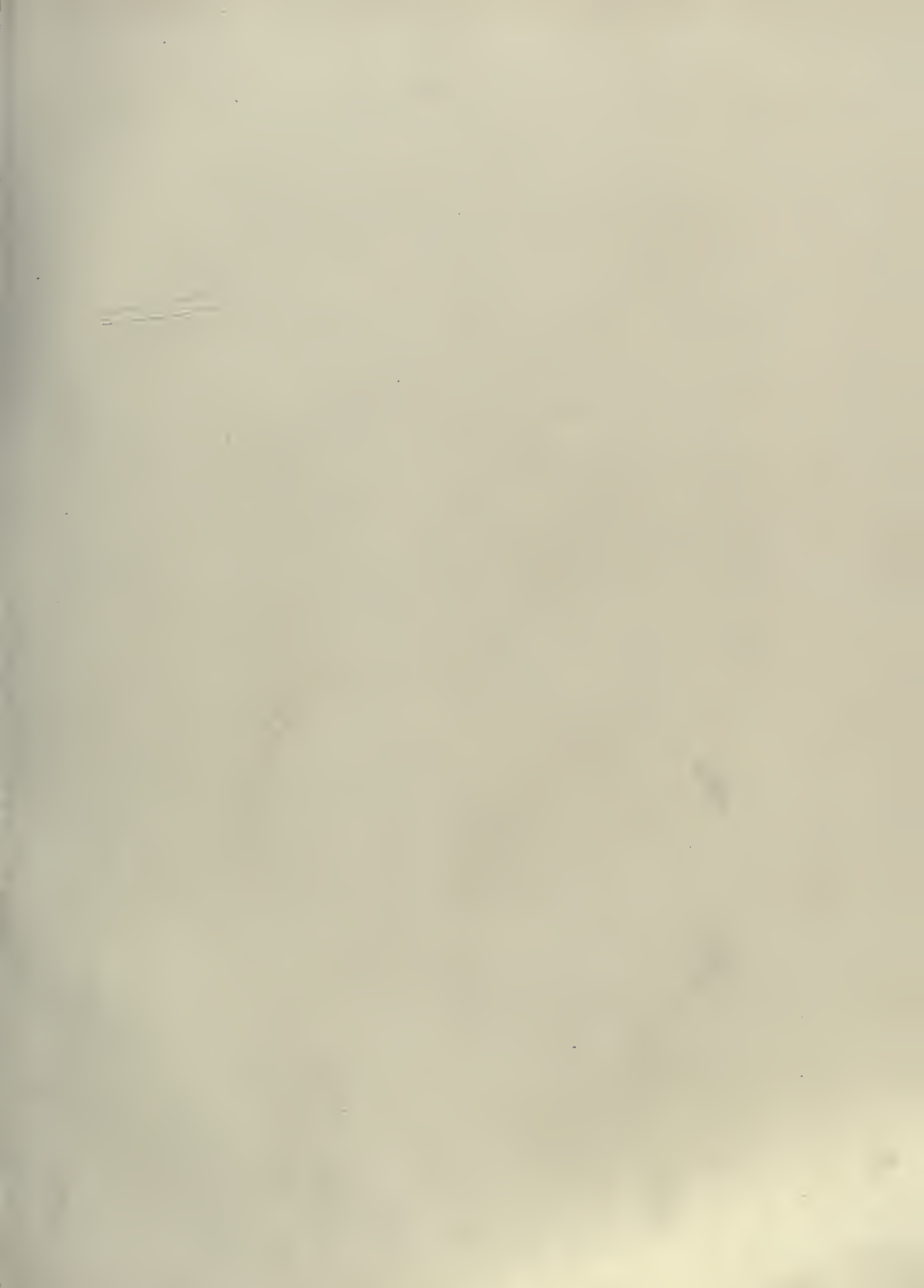
*) Friccius I, 232, Beiheft zum Militärwochenblatt von 1863, S. 92, 9

dichten Gehölzes. Der Boden war durch die anhaltende Nässe des regnerischen Spätsommers so erweicht, zum Teil überschwemmt, daß es schwierig war, hier festen Fuß zu fassen. So bestanden die Schwierigkeiten des Unternehmens weniger in dem Übergange selbst, als vielmehr in dem ungünstigen Gelände nach Überschreitung des Flusses und in dem starken Widerstande, auf den sie stießen. Blücher hatte ohne Zweifel diese Schwierigkeiten unterschätzt; andererseits hatten auch die




Plan zum Treffen bei Wartenburg am 3. Oktober 1813.

Franzosen der Stärke ihrer Stellung und der Unnahbarkeit der Sumpfniederung etwas zuviel vertraut. Zudem waren sie von dem, was kommen würde, zu wenig unterrichtet. Ney stand mit dem Korps Reynier bei Dessau, um dort die Übergänge zu decken. Das 12. Korps Oudinots war aufgelöst und unter die beiden anderen verteilt worden. Bertrand stand mit seinem Korps, soviel sich davon zusammengefunden, bei Wartenburg. Die Division Morand hatte Wartenburg besetzt; rechts davon bei Bleddin stand die württembergische Division Franquemont; hinter diesen beiden Orten die italienische Division Fontanelli, noch weiter zurück bei Globig die Brigade Beaumont.







Schlacht bei Dennewi

Attacke des 1. Kurmärkischen Landwehr-K

Original von

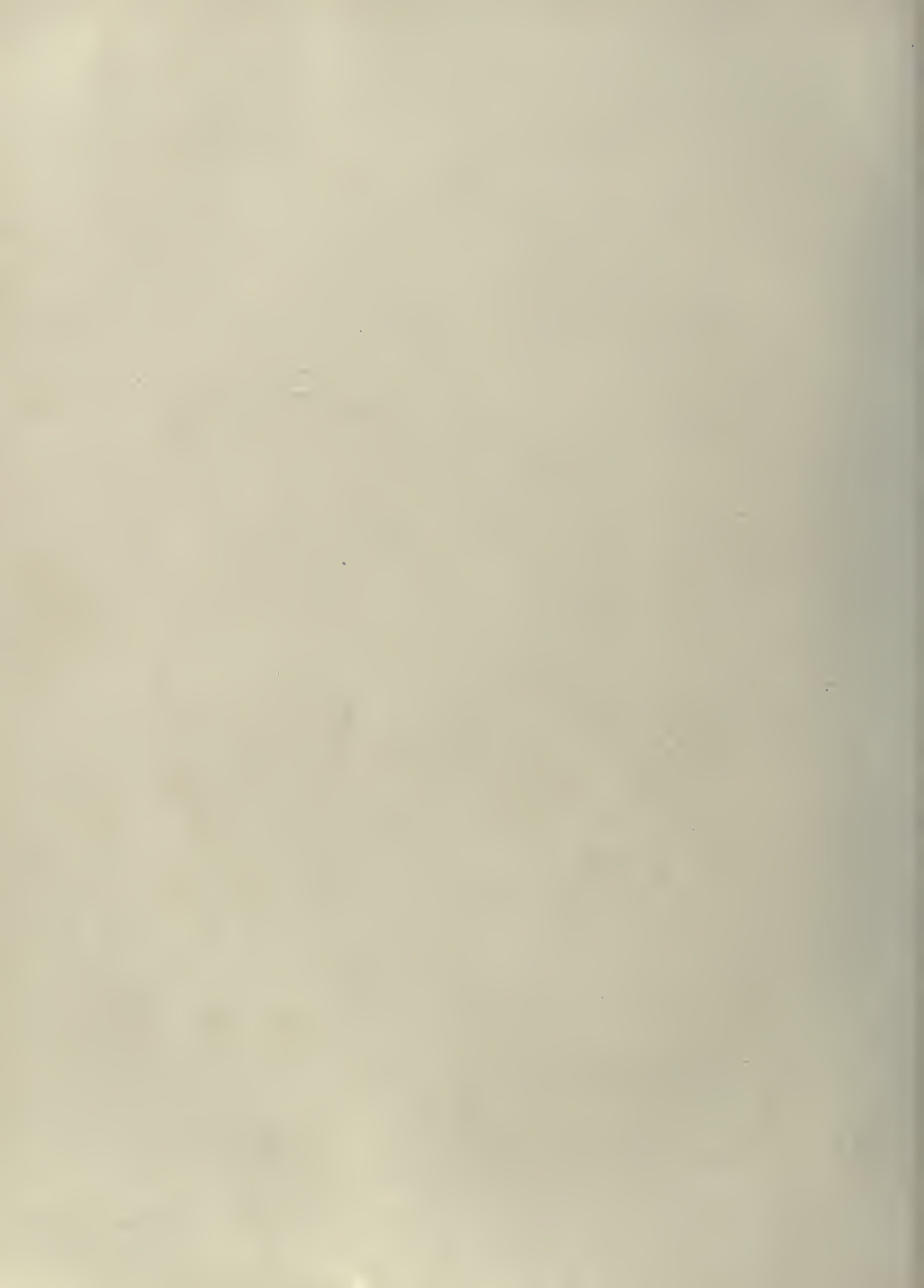


Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

...n 6. September 1813.

...rie-Regiments gegen ein feindliches Karree.

...ssor R. Knötel.



Für die Verbündeten bestanden die großen Schwierigkeiten der Aufgabe darin, wenn der Strom überschritten war, sich auf dem brüchigen, sumpfigen Gelände unter dem Feuer des Feindes zu ordnen und die festungsähnliche Stellung des Feindes zu erstürmen. Mit dieser Aufgabe betraute Blücher den General Yorck. Er wußte, daß er den rechten Mann dazu erwählt hatte.

Der 3. Oktober, ein Sonntag, war für das kühne Unternehmen bestimmt. Trübe und naßkalt war der Tag angebrochen; in der Frühe des Morgens überschritten die Brigaden des Prinzen Karl von Mecklenburg und Steinmetz die Flußübergänge bei Elster. Blücher hielt an einer der Brücken und ließ die Truppen an sich vorbeiziehen. Wieder wirkte die Macht seiner Persönlichkeit. Als



Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz.

er über den Wipfeln der Bäume den Rauch aus den Kaminen von Wartenburg emporsteigen sah, rief er: „Jungens, seht, da backen sich die verfluchten Franzosen Weißbrot zum Frühstück, das wollen wir ihnen wegnehmen, derweilen es noch warm ist!“ Man mußte zunächst einen dicht verwachsenen sumpfigen Wald passieren. Es stellte sich schon jetzt heraus, daß in diesem unwegsamen, mit Wasserlachen durchschnittenen, morastigen Terrain es nur schwer vorwärts zu kommen war, und daß man mit einem Frontangriff auf Wartenburg nicht zum Ziel kommen würde. Mit seinem feinen Sinn für das Terrain fand sich Yorck indessen bald zurecht. Er teilte etwa gegen 9 Uhr die Truppen. Prinz Karl zog unter Führung eines ortskundigen Bauern am linken Elbufer auf das Dorf Bleddin, Oberst Steinmetz gerade durch den Wald. Es galt, den Feind in Wartenburg festzuhalten und zugleich sein Feuer möglichst zum Schweigen zu bringen. Steinmetz hatte sich kaum mit größter Mühe durch den sumpfigen Wald und über die Bruchwiese bis zu dem Dorfe durchgearbeitet, als er von den jenseits des Elbdammes gelegenen „Sandbergen“ aus von einem mörderischen

Feuer überschüttet wurde. Immer klarer wurde es Yorck, daß Wartenburg nur über Bleddin zu erreichen sei. Eine Meldung des Prinzen Karl bestärkte ihn in dieser Annahme. Diesem schickte Yorck sofort Verstärkungen mit der Weisung: „Der linke Flügel unter dem Prinzen Karl von Mecklenburg dringt rasch auf das Dorf Bleddin vor, vertreibt den Feind daraus und sucht mittelst einer Rechtsschwenkung den Feind in seiner rechten Flanke zu umgehen. Die siebente Brigade (Horn) bleibt verdeckt zur Unterstützung des Prinzen Karl von Mecklenburg stehen. Die achte Brigade bildet die Reserve und bleibt an dem Wege stehen, welcher nach den beiden Schiffbrücken führt. Sobald der Prinz von Mecklenburg Bleddin genommen und des Feindes rechten Flügel umgangen hat, greifen die Brigaden Steinmetz und Horn die feindliche Stellung in der Front an, lassen das Dorf Wartenburg durch einige Bataillone stürmen und umgehen dasselbe mit dem übrigen Teile ihrer Truppen an beiden Seiten."

9 Uhr war es, als diese Disposition ausgegeben wurde. Inzwischen hatte der Übergang des übrigen Fußvolkes über die Brücken bei Elster seinen ungestörten Fortgang genommen. In fröhlichster Stimmung, den „Prinzen Eugenius" singend, waren die Truppen hinübergezogen. Von der Kavallerie folgten nur die Mecklenburgischen und die Schwarzen Husaren, ihre Pferde am Zügel über die losen Bretter führend. Wieder stand hier der alte Blücher. Seine begeisternde Persönlichkeit, die hinreißende Art, durch wenige aber treffende Worte die Truppen anzufeuern, zeigten sich hier im besten Lichte. In frohster Laune rief er den Reitern zu: „Husaren! Wer nicht siegt, muß in der Elbe ersaufen; die Brücke lasse ich hinter uns abbrennen!" ein Hinweis, der die alten Husaren, die an nichts weniger als an den Rückzug dachten, fast beleidigt hätte. Unaufhaltsam vollzieht sich unter dem starken Feuer des Feindes der Übergang über den Elbstrom. Die Augen des alten Feldherrn leuchten; immer neue Worte, frisch und unmittelbar aus seiner fröhlichen Soldatenbrust quellend, hat er für die Anrückenden in Bereitschaft: „Nun seht Ihr doch, daß die Kerle es nicht mehr gegen Euch halten können! Geht also man immer druff!" Als dann später die unter Langerons Befehl stehenden Russen die Brücke passieren mußten, rief er ihnen durch einen Dolmetscher ermunternde Worte zu: „Ihr alten Musketiere, Ihr habt Eurem Feind noch nie den Rücken gekehrt . . . Ich werde mich an Eure Spitze setzen, und Ihr sollt die Kerle, die Franzosen, angreifen. Schwerenot! Ich weiß, Ihr werdet ihnen auch heute nicht den Rücken zeigen. Pascholl!"

Inzwischen war es fast 1 Uhr geworden, und die Brigade Steinmetz, die noch immer vor Wartenburg stand, hatte unter dem Feuer der feindlichen Geschütze furchtbar gelitten. Aber jetzt kam Luft. Der Angriff begann auf der ganzen Linie. Prinz Karl stürmt gegen Bleddin, Horn sofort über die „kleine Streng", einen toten Flußarm, gegen den Damm des „Sauangers" vor; Steinmetz, aufatmend, dringt von neuem mit verdoppelter Kraft auf Wartenburg vor. Der Kampf wurde auf beiden Seiten mit fast gleichen Kräften — etwa 12000 Mann — geführt (ein Teil des Yorckschen Korps war gar nicht zur Verwendung gekommen). Prinz Karl hatte bei Bleddin den ersten Erfolg. Leicht war er ihm nicht geworden. Erst der vierte Sturm war geglückt; Württemberger waren es hier, die ihr Blut in anerkennenswerter Tapferkeit für den fremden Eroberer verspritzten; erst nach völliger Erschöpfung gaben sie den Kampf auf. 2 Uhr nachmittags ist das Dorf in den Händen der Preußen. Bis Globig werden die Franzosen zurückgeworfen, von der Infanterie des Prinzen Karl hart verfolgt. Kaum ist dem Prinzen die heiße Arbeit gelungen, als er sich rechts gegen Wartenburg wendet, um den Feind im Rücken zu fassen.

Schlimmer sah es beim Sauanger aus. Die Stellung des Feindes war hier viel fester. Der Damm war stark mit feindlicher Artillerie besetzt. Ein Teil der Stellung war durch ein breites Wasser gedeckt und durch morastige Verbindungsgräben geschützt. Hier sollte nach Yorcks

Befehl der entscheidende Angriff durch die Brigade Horn stattfinden. „Horn, jetzt ist es Zeit", ruft Yorck, und der brave Horn formiert die Sturmkolonnen. Voran das zweite Bataillon vom Leibregiment, dann die Löwenberger Landwehr (Graf Reichenbach), zuletzt das erste Bataillon des Leibregimentes. Sie sollen den Damm erobern und das Dorf umgehen. Aber ein vernichtender Kugelregen empfängt sie. Je näher sie kommen, desto größer das Verderben. Aber unaufhaltsam rücken sie vor. So ging es durch die Obstanlagen, und mancher brach sich im Vorübergehen noch eine Pflaume vom Baume, vielleicht die letzte in seinem Leben. Jetzt sind sie beim Graben angelangt. Hier werden sie mit Kartätschen überschüttet. Horn redet seine Landwehrmänner in Blücherscher Manier an: „Seht, dort rückt das Bataillon des Leibregimentes in den Feind! Die wollen was Besseres sein als Ihr?" „Nein, nein, wir sind so gut wie sie!" antworten die Landwehrmänner, und gleichzeitig mit den anderen sitzen sie dem Feinde an der Kehle. „Es war ein



General Heinrich Wilhelm von Horn.

rührender Anblick", schreibt später Gneisenau an Hardenberg,*) „diese braven armen Leute zu sehen, wie sie in dürftigster Kleidung, von Krankheit und Strapazen erschöpft, sich in den Kugelregen stürzen." Mit ihnen wetteifern die Offiziere von der Landwehr. Oberst Graf Herzberg und Major von Sommerfeld fallen. 400 Mann von der Leibkompagnie sind schon dahin. Auch der brave Horn stürzt; ein Pferd ist ihm unter dem Leibe erschossen.

„Herr Jesus, da ist der Herr General gefallen!" ruft sein Adjutant. „Hat sich was zu Herr Jesussen!" ruft der Alte. „Helft mir vom Pferde!" Rasch arbeitet er sich hervor, ergreift das Gewehr eines Musketiers und ruft: „Dem Dinge da muß ein Ende gemacht werden! Ein Hundsfott, wer noch schießt! Zur Attacke, Gewehr rechts!" General Horn voran, durchwatete das Bataillon den vorliegenden Morast und erstieg den Wall. Die Löwenberger Landwehr folgte, die Reste des Leibfüsilierbataillons hatten sich angeschlossen. Die feindlichen Tirailleurs eilten von dannen, die hinter ihnen stehenden fünf Bataillone, Italiener, machten Kehrt. Ein zweiter buschiger Wall, 500 Schritt weiter, konnte ihnen Schutz gewähren, aber die Tirailleurs unter Hauptmann Holleben ließen ihnen keine Zeit, sich zu ermannen; man sah einen General sich vergeblich bemühen,

*) Gneisenau an Hardenberg, Pertz III, 415.

die Leute zu halten; nicht einmal die Kanone, die bei ihnen gestanden, retteten sie. Schon hatte auch Oberst Welzien mit seinen beiden Landwehrbataillonen, den Graben „bis an den Gürtel im Wasser" durchwatend, den Damm erstiegen.*)

Auch Steinmetz, die günstige Wendung des Gefechtes benutzend, war zu gleicher Zeit vorgegangen. Major Mumm mit der Breslauer Landwehr erstieg zuerst den Wall und drang in Wartenburg ein. Die anderen Bataillone folgten. Auf dem Weinberge hinter Wartenburg sucht der Feind von neuem Posto zu fassen. Da plötzlich — ein seltsames Schauspiel — die großen Türen einer ganzen Reihe von Scheunen, in denen Steinmetz seine Truppen geordnet hatte, öffnen



Angriff des zweiten Bataillons des Leibregiments unter General von Horn bei Wartenburg. 3. Oktober 1813.

sich, und aus den friedlichen Kornbehältern rücken geschlossen seine braven Truppen heraus. Für den Feind war nun kein Halten mehr. Den Angriff gar nicht abwartend, sieht man ihn bald über die Wiesen hinter dem Weinberge davoneilen, von den Zwölfpfündern der Hornschen Brigade eifrig beschossen.

Schon sprengen von Globig die Mecklenburger Husaren daher, reiten in die abziehenden Kolonnen hinein, holen vier Geschütze und mehrere Pulverwagen heraus. Prinz Karl, der heldenmütige Bruder der Königin Luise, immer an der Spitze, ist mit seinen Reitern plötzlich mitten unter den Italienern der Division Fontanelli. Feig genug benehmen sie sich. „A bas les fusils!" „Nieder mit den Gewehren!" ruft man ihnen zu, und sie werfen sie fort und lassen sich wehrlos gefangen nehmen. Nur an Kavallerie fehlt es, um die Vernichtung des Feindes zu einer völligen

*) Droysen. Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg.

zu machen. Trotzdem waren die Trophäen des Tages überwältigend groß. 11 Geschütze, 70 Munitions- und andere Wagen, gegen 1000 Gefangene war die Beute des Siegers, der, diesmal nur aus Preußen bestehend, ohne alle russische Mitwirkung einen an Zahl überlegenen Feind unter den schwierigsten Umständen geworfen hatte; gaben doch gefangene französische Stabsoffiziere die Stärke des Korps Bertrands selber auf 23000 bis 26000 Mann an.

Der Sieg von Wartenburg war eine ureigne Tat des alten „Isegrimm". „Dies Gefecht", heißt es in einem Tagebuche aus Yorcks Umgebung, „ist die schönste Kriegstat des Yorckschen Korps in dieser Kampagne und nur das Gefecht von Weißig kann ihm zur Seite gestellt werden." Gleich diesem, so lautet eine treffliche Charakteristik des Biographen Yorcks, trägt es jenes eigentümliche Yorcksche Gepräge der Ausdauer und bohrenden Zähigkeit: es ist nicht irgend ein Handstreich, eine geistreiche Wendung, ein keck gewagter Versuch auf den niedrig geschätzten Mut oder Verstand des Gegners, womit man zum Ziele gelangt; es gilt möglichst sicher zu gehen, und wenn auch mit mehr Mühe und größerem Opfer des Erfolges gewiß zu sein. Man geht behutsam tastend vor, dann faßt man an, beißt sich in den Feind ein, hält ihn zäh fest, drückt und zerrt und schüttelt ihn da und dort und überall, bis er mürbe ist, dann gibt man ihm den sicheren letzten Stoß. Zu dieser Art des Kampfes muß der Führer völlig kalten Blutes, eisernen Willens, zähester Spannkraft sein, muß er sich auf seine Truppen völlig verlassen können, sie müssen ganz in seiner Hand sein.

Der Tag von Wartenburg war vor allem ein Ehrentag für die schlesische Landwehr. Von allen Seiten erteilte man ihr das Lob, daß sie sich „wie alte Grenadierbataillone geschlagen habe." Bewundernd sagte Yorck, der mit seinem Lobe sonst karg war: „Nun hat die schlesische Landwehr auch mit allen Ehren das große Examen bestanden." Vor allen anderen zeichnete er aber das zweite Bataillon des Leibregimentes aus, das unter der Führung Horns zuerst den Wall erstiegen. Als nach beendetem Kampfe die Truppen an Yorck vorüber ins Lager rückten und ihren Kommandeur laut begrüßten, da fragte er, als jene Braven an ihm vorüberzogen: „Ist das das zweite Bataillon vom Leibregiment?" „Ja!" rief ein Soldat vom rechten Flügel des ersten Zuges. Da nahm Yorck die Mütze ab, und das ganze Gefolge tat ein Gleiches. Entblößten Hauptes standen sie, bis der letzte Zug des Bataillons vorüber war, in ihrer Stummheit die tiefergreifendste, vielsagendste Lobrede, die je ein Feldherr gehalten hat. Dem sonst so wortkargen Yorck flossen nach der Schlacht förmlich die Lippen über voll Bewunderung für die Taten seines Korps. Zu Horn sagte er: „Mein Gott, Horn, was sind Sie für ein Mann; gegen Sie ist Bayard ja ein reiner Lump gewesen." Und in seinem Bericht an den König heißt es: „Das Landwehrregiment Nr. 5 hat sich mit außerordentlicher Bravour und Kontenance geschlagen;" er nennt die Landwehrbataillone Mumm, Seydlitz und Walther als solche, „die sich an diesem Tage besonders ausgezeichnet haben." Überhaupt hatte die Brigade Steinmetz am meisten gelitten. Freilich war es dann Yorcks Art, neben dem Loben auch zu schelten. Oberst Steinmetz habe nicht so heftig vorgehen, seine Leute mehr schonen müssen; aber in seinem Bericht an den König spricht sich unverhohlen seine Bewunderung des Trefflichen aus: „Oberst Steinmetz hat an diesem Tage den schwersten Posten mit der ihm eigentümlichen Kaltblütigkeit behauptet; mit seiner Brigade gegen das durch Wall, Morast und Verhau unangreifbare Wartenburg gestellt, bot er hier dem Feinde während eines achtstündigen Gefechtes die Spitze, und nur hierdurch wurde es möglich, das Dorf von Bleddin aus zu umgehen, indem der Feind seine Kräfte gegen den Oberst Steinmetz konzentrierte."

Von kriegsgeschichtlichem Interesse ist der Brief, den Gneisenau, der eigentliche geistige Urheber des Überganges, an den Staatskanzler Hardenberg darüber schreibt: „Am 3. dieses Monats haben wir unsern Elbübergang mit gewaltsamer Hand gemacht. Der Feind hatte eine fast unüber-

windliche Stellung inne. Der Entwurf war, ihn von vorn zu beschäftigen, mit dem eigentlichen Angriff das feste Dorf zu umgehen, und solches dann von hinten anzugreifen. Die Tapferkeit der Truppen riß aber diese in dem Gefecht fort, und nach einem sechsstündigen heftigen Gefecht erstürmten sie endlich das Dorf fast auf dessen stärkster Seite. Die Landwehren spielten hierbei mit die vorzüglichste Rolle, namentlich das Bataillon Sommerfeld aus dem Hirschberger Kreise, größtenteils aus Leinwebern bestehend. So bilden sich jetzt die jungen Truppen zum Krieg aus!"

Auch Blüchers Urteil über Yorck interessiert uns hier. Er konnte den alten Isegrimm nicht besser zeichnen als mit den Worten: „Der Schwerenöter Yorck ist schwer ins Feuer zu bringen; aber hab' ich ihn einmal drin, so ist keiner besser als er."

Noch an demselben Abend aber gab Blücher, der immer die Taten der anderen höher anschlug als die seinen, eine herrliche Probe seines hohen Sinnes. Er hatte mit den Offizieren seines Stabes in dem großen Saale des Schlosses Hohenthal Quartier genommen. „Der Wein war vortrefflich, das Gespräch belebt", so berichtet ein Teilnehmer; „da nahm gegen den Schluß der Tafel das ganze feierliche Mahl eine bedeutende Wendung; es verwandelte sich durch den greisen Feldherrn in ein Trauermahl zum Andenken an den verstorbenen Scharnhorst. Blücher erhob sich und sprach etwa folgendes: „Wir haben gottlob einen guten Schritt zur Befreiung des Vaterlandes getan, aber der das beste dazu getan hat, ist nicht mehr unter uns. Ich bin nur wie ein Handwerker, der die aufgegebene Arbeit geleistet hat; aber wer alles so zubereitet hat, daß wir hier alle zusammen zum Erfolge miteinander wirken konnten, das ist" — er zog den Leutnant von Scharnhorst zu sich — „Ihr Vater. Blicke herab, verklärter Geist unseres Scharnhorsts, und vernimm es, wie wir alle in die Hand deines Sohnes geloben, dir nachzueifern in Wort und Tat, bis daß wir das deutsche Vaterland von den Feinden und Unterdrückern befreit und den preußischen Namen wieder zu Ehren gebracht haben!"





# XV. Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Mit dem Übergang der Schlesischen Armee über die Elbe bei Wartenburg war der Krieg in die entscheidende Krisis eingetreten. Yorck hatte mit seinem Korps dem Schlesischen Heere und den übrigen Armeen die Bahn gebrochen, welche sie auf die Gefilde von Leipzig führte. Es kam nun darauf an, daß die Bewegungen der übrigen Korps so erfolgten, wie Blücher und Gneisenau sie in ihren Plänen vorhergesehen. Diese Bewegungen ließen allerdings viel zu wünschen übrig. Langsam und schwerfällig hatte die große Böhmische Armee die Pässe des Erzgebirges überschritten, um dann nordwestwärts in die sächsische Ebene hinabzusteigen. Und auch hinsichtlich des Verhaltens Bernadottes mußten die Führer der Schlesischen Armee nicht ohne Grund mit schwerem Mißtrauen erfüllt sein. Zwar war er mit seiner Nordarmee am 4. und 5. Oktober bei Roßlau und Aken nördlich Dessau über die Elbe gegangen; aber bei seiner zögernden, nur dem eigenen Nutzen dienenden Kriegsführung und seinem unberechenbaren Charakter hielt man es doch für notwendig, sich mit ihm über die nächsten Schritte zu vereinbaren.

Als Grundlage für die weiteren Verständigungen sollte eine Denkschrift Gneisenaus dienen, die dieser schon am 5. Oktober entworfen. Als Zielpunkt der entscheidenden Operationen war Leipzig gedacht. Napoleon vermutete man mit seiner Hauptmacht noch in der Nähe von Dresden; die Böhmische Armee war nach den letzten Nachrichten bis Chemnitz und Altenburg vorgedrungen, also schon näher an Leipzig als Napoleon. So schien es also möglich, sich dort vor dem Eintreffen des Kaisers mit ihr zu vereinigen. Zu gemeinsamem Vorgehen mußte man aber vor allen Dingen des Führers der Nordarmee sicher sein. Wider alles Erwarten schien der Kronprinz von Schweden

diesmal einer Verständigung geneigt. Er selber schlug eine Zusammenkunft vor, die am 7. Oktober zu Mühlbeck an der Mulde in Anwesenheit Müfflings stattfand. Der gewandte Gascogner zeigte dabei ganz das Benehmen früherer Tage. Freundlich über alle Maßen, wie Müffling erzählt, fiel er Blücher wiederholt um den Hals, nannte ihn seinen „cher frère d'armes", seinen lieben Waffenbruder, und ging auf alle seine Vorschläge mit einem bereitwilligen: „Nous sommes d'accord"*) ein.

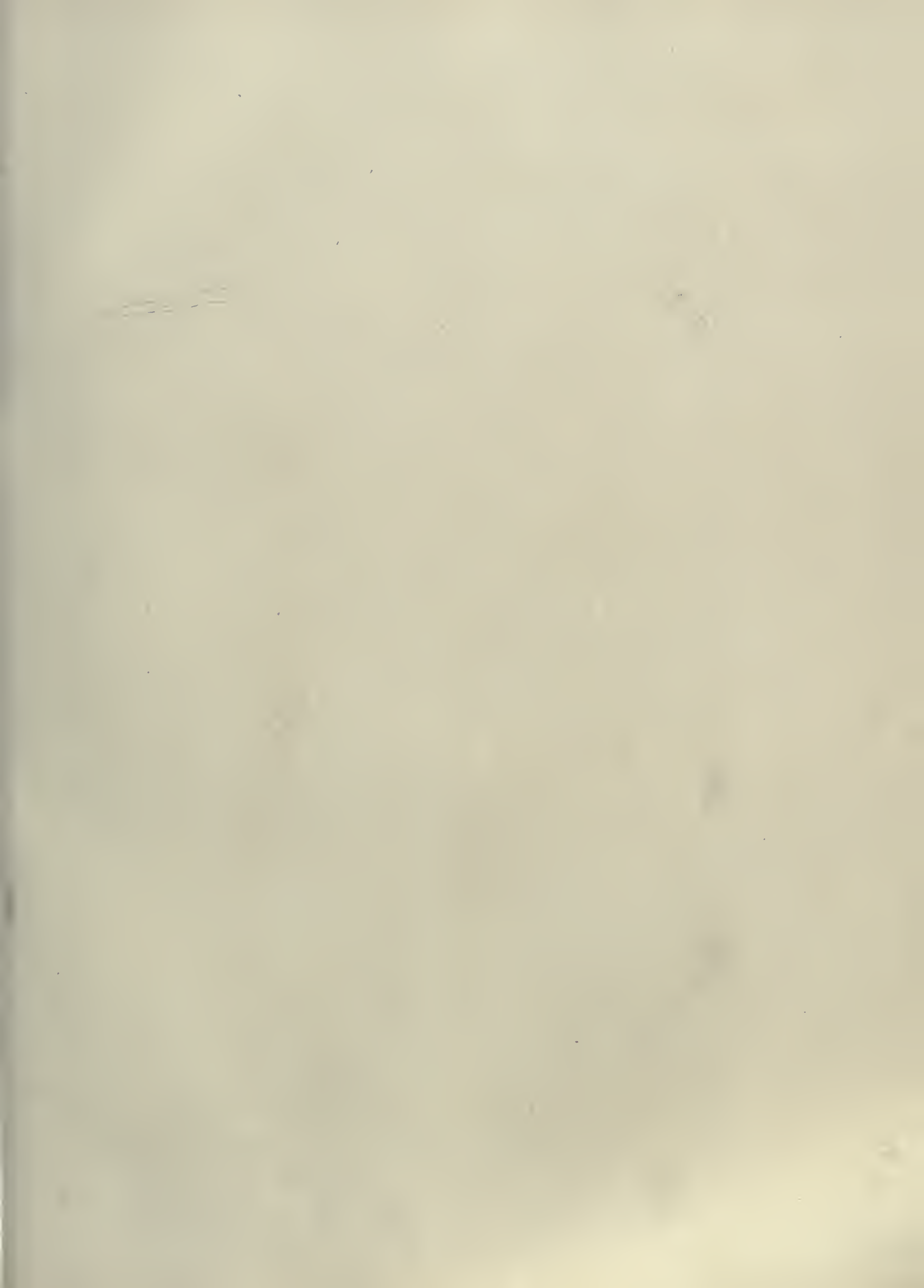
Aber man sollte bald sehen, wie er sein Versprechen ausführte. Schon im Laufe des 8. Oktober waren Nachrichten eingelaufen, daß große feindliche Streitmassen von Dresden her gegen Wurzen im Anzuge seien. Es schien unzweifelhaft, daß Napoleon beabsichtigte, sich auf die Schlesische und Nordarmee zu werfen, bevor ihre Vereinigung mit der Böhmischen möglich geworden war. Man hatte sich in dieser Annahme nicht getäuscht.

Napoleon hatte zum Schutze Dresdens vorläufig Marschall Gouvion Saint-Cyr zurückgelassen. Die Nacht vom 6. auf den 7. Oktober war die letzte, die der stolze Mann im Marcolinischen Palast, wo er so manchen Triumph gefeiert, verbrachte. Kaum war ein wenig Schlaf in seine Augen gekommen. Dem König von Sachsen gab er die Weisung, ihm am folgenden Tage mit seinen Sachsen in der Richtung auf Leipzig zu folgen. Dann läßt ihm sein weiteres Schicksal keine Ruhe. Beim Schein von 20 Wachskerzen arbeitete er, bis der Morgen graut, in seinem Kabinett. Die überreizten Nerven stärkt er durch ein kaltes Bad. Bald darauf bricht er nach Meißen auf, hinter ihm sein Opferlamm, der willenlose Friedrich August.

Zwar ist die Lage des Imperators furchtbar bedroht, aber er ist noch niemals der Mann gewesen, der in solchen Situationen den Kopf verloren. Seine Kräfte wachsen mit der Gefahr. Noch in Meißen schreibt er an Gouvion Saint-Cyr: „J'ai l'espérance d'attirer l'ennemi à une bataille" (Ich hoffe den Feind zu einer Schlacht heranzulocken). Der Feind war Blücher. Und seinem getreuen Daru diktierte er zu dem Zwecke, es als Bulletin verwendet zu sehen: „Ich werde eine Schlacht liefern. Werde ich sie verlieren, so lasse ich Dresden räumen; die Kanonen werden vernagelt, die Lafetten zertrümmert, die Blockhäuser verbrannt. Da ich aber die Schlacht gewinnen werde, bleibt Dresden der Mittelpunkt meiner Operationen."

Schon am 2. Oktober hatte Napoleon bei Wurzen an der Mulde den größten Teil seiner Armee versammelt. Am 9. war er in Eilenburg und bald darauf auf dem Marsche nach Düben, begierig auf den Gegner zu treffen. Noch am Nachmittag desselben Tages war der Vortrab der französischen Kavallerie in Düben eingetroffen; aber Napoleon erlitt hier eine schmerzliche Enttäuschung. Der Feind, den er hier tödlich zu treffen gedachte, hatte das rechte Muldeufer geräumt und war ihm über die untere Mulde ausgewichen. Er konnte sich dafür beim Kronprinzen von Schweden bedanken. Dieser hatte gar nicht daran gedacht, den drohenden Stoß seines ehemaligen Waffengenossen hier zu erwarten, und da Blücher ohne die Nordarmee einer erdrückenden Übermacht gegenübergestanden hätte, hatte er sich entschlossen, der Schlacht auszuweichen. Mit Gneisenau war Blücher dann übereingekommen, vor einem überlegenen Stoße des Kaisers auf Wartenburg auszubiegen. In diesem von der Natur geschützten und stark verschanzten Lager, das Gneisenau für ungemein fest hielt, wollten sie eine Verteidigungsschlacht annehmen, während die Nordarmee den Franzosen in Flanke und Rücken fallen sollte. Zuvor aber wollte man sich doch des festen Einverständnisses des Kronprinzen von Schweden sichern, auf den man nie mit Sicherheit rechnen konnte. Blücher vollends hatte nichts für ihn übrig. „Man kann sich ja auf den welschen Sakramenter, den Bernadotte, von dem man nicht recht weiß, ob er ein Jud' oder ein Zigeuner, nicht verlassen. Hat aber der Hundsfott Mucken und tut wieder nichts, so können wir in dem Dreck-

*) „Wir sind einig."





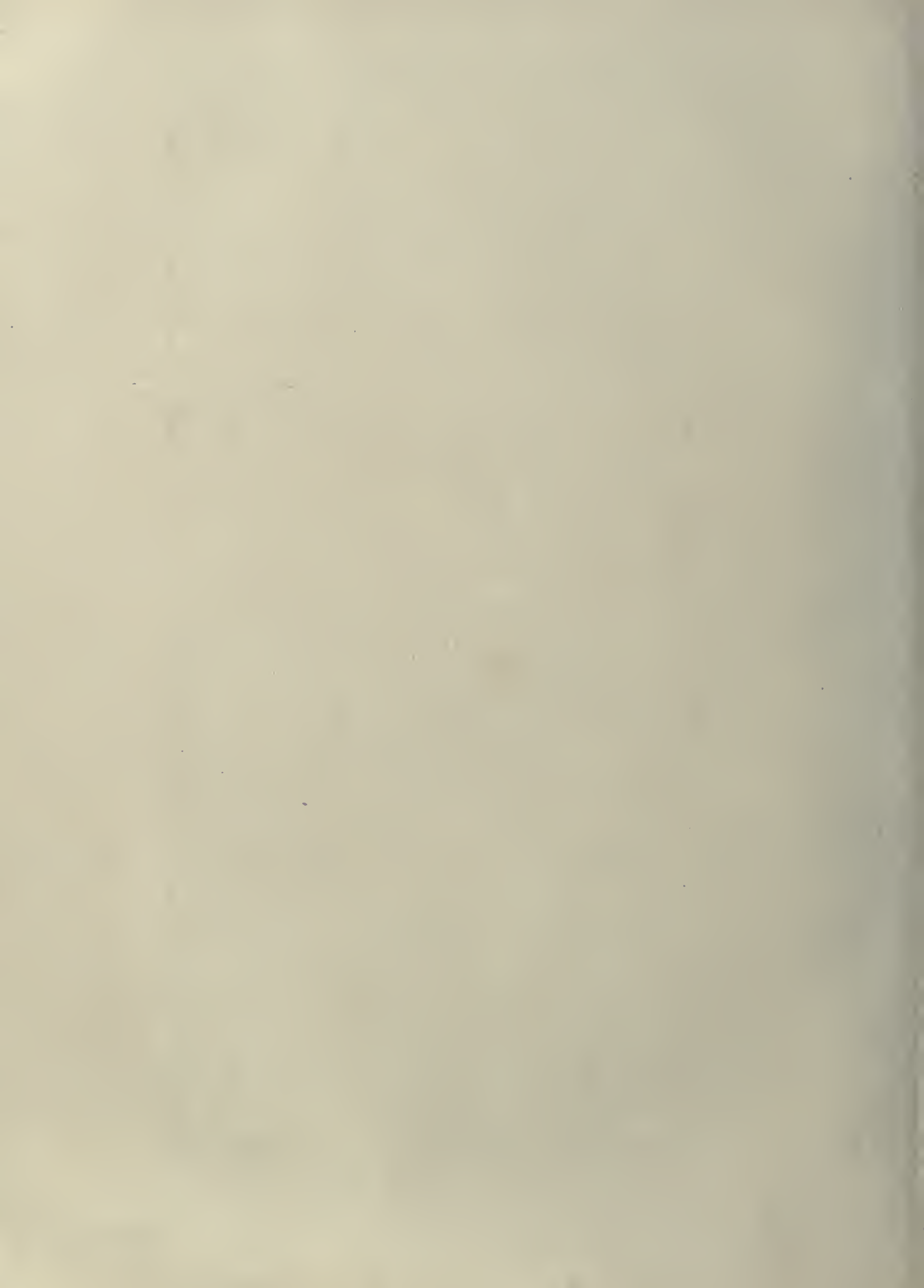



Bei Wartenburg

General Yorck ehrt das tapfere 2. Bataillon

Original von P





loch, in dem Wartenburg, mit der Elbe im Rücken und zwischen all den Sümpfen, wo keine Kavallerie attackieren kann, recht in die Sch... gasse kommen!" „Wohl wahr", beschwichtigte Gneisenau; „wollen aber den feinen Einfädeler, den Rühle, zu ihm senden. Der weiß schon, wie man den Mann anfassen muß, und wird ihn herankriegen."*)

So wurde denn der für solche Sendungen ganz besonders geeignete Adjutant Blüchers, Major Rühle von Lilienstern, ins Hauptquartier des Kronprinzen geschickt. Aber er fand diesen im höchsten Grade abgeneigt, zu einer Schlacht mit Napoleon die Hand zu bieten; auch die Verschanzung an der Elstermündung bei Wartenburg schien ihm nicht sicher genug. In der gegenwärtigen Lage sei nichts anderes zu tun, als die Streitkräfte Napoleons festzuhalten, bis die Böhmische Armee heran sei. Das Beste sei deswegen ein Rückzug über die Elbe. Hierauf erwiderte Rühle: „Königliche Hoheit, der General Blücher wird unter keiner Bedingung über die Elbe zurückgehen." „Warum denn nicht?" — „Weil er der Blücher ist". — „Aber was wird er denn, von meiner Armee getrennt und auf sich selbst angewiesen, tun?" — „Er weicht dem Stoße Napoleons aus, indem er über die Saale geht." — „Über die Saale? Über die Saale? Eh bien, ich gehe gleichfalls über die Saale, und wenn uns der Empereur folgt, so gehen wir unterhalb Magdeburgs über die Elbe und decken Berlin." „Monseigneur", sagte Rühle, „über die Elbe geht Blücher in keinem Falle zurück, auch wenn die Nordarmee ihn an der Saale verlassen sollte." — „Ei, was könnte er denn anderes tun?" — „Er kann und wird die Saale aufwärts ziehen, um eine Vereinigung mit der Hauptarmee zu suchen." — „Aber das hieße ja gegen alle Regeln der Kriegskunst sündigen. Und was würde aus dem schutzlosen Berlin?" — „Nun, ist Moskau verbrannt worden, so kann man auch Berlin preisgeben,**) erwiderte Rühle, dem es gewiß verwunderlich war, den Mann sich hier plötzlich als den Schützer Berlins aufspielen zu sehen, der zweimal die Hauptstadt schnöde preisgegeben hatte.

Der Kronprinz war schließlich zu weiter nichts zu bewegen, als zu dem Doppelvorschlage, entweder über die Elbe zurückzugehen oder auf das linke Saaleufer auszuweichen. Da Blücher die Nordarmee auf keinen Fall entbehren konnte, wählte er von beiden Vorschlägen den ihm genehmeren, über die Saale zu gehen und sich dort vereint aufzustellen. Dieser Entschluß gehörte, wie Gneisenau selbst bekundet, zu den allerungewöhnlichsten des ganzen Feldzuges. Um zu einem großen Schlage auszuholen, gab man die eigene Verbindung, ja selbst die Hauptstadt preis; dafür aber, so folgerte Gneisenau bei seinen Beratungen im Hauptquartier, „umspinne man den Feind und nähere sich den Verbindungen mit der Böhmischen Hauptarmee, auf deren Zusammenwirken bei Leipzig man doch vor allem nicht verzichten könnte."

Unendliche Schwierigkeiten hatten alle diese Unterhandlungen Blücher und Gneisenau gekostet. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß gerade diese vorbereitenden, mühseligen und oft so verdrießlichen Vorbereitungsarbeiten zu den allerverdienstlichsten im Leben der beiden Helden gehörten. Was hatten sie nicht alles getan, um den Kronprinzen von Schweden über die Elbe zu bringen, und nun sie ihn endlich soweit hatten, welche unendliche Mühe kostete es, ihn hier festzuhalten! Fortwährend wand und mühte er sich, dem großen Gegner, seinem ehemaligen Waffengefährten, sich zu entwinden. Immer wieder wollte er sich eine Verbindung mit der Elbe sichern. So hatte er auch Blüchers Vorschlag, seine Nordarmee bei Halle über die Saale zu führen und an der rechten Seite der Schlesischen Armee Fühlung mit dieser zu gewinnen, abgelehnt; er wollte den Übergang bei Bernburg ausführen. Schließlich einigte man sich auf Wettin. Dort angekommen, erfuhr aber

*) Johannes Scherr, Blücher III, 235.

**) Ebendas. III, 236.

Blücher zu seiner größten Entrüstung, daß Bernadotte sein tags vorher gegebenes Versprechen, zwei Brücken schlagen zu lassen, nicht gehalten habe. Empört rief er aus: „Der Hundsfott soll warten, bis ich mich wieder seinen Wünschen anbequeme! Wir wollen uns fürder nur auf unsere eigenen Kräfte verlassen und dem Kerl von Franzosen nur noch unsere Beschlüsse mitteilen. Hol ihn der Teufel!"

Nun gab Blücher den Marsch auf Wettin auf und beschloß, wie ursprünglich, bei Halle über die Saale zu gehen. Am Abend des 11. Oktober rückten die Yorckschen in Halle ein, die alte treue preußische Stadt, welche in den wechselreichen Kriegsjahren der Unglückszeit Preußens so oft den dröhnenden Schritt der Regimenter, den Hufschlag der Rosse in ihren Mauern gehört, die einem Schill und Herzog Öls Blumen gestreut und nun in fröhlicher Hoffnung Blücher als ihren Befreier begrüßte. Sie konnte sich auch heute in ihrer Begeisterung nicht genug tun. Bald aber begann der Jammer mit dem Kronprinzen von Schweden von neuem. Am 13. Oktober traf aus Bernadottes Hauptquartier ein Eilbote, der englische General Stewart, mit der Nachricht ein, Napoleon nähere sich in sehr bedenklicher Weise seinem Heere; die Schlesische Armee möge ihn nicht im Stiche lassen. Die inzwischen aufgetauchten Gerüchte, Napoleon wolle über Wittenberg auf Berlin oder wohl gar auf Stralsund vorgehen, brachten den gascognischen Helden völlig aus dem Häuschen; er fürchtete für sein Königreich jenseits der Ostsee und forderte Blücher allen Ernstes auf, bei Aken mit ihm über das rechte Elbufer zurückzugehen, sich dabei auf eine Zusage Alexanders berufend, die Blücher in gewissen Fällen unter Bernadottes Befehl stellte.

Das war dem alten Helden denn doch ein wenig zu stark. „Millionen Schock Donnerwetter!" so fluchte er sich seinen Ärger von der Leber herunter. „Die Pestilenz soll dem welschen Kerl von Hasenfuß in die Kaldaunen fahren! Ich unter dem Befehl des Zigeuners stehen? Bedank mich schön! Möchte einer da nicht geradezu des Teufels werden? Aber warte, Musje, sollst Deine Antwort kriegen!" Und er erhielt diese Antwort, allerdings nicht in dem Blücherschen Kerndeutsch, sondern in „müfflingisch-glatten" Ausdrücken. Man sollte sehen, daß der gewandte Gascogner mit seiner ganzen Schlauheit und Hinterhältigkeit der Husarenlist eines Blücher und der geistigen Überlegenheit eines Gneisenau nicht gewachsen war. Man antworte ihm „trocken und ernst", daß die Schlesische Armee durch seinen Abmarsch die Verbindung mit der Elbe verliere. Es bleibe Blücher also dann nur übrig, sich der Böhmischen Armee anzuschließen. Diese deutliche Absage, die ihn zu isolieren drohte, wirkte, noch mehr die Nachricht von Napoleons Marsch auf Leipzig. Er ließ sich umstimmen und den Entschluß abringen, sich am 15. mit der Schlesischen Armee zu vereinigen. Durch diese List hatte man den Kronprinzen aufs andere Elbufer mit fortgerissen; er konnte jetzt nicht mehr zurück. Im Hauptquartier Blüchers zu Halle jubelte man mit Recht über diesen „Coup".

Freilich mußte Bernadotte auch wieder zu den nunmehr beginnenden großen Begebenheiten fast bei den Haaren herbeigezogen werden. Obwohl er von Schwarzenberg die Anweisung zu einer großen Schlacht erhalten, machte er in Halle am 15. wieder einen längeren Aufenthalt. Alles deutete darauf hin, daß er vermeiden wollte, an der Schlacht teilzunehmen. Wir werden sehen, daß selbst der Kanonendonner von Möckern am 16. Oktober ihn nicht auf das Schlachtfeld zu ziehen imstande war, und daß er erst am Abend dieses ereignisreichen Tages bei Taucha und Breitenfeld wie eine Schnecke anlangte.

Während so von allen Seiten das furchtbare Netz sich zusammenzog, in welches man das Edelwild, den großen Schlachtenkaiser, fangen wollte, hatte dieser selbst drei schreckliche Tage verlebt. Kein Mißerfolg, keine Niederlage hatte den Gewaltigen je so verstimmen können, wie der Gedanke, daß sich der Gegner, den er in einer Schlacht vernichten wollte, sich eben dieser Schlacht aus Klugheit entzogen hatte. So war es ihm damals bei Löwenberg, so war es ihm hier wieder

mit Blücher bei Düben gegangen. Mißmutig, in einem Winkel seines Wagens zusammengekauert, finster vor sich hinbrütend, wie es seine Art war, wenn es in seinem Innern revoltierte, war er am 10. in Düben eingetroffen. Dann war es wie eine Lethargie über ihn gekommen. Stundenlang saß er — so sah ihn Odeleben — in dem alten Schlosse zu Düben an einem großen Tische, nach Kinderart einen vor ihm liegenden Bogen Papier mit großen Frakturbuchstaben vollmalend. Untätig saßen seine Getreuen in den Ecken des Vorzimmers und warteten auf Befehle. Aber er kann sie nicht erteilen. Vergebens wartet er von Stunde zu Stunde auf sichere Nachrichten von Blüchers und Bernadottes Rückzug über die Elbe. Am 12. erfährt er fast mit Gewißheit den Anmarsch der Böhmischen Armee auf Leipzig. Wenn nur wenigstens Bernadotte wieder über die Elbe zurückgegangen ist! Er hatte darüber nur unbestimmte Nachrichten. Aber was man wünscht, das hofft man. „Wenn die Nachricht sich bestätigt", schreibt er am Mittag desselben Tages, „dann bin ich 40—50000 Feinde los und werde mich mit meiner ganzen Armee nach Leipzig ziehen und dem Feinde eine Schlacht liefern." Zwar erhält er noch im Laufe des 13. die sichere Nachricht, daß Blücher nicht über die Elbe, sondern über die Saale gegangen sei, um der Vereinigung mit Schwarzenberg näher zu sein; aber gerade der Umstand, daß von Bernadotte keine Nachrichten eingegangen waren, bestärkt ihn in der Annahme, daß dieser hinter die Elbe zurückgewichen sei. Das war es ja, was er wünschte, und so befahl er den eiligen Aufbruch nach Leipzig.

Freilich, seine Getreuen waren mit diesem Entschlusse nicht einverstanden gewesen. Der Ingenieur-General Rogniat hielt mit seiner Meinung nicht zurück, daß schon seit einigen Tagen die Unternehmungen der Franzosen auf dem rechten Elbufer stockten; er läßt in seinen Ratschlägen dem Imperator keinen Zweifel darüber, daß es ratsamer sei, so schnell wie möglich über Magdeburg gegen den Rhein hin aufzubrechen, um die Verbindung mit Frankreich zu sichern, als eine Entscheidungsschlacht bei Leipzig anzunehmen. Aber da kam er bei dem Schlachtenkaiser schön an! Sein Stolz verschmähte die noch offene Rückzugslinie nach dem Rheine. Wie eine Fliege an dem Honig, so klebte er an dem armseligen, ausgesogenen Sachsenlande fest, das er als Operationsbasis nun einmal nicht aufgeben wollte. Auch der Rat Marmonts geht dahin, die Entscheidungsschlacht unter den Mauern Leipzigs abzulehnen. Aber in trotziger Verblendung ruft Napoleon, als habe er das Schicksal Europas noch immer unbestritten in den Händen: „Ich werde nur so lange schlagen, als es mir beliebt; die Verbündeten werden nie wagen, mich dort anzugreifen."*) Dann rechnet er dem Marschall die Streitkräfte vor, die nach seiner Meinung ihm zur Verfügung ständen. Immer noch gebot er über ein Heer in der gewaltigen Stärke von 190000 Mann; waren auch darunter etwa 30000 Mann, die zur Zeit weniger verläßlich schienen (Italiener, Deutsche, Spanier), so blieb doch nach Abzug dieser 30000 Mann noch immer die ansehnliche Zahl von 160000 Franzosen, alle in seiner einen machtvollen, glücklichen Hand vereint, alle erfüllt von blinder, abgöttischer Verehrung, von starkem, hingebendem Vertrauen auf seine einzige, geniale, sieggewohnte Leitung. Und er war ja diesmal bei ihnen; er selbst wollte ja die Schlacht leiten, er, den noch kein Sterblicher besiegt in seiner langen, glänzenden, mit unerhörten Erfolgen gekrönten Feldherrnlaufbahn. Welcher armselige Sohn unter der Sonne wollte es wagen, ihn, den unbesiegten, mit tausend Erfahrungen ausgerüsteten, mit seiner genialen Feldherrneinsicht turmhoch über seinen Gegnern stehenden Schlachtenkaiser an der Spitze eines Heeres von 160000 mit abergläubischem Vertrauen an ihm hängenden Kriegern zu besiegen? Freilich, die Streitmacht der Verbündeten war ihm mit ihren 309000 Mann**)

---

*) Marmont, Mémoires V, 273. Siehe auch die Aktenstücke im Beiheft zum Militärwochenblatt 1845, S. 349ff.

**) Die Angaben des Stärkeverhältnisses der Armeen gehen bei den verschiedenen militärischen Schriftstellern weit auseinander. In Betracht zu ziehen ist dabei auch immer der Zeitpunkt der Zählung, da durch Tod, Verwundung und Gefangennahme stets große

und 1335 Geschützen bedeutend überlegen. Aber er kannte ja diese Gegner. Er kannte ihr vielköpfiges Hauptquartier; er wußte, daß bei der Schwerfälligkeit der Böhmischen Armee, der Unzuverlässigkeit Bernadottes, in den ersten Schlachttagen bei weitem nicht alle Korps auf dem Schlachtfelde eingetroffen sein würden. Und er hatte seine Gegner richtig eingeschätzt; fehlten doch für die ersten unendlich schwierigen Schlachttage für die Verbündeten von den ihnen zur Verfügung stehenden Heeren allein gegen 100000 Mann, während von den Franzosen die Zahl der noch nicht eingetroffenen Truppen nur etwa 18000 betrug; war doch der Oberfeldherr der Böhmischen Armee, welcher gewissermaßen die gesamte geistige Oberleitung der Verbündeten in sich selbst darstellte, Fürst Schwarzenberg, in anzuerkennender Selbsterkenntnis von seiner eigenen Unzulänglichkeit selber so überzeugt, daß er noch am 15. Oktober seiner Frau folgende Zeilen schreibt: „Morgen bricht ein wichtiger Tag an, die Ebenen von Leipzig werden abermals eine fürchterliche Schlacht erleben ... Wenn ich zu meinem Fenster hinaussehe und die zahllosen Wachtfeuer zähle, die sich vor mir ausbreiten; wenn ich bedenke, daß mir gegenüber der größte Feldherr unserer Zeit, einer der größten aller Zeiten, ein wahrer Schlachtenkaiser steht, dann, meine liebe Nani, ist es mir freilich, als wären meine Schultern zu schwach und müßten erliegen unter der Riesenaufgabe, welche auf ihnen lastet..."

So nahm denn der Imperator die verhängnisvolle Schlacht an. Wie sein großes Vorbild, der Römer Julius Cäsar, so glaubte er noch einmal fest an seinen Stern, und an seinem Glauben, seiner Zuversicht entzündete sich der Mut seiner Krieger von neuem. Die dämonische Macht seiner Persönlichkeit, welche sich in der Schlacht bei Dresden so gewaltig gezeigt, sollte noch einmal siegen über die in der Brust seiner Soldaten einander widerstreitenden Gefühle von Mißmut, Scham, Groll, verbissener Wut, die in den letzten Monaten von ihnen Besitz genommen; sollte noch einmal bei den sanguinischen Franzosen, die ja überdies auch für ihr Leben, ihre Existenz kämpften, das Phantom der gloire, des schillernden, lockenden Ruhms, in glänzendster Gestalt erscheinen lassen. Und in dieser Stimmung zogen sie in die letzte Schlacht auf deutschem Boden.




## Bei Liebertwolkwitz.

Der 14. Oktober 1813! Das große Schlachtendrama hat seinen Anfang genommen. Die Völkerschlacht hat man es genannt, und mit vollem Rechte, denn außer den Türken haben auf beiden Seiten alle Völker Europas daran teilgenommen. Die Herrscher fast aller Staaten der alten Welt waren zugegen: drei Kaiser, drei Könige,*) zwei Kronprinzen**) und zahlreiche Prinzen und Fürsten, die später regierende Herrscher wurden.

Veränderungen der Gesamtzahlen eintraten. Von den oben angenommenen 309000 Mann der Verbündeten betrug die Böhmische Armee Schwarzenbergs 135000 Mann, die Schlesische Armee unter Blücher 60000 Mann, die Armee des Kronprinzen von Schweden 60000 Mann; die Korps Bennigsen-Colloredo-Leubna zusammen etwa 54000 Mann. Häusser, der sich bei seinen Angaben auf die Berichte des Obersten Aster stützt, dem die preußischen, österreichischen und sächsischen Archivalien zur Verfügung standen, beziffert die Hauptarmee auf 136000 Mann, die Schlesische auf 56000 Mann, die Nordarmee auf 68000 Mann, die Reserve unter Bennigsen auf 41000 Mann.

*) Die Könige von Preußen, von Sachsen und von Neapel (Murat).

**) Die Kronprinzen von Schweden (Bernadotte) und von Preußen.

Als Napoleon gegen 12 Uhr mittags, von seinen Garden umgeben, in Leipzig einritt, hörte er im Süden her bereits Kanonendonner herüberschallen. Am Grimmaer Tore empfing er die erste Meldung, teilte die ersten Befehle aus. Er war heute wieder der alte Schlachtenkaiser. In der Nähe eines Wachtfeuers, das er selbst ab und zu schürte, wurde ihm schnell sein schlichter militärischer Haushalt bereitet; einfach genug war er: ein Tisch mit einer Karte darauf und ein Teppich, der ihm die Speisetafel ersetzte. Bald wurde dies Bild von einem anderen abgelöst. Ein langer Wagenzug erschien. Der König von Sachsen war es mit seiner Familie und seinem Gefolge; es war dem unglückseligen, schwachen Manne keine andere Wahl geblieben; die Nähe des Imperators schien ihm größern Schutz zu gewähren als seine eigene Hauptstadt.

Indessen hatte der Kanonendonner im Süden an Heftigkeit zugenommen. Die Böhmische Armee hatte den ersten Zusammenstoß mit dem Feinde. Am 14. Oktober hatte der Oberfeldherr Fürst Schwarzenberg dem General von Wittgenstein den Befehl gegeben, eine große Erkundung auf Leipzig unter dem Befehl des Generals Pahlen zu unternehmen. Sie führte zum Gefecht von Liebertwolkwitz, dem größten Reitergefecht des Feldzuges. Dem Korps Wittgensteins stand der König von Neapel, Joachim Murat, Napoleons Schwager, mit dem II., V. und VIII. Infanteriekorps und dem IV. und V. Reiterkorps gegenüber. Die Infanterie kam indessen wenig zur Verwendung. Wittgensteins Vortruppen waren bald mit dem Feinde in einem heißen Geplänkel, das den äußern Umfang einer großen Reiterschlacht anzunehmen schien. Wittgenstein selbst berichtet darüber: „Es gab ein imposantes Schauspiel, ungefähr 14000 Reiter im Gefecht zu sehen, die sich mit abwechselndem Glück bekämpften, einander warfen, wieder kehrten und folgten. Bald waren alle diese kämpfenden Reitermassen in eine Menge einzelner Schwärme aufgelöst." Die Verwirrung und das Handgemenge waren zeitweise so groß, daß, wie Oberst Aster berichtet, mehrmals mitten im Kampfe Pausen eintraten, in denen Freund und Feind dicht nebeneinander hielten und die Pferde verschnaufen ließen, um dann die Blutarbeit von neuem zu beginnen.*) Auf beiden Seiten wilde Tapferkeit, kühnste Verwegenheit. Überall wild kämpfende Knäuel, Mann gegen Mann; Murat, als einer der wildesten, stets in der Reihe der Vordersten kämpfend, tollkühn sein Leben preisgebend. Wem es gelang, den kühnen, theatralisch aufgeputzten König von Neapel zu strecken, der vermochte wohl dem Kampfe eine entscheidende Wendung zu geben. Den preußischen Dragonerleutnant Guido von der Lippe gelüstete es danach. Er hatte den Reiterkönig erspäht in dem Augenblicke, da dieser im wilden Handgemenge, des eigenen Lebens nicht achtend, in die größte Gefahr geraten war. In Erwartung des glänzenden Fanges vor Aufregung bebend, sprengte er mit dem Rufe: „Halt, König!" auf ihn zu; doch bevor seine Klinge ihn niederstrecken kann, hat ein Begleiter des Königs den Verwegenen noch rechtzeitg erspäht. Ein furchtbarer Hieb saust auf ihn nieder. Aber der Tollkühne läßt von der kostbaren Beute erst ab, als ein Degenstoß ihn entseelt vom Pferde wirft. Nach langem Kampfe wird endlich die französische Streitmacht gegen Abend zurückgedrängt. Aber noch hat der Kampf kein Ende. Pahlen vereinigt noch einmal bei sinkender Sonne seine Schwadronen. Kleist muß mit den preußischen Kürassieren vor. Murat zieht die leichte Division Subervic des V. Korps und drei Ulanenregimenter des I. Korps heran. Ein neuer gewaltiger Reiterkampf beginnt, schon im halben Dämmer des Abends ausgeführt. Gewaltig, furchtbar, mit glänzender Tapferkeit wird auf beiden Seiten gestritten. Dennoch ist der Erfolg für beide Teile kein entschiedener. Hake und Kleist selbst bezeichnen das Gefecht als „abgebrochen". Für Murat war das Ergebnis des Tages insofern ungünstig, als die Kavallerie ganz unersetzliche Verluste erlitten hatte und in ihrem innern Gefüge stark erschüttert war. Endlich — in Sturm

*) Aster, Gefechte und Schlachten bei Leipzig. I. 257

und kalten Regenschauern — lagern sich die Truppen auf beiden Seiten. Alles wird herbeigeschleppt, um die Wachtfeuer zu unterhalten. Tausende von Feuern lodern um die Stadt herum, alle überstrahlt von den mächtigen Flammen des brennenden Dorfes Liebertwolkwitz. Eine schauerliche Ouverture der großen, nunmehr sich vorbereitenden Schlachtensymphonie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die verbündeten Monarchen verbrachten die Nacht in Rötha, Borna, Gruhna, Napoleon inmitten der Division Friant bei Meusdorf. Der nächste Tag, der 15. Oktober, sollte den erwarteten entscheidenden Zusammenstoß noch nicht bringen. Napoleon verwandte den Tag vornehmlich dazu, im Süden von Leipzig seine Stellung zu umreiten und die des Feindes zu besichtigen. Seine Anordnungen für den nächsten Tag, einfach und zweckmäßig wie immer, zeigten die alte Virtuosität, auf einem möglichst kleinen Raume die ganze gewaltige Summe seiner Streitkräfte zu konzentrieren. Im großen Bogen, südlich um die Stadt Leipzig von der Pleiße bis zur Parthe reichend, mit dem Rücken auf die Stadt gestützt, beherrschten seine Korps die ganze weite Ebene südlich, südwestlich und südöstlich von Leipzig. Liebertwolkwitz, Wachau und Markkleeberg waren die wie Forts vorgeschobenen Hauptangriffspunkte für den Gegner. Im weiten Bogen erstreckte sich seine Stellung noch westlich über die Pleiße bis Lindenau hinaus. Dieser Ort sollte im ungünstigsten Falle die Rückzugslinie decken. Mit Leichtigkeit konnte man von diesem Knotenpunkte südwestlich nach Weißenfels, nordwestlich nach Merseburg gelangen.

Gegenüber dieser starken Konzentration seiner Truppen zeichneten sich die Aufstellungen der Verbündeten durch den üblichen Mangel an Geschlossenheit, die altgewohnte Breite und Ausdehnung ihrer Linien aus. Immer mehr hatte es sich gezeigt, daß Schwarzenberg bei aller Aufopferung und dem besten, edelsten Willen, sich der Leitung einer so großen Schlacht keineswegs gewachsen zeigte. Gegen den Rat des Zaren hatte er alle seine Kräfte in bedenklicher Weise verzettelt. Anstatt sie langsam zu einem Gesamtstoße auf die Zentrumsstellung des Feindes bei Wachau zu vereinigen, schickt er den General Gyulai mit einigen 20000 Mann gegen Lindenau, den österreichischen General Graf Merveldt und den Prinzen von Hessen-Homburg mit etwa 50000 Mann in die sumpfigen Niederungen zwischen Pleiße und Elster, durch die Pleiße getrennt von den übrigen Stellungen, so daß nur die drei Korps Kleists, Klenaus und des Prinzen Eugen von Württemberg mit zusammen etwa 65000 Mann der Hochburg Napoleons bei Wachau gegenüber ihre Kräfte bereit haben. Der Kaiser aber, getreu seinem Grundsatz, auf kleinem Raume den Feind mit Massenangriff zu überwältigen, hat hier 100000 Mann vereinigt. Ungleich schwächer freilich waren seine Kräfte im Norden Leipzigs. Gegen Blücher hatte er vorläufig nur die Korps Marmonts und Neys. Wußte er auch die Bedeutung eines Gegners wie Blücher richtig einzuschätzen, so glaubte er doch, daß Marmont mit der gewohnten Tapferkeit und Umsicht sich so lange gegen ihn halten werde, bis er Schwarzenberg abgetan haben würde und dann, mit Marmont und den übrigen Korps vereint, den Feind bei Leipzig überwältigt haben würde

Nach der Disposition Schwarzenbergs*) für den 16. Oktober sollte Blücher, von Halle kommend, um 7 Uhr früh von Schkeuditz, nordwestlich Leipzigs, hervorbrechen, Generalfeldzeugmeister Graf Gyulai von Markranstädt, südwestlich der Stadt, auf ebendenselben Punkt losgehen. Die Hauptbestimmung dieser Kolonne war, die Verbindung zwischen der Hauptarmee und der des Generals Blücher zu unterhalten. Bei Connewitz sollten dann die Korps Merveldt und Hessen-Homburg mit gewaltigem Vorstoß die Stellung des Feindes erschüttern. Schwarzenberg selbst wollte sich

*) Schwarzenbergs auf Wunsch des Zaren geänderte Dispositionen, wonach die russischen Truppen am rechten Ufer der Pleiße operieren sollten, siehe Friederich, Herbstfeldzug III, 11.

hier aufhalten. Die Heeresmassen der Verbündeten, welche rechts der Pleiße standen, konzentrierte der russische General Barclay. Punkt sieben Uhr sollte Wittgenstein mit seinem Korps und denen von Kleist und Klenau den Feind, „den er gegen sich habe, angreifen und gegen Leipzig drücken."

Diese Dispositionen Schwarzenbergs befriedigten im Hauptquartier der Schlesischen Armee Blücher so wenig wie Gneisenau. Sie waren bei so weiter Entfernung und so geringer Kenntnis der Absichten des Gegners zu detailliert; sie machten ferner die Bewegungen der Armee von dem unsicheren Verhalten des Kronprinzen von Schweden abhängig; sie klemmten (wie schon bemerkt) 50000 Mann, die Korps von Merveldt und Hessen-Homburg, in den sumpfigen Winkel zwischen Elster und Pleiße und machten damit ihre Hilfe auf dem rechten Pleißeufer unmöglich; sie bürdeten endlich die ganze Last des Kampfes einerseits Wittgenstein im Süden, andererseits Blücher im Norden auf, und beraubten sich selbst durch diese Einklemmung in den „Sumpfzwickel" der Freiheit der Weiterbewegung und des Handelns. Es wurde deshalb der gewandte Rühle von Lilienstern mit Abänderungsvorschlägen in das Hauptquartier der Monarchen nach Rötha gesandt, wo man sich mit den Vorschlägen Blüchers einverstanden erklärte.

Inzwischen waren durch den verzögerten Anmarsch der Böhmischen Armee die Verhältnisse für die Verbündeten viel ungünstiger geworden. Man hatte versäumt, den bis dahin vereinzelt dastehenden Murat unschädlich zu machen und dadurch auch die schöne Stellung bei Liebertwolkwitz preisgegeben. Sehen wir zu, mit welch ungeheuren Opfern man am nächsten Tage diese Versäumnis bezahlen mußte.




## Bei Wachau.

Der 16. Oktober, der Tag, an dem die große Abrechnung mit dem Welteroberer beginnen sollte, war trübe und regnerisch angebrochen. Düster, wie ein verschleiertes Geschick, lag es über der weiten Ebene um Leipzig. Erst später klärte sich der Himmel auf. Acht Uhr morgens. Drei Signalschüsse der Verbündeten geben das Zeichen zum Angriff. Als ihr Donnerschall die Spannung in den Gemütern löste, hatte Napoleon, der früh von Reudnitz aufgebrochen war, eben den Galgenberg bei Liebertwolkwitz erreicht. Es begann sofort eine Kanonade, welche, wie Odeleben berichtet, fünf Stunden lang so gewaltig tobte, daß buchstäblich die Erde erbebte und alte französische Veteranen versicherten, daß sie so konzentriertes Geschützfeuer noch nie erlebt hätten. Der erste furchtbare Kampf drehte sich um Markkleeberg. Die Preußen unter Kleist nahmen gegen 9½ Uhr das Dorf. Poniatowski und Augerau stehen ihm gegenüber. Viermal gehen sie zurück, dem furchtbaren Geschützfeuer weichend, viermal erstürmen die preußisch-russischen Garden den Ort von neuem. Marschall Augerau selbst führt frische Streitkräfte vor und treibt Kleists Scharen zurück. Da aber erscheinen die Bubna-Husaren und die russischen Panzerreiter des Generals Lewascheff, hinter ihnen die tapfere preußische Infanterie Kleists, nehmen zum fünften Male das Dorf und behaupten es mit größter Anstrengung gegen die immer wieder andringenden Attacken der Polen und Franzosen.

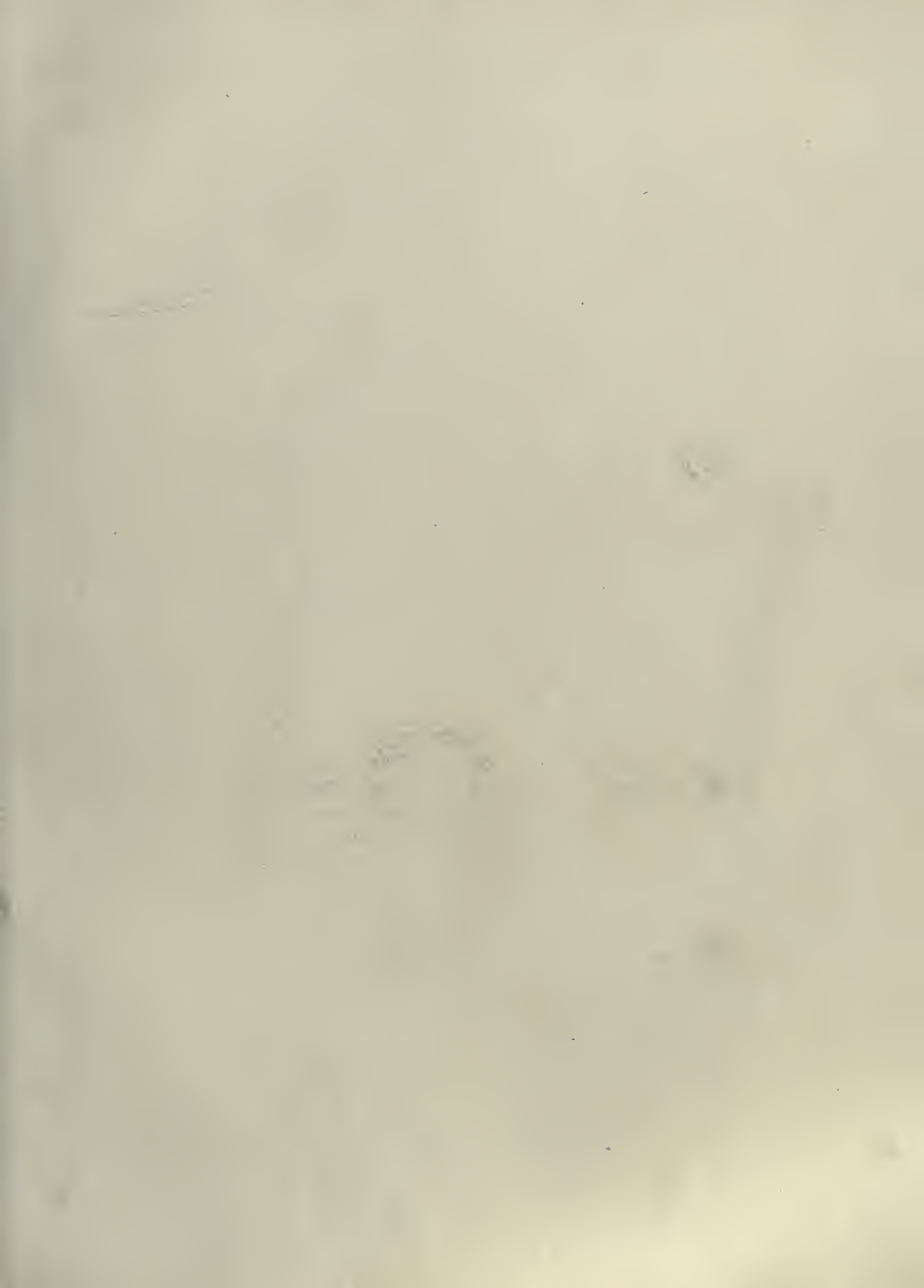
Inzwischen ist östlich davon der Kampf um Wachau mit seiner ganzen Wut entbrannt. Kaum hat Prinz Eugen hier mit seinen Russen und Preußen den Angriff begonnen, als plötzlich das ganze Bild sich ändert. „Es konnte gegen 9 Uhr sein", so lautet ein russischer Bericht,*) „als sich im Angesicht unserer Truppen die ganze Erhöhung zwischen Wachau und Liebertwolkwitz mit mehr denn 100 Geschützen bedeckte. Wir hatten den schlafenden Löwen geweckt." Auf der ganzen Linie auf beiden Seiten (auch die Verbündeten brachten ihr Geschütz, 48 Kanonen, vor) eine unerhörte Kanonade fünf Stunden lang, daß zuweilen die Erde im eigentlichen Sinne des



Prinz Eugen von Württemberg bei Wachau. 16. Oktober 1813.

Wortes erbebte. Wieder wie bei Kulm hatte der wackere Prinz Eugen den schwersten Stand. Er war der ganzen Wut des entsetzlichen Geschützfeuers ausgesetzt. Aber er weicht nicht; er weiß, nur indem er Wachau hält, kann er die Schlacht halten. „Der Donner krachte, der Boden zitterte, Funken stoben, Späne flogen, Rauch und Flammen, Tod und Verderben rings um uns her!" Mitten in diesem Chaos von Wut und Blut tut der Held ruhig seine Pflicht, nicht ohne Humor sogar. Kommt da der Artillerieoberst Galupzow, dem es bei seiner Batterie nicht mehr geheuer, zu dem Prinzen herangeritten, ihm das zu sagen. In demselben Augenblick saust eine Stückkugel daher, tötet dem Prinzen das Roß unterm Leibe, zerschmeißt das Pferd des Galupzow und zer=

*) Aster, Gefechte und Schlachten bei Leipzig. I. 377





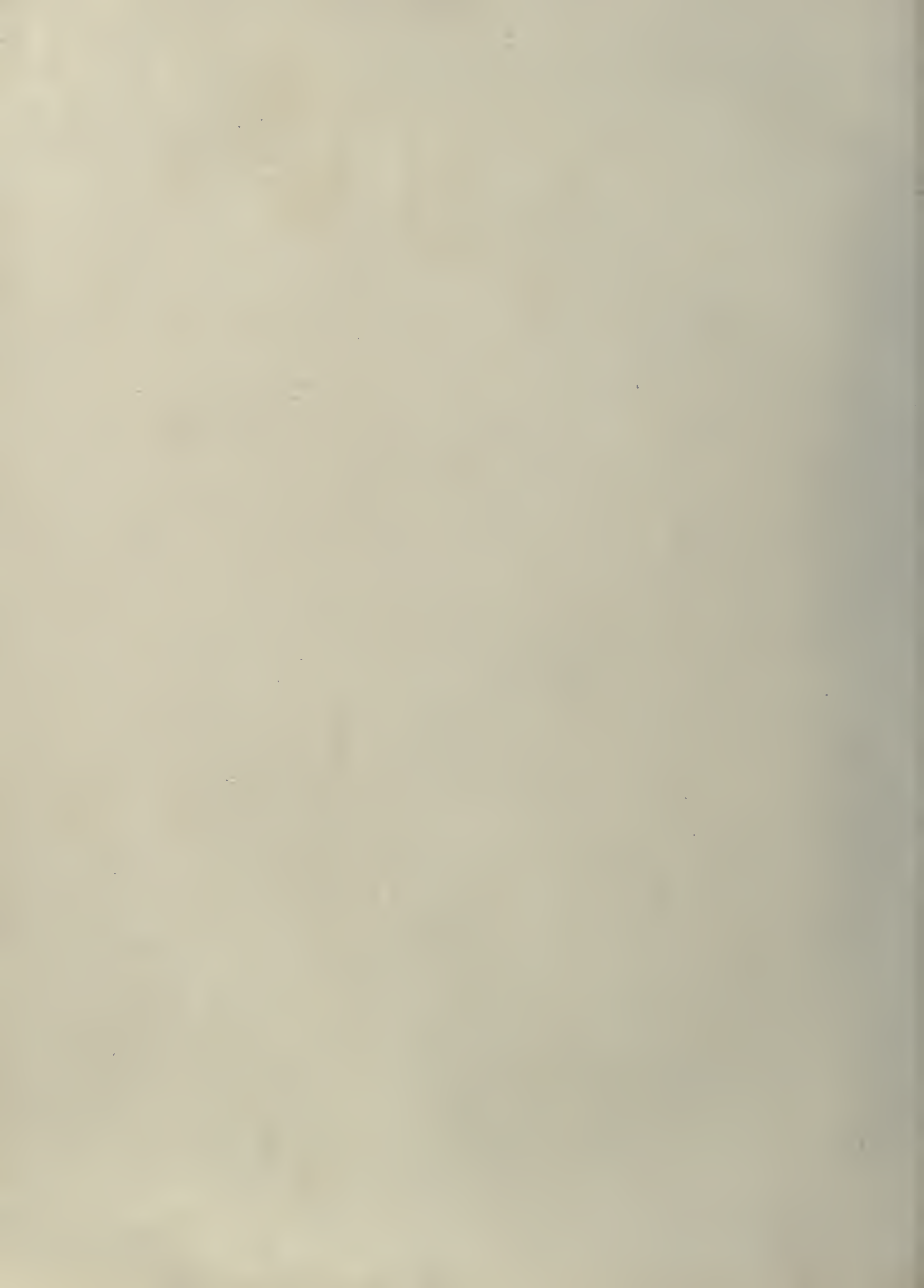


Reitergefecht bei Liebert[...]
Tod des Leutnants Guido von der Lippe [...]
Original von [...]



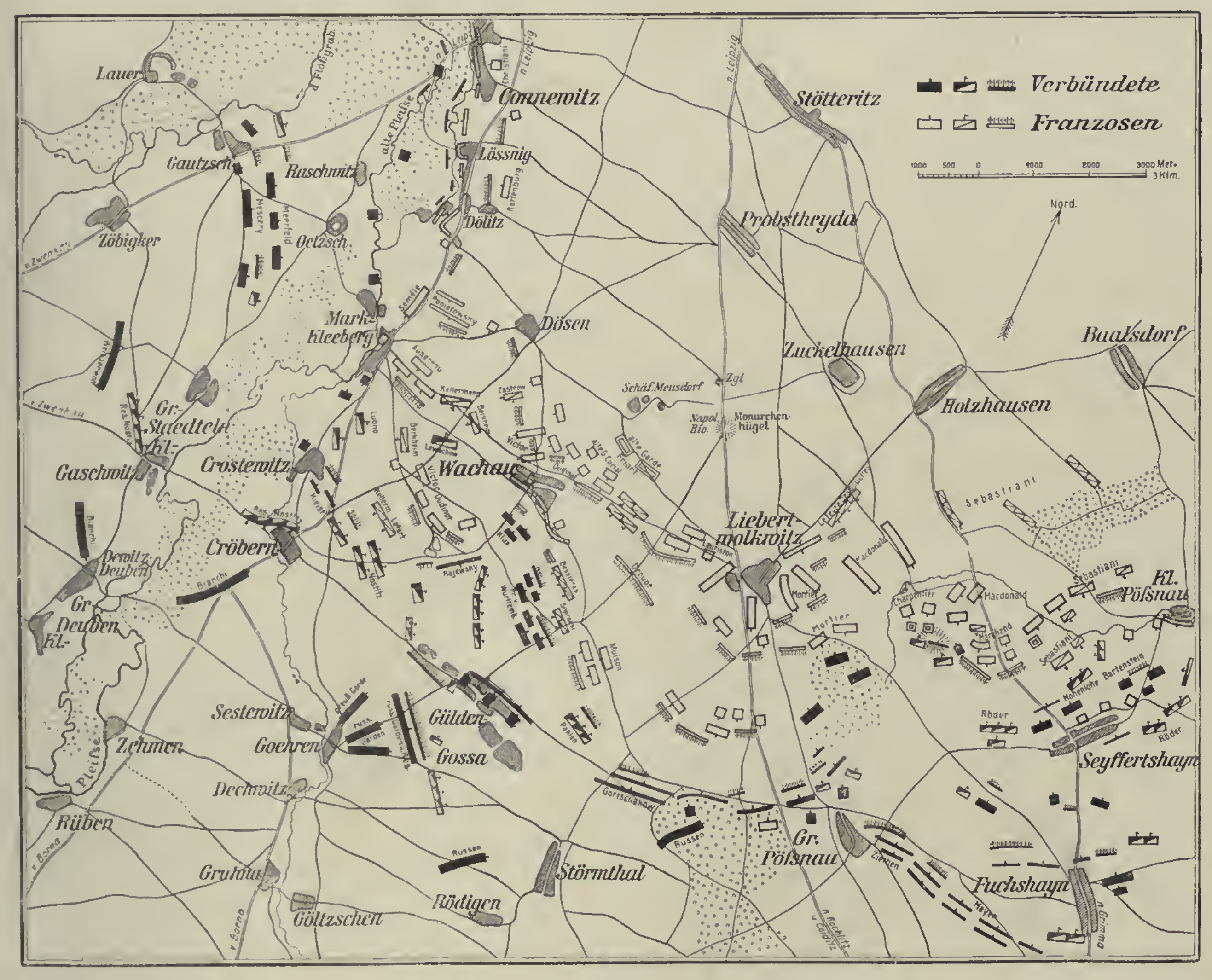

Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

kwitz. (14. Oktober 1813)
der Verfolgung des Königs Joachim Murat.
ssor R. Knötel.



schmettert zugleich einen Adjutanten und einen Ordonnanzhusaren des ersteren. Reiter und Rosse, Lebende und Tote, stürzen in eine blutige Gruppe zusammen, und als der Prinz sich wieder aufgerafft hat, ruft er dem eiligst davonlaufenden Oberst nach: „Na, sehen Sie, wir wandeln hier auch nicht auf Rosen!"*)

Wo der Kampf am heißesten tobt, ist Prinz Eugen. Übermenschlich scheinen seine Kräfte. Mit dichterischer Begeisterung schildert ihn ein Kampfgenosse: „Wir sahen ihn, den hoch aufstrebenden




Plan zur Schlacht bei Wachau am 16. Oktober 1813.

Jüngling, wie er, die Brust erfüllt von einem die Welt in sich umfassenden Reich der Hoffnung, taub und blind für Gefahren, Tod und Schrecken, mit seinen blassen Zügen, von den Wellen seiner finsteren Locken beschattet, wie ein Todesengel durch die Reihen flog."

Aber umsonst alle Tapferkeit! Die Zahl der Opfer wächst in dem furchtbaren Geschützfeuer in entsetzenerregender Weise. Unvergleichlich ist vor allen die Haltung des 6. und 18. preußischen Regimentes. Dem 1. Bataillon des 18. Regimentes blieben von 600 Mann nur 3 Unteroffiziere und 68 Mann übrig, von denen keiner ohne Wunde war. Zwei Kompagnien der braven

*) Johannes Scherr, Blücher. III, 250

Schlesischen Schützen (jetzt Jäger-Bataillon v. Neumann Nr. 5) verlieren 164 Mann. Noch furchtbarer ergeht es dem 7. Schlesischen Landwehrregiment, das von 1800 Mann auf 160 zusammenschmilzt.

Gegen Mittag war Wachau für die Verbündeten verloren, Berg und Dorf in den Händen des Feindes. Die braven Truppen Eugens müssen in die Ebene zurückweichen, und hier, Gewehr bei Fuß — alle ihre Geschütze sind bereits von dem Feuer des Feindes zerschmettert — müssen sie wehrlos im Angesicht des mordenden Todes, dem Höllenfeuer der feindlichen Bataillone erliegen. Das waren die Augenblicke, wo der Divisionsgeneral Schachowski, dessen Truppen entsetzlich gelitten, zu Eugen sagte: „Wir gehen hier alle zugrunde." Aber wie ein Kriegsgott hält dieser auf dem Rosse. Im feindlichen Feuer reitet er langsam die Front herunter. „Alles soll stehen bleiben!" donnert er; „nicht von der Stelle rühren!" Und die Adjutanten jagen die Reihen entlang, den Befehl weiter zu tragen.

Was war es, das gegenüber solchem heldischen Verhalten, wie es der Griffel der Kriegsgeschichte selten verzeichnet, die Reihen des Feindes dennoch zusammenhält, ja ihn immer mehr an Boden gewinnen läßt? Welche geheimnisvolle Macht spornt die französischen Kolonnen auch inmitten der größten Bedrängnis zu immer erhöhten, übermenschlichen Kraftanstrengungen? Dort gegenüber der wackeren zweiten Kolonne der Truppen Eugens, die immer mehr zusammenschmelzen, hält auf seinem Rosse der furchtbare Mann, der — wunderbar mußte das Anschauen dieser kleinen, untersetzten Persönlichkeit in diesem Augenblicke berühren — die eigentliche Ursache war, daß hier rings um Leipzig Hunderttausende, aus allen Ländern hierher zusammengebracht, in wildem Hasse sich zerfleischten, Zehntausende sich in ihrem Blute wälzten. Wenn der Oktoberwind den Pulverdampf ab und zu von der Seite weht, so kann ihn Freund und Feind sehen, den Mann des Schicksals, den Mann „mit der Hölle im Herzen und dem Chaos im Kopfe." Sein Gesicht ist wie immer bleich wie Wachs. Eiserne Ruhe lagert auf seinem Antlitz; und dennoch, von dieser kleinen Persönlichkeit, von diesem durchdringenden Auge geht es wie ein Zauber, wie ein Geisterbann aus; es ist, als ob jeder seiner Streiter dies Auge auf sich brennen fühlt, und dieser geisterhafte, brennende Blick heischt gebieterisch die Aufbietung der letzten Kräfte, die Hingabe des letzten Blutstropfens.

Immer drohender, immer gewaltiger wirkt Drouots Geschützmasse; die weit geringere Anzahl der preußisch-russischen Geschütze kann sich nicht dagegen behaupten. Man fühlt den Boden erbeben. Man hört nur ein Zischen, Sausen, Heulen und Pfeifen, hervorgerufen von den die Luft durchsausenden Geschossen. Ein sächsischer Veteran berichtet, daß man Pausen überhaupt nicht mehr gehört habe, daß das Feuer ganzer Batterien wie Bataillonsfeuer zusammengeschlagen habe. Da muß sich endlich Prinz Eugen entschließen, auf Güldengossa zurückzugehen. Aber wie sah das Schlachtfeld aus! Von 5200 Russen und 4700 Preußen waren nur 3600 Mann übrig; alle anderen lagen in ihrem Blute erschlagen auf der Walstatt.

Inzwischen war der Kampf auch auf den übrigen Teilen des Schlachtfeldes mit der Anspannung aller Kräfte fortgesetzt worden. Kleist machte mit seinen geringen Truppen die heldenmütigsten Anstrengungen, sich bei Markkleeberg zu halten; aber schon in den ersten Nachmittagsstunden waren die Kolonnen so zusammengeschmolzen, daß dem Hagel des übermächtigen Feindes kaum mehr stand zu halten war. Zwar machten die gegen 2 Uhr eintreffenden Kürassiere Nostiz', welche die französischen Reiter zurückwarfen, Kleist zur Linken wieder etwas Luft, aber die Verbindung mit Eugen war stark bedroht, und auch die übrigen Angriffskolonnen auf dem Schlachtfelde kamen in immer größere Bedrängnis. Mit überlegenen Kräften drang auf dem rechten Flügel Macdonalds Korps gegen Klenau bei Liebertwolkwitz vor. Der südöstlich des Dorfes gelegene Kolmberg wird der Schauplatz eines überaus blutigen Kampfes. Klenaus Korps muß bis Groß-

Pößnau*) und Seyffertshayn**) zurück. Auch der auf dem linken Flügel des Klenauschen Korps stehende Gortschakoff muß unter dem verheerenden Feuer gegen Güldengossa zurückweichen. Der Geschützdonner scheint an Heftigkeit eher zu- als abzunehmen. Beide kämpfenden Parteien sind völlig in Pulverdampf eingehüllt; nur das aufblitzende Feuer der Kanonen und Gewehrmündungen erhellt auf Augenblicke das Gewölk.

Es ist augenscheinlich, die Gefahr wird immer größer. Gelingt es Napoleon, hier bei Güldengossa die Schlachtlinie der Verbündeten zu durchbrechen, so ist der Tag für diese verloren. Fürst Schwarzenberg erkennt die ganze Größe der Gefahr und eilt über die Pleiße nach der Höhe bei Güldengossa, wo die Monarchen Aufstellung genommen.

Diesen war die Gefahr ebenfalls nicht entgangen. Ja, Alexander hatte heut einen merkwürdig guten Tag als „Feldherr". Schon in den ersten Stunden des Kampfes hatte er gefürchtet, daß es so kommen würde; unverantwortlich, daß bei der Übermacht der Alliierten nicht dafür gesorgt war, daß sie rechtzeitig heran waren. Aber durch Napoleons kraftvolles und schnelles Eingreifen war es geschehen, daß gerade an den furchtbar entscheidenden Stellen zwischen Markkleeberg und dem Kolmberg nur 80000 Verbündete den 100000 Franzosen unter einem Schlachtenmeister wie Napoleon gegenüberstanden. Der wuchtigen Masse des Feindes gegenüber waren die Angriffskolonnen der Verbündeten nur kleine, zerstreute Haufen. Der Kaiser machte Wolzogen, seinen Adjutanten, auf die Gefahr aufmerksam, und dieser meinte, daß ohne starke und nahe Reserven wohl kaum noch etwas auszurichten sei. Man kam dann wieder auf die unglücklichen Dispositionen Schwarzenbergs zu sprechen, welche einen großen Teil der Armee in den „Sumpfzwickel" bei Connewitz bannten. „Aber die Hauptarmee der Österreicher", versetzte der Kaiser, „steht zwischen der Pleiße und der Elster, und meine und des Königs Garden sind noch bei Rötha!" (Drei Stunden Wegs vom Schlachtfelde.) Da mir — so berichtet Wolzogen — die Disposition Schwarzenbergs und die Truppenaufstellung gar nicht bekannt waren, erwiderte ich: „In diesem Falle werden wir sicher aufgerieben werden! Wie ist es aber zu verantworten, einen so großen Teil der Armee in einem Zwickel zwischen zwei Flüssen zu postieren, die mit Morästen und hohem Buschwerke dergestalt umgeben sind, daß niemand frei um sich sehen, geschweige denn sich frei bewegen kann?" — Der Kaiser versetzte: „Schwarzenberg beabsichtigt, über Connewitz die Franzosen von Leipzig abzuschneiden und ihnen so eine totale Niederlage beizubringen." „Dies ist eine bare Unmöglichkeit", entgegnete Wolzogen, und so schickte der Zar seinen Adjutanten mit dem Befehl zu Schwarzenberg, sofort Verstärkungen auf das rechte Pleißeufer zu senden, um die drohende Niederlage abzuwenden.***) Der Fürst, anstatt unverzüglich Hilfe abzuschicken, ließ erst zwei Offiziere seines Gefolges den Kirchturm von Gautzsch besteigen, um Umschau zu halten. Erst als diese die große Gefahr bestätigten, in der Wittgenstein schwebte, ordnete er an, daß die Division Weißenwolf und Bianchi, sowie die Armeereserven unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg auf das rechte Ufer der Pleiße zur Unterstützung Kleists und des Prinzen von Württemberg abgingen.

In der Tat bekundete Alexander hier einen lebhaften Eifer und richtigen Blick. Ohne die Vermittlung Schwarzenbergs erteilte er den Befehl für die russischen und preußischen Reserven. Das Grenadierkorps und die 3. Kürassierdivision wurden auf Auenhayn, ein Teil der leichten Gardekavallerie auf Cröbern vorgeschickt, während die übrige russische Gardekavallerie als Rückhalt

---

*) Jetzt Groß-Pößna.

**) Jetzt Seifertshain.

***) Wolzogen, Memoiren.

zwischen Güldengossa und Magdeborn Stellung nahm. Eilboten flogen ab, um die russischen und preußischen Garden zum Anmarsch von Audigast nach Magdeborn zu beschleunigen und Napoleons Durchbruch bei Güldengossa zu verhindern.

Schlimm genug hatte es inzwischen in dem Zwickel zwischen Elster und Pleiße ausgesehen. Merveldts Korps hatte bei Connewitz, Lößnig und Dölitz vergeblich versucht, die Pleiße zu überschreiten, um durch einen Angriff auf den gegenüberstehenden Feind den schwer bedrängten Korps im Süden Luft zu machen. Im freien Gebrauch ihrer Artillerie behindert, von dem Schützen- und Geschützfeuer des Feindes überschüttet, hatten die Österreicher schon Vormittag viele Tausende verloren. Untätig standen die Korps des Erbprinzen von Hessen-Homburg und die sieben Kürassierregimenter des Grafen Nostitz bei Gautzsch, ungeduldig des Augenblickes harrend, wo sie wirksam in den Kampf eingreifen konnten. Es war ihnen wie eine Erlösung, als nach der Ankunft Wolzogens und der erwähnten Umschau auf dem Kirchturme von Gautzsch sie endlich den Befehl erhielten, aufzusitzen, um über die Pleiße nach Wachau aufzubrechen.

Furchtbar war indessen die Schlachtlinie Napoleons angewachsen. Er zeigte sich hier wieder als Meister in der Beherrschung der Situation. Als stände er auf einem hohen Turme und wäre mit den einzelnen Teilen seiner Korps durch unsichtbare Fäden verbunden, so lenkte er nach einem einzigen gemeinsamen Plane seine tausendgliedrige Schlachtordnung. In weitem Bogen von Connewitz bis Groß- und Klein-Pößna hatte er alle Lücken ausgefüllt. An die Reiterei von Sebastiani bei Klein-Pößna schlossen sich am Nachmittag in ununterbrochener Folge die Korps Macdonald, Charpentier am Kolmberg, Mortier östlich von Liebertwolkwitz, Lauriston westlich von Liebertwolkwitz. Am Kolmberge hält Napoleon selbst und seine steten Begleiter, die treuen Garden. Hinter Wachau folgten dann Oudinot und Victor; zwischen Wachau und Markkleeberg Kellermann und Augerau; und zwischen Markkleeberg und Connewitz wehrt der Polenfürst Poniatowski glücklich die Angriffe der Feinde ab. Nur zwei Heeresteile fehlten noch, die den Ausschlag geben mußten, allerdings die wichtigsten: die Korps von Marmont und Ney. Gelang es dem Schlachtenmeister, auch sie herbeizuziehen, so war der Sieg auf der ganzen Linie entschieden. Daß diese im Norden Leipzigs von seinem grimmigsten und gefährlichsten Gegner, dem alten Blücher, dauernd festgehalten wurden, ahnte er um diese Zeit noch nicht. Daß wenigstens einige Korps zu seiner Unterstützung noch rechtzeitig eintreffen würden, daran zweifelte er nicht, wenn er auch die Hoffnung auf die gesamten Streitkräfte Neys nach einer gegen 11 Uhr eingegangenen Meldung bereits aufgegeben hatte. Auch Marschall Marmont hatte einige Zeit später ihm gemeldet, daß er zwar auf der Straße von Halle her (von wo man Blücher vermutete) starke Truppenanmärsche entdeckt habe, daß er aber durch die lebhafte Kanonade bei Wachau bestimmt werde, seine Bewegungen (nach Liebertwolkwitz) dennoch anzutreten.*)

So schien der Schlachtgott ihm wieder seine Gunst zuzuwenden. Siegestrunken hatte er schon gegen Mittag den Plan gefaßt, durch einen mächtigen Reiterangriff die Mitte der feindlichen Schlachtlinie zu durchbrechen, alles vor sich niederzureiten, auf Güldengossa vorzudringen und eine Bresche in die schon wankenden Reihen der Verbündeten zu legen. Lauriston, ein Teil der Garde und Victor sollten sich in diese Lücke werfen. Macdonald und die Reiterei Sebastianis, Mortier mit dem Rest der Garde, sollten, dieser Bewegung folgend, den rechten Flügel der Verbündeten umgehen und ihn von dem linken abschneiden. Der Plan war groß, gewaltig, ganz eines Napoleon würdig. Der Kaiser erhebt sich noch einmal zu bewunderungswürdiger Höhe seiner kühnen Schlachten-

---

*) Friederich, Herbstfeldzug III, 55.

kunst. Murat,*) der alte Reiterführer, sollte ihn ausführen. 8000 Reiter versammelt er. Die Batterien auf den Höhen werden noch verstärkt; es gilt die letzte Jagd auf die Verbündeten. Der Sieg kann und wird ihm nicht fehlen. Im förmlichen Siegestaumel sagt der Kaiser zu seiner Umgebung: „Die Welt dreht sich noch einmal für uns!**) Siegesboten eilen schon vorweg zum König von Sachsen mit dem Befehl, in Leipzig und den umliegenden Dörfern die Glocken läuten zu lassen. Dem siegreichen Kaiser werden, so hofft er, die wankend gewordenen Sachsen eher die Treue halten als dem besiegten. Und die wilde Jagd beginnt.

Plötzlich, wie durch Zauberschlag, verstummt einen Moment das furchtbare Gebrüll der Kanonen. Ein anderer Sturm erhebt sich. Weithin, so weit das Ohr reicht, Pferdegetrappel und Waffengeklirr, daß die Erde erbebt. Eine breite, farbenschimmernde Woge, brausten 8000 Reiter heran, an der Spitze Murat, der Kühnste der Kühnen, weithin erkenntlich an seinem phantastischen Königsputz. Die Funken stoben, mächtige Staubwolken wirbelten auf, Tod und Verderben folgte ihrem Ansturm. Das kleine, zusammengeschmolzene Korps des Prinzen Eugen mußte wiederum den ersten Ansturm aushalten. Wohl hatte der Prinz die schwarze Todeswolke herankommen sehen und mit bewunderungswürdiger Umsicht und Entschlossenheit sofort nach einer russischen Kürassierdivision geschickt; aber ehe sie heran war, sprengten die alten französischen Reiter heran, allen voran der Führer selbst, sie zum furchtbaren Stoße ermunternd. Eine Batterie wurde überrannt, die Kanoniere niedergehauen; aber bewunderungswert hält der kleine Rest Eugens stand. Keine Verwirrung entsteht. Sie haben unter ihrem heldischen Führer schon bei Pirna und Kulm fechten gelernt; sie halten den ersten Stoß aus; wie ein Felsen steht die kleine Schar. Freilich, die Gefahr ist groß, selbst für das Oberkommando; bis dicht an die Höhe des Wachberges bei Güldengossa, wo die Monarchen***) und der Oberfeldherr halten, sind sie heran. Schwarzenberg beschwört die Monarchen, sich vor der drohenden Gefangenschaft zu retten.†) Auch Kaiser Alexander zeigt sich ganz auf der Höhe des Tages. Er ließ die zu seinem Schutze bereitstehenden Leibkosaken aufsitzen und sandte sie mit einer reitenden Batterie unter der Führung des Grafen Orlof-Denisof den Feinden entgegen. Diese stutzten. Auch das sanft aufsteigende Terrain hinter ihnen ist den Verbündeten günstig. Von den auf den Höhen aufgestellten preußischen Batterien beschossen, kommt die mächtige französische Reitermasse nicht mit der Wucht zum Angriff, die man beabsichtigte.

Auch die von Eugen herbeigerufene russische Kürassierdivision ist inzwischen eingetroffen, und die von General von Pahlen schnell zur Unterstützung geschickten russischen Dragoner und Kürassiere greifen ein. Jetzt entsteht ein wilder Reiterkampf, Mann gegen Mann, Degen gegen Degen, Lanze gegen Lanze. Im wilden Knäuel wälzen sich Reiter und Pferde durcheinander, unter dem furchtbaren Geschoßhagel der französischen Kanonen; die Leibkosaken haben einen glücklichen Tag. Auch die Reserveartillerie ist zur Stelle; 80 Geschütze werden auf beiden Seiten von Güldengossa aufgefahren, auch die Garden und Reserven sind angekommen. Die Situation wird für die Franzosen kritisch; schon sind die Reiter in lose Schwärme aufgelöst; einzelne schon jagen in wilder Eile auf Wachau zurück. Der große Reiterangriff, kühn gedacht und wacker ausgeführt, ist mißlungen, gescheitert an dem heldenhaften Widerstand der kleinen, zusammengeschmolzenen russischen Bataillone Eugens, die nach neunstündigem Kampfe ruhig ausgehalten, bis die Hilfe da war.

---

*) Nach Friederich, Herbstfeldzug, war es General Bordesoulle, der mit seiner nach Detachierung der sächsischen Zastrow-kürassiere noch 18 Eskadrons mit höchstens 2500 Reitern starken Division diesen kühnen Angriff unternahm.

**) Nach anderer Version hat Graf Daru diese Äußerung getan.

***) Alexander und Friedrich Wilhelm.

†) Daß er sich selbst mit gezogenem Degen dem Getümmel entgegenwirft, ist geschichtlich nicht erwiesen.

Auch der zähe Kleist hatte sich in Markkleeberg in einem hitzigen Straßenkampf, bei dem jedes Haus, jede Scheune, jede Mauer eine Burg war, wacker gehalten. Napoleon schäumte. Ho, wenn jetzt Marmont und Ney einträfen! Aber voll Ingrimm hat er erfahren, daß nur noch auf Teile ihrer Korps zu rechnen ist. Wenn sie nur erst da wären! ... Aber was ist das? In das Klingen der ehernen Glocken drangen dumpfe, weithin schmetternde Schläge; wie ein fern auftauchendes Gewitter. Auch Berthier hält es dafür. Aber Napoleons geübtes Ohr erkennt mehr daraus; instinktiv ahnt er die Ursache des Klanges. Es sind die Kanonen des alten Blücher, der auf dem



Schlacht bei Wachau. 16. Oktober 1813. Sturm der Polen auf das Schloß Dölitz.

Schlachtfelde erschienen ist und Marmonts Korps, welches ihm allein zum Siege verhelfen könnte, mit eisernen Klammern festhält. Das gelblich fahle Gesicht Napoleons wird noch einen Schein bleicher, seine eisernen Züge erstarren fast. In einem einzigen Augenblicke scheint sich ihm das Bild seiner Zukunft zu enthüllen; die schimmernde Fortuna wendet ihm erzürnt den Rücken. Das stolze Gebäude der Weltherrschaft scheint in nichts zu versinken. Aber nur einen Augenblick, so leicht läßt er sein Ziel nicht fahren; was die Reiter nicht vermocht, sollen furchtbare Infanteriemassen erreichen. Lauristons Korps rückt unter Maison zum Sturm gegen Güldengossa vor.

Aber die herbeieilenden russischen und preußischen Garden füllen die Lücken der Schlachtlinie der Verbündeten aus; auch die österreichischen Reserven unter Bianchi, Weißenwolf und Nostitz rücken heran. Die französischen Kolonnen werden von einem mörderischen Kartätschenfeuer empfangen;

aber sie weichen nicht. Schon ist der Oktoberabend hereingebrochen, und immer noch tobt der Kampf; immer noch zerfleischen sich die Gegner, immer noch düngt das Blut den Boden. Als sich dann die Nacht über das entsetzliche Schlachtfeld senkte, war nach neunstündigem verzweifelten Ringen für den Imperator die Lage strategisch fast dieselbe als zum Beginn des Kampfes. Nur der kleine Zwischenraum zwischen Wachau und Güldengossa war in Napoleons Händen. Im Halbkreis umstanden sie die Verbündeten von Markkleeberg bis Pößnau. Beide Teile bezogen die Biwaks, Napoleon in einem ausgetrockneten Teiche rückwärts von Wachau an der Straße von Rochlitz.

Größer war Napoleons Erfolg in dem Winkel zwischen Elster und Pleiße gewesen, in den Schwarzenbergs unglücklicher Entschluß das Korps Merveldts „hineindisponiert" hatte. Den ganzen Tag hatten die tapferen Österreicher versucht, bei Connewitz oder Dölitz den Übergang über die Pleiße zu erzwingen; schon war der Abend hereingebrochen, als Merveldt noch einmal einen Versuch machte. An der Spitze eines Bataillons eilte er über eine durch einen Steg schnell überbrückte Furt. Seine Kurzsichtigkeit ließ ihn zu weit vordringen; eben am anderen Ufer angelangt, empfing ihn und die Seinen eine Salve; verwundet stürzte er unter seinem getöteten Pferde zusammen; die Feinde stürzten herbei, und der Verwundete fiel in ihre Gefangenschaft. Aber noch am späten Abend gelang es den Seinen in erbittertem Kampfe, den von den Polen auf Schloß Dölitz unternommenen Sturm glücklich abzuweisen.




## Bei Möckern.

Der Sieg Napoleons bei Wachau — wie heldenmäßig seine braven Korps auch gestritten — war nur ein Scheinsieg gewesen. Die Siegesglocken, welche auf sein Geheiß geläutet wurden, um die lose gewordenen Bande mit den Rheinbundtruppen fester zu knüpfen, sollten zum Grabgeläute seiner stolzen Hoffnungen werden. Schon war im Norden Leipzigs der Mann erschienen, der dem Napoleonismus den schwersten Schlag versetzen sollte: der alte Blücher. Noch heute — so hatte er sich vorgenommen — sollte die große Abrechnung stattfinden mit dem Manne, der während der letzten Jahre im Wachen und Träumen seinen Geist beschäftigt, dessen angemaßter Macht er Tod und Vernichtung geschworen hatte. Wir haben den alten Helden und seine Armee verlassen, als sie unter dem Jubel der Bevölkerung in Halle eingezogen waren. Frohe, hoffnungsreiche Tage hatte das Hauptquartier hier verlebt. Blücher hatte in dem Hause des Kanzlers und Professors Niemeyer Wohnung genommen. Hier in der alten preußischen Universitätsstadt hatte das „Königreich Westfalen" am wenigsten Wurzel fassen können. Jetzt war man frohen Mutes. Wie mancher aus dem Blücherschen Heere, der jetzt hier als freiwilliger Landwehrmann oder Offizier weilte, hatte hier in Halle studiert und erneute nun hier bei fröhlichem Becherklang im Ratskeller die alte Bekanntschaft. Viele der ehemaligen Professoren waren noch in Halle; Steffens und Karl Raumer im Blücherschen Hauptquartier hatten manchen alten Kollegen zu begrüßen. Der treffliche Heinrich v. Krosigk, der die Brandenburger Füsiliere führte, hatte seine väterlichen Güter noch bei Halle; er war dort 1811 aufgehoben, nach Kassel ins Gefängnis geschleppt — gleich ihm Blanc, Willisen

und mancher andere; — im Herbst 1812 hatte man ihn gegen Kaution seines ganzen Vermögens freigelassen; aber als Preußen sich zur Befreiung erhob, brachte er Weib und Kind in Sicherheit, eilte in die Reihen seiner alten preußischen Kameraden, mochte auch Hab und Gut in die Hand des Kasseler Napoleoniden fallen. Wie frohen Sinnes trat er nun in den Kreis seiner alten Hallischen Freunde; auch auf sein Gut Popplitz ritt er hinaus; freilich war da schrecklich gehaust worden; aber das alles, sagte er zurückkommend einem Freunde, verschmerze sich leicht gegen die große Freude, die ihm das Wiedersehen seiner Dienstleute und Bauern gemacht; was irgend zu bergen gewesen, hätten sie ihm gerettet; den Pachtzins hätten sie ihm aufbewahrt, die Bibliothek sei wohl geborgen, auch den Weinkeller hätten sie zu retten gewußt. „Es stehen uns heiße Tage bevor“, hatte er hinzugefügt, „wenn Gott uns das Leben läßt, trinken wir nach gewonnener Schlacht auf das Wohl meiner braven Bauern.“*) Wir werden den Helden bald im wilden Schlachtgetümmel wieder finden.

Im feierlichen Kommers mit Landesvater und durchstoßener Feldmütze das hallische Studententum zu erneuern, fanden sich hier noch viele andere Studierte und Nichtstudierte zusammen, der seligen Jugend sich erinnernd, beim fröhlichen Becherklang der großen bevorstehenden Ereignisse gedenkend, und der Freiheit des Vaterlandes, die man erkämpfen wollte auf blutiger Walstatt, ein Lebehoch bringend. Alte ergraute Offiziere saßen da untermischt mit jungen Dachsen, die als Freiwillige in den Kampf gezogen waren; der kühne Schack war da und Borcke, der erste Ritter vom Eisernen Kreuz; auch der alte grimme Horn, den wir bei Wartenburg kennen gelernt, hatte da sein „Schmollis!“ gerufen und Graf Brandenburg sein „Fiducit!“ geantwortet. Echt deutsche Züge waren das alles: Soldaten schüttelten idyllisch Pflaumen, bevor sie bei Wartenburg in das feindliche Kartätschenfeuer stürmen, und Offiziere treiben studentische Romantik, bevor sie bei Möckern in den Tod gehen. Und während im Ratskeller der Schläger umgeht beim Klange der alten Burschenlieder, sitzt im Hause des Kanzlers Niemeyer ein ernster Kriegsrat.

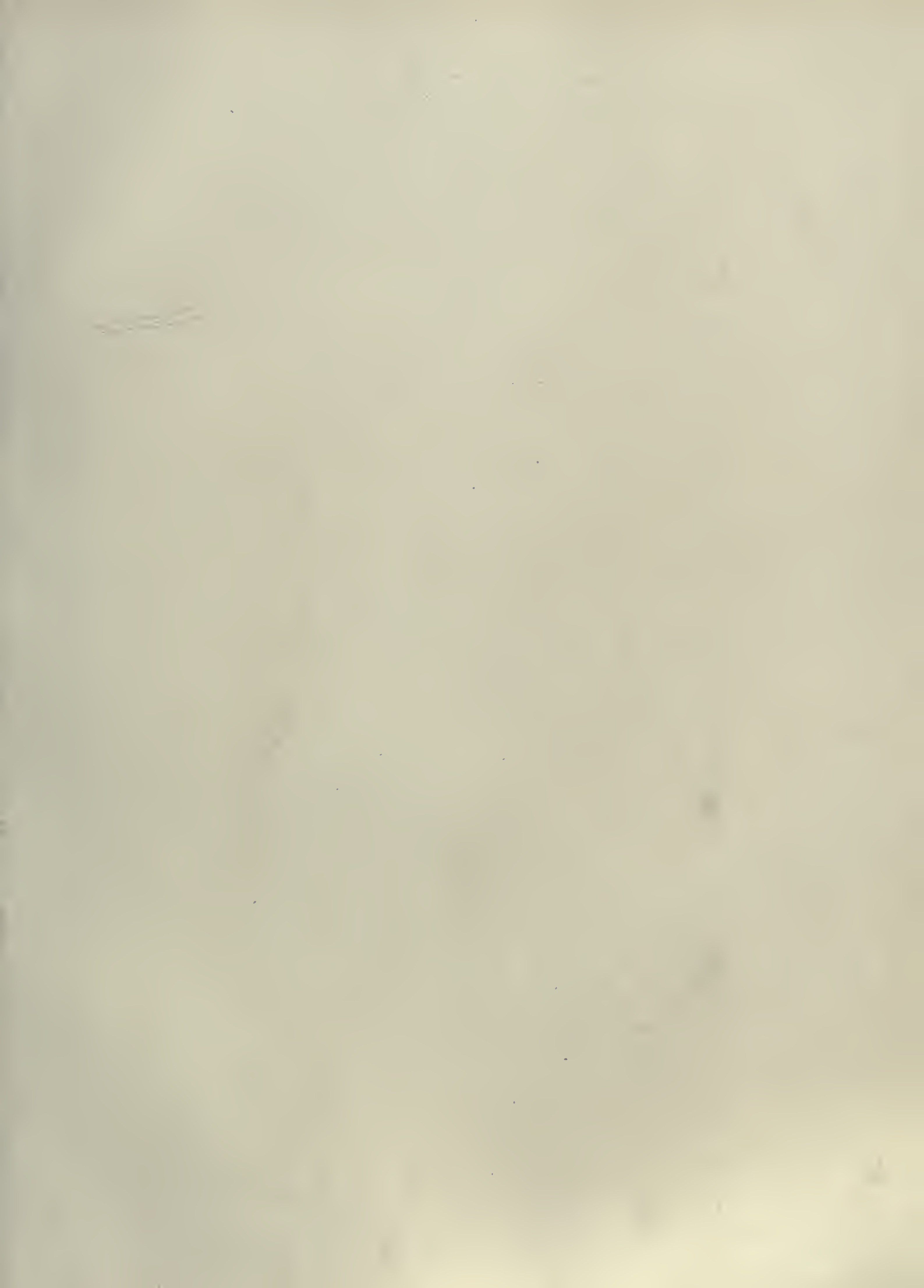
Die Generale haben die Karten vor sich ausgebreitet und verhandeln über den Vormarsch gen Leipzig, wobei es wohl nicht an harter Kampfarbeit fehlen wird. Der Alte sitzt drinnen im Nebenzimmer beim Hausherrn auf dem Sofa und dampft seine Pfeife, — ein Ding, welches so „organisch“ mit dem Blücher verwachsen ist, daß man sich ihn ohne dies Anhängsel eigentlich gar nicht denken kann. „Die Disposition ist fertig, Exzellenz“, meldet der Gneisenau. Der Alte tritt an den Tisch und sagt: „Nu, Ihr Herren Schriftgelehrten, was habt Ihr Gutes ausgeheckt?“ — „Das und das, so und so, Exzellenz“. — „Ja, ja, mag wohl recht und gut sein, aber ob das auch brauchbar, ist doch die Frage. Wann ich mit meinen Jungens erst auf das Schlachtfeld komme, werd' ich schon sehen, was zu tun ist. Vorderhand, Herr Kanzler, noch eine Pfeife.“**)

Am 15. Oktober hatte dann Blücher den Befehl zum Aufbruch gegeben. Die Schlesische Armee war von Halle in zwei Kolonnen auf Leipzig zu marschiert; Yorcks Korps auf der Straße von Schkeuditz, Langeron ihm links zur Seite; hinter beiden Sacken mit seinem Korps als Reserve. Am Morgen des furchtbaren Schlachttages von Wachau streifte bereits die Reiterei gegen Leipzig vor, um eine große Erkundung mit der sämtlichen Kavallerie der drei Korps vorzunehmen. Blücher selbst nahm daran teil. In seinem Gefolge befand sich Graf Brandenburg.

Je mehr man sich Leipzig näherte, desto klarer wurde es, daß auf der Südseite der Stadt der Kampf schon im vollen Gange war. Heftiger Kanonendonner schallte herüber. Blüchers Entschluß war schnell gefaßt. Freilich, auf die Nordarmee durfte er nicht zählen. Bernadotte hatte trotz der fast drohenden Vorstellung des zu ihm entsandten englischen Bevollmächtigten Stewart,

*) Droysen, Leben des Feldmarschall Grafen Yorck von Wartenburg

**) Mündliche Mitteilung von Niemeyer bei Johannes Scherr III. 253. Ursprünglich bei Eylert III. 251.







Völkerschlacht bei Leipzig

Der verwundete Major von Sohr, den Säbel in der Linken führend, an d

Original von P



Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

:6. bis 19. Oktober 1813.

Spitze der Brandenburgischen Husaren bei Möckern. (16. Oktober 1813.)

or R. Knötel.



daß England ihm die Hilfsgelder für sein Land entziehen würde, beschlossen, nicht über Landsberg hinauszugehen. So mußte denn Blücher ohne die Nordarmee den Streich wagen. Das focht einen Blücher nicht an. Bald nach 9 Uhr gab er seine Befehle. Langeron sollte — wir folgen hier der noch immer zuverlässigsten Darstellung Droysens, des Biographen Yorcks — Langeron sollte Radefeld, Yorck, bei Lützschena links von der Straße abbiegend, Lindenthal angreifen, Sacken in Reserve folgen; die Infanterie der Yorckschen Avantgarde sollte auf der Hallischen Straße vorgehen, St. Priest, der von jenseits der Elster herübergezogen wurde, dem Korps Langerons folgen.

Bevor das große Ringen begann, war der greise Held die Linien der Kavallerie entlang geritten, und hatte in seiner derben Art den erwartungsvoll harrenden Truppen zugerufen: „Na, Kinder, haut heute einmal auf gut preußisch ein! Wer heute Abend nicht entweder tot oder wonneduselig ist, der hat sich geschlagen wie ein infamer Hundsfott!“

Anders verhielt sich Yorck. Er war, wie ein Offizier seiner Umgebung erzählt, gerade beim Frühstück in Schkeuditz. „Die Pferde standen gesattelt. Da trat Graf Brandenburg mit den Befehlen Blüchers herein. Yorck erhob sich, sein Glas in der Hand, und sagte sein Lieblingssprüchlein: „Anfang, Mitte und Ende, Herrgott zum besten wende“, leerte das Glas und setzte es still hin. Wir taten ein Gleiches. In feierlicher, ernst gehobener Stimmung gingen wir zur Schlacht. Es galt, das fühlten wir alle, auf diesen so oft blutgetränkten Feldern den Kampf der Entscheidung über unser preußisches, unser deutsches Vaterland zu kämpfen.“

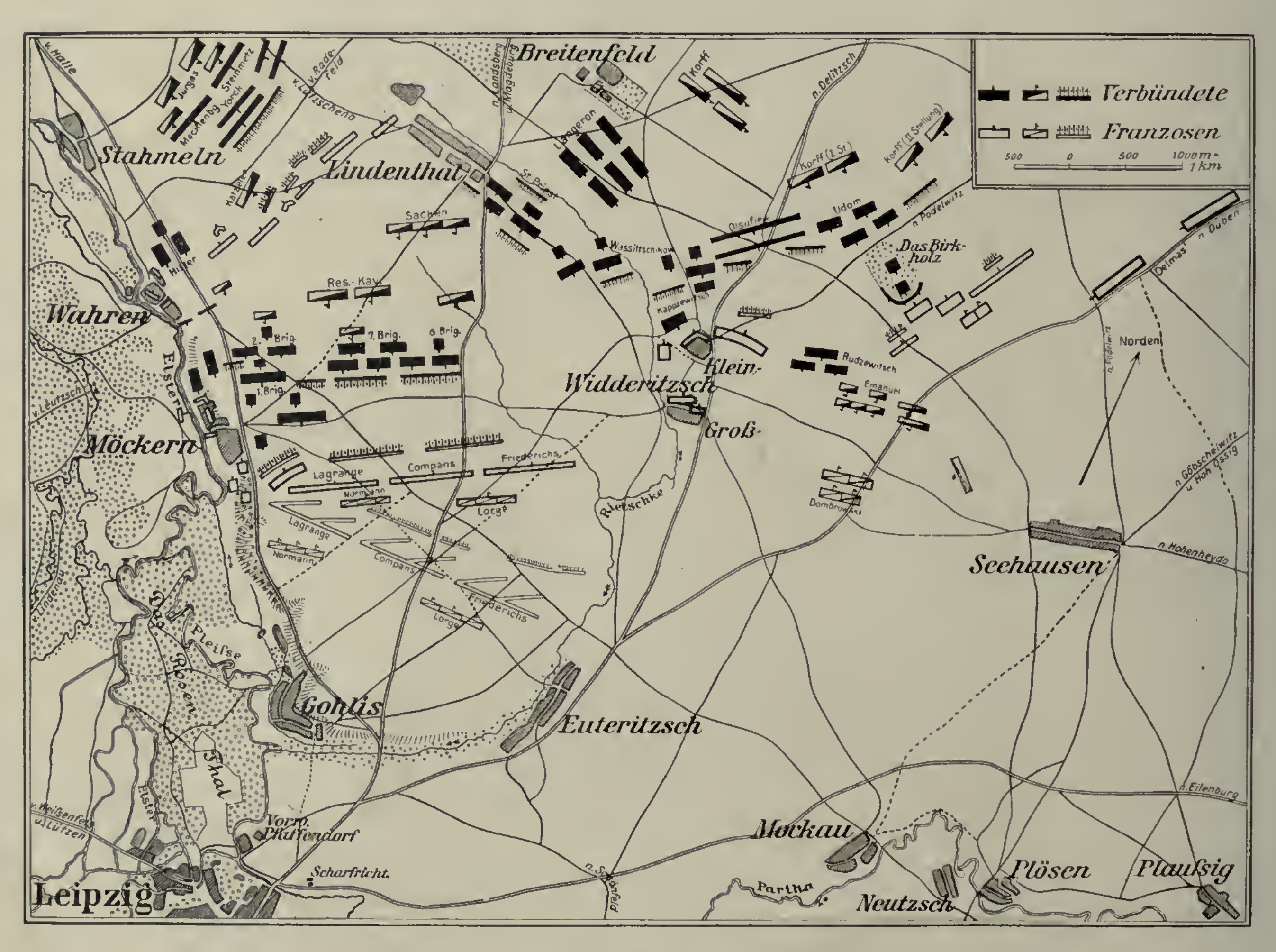
Und dem Yorckschen Korps sollte, wie bei Wartenburg, wieder der Hauptteil der blutigen Arbeit zufallen. Blücher, der den alten Isegrimm zur Genüge kennen gelernt und wußte, daß alles Befehlen und Dreinreden den Alten nur unnütz reizte, und daß er seine Sache vortrefflich machte, wenn er einmal „drin“ war und „angebissen“ hatte, ließ ihm völlig freie Hand. Yorcks Korps war gegen Stahmeln, Lindenthal und Wahren vorgegangen und drängte mit seiner Avantgarde den Feind aus seiner Stellung zurück.

Das plötzliche Vordringen des Schlesischen Heeres war dem Feinde völlig überraschend gekommen. Wir wissen, daß Marschall Marmont den dringenden Befehl erhalten, zur Unterstützung Napoleons auf der Südseite Leipzigs unverzüglich nach Wachau aufzubrechen. Eben war er im Begriff mit seinem Korps, das ohne die Division Dombrowsky 16500 Mann zählte, dem Befehle des Kaisers nachzukommen, als das schnelle Vorrücken Yorcks ihm die Ausführung dieses Vorhabens unmöglich machte. Als einsichtiger und selbständig denkender Feldherr, der er immer gewesen, sah er sofort ein, daß er seinem Kaiser einen schlechten Dienst erweisen würde, wenn er seinem Befehle folgte; es war für ihn ganz klar, daß Blücher, schon in gefährlicher Nähe Leipzigs, Napoleon in den Rücken fallen wollte. Das mußte unter allen Umständen verhindert werden; er mußte ihn, koste es, was es wolle, aufhalten. Er schickte sofort seine Adjutanten zu Ney, der zu dem gleichen Zwecke, wie er eben geplant, schon auf dem Wege nach Wachau war. Von den Eilboten Marmonts beschworen, ihm zu Hilfe zu eilen, kehrte er allerdings um, verbrachte aber durch das Hin- und Hermarschieren einen großen Teil des Tages in nutzloser Weise.

Marmonts Lage war vorderhand noch keine ungünstige. Zwar war das Schlesische Heer dem seinen weit überlegen (60000 Mann mit 96 Geschützen), aber die Korps von Sacken und Priest standen noch zurück, und Langeron zeigte sich wiederum keineswegs auf der Höhe der Feldherrntüchtigkeit, die er so gern für sich in Anspruch nahm; Dombrowskys weit schwächere Division vermochte ihn einen großen Teil des Tages festzuhalten. Dagegen fiel für Marmont zunächst noch die Hilfe des Korps Reynier aus, das von dem Kosakenvortrab des wackeren Bülow glücklich im Schach gehalten wurde. So hatte es Marmont zunächst nur mit dem Korps Yorcks zu tun, das

ihm an Infanterie und Reiterei um einige tausend Mann überlegen, an Geschütz aber nicht ebenbürtig war.

Er gab daher seinen Vormarsch auf Leipzig zur Unterstützung Napoleons endgültig auf, machte Front gegen den Feind und nahm nördlich Leipzigs eine Stellung ein, welche sich links bei Möckern an die Elster, rechts bei Euteritzsch*) an die Rietschke lehnte. Unterstützt von beinahe 100 Geschützen, bereitete er sich dann zum Kampfe vor. Mit dem geübten Blick des Feldherrn hatte er erkannt, daß die Lage Möckerns, die Bauart seiner Häuser, eine überaus hartnäckige Ver-




Plan zur Schlacht bei Möckern am 16. Oktober 1813.

teidigung möglich machte; aus den Gehöften mit ihren Scheunen und hohen Gartenmauern, zu denen nur verhältnismäßig wenige und nur sehr schmale Wege führten, vermochte er mit wenig Geschütz die Zugänge wirksam zu beherrschen und dem andringenden Gegner unüberwindliche Hindernisse zu bereiten. Yorck erkannte dies auf den ersten Blick. Dennoch war eine Eroberung Möckerns unumgänglich notwendig, wenn man die durch den Feind gefährdete Flanke sichern wollte: Er beschloß also, während er den rechten feindlichen Flügel durch starkes Geschützfeuer beschäftigen wollte, seinen Hauptangriff auf Möckern zu richten.

In den ersten Nachmittagsstunden, etwa um die Zeit, da Napoleon im Süden Leipzigs bei Wachau sich schon dem Siege nahe glaubte, — sah man die Division Hiller, einer Weisung Blüchers

*) Jetzt Eutritzsch.

zufolge, von Wahren aus gegen das Dorf vordringen. An der Spitze der Avantgarde befand sich Major Klüx mit vier Jägerkompagnien, den Füsilieren des zweiten ostpreußischen Regimentes, dem Neißer Landwehrbataillon und Graf Wedell; ihnen folgten Hillers Leibgrenadiere unter Carlowitz. Möckern erstreckt sich in der Form eines länglichen Viereckes längs des rechten Ufers der Elster, die sich auf dem gegenüberliegenden Ufer durch buschige und waldige Niederungen schlängelt. Etwa in der Mitte des Dorfes führt die Brücke über die Elster. Dicht an der Ostseite Möckerns, längs der Gartenmauern und Häuser des Dorfes, zieht die große Straße nach Halle. Zu beiden Seiten der Straße hatte Hiller die Batterie Bully (Nr. 12) aufgestellt, um den Angriff auf das Dorf wirksam zu unterstützen. Gegen die dem Örtchen Wahren zugekehrte Schmalseite des Dorfes drang Major Klüx mit seinen zwei Zügen Jäger und den Schützen vor. Die Heftigkeit, mit welcher sie zurückgeworfen wurden, bewies Hiller, wie wichtig dem Feinde der Besitz des Dorfes erschien. Als auch ein zweiter Angriff abgeschlagen wurde, raffte Hiller alle seine Kräfte zusammen. Jetzt schien es ihm, wie er in seinem Berichte sagt, eine Ehrensache, das Dorf zu nehmen. Er beschloß zu stürmen. Die Landwehr sollte ein großes Gehöft an der Schmalseite des Dorfes mit dem Bajonett nehmen. Graf Wedell, Führer des Landwehrbataillons, hatte um die Ehre gebeten, den ersten Sturm auf das Dorf zu machen. Als früherer Kammerpräsident, der zudem niemals in der Linie gedient hatte, repräsentierte er würdig jene große Zahl den vornehmen und gebildeten Ständen angehöriger Männer, welche Stellung, Vermögen und Familien aufgegeben, um Gut und Blut für die Freiheit des Vaterlandes einzusetzen. Mit heftigem Ungestüm drang die brave Landwehr unter seiner Führung vorwärts; „jedes Haus und jede Mauer war zur Verteidigung eingerichtet, durch französische Grenadiere stark besetzt und heftig verteidigt.“ Aber während die Füsiliere der Jäger die ersten Häuser links besetzten, nahm die brave Landwehr das festungsartige Gehöft und drang dann im Dorfe bis zur Querstraße vor, welche von der Hallischen Straße bis zur Elsterbrücke führt.

Inzwischen waren die Leibgrenadiere an der westlichen, ziemlich steil zur Elster abfallenden Seite des Dorfes vorgegangen. Marmonts feindliche Kolonnen drangen von allen Seiten herbei; aus dem Dorfe drang der Feind nach, und die Truppen Hillers, in der Front von heftigem Artillerie- und im Rücken von starkem Gewehrfeuer beschossen, mußten mit Verlust an Toten und Verwundeten das Dorf wieder räumen. Aber von neuem sammelt Hiller die geworfenen Truppen zum Angriff. Die Landwehrbataillone Rekowski und Thiele wurden vorgezogen, die Schützen der westpreußischen Grenadiere wurden links um das Dorf geschickt. Die Trommler schlugen an, und mit gefälltem Bajonett und unter dem Rufe: „Es lebe der König!“ wird der in zwei Kolonnen heranrückende Feind von neuem angegriffen. Und während Hiller durch das bereits brennende Dorf von neuem vordringt, waren die Brandenburger westlich des Dorfes gegen die Höhen vorgegangen; vor einem starken feindlichen Marinebataillon mußten sie aber zurückweichen, warfen sich nach Möckern hinein und trafen hier mit den vordringenden Truppen Hillers zusammen, denen sie sich im wilden Siegeslauf anschlossen. Der Feind wurde bis jenseits des Dorfes verjagt, hier aber, wie Hiller berichtet, mit so heftigem Kartätschenfeuer empfangen, daß er die Verfolgung wieder aufgeben mußte.

Hillers Lage war sehr bedrängt. Noch hatte der rechte Flügel des Yorckschen Korps nicht in den Kampf eingegriffen; er schickte sofort zu York, der ihm melden ließ, daß die Brigade von Mecklenburg zu seiner Unterstützung bestimmt sei. Bis sie erschien, mußte er sich halten. Von der außerordentlichen Wichtigkeit des Besitzes von Möckern überzeugt, wendete Hiller, wie er selbst berichtet, unterstützt von den braven Kommandeurs und den Offizieren aller Bataillone, alle Kräfte an, um festen Fuß in und jenseits Möckerns zu fassen. Er ging daher von neuem zum Angriff

gegen das Dorf vor. Heißer noch und ungestümer als zuvor entwickelte sich der Kampf. „Jeder brannte vor Begierde", so lautet Hillers Bericht, „nahe an den Feind zu kommen, und ohne Bedenken stürzten die Bataillone auf meinen Zuruf, daß heute Deutschlands Schicksal entschieden werden müsse, über die Leichen ihrer Brüder mit Hurrageschrei von neuem auf den Feind. — Da ein großer Teil der Bataillone durch das Feuer zusammengeschmolzen war, so sah ich mich genötigt, endlich auch meine Reserve (die westpreußischen Grenadiere) heranzuziehen. Ohngeachtet der Mut und die Wut der Truppen auf das Höchste gestiegen waren, so blieb es dennoch unmöglich, das Feuer der in den Häusern postierten feindlichen Bataillone zum Schweigen zu bringen. Doch genoß ich die hohe Freude, die zur Verstärkung heranrückenden feindlichen Grenadiere und Garden durch den Mut und die Ausdauer der braven Truppen, vorzüglich der Landwehrbataillone, zum Weichen zu bringen; und indem ich diese fliehend erblickte, sah ich auch die übrigen Brigaden des Armeekorps im Vorrücken begriffen. In diesem Augenblick ward ich verwundet — ich sank mit dem seligen Gefühl, daß wir siegen würden, in Bewußtlosigkeit."*)

Immer wilder gestaltet sich der Kampf. Taten geschehen, wie sie schöner kaum jemals in den Kämpfen um die Befreiung des Vaterlandes zu verzeichnen sind. Graf Wedell sinkt, auf den Tod getroffen, nieder: „Kinder, rettet das Vaterland!" „Helf uns Gott!" sind seine letzten Worte. Major Thiele fällt verwundet, und Rekowski sinkt zu den übrigen Helden tot auf die blutige Walstatt nieder.

York hatte längst erkannt, daß der Schwerpunkt des Kampfes und die Entscheidung bei Möckern liege. Wir wissen, daß die Brigade des Prinzen Carl von Mecklenburg schon die Weisung erhalten, zur Unterstützung Hillers vorzugehen. Zur weiteren Hilfe sollte Steinmetz folgen; auch die Brigaden Horn und Hünerbein sollten vorrücken und sich dabei beständig rechts halten. Aber der Feind hatte von seiner höheren Stellung aus diese Bewegungen beobachtet, und da er zugleich bemerkte, daß der linke Flügel der Armee, das Korps Langeron, sehr langsam vorrückte und sehr weit vom Schlachtfelde entfernt blieb, so konzentrierte er, wie Yorcks Stabschef Zielinsky berichtet, „seine Hauptstärke durch einen Linksabmarsch bei Möckern, brachte gegen 90 Kanonen zusammen und begann seinen sehr überlegenen Angriff auf unseren linken Flügel."

Unterdessen hat der schwere Kampf Hillers um Möckern mit ungestörter Heftigkeit seinen Fortgang genommen. An der Kaltblütigkeit und eisernen Ruhe Yorcks stärken sich der Mut, die bis auf das äußerste gesteigerte Spannkraft der Kämpfenden immer von neuem. Kaum irgend wo anders war der alte Isegrimm in demselben Maße imstande gewesen, die ganz ungewöhnlichen Feldherrneigenschaften zur Geltung zu bringen, wie in diesen schweren, bangen Stunden bei Möckern. Als die Batterie Bully, die, wie wir wissen, zu beiden Seiten der Straße nach Halle aufgefahren stand, in Gefahr war, befahl er, die reitende Batterie Patzig (Nr. 2) und die der beiden ersten Brigaden links neben jener auffahren zu lassen. Ihr Aufmarsch wurde von der Jägerschwadron der Ostpreußischen Nationalkavallerie — wie wir wissen, eine ureigene Gründung Yorcks — in kluger Weise maskiert. York selbst hielt im dichten Kugelregen bei den Schwadronen der Nationalkavallerie. „Eine Kugel schlägt zwischen uns und ihm ein", berichtet ein Augenzeuge. „Er sieht sich um, ob wir ruhig aussehen. Er nimmt die Dose aus der Tasche, macht sie auf, nimmt eine Prise in die Hand, verwahrt die Dose, vergißt aber die Prise in die Nase zu stecken." Bald sieht er ein, daß seine Batterien gegen die schwereren des Feindes nichts ausrichten können. Aber diese Erkenntnis bringt ihn keineswegs aus der Ruhe. Keine Spur von Besorgnis auf seinem Antlitz. „Die Kerls sollen sich doch wundern!" sagt er nur und befiehlt einem Adjutanten,

*) Droysen, Yorck II, 176.

die schwere Artillerie herbeizuholen. Mit brausendem Hurra kommt sie heran. Aber der Feind hat sie bemerkt; er verdoppelt seine Anstrengungen. Es beginnt ein entsetzliches Kononenfeuer, das alle zu vernichten droht; man zieht die Reihen erst links, dann rechts; umsonst! Sie bieten überall dem Feinde dieselbe Zielscheibe. Es ertönt das Kommando: „In ein Glied!" So sucht man der entsetzlichen Feuerwirkung wenigstens einigermaßen Einhalt zu tun.

Endlich naht die ersehnte Brigade des Prinzen Carl! Mit klingendem Spiel zieht sie auf der Hallischen Straße heran. Der Prinz selbst führt sie auf die neben Möckern aufsteigende Höhe. Aber auch der Feind hat Verstärkung erhalten. Der Herzog von Ragusa selbst holt sie herbei. Ein Gardebataillon der braven französischen Marine kommt mit den Ostpreußen in einen heißen Kampf. Von den seitwärts gelegenen Höhen senden die Batterien ihr verheerendes Geschützfeuer auf die Andringenden. Der wackere Lobenthal führt seine beiden Musketierbataillone v. d. Schleuse und Kurnatowsky in das erste Treffen. Wutentbrannt stürzen sie sich auf die Marinesoldaten. Prinz Carl selbst setzt sich an die Spitze der Truppen. Verwundet bricht sein Pferd unter ihm zusammen. Während er ein anderes besteigt, sinkt er schwer getroffen nieder. Aber keine Pause. Es geht weiter. Den Befehl übernimmt Lobenthal. Das Feuer wird immer mörderischer. Das Auffliegen einiger Pulverwagen vermehrt den Schrecken, die Aufregung. Während sich Kurnatowsky gegen eine Infanteriemasse wendet, geht das Musketierbataillon v. d. Schleuse gegen eine Batterie vor. Die Bedienung des ersten und des zweiten Geschützes wird niedergestoßen. Aber da steht schon wieder, wie aus dem Boden gewachsen, eine neue feindliche Kolonne. Die Übermacht wird immer größer. Auch Lobenthal sinkt verwundet nieder. Die Bataillone müssen wieder zurück, bis endlich die vortrabenden mecklenburgischen Husaren dem weiteren Zurückgehen Halt gebieten; unter ihrem Schutze sammeln sich die aufgelösten Bataillone.

Furchtbar hatte die Brigade des Prinzen Carl in der kurzen Zeit gelitten. Über 1500 Mann, fast die Hälfte ihrer Stärke, hatte sie verloren und nichts weiter erreicht, als die Ziegelscheune zur Seite Möckerns behauptet, die allerdings für den weiteren Angriff eine vorzügliche Deckung bot. Auch in dem brennenden Dorfe hatte der Kampf inzwischen fortgewütet. Während dieses mörderischen Kampfes zur Seite von Möckern war im Dorfe selbst nicht minder erbittert und blutig gekämpft worden. Hatte man auch die Dorfstraßen, so hielt sich der Feind noch in den Häusern, Ställen, Scheunen, feuerte aus den Fenstern, von den Dächern, aus den Kellern. Man mußte jedes Haus einzeln erobern. Alles kämpfte aufgelöst, Haufen von 30, 40 Mann; Landwehr, Grenadiere, Jäger, wie man sich zusammenfand, nahmen je ein solches Stück Arbeit vor; war die Hofmauer genommen, das Tor eingeschlagen, die Haustür endlich erbrochen, dann ward, was man drinnen fand, ohne Pardon niedergestoßen. Andere hatten sich rechts an das hohe Elsterufer gewandt; im Verein mit den an der Elster zurückgelassenen Jägern trieben sie den Feind von der Elsterbrücke, die er noch hielt. Und doch kam man wenig weiter, erlitt schweren Verlust.*)

Dabei wäre die Hilfe so nahe gewesen, wenn Langeron der ihm gestellten Aufgabe sich gewachsen gezeigt hätte. Dieser stand mit etwa 15000 Mann bei Groß- und Klein-Widderitzsch**) im Kampfe gegen den tapferen Dombrowsky, der gegen Langerons vierfache Übermacht wacker stand hielt. Wäre es Langeron gelungen, auf der Straße nach Euteritzsch vorzudringen, so hätte er den rechten Flügel Marmonts bedroht; dieser hätte einen Teil seiner Truppen von Möckern fortnehmen müssen, und der Kampf wäre entschieden gewesen. Aber mit der äußersten Hartnäckigkeit behaupteten sich die geringen Streitkräfte Dombrowskys und hielten Langeron den ganzen Tag über

---

*) Droysen, York 178.

**) Jetzt Wiederitzsch.

fest, so daß dieser für die Entscheidung bei Möckern so gut wie garnicht in Betracht kam. Da das russische Korps St. Priest noch sehr weit entfernt war, von Sacken nur ein Teil der Reiterei vorgeschoben werden konnte, die bereits in Anmarsch befindlichen Brigaden Horn und Hünerbein von Yorcks eigenem Korps durch das mörderische Feuer der Marmontschen Batterien aber in ihrem schnellen Vorwärtsgehen aufgehalten wurden, so blieb von den unversehrten Streitkräften nur noch die Brigade Steinmetz übrig. Da das Schicksal des Tages daran hing, dem Feinde auch mit der letzten Kraftanstrengung Möckern zu entreißen, so beschloß Yorck, noch Bataillone der Brigade



Schlacht bei Möckern. 16. Oktober 1813.
Die Attacke des Brandenburgischen Husaren-Regiments bringt die Entscheidung.

Steinmetz mit den Resten von Prinz Carls zweiter Brigade und einem Reiterregiment daran zu setzen.

Es war gegen 5 Uhr nachmittags, als Steinmetz mit stürmender Hand teils gegen das brennende Dorf, teils gegen die Höhen vordrang. Vor dem furchtbaren Kartätschenfeuer prallte die Landwehr zunächst zurück. Dann aber drang sie, vereint mit den folgenden Grenadieren, von neuem vor. Seidlitz stürzte. Das Gefecht kommt zum Stehen; geführt von ihrem tapferen Major Gädicke, dringen die Bataillone Martitz und Larisch im Sturmschritt mit gefälltem Bajonett bis an die Linie des Feindes vor. Das furchtbare Feuer des Feindes reißt entsetzliche Lücken in ihre Front. Major Gädicke wird getötet, alle berittenen Offiziere verwundet, das nahe Feuer des Feindes wirkt immer mörderischer. Sie weichen. Da führt Major Maltzahn seine beiden Bataillone Mumm und Kossecki im Sturmschritt an den Weichenden vorüber. Es waren Yorcks letzte Bataillone.

Aber die Wut des Feindes wird nur dadurch größer. Während die preußischen Batterien aus Mangel an Munition schweigen, donnern 40 Geschütze in die Reihen der Braven hinein, die reihenweise niedergemäht werden. Steinmetz und Losthin sinken verwundet nieder, Maltzahn und Kossecki liegen tot in ihrem Blute. Major Mumm stürzt; ein Hauptmann springt in die Bresche; er, wie alle übrigen, die ein gleiches tun, fallen schnell hintereinander. Heldenhaft schritt Major Leslie, schon von zwei Kugeln getroffen, immer noch seinen Grenadieren voran, bis er mit den Worten: „Vorwärts, Kinder!" entkräftet niedersank.*)

Die Gefahr war auf den Gipfel gestiegen. Das blutige Drama schien trotz allen Heldenmutes der Preußen dennoch zu ihrem Nachteile auszuschlagen. „Das Schicksal des Tages hing an einem Seidenfaden", schreibt Major von Schack. Die starke Spannung dieses Augenblickes löste eine unheimliche Stille aus. Man vernahm keinen Laut; nur der furchtbare Geschützdonner tönt fort und droht alles zu vernichten. Hunderte von Verwundeten kehrten zugleich aus den Reihen der fechtenden Bataillone zurück.

Da plötzlich geschieht etwas Unerwartetes, Entscheidendes. Zwei Schwadronen der brandenburgischen Husaren und ein Jägerdetachement, geführt von einem unerschrockenen Reiter, Major von Sohr, waren bis gegen Möckern vorgerückt und hielten einige hundert Schritt rückwärts des Dorfes an der Landstraße, der rückweichenden Infanteriemasse gleichzeitig als Rückhalt dienend. Mit verhängten Zügeln kommt Yorck plötzlich auf sie zugesprengt. „Major von Sohr attackieren!" hörte man seine kurze, scharfe Stimme. „Trompeter, Trab!" tönt bald darauf die Stimme des Majors. Das Signal erfolgt, und ohne noch die Ankunft der zurückstehenden Reservereiterei abzuwarten, stürzen sich Sohrs Schwadronen auf zwei feindliche Karrees, hauen sie fast sämtlich nieder und drängen den Rest auf ihre Batterien zurück, von denen vier Geschütze in ihre Hände fallen.

Ein wilder Reiterkampf ist damit entfesselt. Wütend stürzt sich die feindliche Kavallerie auf die Schwadronen Sohrs. Der Major selbst, als er an der Spitze der Husaren mit hoch geschwungenem Säbel sich dem Feinde entgegenwirft, erhält einen Schuß in den rechten Arm. Er nimmt den Säbel in die linke. Bald ist er in einem wütenden Zweikampf mit einem feindlichen Offizier, dessen Streiche er auch mit der Linken gewandt auffängt. Die Wucht seines Angriffs war gewaltig; aber die feindliche Kavallerie bedroht die Flanke seiner Schwadronen. Yorck sieht es und weiß sofort Rat. Alle Kavallerie soll vorgehen, alles was vom Fußvolk noch übrig ist, mit dem Bajonett folgen. Er selbst setzt sich mit gezogenem Säbel an die Spitze der Husaren. „Marsch, marsch! Es lebe der König!" ertönt die Stimme des alten Isegrimm. Nur mit Mühe halten ihn die Offiziere zurück, sich noch größerer Gefahr auszusetzen. Da trabt die Nationalkavallerie vorüber; ein Karree wird niedergeritten; Yorck, auf ein zweites Karree zeigend, ruft den begeisterten Reitern zu: „Dort blüht Euer Weizen!" Da im höchsten Getümmel des Reiterkampfes sprengt Graf Brandenburg vom linken Flügel her. Strahlend und siegestrunken ruft er: „Die Schlacht ist gewonnen! Die Bataillone des linken Flügels haben alle Batterien genommen, der Feind ist total geschlagen!" Mit Jubel wird die Nachricht aufgenommen.

Wie war es zu dem Siege auf dem linken Flügel gekommen? Schwer genug war er geworden. Wir wissen, daß die Brigaden Horn und Hünerbein bereits längere Zeit im Vorrücken waren. Als Graf Brandenburg den Befehl Yorcks zum Angriff überbracht, hatte sich sofort das erste Treffen der Brigade Horn mit Trommelschlag und Hörnerklang in Bewegung gesetzt. Der Geist der Truppen war unvergleichlich. Es schien, als ob jeder fühlte, daß heute die Entscheidung gegen den Unüberwindlichen auf den Fluren der Umgegend Leipzigs fallen mußte. Jedes Bataillon

*) Droysen, Yorck II, 180.

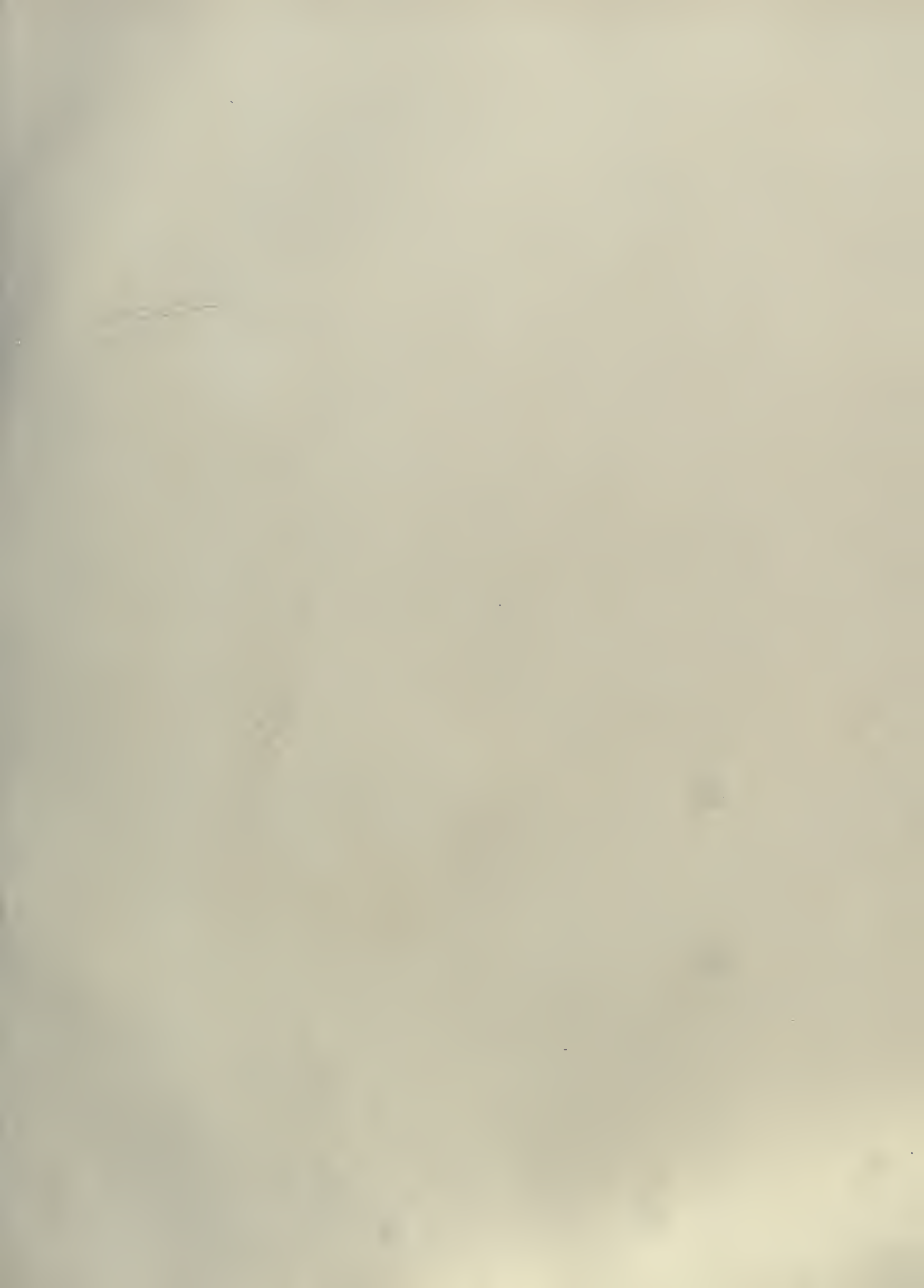
wollte zuerst an den Feind. Der alte Horn setzte sich selbst an die Spitze. Je heftiger das Kartätschfeuer wurde, desto lauter wurde das Hurra der Angreifenden; unaufhaltsam stürmten sie auf den Feind; und wenn die Reihen durch Kartätschen gelichtet wurden, riefen sie: „Es lebe der König! vorwärts! vorwärts! wir müssen siegen!" Das Landwehrbataillon Graf Reichenbach stürzte sich auf die feindliche Artillerie des Zentrums, die eiligst abfuhr. Die Bataillonsmassen, in die sich der Feind zu sammeln eilte, wurden „wie Schanzen gestürmt".*) Als dann die Kavallerie eingriff, war bei dem Feind an kein Halten mehr zu denken; bald befand er sich in völliger Auflösung und Flucht.

Während die Bataillone Horns hier so heldisch gestritten, war der Kampf bei der benachbarten Brigade Hünerbein, die nur fünf Bataillone mit zwei Schwadronen und acht Geschützen zählte, noch heißer, noch schwieriger gewesen. Sie hatte den Befehl erhalten, den Tannenwald nördlich Lindenthal zu nehmen, während die Brigade Horn das Dorf selbst anzugreifen hatte. Da aber der Feind den Wald freiwillig räumte, marschierte die Brigade Hünerbein direkt auf Lindenthal, Major von Krosigk mit seinem brandenburgischen Füsilierbataillon voran; er selbst hoch zu Roß vor der Front. Dicht vor dem Westende von Lindenthal lag ein großer Teich, Major von Krosigk sprengte sofort hinein, und unbedenklich folgten ihm seine Leute, so erreichten sie — bis an die Kniee im Wasser watend — den Dorfrand. Aber der Feind hatte auch Lindenthal geräumt. Am Südrande von Lindenthal stellte darauf Major von Krosigk sein Bataillon in einer grabenartigen Vertiefung gedeckt auf; rechts schloß sich an die Füsiliere Major von Othegraven mit dem zweiten Bataillon an. Noch richteten die Geschütze des Feindes ihr Feuer nicht hierher, obwohl bereits von Möckern her der Donner der Kanonen und das Knattern des Kleingewehrfeuers ein heißes Treffen verkündeten. Bald aber war der Feind der beiden anrückenden Brigaden ansichtig geworden; auf freiem Felde, südlich und südöstlich von Lindenthal stehend, wurden sie bald von den gegenüberbefindlichen Batterien von Möckern sowohl wie von Klein-Widderitzsch mit Kugeln und Granaten reichlich bedacht.

½5 Uhr nachmittags war es, da jagte Yorcks Adjutant, der Major Graf Brandenburg, herbei und überbrachte den beiden Brigaden des linken Flügels den Befehl zum Angriff. Links der Straße, die von Lindenthal nach Leipzig führt, ging die Brigade Hünerbein sofort vor, auf dem rechten Flügel des ersten Treffens die beiden Bataillone des brandenburgischen Regiments. Der Feind sah den Angriff kommen, und bald steigerte sich sein Artilleriefeuer zur höchsten Wut. In ununterbrochener Folge rollte der Donner der Geschütze, anfangs mit Vollkugeln die Kolonnen der Preußen durchfurchend, dann Kartätschladungen auf Kartätschladungen in ihre Reihen sendend. Bald fielen schwer verwundet der heldenmütige Oberstleutnant von Borcke und Major von Götz; tödlich getroffen sank Hauptmann von Hake und mit diesen Offizieren eine große Anzahl Mannschaften; aber unaufhaltsam führten Major von Othegraven und Major von Krosigk ihre braven Musketiere und Füsiliere vorwärts. Eine Kartätschenkugel riß den Leutnant von Eberhardt zu Boden; schwer am Kopfe verwundet, ward er auch noch von einzelnen Leuten der über ihn fortstürmenden Kolonnen getreten, plötzlich aber erschien er — zum Erstaunen aller, die ihn hatten fallen sehen — eiligen Laufes, ganz außer Atem wieder bei seinen Leuten mit dem Ruf: „Nein, Kinder, ich muß auch mit in den Feind!" Und ein ähnliches Beispiel gaben ihren Kameraden die Musketiere Steinhausen, Anstips und der Füsilier Block.

Kein Schuß fiel aus den Reihen der Preußen, die Trommler wirbelten den Sturmmarsch, fest dröhnte der Schritt der Kolonnen. Aus dem Pulverdampf gegenüber zuckte es unaufhörlich,

*) Droysen Yorck II, 182.







Völkerschlacht bei Leipzig
Heldentod des Majors von Kros

Original von P




Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

. bis 19. Oktober 1813.
Möckern. (16. Oktober 1813.)
R. Knötel.



krachte es Schlag um Schlag; massenhaft sausten die Kartätsch- und Gewehrkugeln heran, hier den Boden aufreißend, dort ganze Glieder zu Boden werfend. Und massenhaft stürzten die Leute; fast der ganze hintere Teil der Angriffskolonne des Füsilierbataillons — 9. und 12. Kompagnie — wurde niedergeschmettert; aber ruhig schlossen sich überall die Reihen wieder, und vorwärts ging es auf die feindlichen Geschütze zu. Hingerissen von seinem Mute, sprengte Major von Krosigk allein weit voraus in die feuernde feindliche Batterie und hieb auf die Bedienungsmannschaft ein; bald waren auch die Füsiliere herangeeilt, die Artilleristen wurden niedergestochen oder -geschlagen — die verderbliche Batterie war genommen.

Jetzt aber galt es auch, sie zu behaupten, denn feindliche Infanteriekolonnen rückten zur Wiedernahme heran. Die Brandenburger waren nicht gewillt, die so schwer errungenen Trophäen sich wieder entreißen zu lassen; die Majors von Othegraven und von Krosigk führten ihre gelichteten Bataillone kühn dem Feinde entgegen, und unerschrocken folgten ihnen ihre Braven. Wieder sprengte Major von Krosigk voran und erreichte als erster bald die eine jener Kolonnen, welche Halt gemacht und in Erwartung des Angriffs Karree formiert hatte; er spornte sein Pferd, das ihn mit wuchtigem Satze in die feindlichen Bajonette trug; ein kräftiger Säbelhieb streckte den Flügelmann zu Boden, da trafen auch den braven Major Kugel und Bajonett, und tödlich getroffen sank er vom Rosse, noch ehe ihn seine Füsiliere erreicht hatten. Wut und Trauer im Herzen sahen diese den geliebten Führer fallen und stürzten vorwärts, um ihn zu rächen. Als sie herankamen — das Karree stand schon wieder geschlossen — hielten sie, atemlos vom Lauf, einen Augenblick an, um Luft zu schöpfen, und dann begann ein Kampf, fast wie der des 2. Bataillons an der Katzbach. Pardon ward nicht gegeben. Das Karree ward völlig gesprengt, die Mehrzahl der Franzosen getötet, der Rest floh in wilder Flucht. Nun suchten die Füsiliere ihren Kommandeur auf. Bleich und blutend lag Krosigk auf der Erde, den Säbel fest in der Faust. Man wollte ihn wegtragen, er aber sagte: „Füsiliere, laßt mich liegen, es ist aus mit mir, geht und tut eure Schuldigkeit!“ Dann schleppte er sich zu einem Erdhaufen, lehnte sich daran, befahl seine Seele Gott und verschied; „wer rückwärts sähe, den hätte die Leiche zurückgedräut.“

Voll Begeisterung über die unvergleichlichen Heldentaten seiner Brigade schreibt der treffliche Hünerbein selbst in seinem Bericht: „Was die Poesie der Geschichte vom Spartanermut dichten, was der Pinsel der Künstler uns von Römerkühnheit malen möge, so wird es doch durch das, was bei dieser Schlacht vorging, unendlich übertroffen. Wer muß nicht von dankbarer Rührung durchdrungen werden, wenn er sich einen Obristen von Borcke, einen Major von Othegraven, einen Major von Krosigk, den edel Gefallenen, an der Spitze ihrer Angriffskolonne denkt, wie sie unter dem Hagel der Kartätschen, unter dem Mordgesause der schweren Kugeln, unter dem erschütternden Gekrach berstender Granaten, in die feindlichen Massen Tod und Vernichtung unter die sich verzweifelt Wehrenden tragen. Gibt es schönere Handlungen der Unerschrockenheit und Aufopferung, als die des Leutnants von Sellin, der mit dem Leutnant von Fabrat und sieben gemeinen Soldaten sich in ein mit Ordnung zurückgehendes feindliches Karree hineingewürgt und ein bespanntes Kanon herausgeholt? — eines Leutnant von Eberhardt, der während der Attacke von einer Kartätschkugel zu Boden gestreckt, von seinem Bataillon getreten, noch ehe solches den Feind erreicht, keuchend mit einer bedeutenden Kopfwunde wieder vor demselben erscheint und ausruft: nein, Kinder ich muß auch mit in den Feind! — eines Leutnant von Arnstädt, der, als beim Verfolgen des Feindes die Bataillone in Unordnung und mit dem linken Flügel der 7. Brigade zusammengedrängt waren, sich mit dem Leutnant Hübner des Landwehrbataillons Graf Reichenbach Wort und Hand gab, im nächsten feindlichen Karree die ersten zu sein, und es auch wirklich waren?

Ein Befehlshaber müßte einen Gottesblick haben, um in einer so heißen Stunde als die einer Schlacht alle Taten der einzelnen zu übersehen, und die deutsche Bescheidenheit läßt so manche unentdeckt, sonst würde man ganze Bogen damit füllen können."

Auch in Möckern war inzwischen der Kampf zu Ende gegangen. Der Rest der Avantgarde und der Brigade Steinmetz war nach einem letzten Angriff mit dem Bajonett des feindlichen Widerstandes völlig Meister geworden. Erschöpft von der ungeheuren Blutarbeit, lagerten die Truppen auf dem Schlachtfelde mitten unter der massenhaften Zahl der Toten und Verwundeten,




Schlacht bei Möckern. 16. Oktober 1813. Yorck und die Bratäpfel.

und wie einst bei Leuthen erklang auch hier das feierliche: „Nun danket alle Gott!" Tausende von Wachtfeuern loderten im weiten Umkreise südlich und östlich von Leipzig, wo heute die große Böhmische Armee dem französischen Hauptheer auch eine heiße Schlacht, die von Wachau, geliefert hatte, und mit neidischem Blick mochten die Braven des Yorckschen Korps dorthin schauen, denn sie selbst durften der Nähe des Feindes wegen weder Feuer anzünden noch Stroh suchen; kalt strich der Wind über die Ebene, und die Soldaten machten sich Schirmwände von aufeinander gelegten Leichen, um etwas geschützt zu sein. Ein Mitkämpfer berichtet: „Es war eine ernste Nacht; jeder von uns zählte Freunde und Bekannte unter den heute gefallenen Helden; aber in die Klage um die Gefallenen mischte sich die Freude, daß ihr Blut nicht vergebens geflossen, daß wir gesiegt hatten." *)

*) Geschichte des Grenadierregiments Prinz Karl von Preußen von Hauptmann von Mueller.

In kleineren und größeren Gruppen lagerten hier die braven Krieger, die meisten erschöpft von der furchtbaren Blutarbeit des Tages, andere, mit stärkeren Nerven begabte, wieder dicht aneinander gerückt, um im Dunkel der Nacht einander zu erzählen von den schweren aber auch von den heiteren Erlebnissen der Schlacht. Denn auch an solchen hatte es nicht gefehlt. Ging da bald von Mund zu Munde die lustige Geschichte von den Bratäpfeln, mit denen kein Geringerer als der wackere Führer der Yorckschen, der alte „Isegrimm“ selber, in Verbindung gebracht wurde. Vor der Schlacht hatte das 2. Leibhusarenregiment im Biwak bei Scherbitz gelegen und mußte gerade ausrücken, als zwei Wagen mit schönen reifen Borsdorfer Äpfeln ankamen. Das noch im Lager zurückbleibende Jägerdetachement heimste die bei dem großen Mangel an Lebensmitteln sehr willkommene Frucht ein und füllte damit die Futtersäcke. Als das Detachement später nachrückte, fand es das Regiment in gedeckter Stellung bei Lindenthal aufmarschiert. Die Pause vor Beginn des Kampfes benutzend, zündeten die Jäger einen zweirädrigen Schäferkarren an und brieten die Äpfel an dem Feuer, wobei allerlei Kurzweil getrieben wurde. Schon fingen einzelne Kugeln an, sich bis hierher zu verirren. Mittlerweile kam General Yorck herangeritten und fragte, was hier los sei. Ein Freiwilliger reichte ihm zur Antwort einige aus den Kohlen hervorgeholte Bratäpfel auf dem Deckel des mit dem Totenkopf geschmückten Czakos. Der General nahm den seltsamen Morgenimbiß kopfschüttelnd an mit der Bemerkung: „Von einem Präsentierteller mit einem Totenkopf habe ich mein Lebtag noch nicht gefrühstückt!“ „Wohl bekomm's, Exzellenz!“ rief eine Marketenderin; „aber einen Bittern müssen wir darauf setzen!“ Der sonst so ernste Yorck, der „alte Isegrimm“, ließ sich, durch den Zwischenfall sichtlich belustigt, nicht lange zureden.

Der Ruhm des Tages gehörte dem preußischen Korps allein; Langerons russisches Korps war, wie wir wissen, trotz seiner Überlegenheit von dem tapfern Dombrowsky den ganzen Tag über in Schach gehalten worden; Sacken und St. Priest waren, zuweit rückwärts stehend, überhaupt nicht zum Kampfe gekommen. Yorck hatte das ganze (6.) Korps des Marschalls Marmont gegen sich gehabt.*) Mit bewunderungswerter Umsicht — allerdings auf einem für ihn äußerst günstigen Terrain — hatte Marmont die Schlacht geleitet, mit größter Tapferkeit hatten seine braven Truppen gestritten. Angriff und Verteidigung waren einander ebenbürtig gewesen. 6000 Tote und verwundete Feinde waren auf dem Schlachtfelde geblieben; etwa 2000 Mann waren gefangen genommen. Mit 1 Adler, 2 Fahnen und 53 Kanonen mußten sie den Preis zahlen. Freilich auch den Siegern hatte der Tag furchtbare Opfer gekostet. Die ganze Größe des Verlustes übersah man erst, als das Yorcksche Korps sich am nächsten Tage bei Wahren aufstellte. Mit 20848 Mann war man am vorigen Morgen ausgerückt; jetzt zählte das Korps 13150; von 16120 Fußvolk waren nicht mehr volle 9000 übrig. Fast kein Regiment oder Bataillon der 1., 2. und 8. Brigade, dessen Führer nicht verwundet oder tot war. Die Landwehren hatten mit höchstem Ruhm gekämpft, sie hatten furchtbar verloren; es waren ihrer wenig über 2000 Mann, der Rest von den 13300, die im August unter die Waffen getreten waren.**)

Aber für den Weltenbezwinger Napoleon, der jetzt nur noch für seine nackte Existenz kämpfte, war der Sieg von Möckern der erste furchtbare Schlag, der sein Machtgebäude in den Grundfesten erschütterte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

*) Nach französischen Angaben 17000 Mann Infanterie, über 3000 Reiter und 84 Geschütze.

**) Droysen. Yorck II, 186.




Am Abend des 16. Oktober war es, da der Gang der Ereignisse den Imperator vor einen folgenschweren Entschluß stellte, den verhängnisvollsten vielleicht seines Lebens. Sollte er den Kampf fortsetzen, oder sollte er den Rückzug antreten? Daß das letztere für ihn die einzige Rettung gewesen wäre, ist heute so ziemlich die einmütige Ansicht der kriegsgeschichtlichen Forschung. Auch der Scheinerfolg bei Wachau hatte ihn nicht darüber hinwegtäuschen können, daß es ihm nicht gelungen war, die immer mehr sich vervollständigende Böhmische Armee zu durchbrechen. Boursouldes schneidiger Reiterangriff hatte das Wunder nicht hervorbringen können, das er von ihm gehofft; am Nachmittag wußte er von Blüchers Erscheinen auf dem nördlichen Schlachtfelde und am Abend von Marmonts entscheidender Niederlage bei Möckern. Jetzt war der Moment gekommen, wo er sich entscheiden mußte. Noch immer war es Zeit. Die Reservearmee Bennigsens war noch nicht heran, und auch die Nordarmee des Zauderers Bernadotte ließ noch immer auf sich warten. Wenn der Kaiser in der Frühe des 17., bevor die Vereinigung der Blücherschen Armee mit der Böhmischen sich vollzogen, schnell und plötzlich, gedeckt durch eine starke Nachhut, in der Richtung auf die Saale aufbrach, so war es ihm möglich, den größten Teil seines immer noch imposanten Heeres zu retten und mit ihm auf einem anderen Schlachtfelde den heiß ersehnten Vernichtungsschlag zu führen. 36 Stunden später — und aus einem geordneten Rückzug mußte eine wilde, zügellose Flucht werden. Sein Verhängnis, das seine Vernichtung beschlossen, ließ ihn den falschen Weg wählen.

Nicht allein der Stolz war es, der dem Gedanken des Rückzugs widerstrebte, in seiner heftig arbeitenden Seele bäumten sich verschiedene andere Gründe dagegen auf. Da stiegen sie wieder auf in seinem überreizten Gehirn die Phantome und Trugschlüsse, die dem sonst so klaren Manne, nicht zum ersten Male in seinem Leben, die Sinne umnebelten. So war es in jenem Augenblicke gewesen, als der Cäsarenwahnsinn ihm den Entschluß eingegeben, den Krieg in das weite Rußland zu tragen. Jetzt in diesem verhängnisvollen Moment war es die Hoffnung, die gefährliche Illusion, durch seine diplomatischen Künste den Gegnern vielleicht noch einen leidlichen Frieden abzugewinnen. In dem aufgeregten Zustand seiner Seele empfand der sonst so kühl berechnende Mann wohl nicht die starke Zumutung, die er dabei an den verbündeten Feind stellte; mochten sie auch früher noch so häufig durch ihre Schwäche und Unklugheit seinen Spott herausgefordert haben, es gehörte in diesem Augenblicke eine ganz ungewöhnliche Verblendung dazu, von ihnen zu erwarten, daß sie den „schon aufgehobenen Arm friedfertig würden sinken lassen, um dem ratlosen Feinde die Katastrophe zu ersparen.“

Aber wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm, so griff er jetzt nach dieser Hoffnung. Daß er, der Sohn der Revolution, der durch seine Gewaltherrschaft den Nimbus der alten Dynastien zerstören zu müssen glaubte, jetzt seine letzte „fast abergläubische Zuversicht auf die Festigkeit dynastischer Freundschaft setzte“, ist einer jener für den Psychologen so interessanten Widersprüche, an denen das Leben des großen Korsen so reich ist. Den äußern Vorwand zu seinem Vorhaben, mitten auf dem bluttriefenden Schlachtfelde, umsäet von Leichen und umgeben von fast einer

halben Million Menschen, die Friedensverhandlungen mit dem Gegner anzuknüpfen, sollte ihm die Gefangennahme des österreichischen Generals Merveldt geben.

Wir versetzen uns einige Augenblicke in das Zelt des Kaisers am Abend des 16. Oktober. Es ist noch nicht lange her, daß dem Imperator die schlimme Botschaft von der gänzlichen Niederlage Marmonts bei Möckern überbracht worden ist. Aber auch die Kunde von der Gefangennahme Merveldts bei Connewitz ist zu seinen Ohren gedrungen. Das war bei allem Unglück gewissermassen ein Glück. Die Hoffnung auf den „Schwiegervater", an die er sich bis in die letzten Tage seines Glückes geklammert, hatte sich auch heute in das wild aufgeregte Spiel seiner Gedanken gedrängt. Merveldt gefangen! Das traf sich glücklich. Das war ja derselbe, mit dem er einst vor 13 Jahren, bei Leoben über den Präliminarfrieden verhandelt hatte, der zum Frieden von Campoformio geführt hatte. Sofort schickte er zu Merveldt, ließ ihn — es war bereits Mitternacht — aus dem Schlafe wecken und in sein Zelt führen, wo er ihn gnädig empfing und ihm Komplimente über seinen heldenmütigen Versuch machte, den Übergang über die Pleiße zu erzwingen. Dann entspann sich folgendes Gespräch: „Ihr wolltet mir also eine Schlacht liefern?" — „Ja, Sire." — „Ihr seid sicherlich im Irrtum über den Betrag meiner Streitkräfte. Wie hoch schätzt Ihr sie?" — „Auf höchstens 120000 Mann." „Ich habe mehr als 200000 Mann. Ich glaube aber, daß ich ebenfalls die Eurigen unterschätzte. Wie stark seid Ihr?" „Mehr als 350000 Mann." — „Werdet Ihr mich morgen wieder angreifen?" „Ich zweifle nicht daran." — „Dieser Krieg soll ewig währen? Es wäre Zeit, ihm ein Ende zu machen." „Das ist der allgemeine Wunsch, dessen Gewährung während des Prager Kongresses bei Ew. Majestät stand." — „Man verfuhr dort nicht redlich gegen mich, man hat finassiert (on a finassé). Österreich hat den rechten Augenblick verpaßt, sich an die Spitze der Angelegenheiten Europas zu schwingen. Wir hätten mitsammen den Frieden diktieren können." — „Und diese gemeinsame Diktatur, so denken wir Österreicher, würde damit geendigt haben, daß Sie auch Österreich das Gesetz diktiert hätten." — „Es muß aber doch eine Macht für den Frieden wieder das Wort nehmen. Ihr solltet nicht auf Rußland hören. Das steht ganz unter dem Einfluß Englands, und England will keinen Frieden."

Das Ergebnis der Unterhaltung, die sich sehr in die Länge zog, war dann, daß sich Merveldt in das Hauptquartier der Verbündeten begeben sollte, um ihnen die Friedensvorschläge Napoleons unter folgenden Bedingungen zu unterbreiten: Rückzug der Franzosen bis hinter die Saale, der Preußen und Russen hinter die Elbe, der Österreicher nach Böhmen. Napoleon erklärt sich bereit, Illyrien an Österreich und Hannover an England zurückzugeben. Auf die durch seine berüchtigten „Réunions" erworbenen nordwestdeutschen Landstriche wollte er verzichten, auch Polen ganz preisgeben. Über Spanien, Holland und Italien wollte er noch unterhandeln; sogar den Rheinbund wollte er, allerdings mit starken Einschränkungen, fallen lassen. Als Merveldt mit diesen Vorschlägen im Großen Hauptquartier eintraf, war dort bereits die Kunde von dem glänzenden Siege Blüchers bei Möckern eingetroffen. Es ist begreiflich, daß der Zar und der Preußenkönig in ihrer gehobenen Stimmung garnicht daran dachten, auf die Vorschläge Napoleons einzugehen. Kaiser Franz „le beaupère", der teure Schwiegervater, ließ den General erst garnicht vor, ihm bedeutend, er könne und wolle ihn nur in Gegenwart seiner beiden Alliierten sprechen.*)

Napoleon wartete im Laufe des 17. vergeblich auf eine Antwort. So hatte er kostbare 24 Stunden verloren und den Verbündeten dadurch die willkommene Gelegenheit gegeben, ihre noch nicht auf dem Schlachtfelde eingetroffenen Truppen heranzuziehen. Er selbst hatte außer Reyniers

*) Nach dem Orginalbericht des Generals. zuerst gedruckt in dem Memoiren Lord Burgersh (200—204); siehe auch bei Joh. Scherr, Blücher III, 259.

Korps auf keine Verstärkung mehr zu rechnen, während auf der Seite seiner Gegner Bennigsens und Colloredos Korps bereits gemeldet, und selbst die Ankunft des Kronprinzen von Schweden mit Bestimmtheit erwartet wurde. Düster und in sich gekehrt verbrachte Napoleon den Rest des 17. Auch seine Umgebung teilte seine Niedergeschlagenheit. Die noch an diesem Abend ausgegebenen Befehle lassen deutlich erkennen, daß er sich nun doch mit dem Gedanken ernstlich hatte vertraut machen müssen, der ihm vor 24 Stunden noch Rettung gebracht haben würde: mit dem Gedanken an einen Rückzug auf die Saale. Und wenn er noch hätte zaudern wollen, die besorgten Mienen seiner Generale, die verdrossenen, unruheerfüllten Gesichter seiner Soldaten, vor allem die immer offener auftretende Unzufriedenheit im Lager der Rheinbundtruppen hätten ihn eines anderen belehren müssen. Das Murren der letzteren war das Bedenklichste für ihn; hatten doch einzelne Haufen öffentlich erklärt, daß sie keinen Widerstand mehr leisten würden. Ja, ein Teil der Truppen hatte bereits angefangen, die Gewehre zu verkaufen. So war der 17. Oktober — es war ein Sonntag — für die Franzosen trübe genug verlaufen. Auch in der Stadt Leipzig herrschte eine niedergedrückte Stimmung. Überall bange Erwartung, ängstliche Spannung, die höchste Verwirrung. Dazu in den Straßen der Kriegsschrecken in seiner furchtbarsten Gestalt; der traurige Zustand der zahllosen Verwundeten; der Tod ging grinsend umher und hielt eine reiche Ernte. Nichts von friedlicher Sonntagsstille. Die Kirchen waren geschlossen; sie waren in Lazarette oder in Munitionslager umgewandelt. Kanonen und Munitionskarren ratterten mit wildem Getöse über das rumpelige Pflaster der Stadt; Kuriere jagten in wilder Eile durch die Straßen; alles deutete darauf hin, daß die große, die furchtbare Entscheidung unmittelbar bevorstand.

Ahnungsgrauend, todesmutig
Bricht der große Morgen an;
Und die Sonne, kalt und blutig,
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.
In der nächsten Stunden Schoße
Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Lose,
Und der eh'rne Würfel fällt.

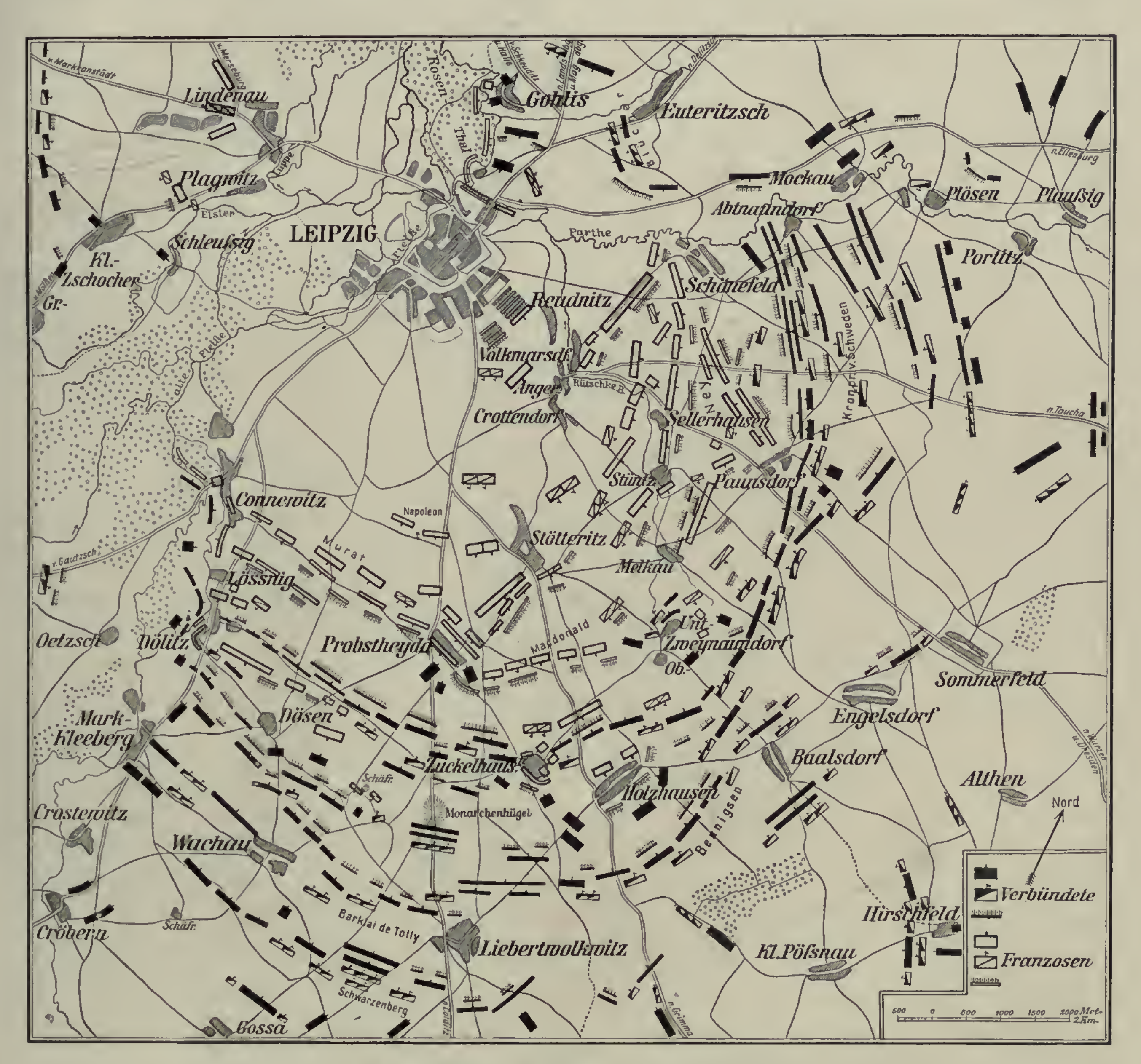
So hatte der Dichter von „Leier und Schwert", den nun unter der Eiche bei Wöbbelin bereits der Rasen deckte, wie in Vorahnung des großen Entscheidungstages gesungen.*)

Und der Würfel fiel. Nach einer kalten und regnerischen Nacht war der Morgen des 18. Oktober trübe und nebelig angebrochen. Erst gegen 8 Uhr klärte sich der Himmel auf, und wie ein feuriger Ball stieg die Sonne über dem Schlachtfelde empor, das heute über eine halbe Million Menschen aus allen Ländern Europas zum letzten entscheidungsvollen Ringen vereinigen sollte. Wem es heute vergönnt war, von den höchsten Kirchtürmen der alten Handels- und Buchhändlerstadt auf die umliegenden Gefilde hinabzublicken, der mochte wohl ein Bild sehen, wie es in der Weltgeschichte noch niemals die Sonne beschienen. Da zogen sie heran, die sechs gewaltigen, in Waffen und Panzern schimmernden Heereszüge der Verbündeten; gleich den Leibern von mächtigen Riesenschlangen wälzten sie sich heran, dem verwundeten Löwen entgegen, der noch einmal mit seinen mächtigen Pranken ausholen wollte zum letzten furchtbaren Schlage. Die drei Monarchen — auch Kaiser Franz, der sich bis jetzt dem Schlachtfelde meist fern gehalten, hatte sich eingefunden — nahmen ihre Stellung zuerst auf dem Galgenberg, später auf einer nördlich von Liebertwolkwitz gelegenen Anhöhe, die seit dem ewig denkwürdigen 18. Oktober der „Monarchenhügel" heißt.**)

*) Am Morgen des Gefechtes bei Dannenberg.

**) Heute bezeichnet ein Denkmal die Stelle.

Napoleon, an aufregende und schlummerlose Nächte gewöhnt, hatte schon bald nach 2 Uhr morgens sein in der Mitte der Biwaks der alten Garde bei Stötteritz aufgeschlagenes Zelt verlassen und sich still und matt in den Wagen geworfen. Schon wimmelten die Straßen von Truppen und Fuhrwerk. Es interessierte den Kaiser, wie sein Ordonnanzoffizier, der sächsische




Plan zur Schlacht vor Leipzig am 18. Oktober 1813.

Oberst von Odeleben, in seinen „Memoiren" berichtet, den Punkt zu wissen, wo die Straßen von Rochlitz und Grimma zusammenstoßen. Er ließ einen Augenblick halten; aber die Dunkelheit der Nacht verhinderte ihn, sich umzusehen. Der Kaiser konnte kaum durchkommen. Napoleon fuhr weiter nach Reudnitz, wo er bei dem Marschall Ney abstieg, der noch im tiefen Schlafe lag und von ihm geweckt wurde. Er blieb bei ihm bis 5 Uhr und traf mit ihm Verabredung über alles, was heut getan werden sollte; von da fuhr er nach Lindenau zu General Bertrand, dem er den Befehl erteilte, nach Weißenfels zu marschieren. Bald zu Pferde, bald zu Wagen kehrte er durch

die Vorstädte auf demselben Wege nach Stötteritz zurück. Es war gegen 8 Uhr. Die Garden waren hier angekommen. Der Kaiser frühstückte in einem der dortigen Landhäuser; allein der von allen Seiten mit Macht sich erhebende Kanonendonner wurde rege. Von Markkleeberg, Dölitz und Liebertwolkwitz her hallte ununterbrochen das grobe Geschütz. Die Verbündeten wollten zu gleicher Zeit den Übergang über die Pleiße bei Dölitz, Lößnig und Connewitz erzwingen. Napoleon begab sich zu Pferde nach dieser Seite und hielt neben der Tabaksmühle an. Eine durchlöcherte, halb zerstörte Windmühle stand als ein Bild des launischen, von wetterwendischen Winden abhängigen Glückes ihm zur Seite. Auf dieser von Odeleben näher gekennzeichneten Stelle, auf dem sogenannten Tonberge neben der Quandtschen Tabaksmühle, hat der Kaiser den größten Teil des 18. Oktober zugebracht.*)

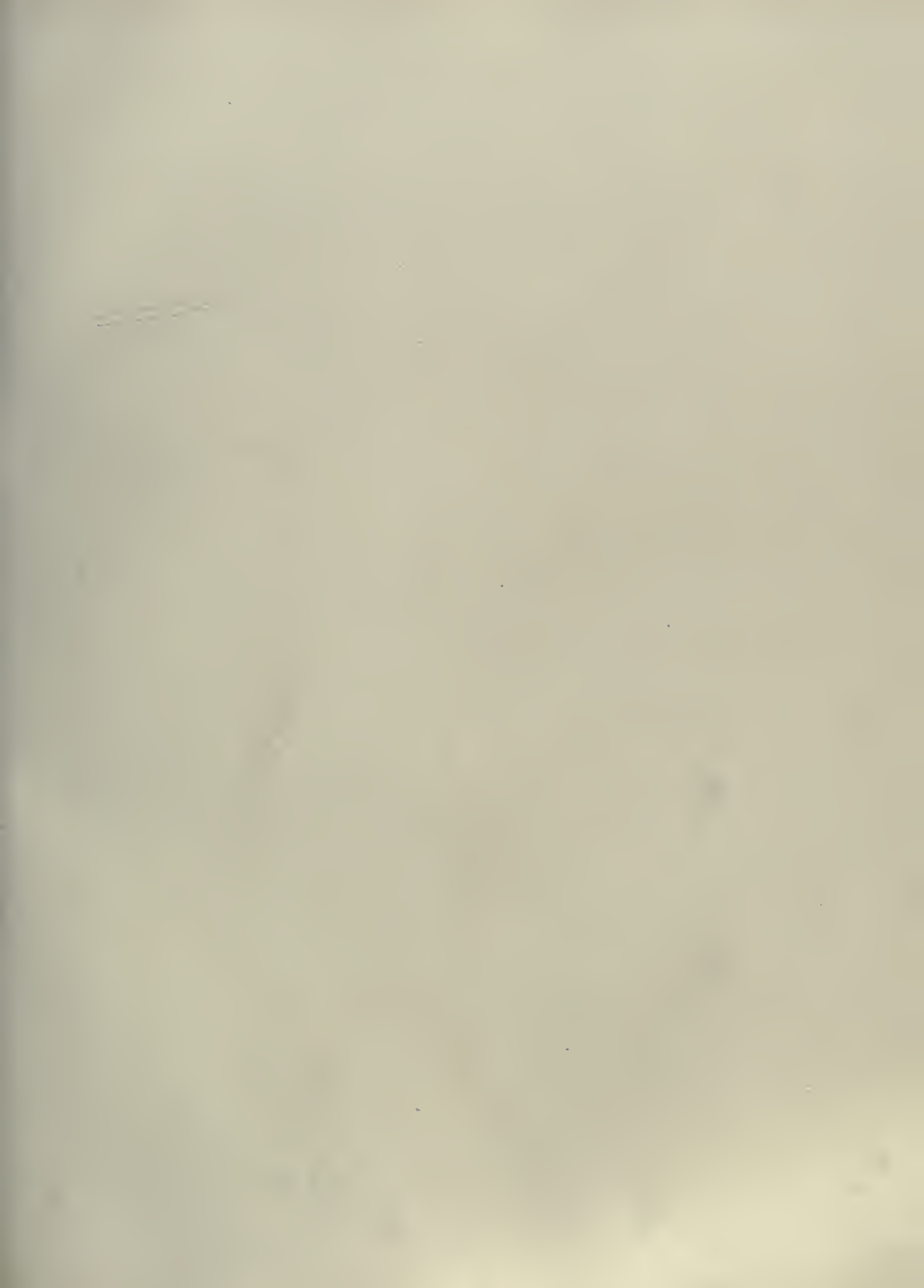
Napoleons Stellung lehnte sich auf dem rechten Flügel über Connewitz, Lößnig und Dölitz an die Pleiße und erstreckte sich dann im weiten Bogen und in mehreren Reihen über Probstheyda,**) Zuckelhausen und Holzhausen, Ober- und Unter-Zweynaundorf und lief dann in mehreren parallelen Reihen zwischen Paunsdorf und Sellerhausen bis an den Parthefluß bei Schönefeld. Sie breitete sich dann am Südufer des Partheflusses bis fast nach Leipzig aus und reichte nördlich Leipzigs von der Hallischen Vorstadt über Vorwerk Pfaffendorf bis Gohlis. Die Front dieser Stellung war fast vier Stunden lang. Der rechte Flügel, von Connewitz über Lößnig und Dölitz bis Probstheyda reichend, wurde von Murat befehligt; das Zentrum, von Zuckelhausen, Holzhausen bis Zweynaundorf gehend, vom Marschall Macdonald. Als Reserve stand dahinter zwischen Stötteritz und Probstheyda das Korps Lauriston. Der linke Flügel stand unter dem Oberbefehl des erprobten Marschalls Ney und erstreckte sich über Paunsdorf bis Schönefeld. Es gehörte dazu u. a. die sächsische Division des Korps Reynier, die uns schon bekannte Division Durutte, das 6. Korps Marmont (mit dem linken Flügel an Schönefeld anlehnend). Hinter Schönefeld: die Kavalleriedivision Fournier und an Reserve zwischen Schönefeld und Volkmarsdorf: das III. Korps Souham. In Leipzig, der Hallischen Vorstadt, und längs der Pleiße bis Gohlis stand die Division Dombrowsky, die sich am 16. so wacker gegen Langeron gehalten. In Lindenau standen zwei Divisionen junger Garde unter Marschall Mortier. Die ganze Aufstellung der französischen Armee bildete einen Kreis von etwa zwei Meilen Umfang. Ihre Gesamtstärke betrug nach dem Abmarsch der Bertrand überwiesenen Truppenteile und nach Abzug der Verluste des 16. noch etwa 160000 Mann mit etwa 630 Geschützen. Dieser Gesamtzahl gegenüber repräsentierten die Korps der Verbündeten eine Gesamtstärke von zusammen 295000 Mann mit 1466 Geschützen.***) Der Angriff am 18. Oktober sollte in sechs Kolonnen vor sich gehen; es nahmen daran teil: das Korps des Erbprinzen von Hessen-Homburg (Österreicher); das Korps Barclay de Tollys (Russen und Preußen); das Korps Bennigsens (Russen und Österreicher), das allerdings erst nach 2 Uhr eintraf; die Schlesische Armee unter Blücher (Preußen und Russen); die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden (dem Blücher zwei russische Korps hatte abtreten müssen, und der erst um 4 Uhr auf dem Schlachtfelde eintraf) und endlich das Korps Gyulays bei Lindenau.

Um 7 Uhr gab Schwarzenberg den Befehl zum Angriff. Der Erbprinz von Hessen-Homburg, dessen Kolonne dem Feinde am nächsten stand, ging von Markkleeberg aus gegen Dölitz und Dösen vor, um den Feind von der Pleiße fortzudrängen. Das Schlachtfeld bot von den Kämpfen der

*) Die Stelle ist gleichfalls durch ein Denkmal bezeichnet.

**) Jetzt Probstheida.

***) Nach Friederichs Berechnung. (Herbstfeldzug III, 139 ff.)







Fürst Schwarzenberg. König Friedrich Wilhelm III. Kaiser Franz I. Kaiser

Völkerschlacht bei Leipzig.

Schwarzenberg und die verbündeten Fürsten auf de

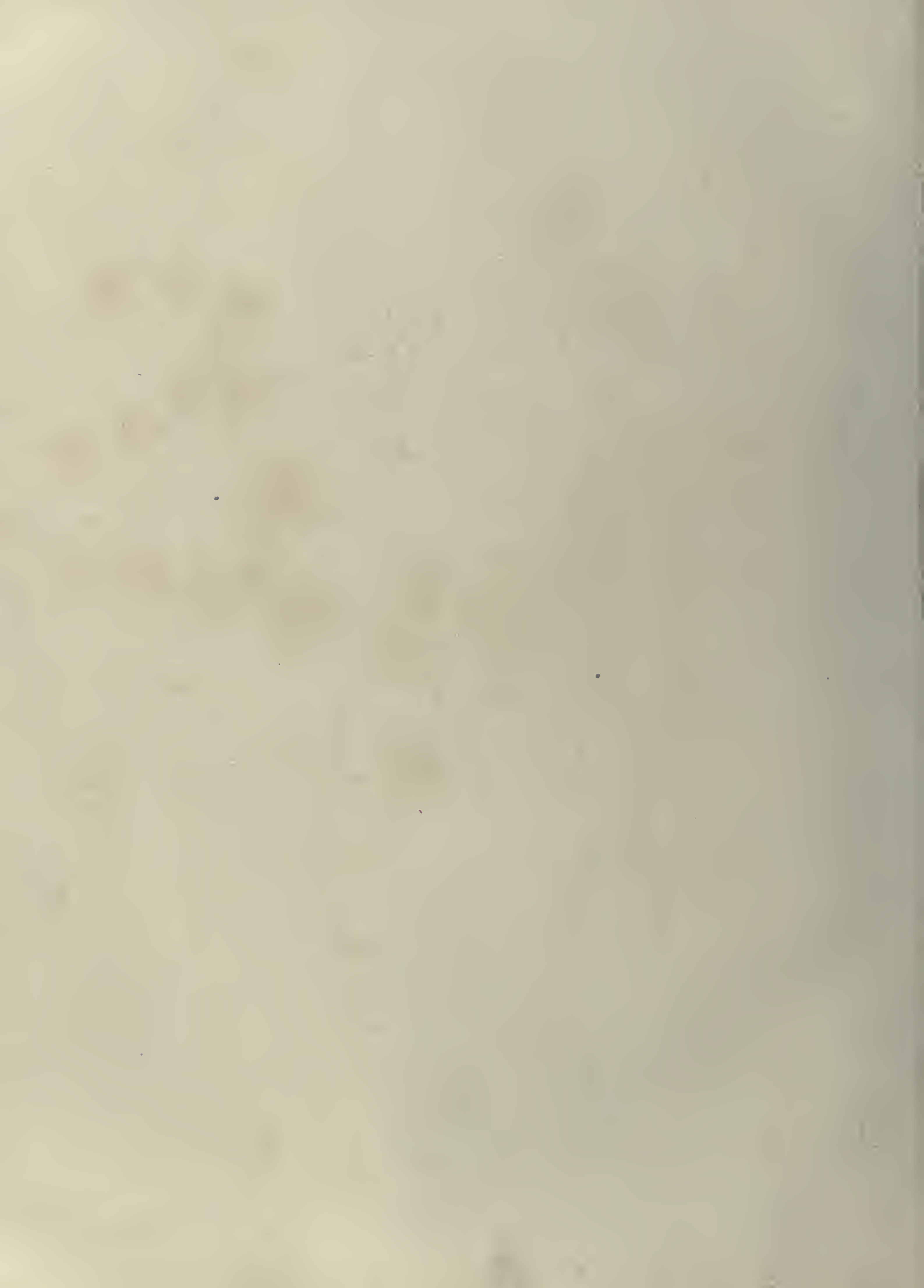



Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

ıder I.

6. bis 19. Oktober 1813.

Monarchenhügel am Abend des 18. Oktober 1813.



vorhergehenden Tage noch einen gräßlichen Anblick. Über die unbestatteten Leichen ging der Heereszug hinweg. Die zerschmetterten Gebeine knarrten und knackten unter den Rädern der Kanonen und den Hufen der Rosse. Heiße Gefechte entbrennen um die genannten Punkte. Wiederholt dringen die Österreicher im Sturm auf die genannten Dörfer vor. Zuerst fällt Dölitz in ihre Hände. Um 10 Uhr wird Dösen im Sturm von ihnen genommen. Schwer verwundet sinkt der Führer des Korps, der Erbprinz von Hessen-Homburg, nieder; an seiner Stelle übernimmt Colloredo den



Schlacht vor Leipzig am 18. Oktober 1813. Die Erstürmung von Probstheyda.

Befehl. Immer weiter dringen die Österreicher in ihrem Siegeslauf. Schon haben sie die Franzosen und Polen bis auf die starke Stellung bei Connewitz an der Pleiße zurückgedrängt. Da erscheint, von Napoleon entsendet, Oudinot mit zwei frischen Gardedivisionen. Schritt für Schritt rückwärtsweichend, aufs tapferste kämpfend, müssen jetzt die Österreicher ihre Position aufgeben und über Dölitz zurückgehen. Schwarzenberg erfährt, daß sein linker Flügel zurückweicht. Er sendet zu dem am nächsten stehenden Gyulay, der eine Brigade zu Hilfe schicken muß. König Friedrich Wilhelm selbst wird besorgt, verläßt den Monarchenhügel und reitet zu den Österreichern hinüber. Er weiß, wie wichtig es für den Rückzug der Franzosen ist, Connewitz zu behaupten. Napoleon hatte deswegen hier ganz besonders starke Kräfte eingesetzt. Zwar behaupten sich die Österreicher wieder in Dösen und Dölitz; am Mittag waren sie sogar wieder bis Lößnig vorgedrungen; allein Connewitz gelingt es nicht, wieder zu nehmen. Mit unbeschreiblicher Tapferkeit fechten hier die Polen und

die jungen Garden, von Augerau und Oudinot vorzüglich geführt, und am Abend sind dort die Adler der französischen Armee noch unbesiegt.

Inzwischen hatte östlich davon bei der Angriffskolonne Barclays der Kampf mit furchtbarer Macht eingesetzt. Auf dem linken Flügel dieser Kolonne war der tapfere Kleist über Wachau, auf dem rechten Wittgenstein über Liebertwolkwitz gegen Probstheyda vorgegangen. Hier, wo die Verteidigungslinie der Franzosen einen nach Süden vorspringenden spitzen Winkel bildete, war der Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung. Gelang es den Verbündeten, Probstheyda zu nehmen, so war die feindliche Schlachtlinie durchbrochen. Aber gerade dies Dorf hatten die Franzosen durch geschickte Verwendung und Bewehrung der Gartenzäune und Gräben, durch Ausführung von hohen Lehmmauern zu einem waffenstarrenden Bollwerk von furchtbarer Stärke gemacht.

Jede Straße, jedes Haus, jedes Dach schien eine besondere Festung. Starke Truppenmassen waren hier aufgehäuft. Das Dorf deckte Marschall Victor; hinter dem Dorf stand Lauristons Korps. Auch Macdonald zur Rechten Probstheydas war nahe genug.

Erst um 2 Uhr hatte hier der Kampf begonnen, da man gegenüber dieser gefährlichen Stellung erst hatte warten wollen, bis die Kolonnen von Hessen-Homburg und Bennigsen zu beiden Seiten den Kampf wirksam zu unterstützen in der Lage waren. Mit stürmender Hand gingen die Brigaden Pirch und Prinz August gegen das Dorf vor. Mit unwiderstehlicher Bravour wird die erste Lehmwand überstiegen. Weit hinein dringt man in das Dorf, muß aber der furchtbaren Übermacht der Division Vial weichen. Prinz August setzt sich an die Spitze eines zweiten Ansturms. Vergebens. Ein starkes Flankenfeuer zwingt ihn zum Verlassen des brennenden Dorfes. Vergebens unterstützt Zieten von der Seite her den Angriff; vergebens dringt der unerschrockene Eugen von Württemberg mit seinen Russen tief in Probstheyda hinein und nimmt 15 Geschütze. Da führt ihnen der alte General Rochambeau, der schon in Amerika gekämpft, neue Truppen entgegen. Ein entsetzlicher Kugelregen überschüttet die wackeren Preußen. In kurzer Zeit hat das 9. Schlesische Landwehrregiment von 1000 Mann 15 Offiziere und 515 Mann verloren. Das schon durch den furchtbaren Kampf bei Wachau am 16. so stark geschwächte Korps Eugens verliert von seinen 2000 Mann noch 600. Vergebens!

Da stellt sich Prinz August, alle Kräfte zusammenfassend, noch einmal an die Spitze der wackeren Bataillone. Fürst Schachowski führt seine Russen über zwei Lehmmauern zu furchbarem Sturm vor. Schon ist der östliche Teil des Dorfes in den Händen der Verbündeten; auch Eugen steht schon dort. Gelingt der weitere Vorstoß, so ist auch Stötteritz nicht mehr zu halten, und der Schlachtring des Feindes ist unterbrochen. Da aber entsteht eine neue furchtbare Wendung im Kampfe. Der Schlachtengewaltige dort bei der Quandtschen Mühle hat die Gefahr seiner Getreuen bemerkt. Im gestreckten Galopp eilt er herbei. Die Grenadierbrigade Michel der alten Garde muß zurückgehen; die tapfere junge Garde folgt. Drouots Riesenbatterie fährt auf, und aus 150 Geschützen donnert Tod und Verderben in die Glieder der Preußen und Russen. In den vordersten Reihen hält der Imperator unter dem Hagel der feindlichen Kartätschen. Kalt und marmorbleich ist sein Antlitz wie immer. Gleich ihrem Herrn und Meister setzen auch seine Generale sich furchtlos dem wildesten Feuer aus; König Murat, den alten Reiterführer, sieht man im wildesten Getümmel des Kampfes auf- und niederjagen. Der alte General Rochambeau und zahlreiche andere Führer fallen. Die Gefallenen liegen so hoch und so dicht, daß sie den Stürmenden auch im Tode noch den Weg versperren. Selbst der tapfere Prinz August zollt dem Feinde das größte Lob: „Der Mut der Franzosen spricht sich auch in diesen Gefechten, obschon sie sich in der übelsten Lage befinden und im Grunde nur für den Rückzug sich schlagen, auf eine so ausgezeichnete

Weise aus, daß sie dennoch überall einen bewundernswerten Widerstand entgegensetzen." Und dieser Widerstand ist so groß, daß es den Verbündeten auch bis zur einbrechenden Dunkelheit nicht gelingt, sich in Probstheyda zu behaupten. Am Abend waren sie gezwungen, ihre Stellung um 800 Schritt zurückzunehmen. Es blieb ihnen nichts übrig, als in gedeckter Stellung ihr Feuer bis in die sinkende Nacht fortzusetzen.

Später als die übrigen Kolonnen, erst gegen 2 Uhr nachmittags, war die von Bennigsen geführte Angriffssäule an den Feind gekommen. Ihr standen die Korps Macdonalds und Reyniers, sowie die Reiter Sebastianis gegenüber. Heiß wurde hier um die Dörfer Zuckelhausen, Holzhausen, Baalsdorf gestritten. Die Division Marchand, mit welcher Zieten rang, bestand ausschließlich aus hessen-darmstädtischen und badenschen Truppen. So zerfleischte man sich noch einmal hier im deutschen Brudermord. Vor Zietens wütendem Angriff mußte die Division Marchand weichen. Auch das österreichische Korps Klenau eroberte nach zweistündigem Kampf Holzhausen, die Österreicher das östlich davon gelegene Baalsdorf. Freilich, unter dem furchtbaren Artilleriefeuer Macdonalds, unter den wuchtigen Reiterattacken Sebastianis war es ihnen nur unter den größten Opfern möglich, die Dörfer zu behaupten, ja einige Abteilungen griffen sogar in den Kampf um Probstheyda ein; andere drangen selbst bis gegen Stötteritz vor. Den Russen war es gegen Abend sogar gelungen, sich in Zweynaundorf festzusetzen. Sie drohten hier, Macdonalds Stellung zu überflügeln und ihn von Reynier zu trennen.

Auf dem rechten Flügel der Bennigsenschen Angriffskolonne suchte die österreichische leichte Division Bubna sich der Dörfer Mölkau und Paunsdorf zu bemächtigen. Hier stand ihr das bei weitem schwächere Korps Reyniers gegenüber. War die Lage dieses tapferen Generals schon an und für sich nicht beneidenswert, so wurde sie durch ein denkwürdiges Ereignis, welches gerade um diese Zeit mitten im Schlachtentosen sich zutrug, äußerst bedenklich. Hier war es, wo eine ganze Division Sachsen von seinem Korps, etwa 3000 Mann mit 19 Kanonen, ohne Wissen und Willen ihres Königs, zu den Verbündeten überging. Zu tief brannte wohl die Scham in ihrem Herzen, immer wieder von neuem gegen deutsche Brüder das mörderische Schwert zu erheben; dazu hatten sie, die mit der größten Aufopferung meist an der Spitze der französischen Angriffskolonnen ihr Blut für den fremden Eroberer vergossen, durch die schnöde Behandlung Napoleons, der ihnen nach der Schlacht bei Dennewitz Feigheit vorgeworfen, sich auf das tiefste gekränkt gefühlt. Das Bewußtsein, daß es jetzt zu einem Entscheidungskampf kam, in dem sie nutzlos zermalmt wurden, hatte den Entschluß in ihnen reifen lassen, dem unwürdigen Dienstverhältnis ein Ende zu machen. Es war gerade in dem Moment, da die Österreicher zum dritten Male gegen Paunsdorf vordrangen, als die beiden Brigaden der sächsischen Division Zeschwitz ihrer schnell zu den Österreichern hinüberfahrenden Artillerie im Sturmschritt folgten. General Ryssel, der Führer der einen Brigade, ritt in Begleitung mehrerer sächsischer Offiziere vor und gab mit einem weißen Tuche an der Degenspitze friedliche Zeichen. Kurz vorher war auch in der Nähe von Vorwerk Heiterblick östlich Paunsdorf eine württembergische Reiterbrigade unter dem General von Normann, demselben, der unrühmlicherweise in dem Überfall bei Kitzen die braven Lützower hatte niedersäbeln lassen, zu den Verbündeten übergegangen. Ihm hatte die Schmach seiner Tat heiß im Herzen gebrannt, und er durfte sich nicht wundern, daß seine Aufnahme keine freudige war. „Auf dem General von Normann", sagte Gneisenau zu ihm, „haftet der Schandfleck, daß er während des Waffenstillstandes das Lützowsche Freikorps überfallen und niederhauen ließ; weder er noch ein einziger Mann seiner Brigade soll der Ehre teilhaftig werden, in den Reihen preußischer Krieger zu fechten."*) So wurde er gleich

*) Der tief gedemütigte General hat später im griechischen Kriege durch einen ehrlichen Soldatentod seine Tat gebüßt.

den Sachsen in das Hintertreffen gestellt; nur ihre Geschütze fanden Verwendung gegen den Feind. Die beiden sächsischen Brigadiers Ryssell und Brause wurden später zu Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm auf den Monarchenhügel beschieden und freundlich von ihnen empfangen. Die Monarchen lobten ihre deutsche Gesinnung; aber der König von Preußen konnte sich nicht enthalten, sehr treffend zu ihnen zu bemerken, „daß die Sachsen etwas lange auf sich hätten warten lassen."




Schlacht vor Leipzig 18. Oktober 1813. Preußische Kürassiere als Artilleriebedeckung im Granatenfeuer.

Inzwischen war auch die vierte große Angriffssäule, das Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden, herangekommen. Er war sich bis zum letzten Augenblicke treu geblieben. Die Zusage seiner Hilfe hatte er nur unter der Bedingung gegeben, daß Blücher ihm von der Schlesischen Armee eine Verstärkung von 30000 Mann abgab. Das hieß nichts mehr und nichts weniger, als daß sein Heer nach den starken Verlusten, die es bei Möckern gehabt, auf ein kleines Hilfskorps herabgesetzt wurde, und daß er, der ruhmgekrönte Oberfeldherr, sich selbst zu einer untergeordneten Rolle verurteilte. Blücher zeigte, indem er — freilich nach langen, heftigen Auseinandersetzungen — im Interesse der großen Sache nachgab, eine sittliche Größe, eine Selbstverleugnung, welche beispiellos ist in der Geschichte. Ein Glück, daß der wackere Bülow, der mit den drei Brigaden Hessen-Homburg, Borstell und Krafft*) den linken Flügel des Nordheeres führte

*) Die Brigade Thümen war vor Wittenberg geblieben.

und von Taucha gegen Paunsdorf heranrückte, vieles wieder gut machte, was Bernadotte sündigte. Mit der erstgenannten Brigade war er, von heißem Kampfeseifer getrieben, vorangeeilt; noch ehe Borstell und Krafft heran waren, stürzte er sich in den Kampf. Die Kolberger Jäger stimmten ihr „Heil dir im Siegerkranz“ an; alle Musiker spielten. So stiegen die Preußen jubelnd die Höhe hinauf, dahinter der Feind stand. Auch der Kronprinz, um das reichlich gegen ihn vorhandene Mißtrauen zu entkräften, wollte jetzt nicht mehr zurückhalten und sich wenigstens als alter furchtloser Soldat zeigen, der er zweifellos ehedem gewesen war. Er befahl zu stürmen. Preußische Bataillone und österreichische Jäger drangen in Paunsdorf ein und warfen den Feind hinaus, der in Verwirrung auf Sellerhausen zurückging, verfolgt von den siegestrunkenen Preußen. Hier aber werden sie von der eben erschienenen Division Selmas mit einem derartigen Geschützfeuer empfangen, daß sie, aufgelöst und verfolgt von feindlicher Reiterei, wieder bis Paunsdorf zurückgehen müssen.

Endlich sind die Reste von Bülows Korps und die Russen unter Wintzingerode und Woronzow herangekommen. Die ganze verfügbare Streitmacht des Nordheeres ist zwischen Paunsdorf und Sellerhausen zur Stelle. Links schließt sich die österreichische Division Bubna an. Dem vereinten Angriff der Verbündeten vermag der Feind nicht stand zu halten. So glänzend die Franzosen fechten, sie können der Übermacht nicht stand halten. Mit Einbruch der Dunkelheit ziehen sie sich, von Hessen-Homburg und Krafft verfolgt, bis auf die „Kohlgärten“ von Leipzig zurück. Auch hier wären sie, so spät es auch war, noch vertrieben worden, wenn nicht die Zauderernatur wieder von dem Kronprinzen Besitz genommen hätte. Als Borstell, hingerissen von heißem Kampfeseifer, weiter vorgehen wollte, rief ihm Bernadotte zu: „Herr General, Sie werden pünktlich meine Befehle befolgen! Ich weiß, daß Sie und die Herren Preußen es lieben, mir in einem Punkte ungehorsam zu sein, nämlich statt sich zu verteidigen, vorwärts zu gehen.“*)

Durch des Kronprinzen von Schweden launenhafte Ansprüche war Blücher, wie wir gesehen, gezwungen worden, das Korps Langerons für den 18. an die Nordarmee abzugeben; wir wollen deswegen Langerons Anteil an dem Kampfe an dieser Stelle mit aufführen. Ihm war heute ein ungleich ruhmreicheres Einwirken beschieden als am Tage von Möckern, wo er sich nur mit Mühe gegen die weit schwächere Division Dombrowsky zu halten imstande gewesen war. Bereits in aller Frühe war er von Eutritzsch in der Richtung auf Mockau zum Parthefluß vorgerückt. In aller Eile schlug er hier eine Brücke nach Abt-Naundorf, um sein Geschütz hinüberzubringen, während Reiterei und Fußvolk, zum Teil bis an den Gürtel im Wasser, den Fluß passierte. Am anderen Ufer steigt der Boden langsam an, und „hier genossen wir“, so schreibt ein Augenzeuge, „ein erstaunliches Schauspiel. Auf dem langen Höhenzuge erblickten wir in der Ferne die Schwarzenbergische Armee, welche heranrückte. Die Kolonnen nahmen den ganzen Höhenzug ein, am entferntesten südöstlichsten Horizont auftauchend. Ruhig bewegten sich alle Waffengattungen neben und nach einander. Hier und da sah man die Waffen in der Morgensonne glänzen. Die Entfernung war groß genug, um das ganze Heer wie eine Erscheinung im Traume vorüberschweben zu lassen, um den ganzen endlosen Zug zu überblicken, bis er im entferntesten Westen untertauchte. Immer kamen neue Scharen im Osten zum Vorschein, immer verschwanden die vordersten im fernen Westen, während der Zug sich ununterbrochen fortbewegte. Man konnte glauben, ein auswanderndes Volk zu erblicken. So mochten zur Zeit der Völkerwanderung die germanischen Stämme erschienen sein, als sie die deutschen Gauen überschwemmten. Der Anblick ergriff uns alle mit großer Gewalt. Hier war es, wo Müffling der Schlacht den Namen gab: er nannte sie die große Völkerschlacht.“

*) Friccius, Geschichte der Nordarmee.

Marschall Ney mit den erprobten Korps von Marmont und Souham, der tapferen Division Dombrowsky und der Reiterei von Arrighi, wurde hier Langerons gefährlicher Gegner. Der Marschall hatte seit dem Abend des Tages von Möckern seine Hauptstellung bei Gohlis längs der südlichen Parthe bis über Schönefeld hinaus genommen. Durch den Übergang der Sachsen bei Paunsdorf war er, um die Lücke bis zu diesem Orte auszufüllen, gezwungen gewesen, seinen rechten Flügel bis Paunsdorf auszudehnen. Der Rest des Korps Reynier sowie die Division Durutte kamen dadurch unter seinen Befehl. Seine Stellung dehnte sich deswegen in einem mächtigen Winkel von Gohlis über Schönefeld bis Paunsdorf aus. Das im Scheitelpunkt dieses Winkels liegende Schönefeld wurde dadurch zum Schlüsselpunkt der Stellung Neys und dadurch des gesamten linken Flügels Napoleons. Es mußte deshalb für den Marschall alles darauf ankommen, Schönefeld zu halten. Das große und schöne Dorf mit einer langen Reihe von Landhäusern, Fabriken und Wirtschaftsgebäuden war zur Verteidigung wie geschaffen. Von Marmonts und Souhams kampfgeübten Truppen stark besetzt, wurde es deshalb bald der Schauplatz eines furchtbaren Kampfes, eines wütenden Mordens. Langeron, der um 3 Uhr den Angriff auf Schönefeld begann, schien hier alles gut machen zu wollen, was er durch Zögern und übermäßige Vorsicht am 16. versäumt hatte. Mit Ausnahme von zwei Bataillonen hatte er nach und nach sein ganzes Korps in den Kampf gebracht. Blücher selbst, von der ungeheuren Wichtigkeit der Wegnahme Schönefelds überzeugt, hält am Eingange des Dorfes. Sein beschwörendes: „Vorwärts! Vorwärts!" treibt die Langeronschen Scharen zur äußersten Kraftanstrengung. Bald ist die Wut des Kampfes aufs höchste entbrannt. Schönefeld ist ein einziges Feuermeer. „Mitten in das Gewühl des Kampfes hinein und verheerender als dieser kracht der einstürzende Kirchturm, Hunderte unter sich begrabend. Achtmal stürmen die Russen den Ort; Marmont selbst, den Arm von Spanien her noch in der Binde, ficht wie ein gemeiner Soldat; vier Pferde werden ihm unter dem Leibe erschossen; eine Kugel durchbohrt ihm den Hut, eine andere geht durch den Ärmel, die dritte quetscht ihm den linken Arm; sein Generalstabschef Richemont fällt, vier Adjutanten, sieben Generalstabsoffiziere mit ihm. Vom ganzen Stabe des 6. Korps bleiben nur zwei Offiziere am Leben. Divisionsgeneral Friederichs wird tödlich verwundet, Gompans, schon am 16. verwundet, muß mit neuen Wunden das Schlachtfeld verlassen. Es fällt im dichtesten Gewühl der General Cochorn, durch seinen Bajonettangriff bei Ebelsberg weltberühmt, die Generäle Maury, Pelleport, Choisy werden verwundet, die Obersten Bochaton, Jacqet und Cogne stürzten. Mit unglaublicher Verbitterung kämpfen die Franzosen; das 79. Regiment schmilzt auf 180 Mann, vom 86. bleiben 131 übrig. Mit eisernen Händen halten insbesondere das 2. und 4. Marineregiment, wie ihre Enkel 1870 Bazeilles, das Dorf fest und lassen sich eher in Stücke hauen, als daß sie weichen; fünf Stabsoffiziere allein des 2. Regiments sinken in ihr Blut. Die Division Compans, im freien Felde stehend, schlägt sich neun Stunden lang und weist, ohne einen Schritt zurückzuweichen, alle wütenden Reiterangriffe des Feindes ab. Mit Recht sagt später Marmont: „Ich kenne keine Lobsprüche, deren diese so tapferen, so ergebenen Truppen nicht würdig sind, die trotz der Verluste des 16. mit desto größerer Wut kämpften." Das waren schließlich nicht mehr Menschen, die hier fochten, sondern wilde Bestien zerfleischten sich; die Russen fielen das Dorf wie „tolle Wölfe" an, die Franzosen verteidigten sich wie „wilde Hyänen". Bis zu den letzten Häusern von Schönefeld werden endlich die Verteidiger geworfen; da eilt General Souham mit der Division Ricard und einer Brigade Brayers heran; noch einmal nehmen die Franzosen das Dorf im rasenden Gemetzel; die Offiziere werfen die schartigen Säbel fort, raffen Gewehre auf und beißen die Patronen ab wie die Gemeinen; man schrie nicht mehr, wie im Eingang der Schlacht, man war blaß und stumm

vor namenlosem Grimm. Nach den Häusern verteidigte man die Gärten und den Kirchhof, wo mehr Tote auf als unter dem Rasen lagen. Wer fiel, stieß keinen Klagelaut aus, und die Überlebenden scharten sich hinter einer Mauer, einem Schutthaufen, einem Grabe von neuem zusammen, jeder Zoll Boden kostete Menschenleben. Mit wahnsinniger Erbitterung tobt der Kampf. Die Generale Brayer und Bony werden verwundet, die Obersten Maigrot und Forgeot fallen. Von 2700 Mann der Brigade Bony bleiben 1700 tot, Ricard verliert 1000 Mann. Nicht mehr wie die preußischen Freiwilligen bei Lützen mit verklärten Zügen, sondern die Gesichtszüge von grimmiger Wut, von unauslöschlichem Haß gegen den Feind verzerrt, so liegen die Gefallenen da. Erst bei sinkender Nacht räumen die Franzosen den Ort, in welchem 10000 Tote und Verwundete liegen; unerschüttert aber hält den Windmühlenberg unmittelbar am Ausgang des Dorfes die ganze Nacht hindurch ein Bataillon des 65. Regiments. „Bis zur Nacht", schreibt Thiers, „blieben unsere Soldaten unbeweglich, wie festgeheftet an Grenzen, die keine menschliche Gewalt überschreiten konnte; selbst die Herzen der erbittertsten Feinde verspürten etwas wie Bewunderung mit dem tapferen Gegner."*)

Erst als der Abend hereindunkelte, gelang es den Russen, dauernd Schönefeld zu behaupten; 4000 Mann hatte der Kampf dem Langeronschen Korps gekostet.

Die fünfte Angriffssäule, die Schlesische Armee, war, wie wir wissen, durch Abtrennung des Langeronschen Korps, welches Bernadotte zugeteilt worden war, erheblich verringert und bestand, 25000 Mann stark, nur aus den Korps Yorck und Sacken. Obwohl Blücher durch seine edle Selbstverleugnung der Anmaßung Bernadottes gegenüber sich im Interesse des Ganzen selbst zu einer Nebenrolle verurteilt sah, war er dennoch die treibende Kraft, die Seele der ganzen Streitmacht auf der Nordostseite von Leipzig gewesen. Schon in der Morgenfrühe des 18. hatte er mit seinem Falkenblicke erkannt, worauf es heute ankam. Sobald der Kanonendonner von Süden her seine furchtbare Stimme ertönen ließ, hatte er Sacken und Yorck den Befehl geschickt, gegen Leipzig vorzurücken. Dem rückwärts bei Taucha stehenden Bülow hatte er sagen lassen, daß er mit dem Korps von Langeron auf dem kürzesten Wege über die Parthe gehen und jenseits derselben die Nordarmee erwarten werde. Dann hatte er die Streitmacht Langerons und St. Priests über Mockau dem Fluße zugelenkt, der, wie wir wissen, bei Abt-Naundorf überschritten wurde. Bei Schönefeld, wo Langeron um 3 Uhr eingegriffen, haben wir dann den heldischen Alten am Eingange des Dorfes halten sehen, glühend vor Kampfesbegier und den Truppen immerdar sein „Vorwärts! Vorwärts!" zurufend. Mit Eifer hatte er dann später das rechtzeitige Eintreffen und Eingreifen des Kronprinzen von Schweden betrieben. Dem Korps Yorcks dagegen, das bei Möckern so entsetzlich gelitten, hatte er heute nicht allzu viel zugemutet. Yorck hatte den ganzen Tag über im heißen Kampfe bei Gohlis, dem Rosenthal und bei den Vorstädten Leipzigs auf der Nordseite gestanden. Die tapfere polnische Division Dombrowsky und Teile des Marmontschen Korps hatten ihm wahrlich die Arbeit nicht leicht gemacht. Mit wechselndem Erfolg wütet der Dorfkampf bei Vorwerk Pfaffendorf, wo Sacken die Polen und Franzosen mit Aufbietung aller Kräfte hindert, daß sie den Ihren Hilfe nach Schönefeld schicken. Endlich fällt Pfaffendorf in seine Hände. Er dringt bis an das Rosenthaler Tor vor. Das in der Nähe liegende Lazarett gerät in Brand, und die 200—300 Schwerverwundeten erleiden einen grausigen Tod; ihr Jammergeschrei dringt bis Leipzig hinein und übertönt das Geschützfeuer. Von all den furchtbaren Erlebnissen des Tages das grausigste.

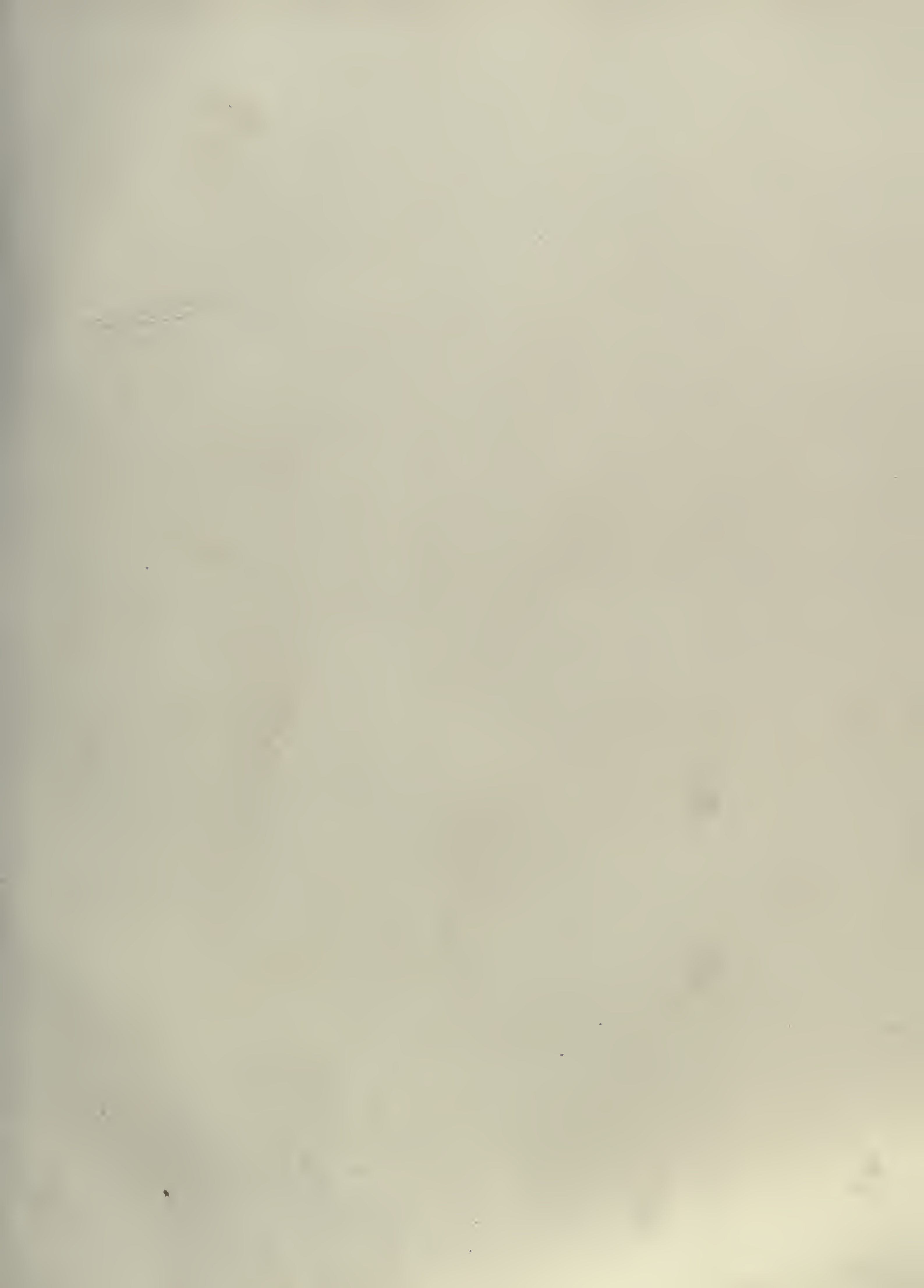
*) Dr. W. Zelle, Geschichte der Freiheitskriege, II, 458. Der Verfasser läßt in seinem Werke besonders auch den feindlichen Standpunkt zur Geltung kommen.

Werfen wir nun schließlich noch einen Blick auf die sechste Angriffskolonne, die des österreichischen Feldzeugmeisters Gyulay. Mit ihr hatte es eine eigene Bewandtnis. Bei Lindenau an der bedeutungsvollen Stelle stehend, wo es mit Leichtigkeit gelingen mußte, den fliehenden Franzosen den Rückzug nach Weißenfels zu verlegen, stand weder die Führung noch die Truppenzahl Gyulays auch nur im geringsten im Verhältnis zu dieser wichtigen Aufgabe. Zunächst hatte Schwarzenberg einen Teil von Gyulays Korps zur Unterstützung Hessen-Homburgs herangezogen. Mit einem dann nur verbleibenden Reste von 16 Bataillonen und einigen zwanzig Schwadronen sollte er den Feind nur beobachten, im Notfalle sich auf Pegau zurückziehen. Mit diesem Befehle hatte Schwarzenberg nichts Geringeres getan, als dem französischen Heere den Rückzug preisgegeben. Die Gründe, die ihn zu diesem Befehle geführt, sind in diplomatisches Dunkel gehüllt. Man geht nicht fehl in der Annahme, daß dieser verhängnisvolle Befehl aus Rücksicht auf die Politik des österreichischen Kabinetts gegeben worden sei. Es lag nicht in der Absicht des österreichischen Kaisers, den Schwiegersohn gänzlich zu vernichten; nur schwächen wollte er ihn. Er fürchtete, daß in demselben Maße, da Frankreichs Macht sank, diejenige Rußlands, welche er fürchtete, stieg. Daß auch Schwarzenberg seine Ansicht teilte, geht aus seiner Äußerung hervor: „Man habe nicht Truppen genug gehabt, um die Ausgänge stark genug zu besetzen; auch sei es nicht immer ratsam, einen Feind, der noch Kraft habe, zur Verzweiflung zu bringen." So war es dem General Bertrand leicht geworden, sich nach Süden hin Luft zu machen und ununterbrochen und ungefährdet seinen Marsch bis Weißenfels auszuführen.

Daß eine solche glimpfliche Behandlung des Feindes nicht nach dem Herzen des alten Blücher war, braucht kaum gesagt zu werden. In seinen Anschauungen über die Verfolgung von Kaiser Alexander unterstützt, trat er in einem Schreiben an den Oberkommandierenden mit dem Ersuchen heran, ihm 20000 Pferde anzuvertrauen; er wollte dann dem Feinde überall zuvorkommen und ihn auf seinem Rückzuge aufreiben, „was unfehlbar geschehen werde, da auch der bayrische General Wrede inzwischen am Main angekommen sein würde, ihm den Weg zu verlegen." Schon damals, noch unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse, teilten gewichtige militärische Stimmen diese Ansicht. Der von uns mehrfach herangezogene sächsische Oberst Aster hat vielleicht das treffendste Urteil darüber abgegeben: „Hätte Blücher in diesen Tagen das Oberkommando geführt, so dürfte Napoleon schon damals das Schicksal erreicht haben, welches ihm 1815 nach der Schlacht bei Belleallíance widerfuhr, und es wären dadurch vielen Völkern und Ländern unendlich viele Leiden, Verluste und Verwüstungen erspart worden, weil man es hier in Händen hatte, den Krieg mit einem Schlage zu beenden." Aber Blücher und der Zar vermochten mit ihrer Ansicht gegen die vorsichtige Strategie Schwarzenbergs nicht durchzudringen; es blieb hinsichtlich der Verfolgung bei den Anordnungen des Oberfeldherrn, der für den nächsten Tag die Erneuerung der Schlacht fürchtete. Das einzige, was Blücher im Einverständnis mit seinem Könige, der ebenfalls für eine energische Verfolgung eintrat, erreichen konnte, war die Absendung des Yorckschen Korps auf Halle und Merseburg, um hier an den Saaleübergängen den Feind auf seinem Rückzuge zu beunruhigen.

Auf dem Monarchenhügel*) hatten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm mit dem Fürsten Schwarzenberg und dem gesamten Oberkommando den ganzen Tag über den Verlauf des gewaltigen Kampfes verfolgt. Am Nachmittag war auch der Kaiser Franz von Österreich von Rötha her eingetroffen. Je mehr der Herbsttag sich seinem Ende zuneigte, in desto schnellerer Aufeinanderfolge trafen die fliegenden Boten des Sieges und der errungenen Vorteile ein. Auf jedem Antlitz glänzte Freude, Genugtuung und Hoffnung des nahen, entscheidenden Sieges. Über-

*) Heute bezeichnet ein Denkmal die Stelle.







Napoleons Flucht a

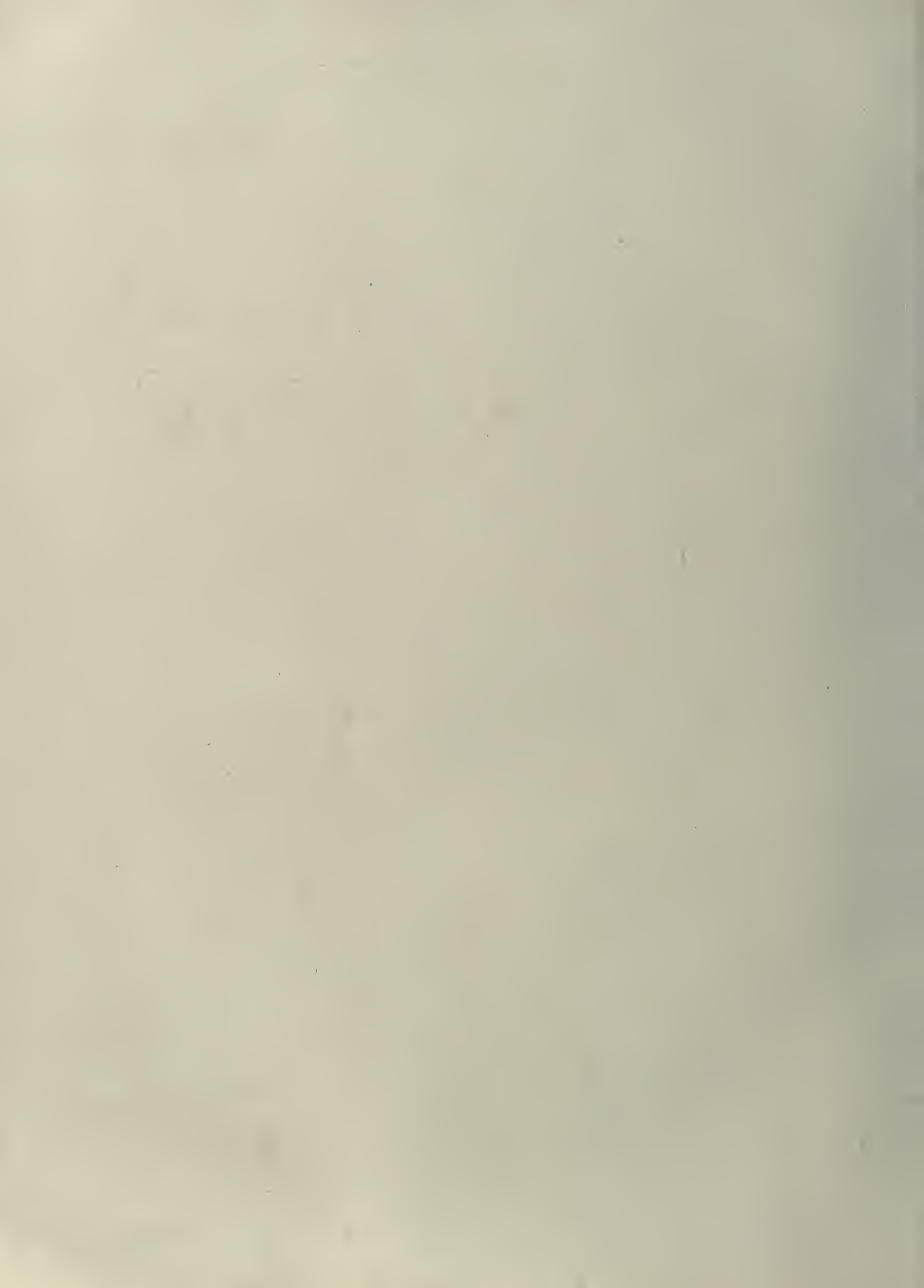
Original vo



Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

Leipzig 19. Oktober 1813.

fessor R. Knötel.



wältigend, unbeschreiblich erhebend waren diese Augenblicke für jeden Teilnehmer, insbesondere für die drei Herrscher, die hier oben, umgeben von ihrem Stabe, auf ihren Rossen hielten und das Ende des mächtigen Kampfes mit gespannten Blicken verfolgten. Noch braust dahinten die wilde Schlacht, noch tönt das Knattern des Gewehrfeuers, das dumpfe Rollen der Donnerschläge herüber. In weiße Dampfwolken ist der ganze Horizont eingehüllt; ab und zu zerreißt der Herbstwind das Gewölk, um auf Augenblicke in weiter Ferne die Kirchtürme der alten Lindenstadt durchblicken zu lassen und es dann in mächtigen Rauchschwaden, von einem letzten Sonnenblick des Abends hie und da in Gold getaucht, nach Osten zu treiben. Das Gewaltige des Schauspiels, das Bewußtsein der nahen Entscheidung läßt häufig auf lange Zeit die Unterhaltung der tiefbewegten Herrscher verstummen. Wie mochte es vor allem im Herzen des Königs von Preußen aussehen? Je ruhiger und zurückhaltender er, seinem ganzen Wesen nach, sich zeigte, desto tiefer war sein Inneres aufgewühlt. Jahrelanges Unglück und Leid war in diesem Augenblicke vergessen. Mit wachsender Bewegung konnte er von hier oben wahrnehmen, wie die Macht des bisher Unbesieglichen, der sein Land sieben Jahre in Fesseln geschlagen, der ihm und seiner Familie, insbesondere seiner treuen Luise, so viel unsägliches Leid, so viel Demütigungen zugefügt, vor seinen Augen sichtbar dahinschwand. Noch als die Schatten des Herbstabends sich längst über die Schrecken des Schlachtfeldes gesenkt hatten, finden wir ihn an der Seite seines Freundes Alexander auf der nämlichen Stelle, nachdem der Kaiser von Österreich bereits um 6 Uhr noch Rötha zurückgekehrt war.

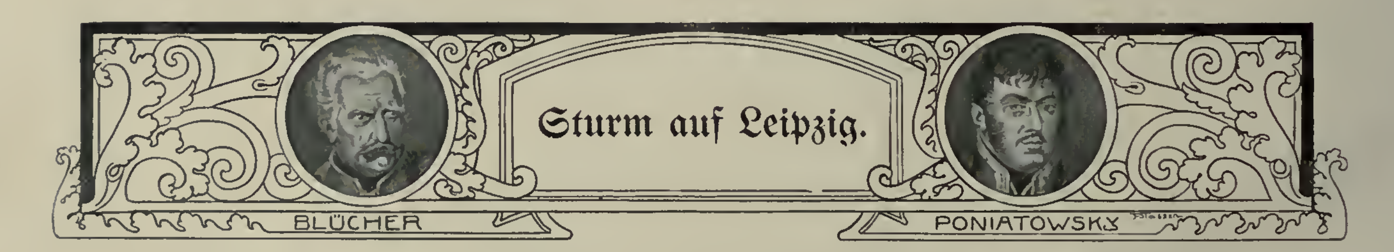
Die in zahlreichen Geschichtswerken und auf ebenso zahlreichen Bildern verbreitete Darstellung, im Augenblick des Sieges seien die verbündeten Monarchen auf die Knie gesunken, um Gott für den Sieg zu danken, muß als historisch unbegründet in das Gebiet der geschichtlichen Legende verwiesen werden. Ein solcher „Augenblick", in dem sich gewissermaßen ein ganzer großer, gewaltiger Sieg zusammendrängte, war garnicht vorhanden gewesen. War es auch gelungen, die französische Armee aus ihren sämtlichen vorgeschriebenen Stellungen zurückzudrängen, so war doch gegen die Hauptstellung der Franzosen bei Probstheyda ein entscheidender, ausschlaggebender Sieg nicht errungen worden. Ein eigentlicher Erfolg war nur auf dem rechten Flügel der Verbündeten zu verzeichnen. Daß nicht größere Erfolge erreicht waren, nicht einmal an irgend einer Stelle den Verbündeten trotz ihrer Übermacht ein Durchbruch gelungen war,*) war unzweifelhaft in groben Fehlern der verbündeten Führung begründet, lag vor allen Dingen in der mangelnden Übereinstimmung der verschiedenen Angriffssäulen, „von denen immer eine auf die Ankunft der anderen wartete", so daß die eine in der Frühe des Morgens, die darauffolgende immer später und die Nordarmee gar erst um 4 Uhr in den Kampf eingriff. Wie gewaltig, vernichtend und zerschmetternd hätte die Wirkung sein müssen, wenn alle Kräfte der Verbündeten zu einem mächtigen, wuchtigen Angriff zusammengefaßt worden wären. Die Katastrophe der völligen Zertrümmerung der feindlichen Armee hätte ohne Zweifel schon am 18. erfolgen müssen.

Sehen wir uns nach dem Imperator um. In welcher Weise hatte er den schweren, für ihn so verhängnisvollen Tag zugebracht? Den größten Teil des Tages hatte er in der Nähe der von Kugeln durchlöcherten Quandtschen Tabaksmühle gehalten. Generale, Adjutanten und Ordonnanzoffiziere waren herangesprengt und wieder davon geritten. Eine längere Unterredung hatte er mit Murat gehabt. Gegen Mittag war er bis Probstheyda, bis in die Linien der Gardebatterien vorgeritten, später, als der Kampf um diesen Schlüsselpunkt seiner Stellung am heißesten tobte, hatte er sich wiederholt in vorderster Reihe befunden, Verstärkungen herbeigeführt und durch seine

*) Auch Oberst Odeleben tadelt es, daß man nicht alles daran setzte, die französische Schlachtlinie bei Probstheyda zu durchbrechen, in die Lücke rasch Reiterei hineinzuwerfen und dann die feindlichen Schlachtlinien rechts und links aufzurollen.

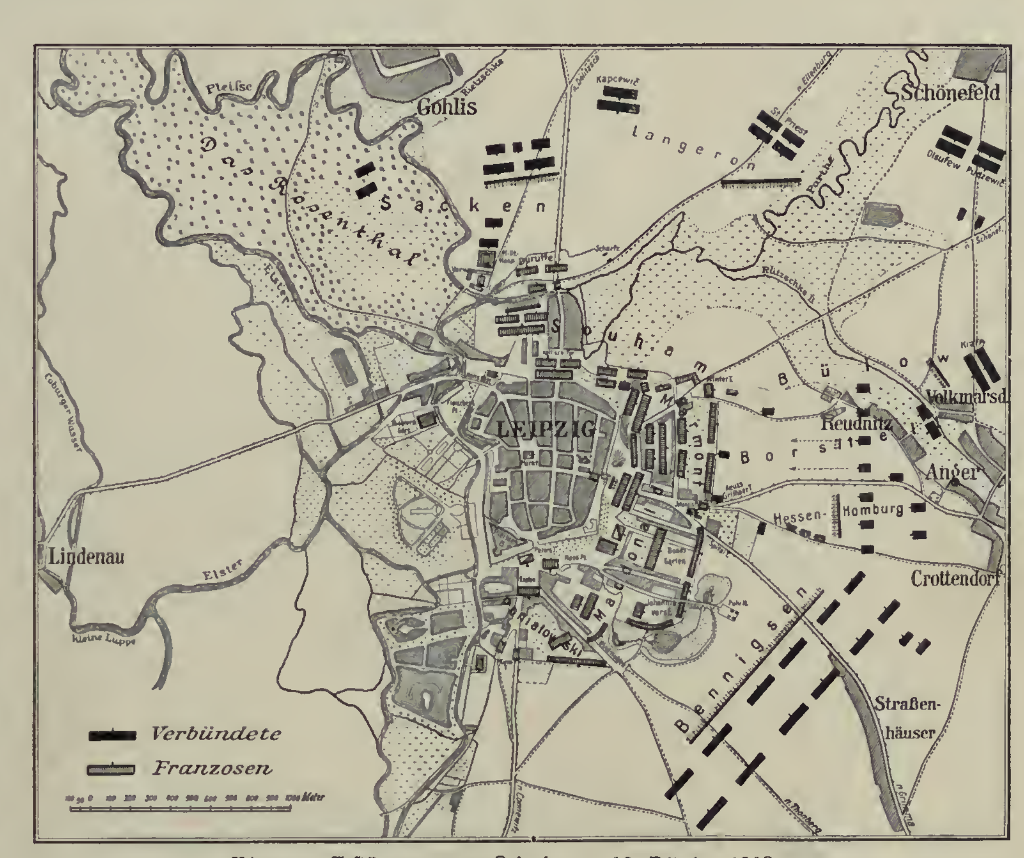
Gegenwart die Truppen zu äußerster Kraftanstrengung hingerissen. Auf die Nachricht von dem Übergang der Sachsen hatte er sich eine Zeitlang nach dem linken Flügel zu Marschall Ney begeben, mit dem er sich längere Zeit besprach. Als dann die Schatten des Abends länger und länger wurden, hatte er sich, ermüdet von einer schlaflosen Nacht und den übermenschlichen Anstrengungen und Aufregungen des Tages, neben seinem lodernden Wachtfeuer auf einen hölzernen Schemel, den man ihm gebracht hatte, niedergelassen und war eingeschlummert. Seine Hände ruhten, wie Odeleben berichtet, nachlässig gefaltet im Schoß, und der Welteroberer glich in diesem Augenblicke jedem anderen unter der Bürde des Mißgeschicks erliegenden Menschenkinde. Düster und stumm standen die Generale um das Feuer, während die zurückziehenden Truppen in einiger Entfernung vorüberrauschten. Der Weltenbezwinger am Trümmerhaufen seiner Hoffnung! Ein tragischer, erschütternder Anblick! Plötzlich schlägt eine feindliche Granate zischend in das Feuer und löscht es aus, als wollte es andeuten, wie in diesem Augenblicke der glänzende Ruhmesschein seines Feldherrnlebens erlosch. Der Kaiser erwacht und blickt verwundert um sich, als käme ihm erst nach und nach das Bewußtsein seiner Lage. Dann faßt er sich schnell und diktiert mit gewohnter Ruhe die Befehle für den Rückzug und den folgenden Tag. Von Murat begleitet, verließ er dann das Schlachtfeld und ritt nach Leipzig. Schon waren die Straßen von Menschen und Fuhrwerk derart überfüllt, daß er nur im langsamen Schritt und durch Nebengassen sein Ziel, das Hotel de Prusse am Roßmarkt, erreichen konnte. Unter dem Schutz der alten Garde verbrachte er hier die Nacht. Aber erst gegen Morgen hatte er sich einem kurzen Schlummer hingegeben. Den größten Teil der Nacht hatte er mit der Vervollständigung seiner für den Rückzug gegebenen Anordnungen sich beschäftigt und stundenlang mit Marschall Berthier und dem Herzog von Bassano gearbeitet. Nach allen Seiten werden die Ordonnanzoffiziere zu den Stäben und verschiedenen Armeeteilen mit den Anweisungen über die innezuhaltende Ordnung und die Reihenfolge des Abmarsches entsendet. Voll Bewunderung müssen wir zu dem Manne aufblicken, der nicht unter der furchtbaren Wucht der Ereignisse zusammenbrach, sondern mit einer unverwüstlichen Geistesfrische, mit der unbeugsamen Kraft seines Willens die Gestaltung seines Schicksals von neuem in die Hand nahm.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —




Die Zuversicht des Sieges, welche die Massen hob und begeisterte, hatte Fürst Schwarzenberg nicht geteilt. Noch am 18., abends 6 Uhr, während die Monarchen auf dem nach ihnen benannten Hügel die Schlacht beobachteten, hatte er die in der Nähe befindlichen Generale um sich versammelt, um ihnen die Befehle für den folgenden Tag zu übermitteln. Sie lauteten: „Sämtliche Armeeteile sollten bei Morgengrauen in Schlachtordnung bereit stehen, die Schlacht zu erneuern. Im Falle eines feindlichen Rückzugs sollte die Armee in fünf Kolonnen konzentrisch gegen Leipzig vorrücken und die Stadt stürmen, weil erst nach der Einnahme der Stadt der Sieg als entschieden

zu betrachten sei.“ Ein großer Teil der französischen Armee befand sich schon auf dem Rückzuge, der am Tage vorher mit Einbruch der Dunkelheit begonnen hatte. Verbündeterseits hatte man wenig oder garnichts getan, um ihn zu stören. So sollte es, wie wir sehen werden, Napoleon möglich sein, eine Armee von fast 100 000 Mann durch ein schmales Defilee noch leidlich hindurchzubringen. Durch vier Tore waren die Truppen in die Stadt geströmt; ein einziges — das Ranstädter Tor — stand ihnen nur zur Verfügung, sie zu verlassen. Dabei ereigneten sich allerdings Szenen von unbeschreiblicher Verwirrung! Die von verschiedenen Seiten her auf das Tor zueilenden Kolonnen kreuzten sich vielfach und verhinderten sich gegenseitig am Weitermarsch. Zudem waren die Straßen durch umgestürzte Wagen, zerschossene Pulverkarren, Pferdekadaver und andere Hindernisse stellenweise völlig verstopft. Entsetzlicher noch wurde die Verwirrung, als die Artillerie und Kavallerie ihren Marsch antrat und sich mitleidslos über Menschen und Tiere, über alles, was hindernd am Boden lag, ihren Weg bahnte. Am traurigsten war das Los der Verwundeten, welche in den Straßen zusammengebrochen waren, in Haufen auf den Straßen und freien Plätzen lagen und in der kalten Herbstnacht, ohne Nahrung und Trank, ohne Hilfe und Verband, ihrem qualvollen Ende entgegensahen.




Plan zur Erstürmung von Leipzig am 19. Oktober 1813.

Schon in grauer Morgenfrühe des 19. Oktober waren die Franzosen damit beschäftigt gewesen, die Stadt zur letzten Verteidigung herzurichten. Durch die lange Übung in den letzten Kriegsjahren Meister in solchen Arbeiten, hatten sie es trefflich verstanden, jedes massive Haus, jede Ziegel- und Lehmmauer, jeden Bretterzaun, jede Hecke durch starke Verpalisadierung in eine Bastion umzuwandeln. Alle Tore und Zugänge zur Stadt waren verrammelt und bewehrt. In den Zugängen zu den Straßen waren mächtige Batterien oder einzelne Geschütze aufgefahren.

Ein sonnig schöner Morgen zog herauf und gestattete den Verbündeten einen weiten Überblick über das Schlachtfeld. Man konnte mit einem Blick bemerken, daß der Feind die bisher innegehabte Stellung verlassen und sich auf die Vorstädte Leipzigs zurückgezogen hatte. So mußte denn — was durch eine energische Verfolgung des Feindes im Sinne Blüchers unnötig gewesen wäre — der Kampf um den Besitz der Stadt von neuem beginnen. Jeder Kolonne der Verbündeten, welche um 7 Uhr sich auf die Stadt in Bewegung setzten, war ein bestimmtes Tor zu-

gewiesen. Blücher sollte das Hallische Tor, die Nordarmee das Grimmaische und das Hintertor, Bennigsen über Stötteritz das Spitaltor angreifen. Colloredo sollte auf der Bornaerstraße gegen das Peterstor, Barclay auf der Colditzerstraße gegen das Windmühlen- und Sandtor vorgehen.

Auf dem Marsche der Verbündeten gegen die Stadt trafen sie auf eine Deputation, die im Namen des Königs von Sachsen und der Einwohner Leipzigs um Schonung der Stadt bat. Der Zar konnte nur freundliche Zusicherungen geben; es war selbstverständlich, daß man den Angriff nicht aufgeben konnte, solange noch der Feind zur Verteidigung der Stadt bereit stand. Behufs Unterhandlung mit dem Könige von Sachsen wurden die Offiziere Natzmer und Toll zu ihm gesandt. Aber der unglückliche Fürst spielte bis zum letzten Augenblicke dieselbe klägliche Rolle, wie bisher. Aufgefordert, die Verteidigung der Stadt aufzugeben und die sächsischen Truppen zurückzuziehen, erklärte er, getäuscht durch die Vorspiegelungen Napoleons, er könne weder das eine noch das andere tun, da Napoleon ihn mit der Zusage verlassen habe, in zwei bis drei Tagen zurückzukehren.*) So nahmen denn die Dinge ihren Verlauf.

Inzwischen hatte der Sturm der Stadt begonnen. Ein unbeschreibliches Gewühl herrschte auf Straßen und Gassen, und in diesem Gewühl mußte der von seiner schwindelnden Höhe so jäh herabgestürzte Gewaltige, der Länder verschenkt und Könige ein- und abgesetzt hatte, nur begleitet von einem Häuflein Getreuer, sein Heil in schleuniger Flucht suchen. In seinem Gefolge befanden sich König Murat, Caulaincourt und einige andere Marschälle und Generale. Eine Abteilung der Garde zu Pferde diente zur Bedeckung. Der Auszug des Kaisers in dem beschmutzten grauen Überrock, den vom Straßenkot bespritzten langen Stiefeln, dem zweispitzigen Hute mit der traurig herunterhängenden Krempe, dem bleichen, übernächtigten, finster blickenden Antlitz zeigte in erschütternder Weise den schnellen und jähen Sturz menschlicher Größe. Auf dem Wege nach dem Ranstädter Tor war es dem französischen Kaiser nur mit größter Mühe möglich, einen Ausgang zu finden; oft mußte ihm seine Eskorte mit flachen Säbelhieben einen Weg bahnen; beim Ausgang aus dem Ranstädter Steinweg wurde er durch die Massen dicht an eine Barrière gedrängt; ein Menschenknäuel riß ihn endlich durch das Tor mit sich fort. Manches derbe Wort aus den Reihen der Rheinbündler hatte ihm gezeigt, wie es mit der Stimmung in diesem Teile seiner Truppen stand; aus einem badischen Bataillon am Markt war ihm der Zuruf entgegengeflogen: „Schau, schau! itzt muescht du auch anschkrazze! Glück auf de Rais!“ — — —

Von den anrückenden Sturmkolonnen traf das Korps Bülows, von Paunsdorf kommend, am frühesten ein. Gegen 8 Uhr bereits begann es den Angriff auf das Grimmaische Tor, wo es wider Erwarten starkes Feuer erhielt: Das Füsilierbataillon des zweiten Reserveregiments unter Major von Mirbach und das Königsberger Landwehrbataillon unter Major Friccius waren die ersten verbündeten Truppen, welche durch die starke Verbarrikadierung des Tores in die Stadt drangen. Es geschah unter großen Verlusten. Ehe durch die engen Gassen stärkere Truppenmassen nachdringen konnten, hatten sie einen sehr schweren Stand; sie hielten sich unter den heldenmütigsten Kämpfen im Straßengefecht so lange, bis die ersehnte Hilfe erschien. Major Friccius selbst gibt darüber folgende anschauliche Schilderung: „Gleichzeitig aber drang der Feind von der Esplanade mit großer Übermacht gegen uns vor und wollte uns in die Totengasse zurücktreiben, wo wir ohne Rettung verloren gewesen wären: Es entstand nun hier ein entsetzliches Gemetzel, ein wahres Schlachten und Totschlagen. Wie eben das Gewehr handgerecht war, wurde es gebraucht, dem nächsten Franzosen, wenn er gegenüberstand, das Bajonett durch den Leib gejagt, und einen Augenblick später dem andern, welcher seitwärts stand, der Schädel mit der Kolbe zerschmettert. Auf dem kleinen

*) Vollständiger Bericht darüber bei Bernhardi III. 465.

Raume des Kampfplatzes lagen an mehreren Stellen im buchstäblichen Sinne die Toten fünf bis sechs Mann übereinander gehäuft.*) Einen der stärksten und furchtbarsten Kämpfer, den schwarzen Tiedtke, einen Grobschmied seines Zeichens, fragte ich nachher, wieviel er wohl hier niedergemacht habe? „Zwölf weiß ich gewiß", war die Antwort.

„Durch unsere heftige Gegenwehr verbreitete sich unter den feindlichen Truppen ein solcher Schrecken, daß sie wie erstarrt stehen blieben und keine Gegenwehr mehr leisteten. Plötzlich stürzte uns zur Rechten ein Haufen Franzosen, acht bis zehn Offiziere an der Spitze, durch den Torweg des Kirchhofes hervor; es mochten zwei schwache Kompagnien sein. Aufs neue schienen wir verloren. Allein der Schrecken war auch über sie gekommen, und anstatt uns anzugreifen, überreichten mir die Offiziere ihre Degen. Eine seltsame Szene! Die französische Besatzung des Kirchhofes lief nach der Esplanade hin, und das Laufen war auch für die, welche uns bisher starr gegenüber standen, das Zeichen, was zu tun sei. Alle ergriffen die eiligste Flucht nach dem inneren Grimmaischen Tore zu, und die Offiziere, welche sich mir vor wenigen Augenblicken ergeben hatten, liefen ihnen ohne ihre Degen nach.

„Gleich darauf kam der General Pierrot, Brigadier bei dem Kavalleriekorps des Herzogs von Padua, aus einer Quergasse hervor und fiel dem Landwehrmann Lang in die Hände. Er war verwundet und wurde als Gefangener in das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden geschickt. — Da sich wiederum Franzosen auf dem Kirchhofe zeigten, wurde ein Teil unserer Mannschaft dorthin geschickt, und es entstand hier ein neues blutiges Gefecht. Der Landwehrmann Schwartz von der 2. Kompagnie wurde von zahlreichen Feinden umringt, schlug aber wütend um sich; sieben lagen, von ihm kalt gemacht, rings um ihn her, die Kameraden halfen ihm aus diesem Leichenhaufen heraus. Die Erbitterung und Wut unserer Leute stieg bis aufs äußerste, als sie einen preußischen Landwehrmann fanden, den die Franzosen mit seinem Kopf in eine Mistgrube gesteckt und so getötet hatten.

„Von anderen verbündeten Truppen war noch immer nichts zu sehen, und viele Mannschaften unseres und der beiden anderen Bataillone waren noch zurück, teils um im Innern des Tores die Hindernisse des Durchganges zu beseitigen, teils draußen die Öffnung desselben zu erwarten ... Wir waren in Gefahr, durch Mangel an Unterstützung alle errungenen Vorteile zu verlieren.

„Unterdessen war es den eifrigsten Bemühungen des Adjutanten des Prinzen von Hessen-Homburg und dem Major Müllenheim gelungen, den Durchgang durch das äußere Tor freizumachen. Der Prinz, der zu Pferde blieb, erhielt, als er kaum durch das Tor eingeritten war, einen Schuß in die Brust und mußte aus dem Gefecht getragen werden. — Die Majore Müllenheim und Gleißenberg, welche jetzt mit ihren beiden Bataillonen ebenfalls eingedrungen waren, erhielten tödliche Wunden, ebenso die Hauptleute Drigalski und Brause.

„Die neuen Verstärkungen, welche nachrückten, bewogen uns, noch einmal über die Quergasse hinaus dem Feinde dicht auf den Leib zu rücken. Es entstand aufs neue ein mörderisches Handgemenge. Unser Leutnant Nornowski erhielt eine Menge Bajonettstiche, woran er am folgenden Tage starb. Er war Oberlandesgerichtsreferendar in Königsberg, ein trefflicher Jüngling, reich an Geist und Herz. Seine Ruhestätte erhielt er an Motherbys Seite. Feldwebel Moneck sprang in diesem Handgemenge auf einen feindlichen Fahnenträger los, stach ihn nieder und brachte die Fahne zum Hauptmann Wagner. — Als das äußere Grimmasche Tor völlig frei war, hatte der Kronprinz von Schweden zwei schwedische Kanonen auf dem Grimmaschen Steinwege, einer engen

*) Friccius. Krieg 1813 und 1814. Der Verfasser des Werkes wurde später Generalauditeur des preußischen Heeres.

Gasse, welche vom äußeren zum inneren Tor führt, auffahren lassen. General Adlercreuz führte sie selbst an und hielt auf der Mitte der Straße unerschrockenen Mutes." Kurz nach 12 Uhr war die Grimmaische Vorstadt bereits bis zum Glacis erobert.

Um dieselbe Zeit hatte das Schlesische Heer unter Blücher um die Hallische Vorstadt einen hartnäckigen Kampf zu bestehen. Das anfänglich allein kämpfende Korps Sackens hatte zuerst einen schweren Stand. Erst nach dem Eintreffen Langerons bekam es Luft. Nach einem äußerst blutigen Gefecht in den Gärten und Straßen der Vorstadt konnte der Sturm vor sich gehen. Blücher selbst setzte sich an die Spitze der russischen Truppen, deren Jubel umso größer war, als ihnen vor kurzem




Die Erstürmung von Leipzig. 19. Oktober 1813. Kampf am Hallischen Tore von Leipzig

die erfolgte Ernennung Blüchers zum Feldmarschall bekannt geworden war. Von seinem rastlosen „Vorwärts! Vorwärts!" angefeuert, hielten sie nicht eher ein, als bis sie sich bis in die innere Stadt vorgearbeitet hatten. Russische Truppen waren es, die ihm hier zuerst den Namen „Marschall Vorwärts!" gaben, mit dem er seitdem in der Geschichte fortlebt.

Etwa um dieselbe Zeit, da vor dem Hallischen Tore sich die Truppen Blüchers zum letzten furchtbaren Vorstoß anschickten, wurde der Schlachtlärm und das Geschrei der Stürmenden plötzlich von einem dumpfen, weithin dröhnenden Knall übertönt, der von Westen, der Rückzugsstraße der Franzosen, herüberschallte. Die Funkenburgbrücke über die Elster war in die Luft geflogen. Eine Abteilung des Sackenschen Korps war in das Rosental eingedrungen. Durch dies bis an die Elster vordringend, sah man plötzlich, wie auf dem Steindamm nahe der Elsterbrücke die fliehenden Massen der Franzosen sich gegen Westen wälzten. Als die Artillerie des Sackenschen Korps in die Fliehenden hineinfeuerte, sprengte ein französischer Pionier in vorzeitiger Ausübung eines erhaltenen Befehls

— viel zu früh für die Fliehenden — die Brücke in die Luft. Entsetzlich war die Wirkung. Balken, Steine, Wagenteile, Pferde und Menschen flogen, in Stücke zerrissen, weithin durch die Luft. Den Fliehenden blieb nur die schreckliche Wahl, entweder die Waffen vor den nachfolgenden Verbündeten zu strecken oder sich in den Fluß zu stürzen, dessen Ufer durch den starken Herbstregen der letzten Wochen hoch angeschwollen waren. Zahlreiche Mannschaften und Offiziere ertranken in der Elster. Dem Marschall Macdonald gelang es, glücklich durch den Fluß zu kommen, während der Chef seines Generalstabs, Divisionsgeneral Dumoustier, ertrank. Ein tragisches Ende fand hier der von Freund und Feind wegen seiner Tapferkeit, seines edlen Charakters und seiner Schönheit verehrte Fürst Poniatowski, ein Neffe des letzten Königs von Polen und selbst, wie man allgemein sagte, von Napoleon zu dieser Würde bestimmt. Schon tödlich verwundet, hatte sich der Marschall auf scheuem Pferde bei Richters Garten in den Fluß gestürzt und war nicht wieder zum Vorschein gekommen. Sein Tod erregte bei Freund und Feind allgemeine Trauer.*)

Die vorzeitige Sprengung der Elsterbrücke hatte das Schicksal der Fliehenden vollends besiegelt. Jeder Widerstand hörte auf. Von lähmendem Entsetzen schienen alle diese unglücklichen, abgehetzten Menschen ergriffen. Alle Gebäude, Gärten und offenstehenden Räume, die nur vorübergehend Schutz zu gewähren versprachen, waren von Fliehenden erfüllt; hinter ihnen her feuernd und einhauend siegestrunkene Verfolger. Zahllose dieser Armen wurden erschossen oder mit dem Kolben erschlagen, unzählige andere teilten das Schicksal des Fürsten Poniatowski, indem sie sich auf gut Glück in die flutende Elster warfen und gleich diesem ertranken. Der Rest der Fliehenden wurde gefangen; am Ranstädter Tor, dem Zugang zu der Rettung verheißenden Fluchtstraße nach Westen, dauerte die Gefangennehmung noch längere Zeit fort. In den Vorstädten und auf dem Glacis war der Kampf längst erloschen. Niemand dachte mehr an Widerstand. Willenlos, mit dem Stoizismus derjenigen, die sich verloren glauben, ergaben sie sich in ihr Schicksal. Die Reste ganzer Brigaden und Divisionen standen ruhig Gewehr bei Fuß und ließen sich entwaffnen.

Aber — das ist Menschenschicksal — diese Stunden des maßlosesten Jammers, der qualvollsten Verzweiflung für die Fliehenden waren zugleich die Stunden des ausgelassensten Jubels der siegesgewissen Verbündeten, der hoch aufatmenden, ihrer endlichen Erlösung harrenden Bevölkerung der Stadt. Es ist schwer, sich heute nach hundert Jahren eine Vorstellung zu machen von dem plötzlichen Umschwung in den Gefühlen und Stimmungen derjenigen, die diese großen Stunden weltgeschichtlicher Ereignisse miterlebt haben. „Endlich, endlich", so ruft der Dichter Friedrich von Rochlitz in einer warmherzigen Schilderung jener unvergeßlichen Stunden aus, „endlich — es war etwa drei Viertel auf 1 Uhr — da erhebt sich auf der Straße nah bei meinem Hause ein gräßliches Zetergeschrei. Wir erschrecken, wir wissen nicht, was es ist, können es auch nicht erfahren. Ein wildes Geschrei anderer Art folgt; Pferdegalopp, Menschengetümmel, alles stürmt vorüber, drängt nach. Gott! es war errungen! Ja, der Sieg endlich errungen! Jenes erste Geschrei kam von einem Trupp Rheinbundtruppen, Deutsche, welche die Gewehre von sich geworfen hatten, und auf welche die ersten eindringenden Preußen im Siegesrausche einhauen wollten; das zweite Geschrei war Freudenjubel, Jubel der Vereinigung mit denen, die Vereinigung so heiß verlangten. Das erste Korps Preußen, meist Infanterie mit einem Trupp Kosaken, drang jauchzend, vom Peterstore kommend, die Straße herauf. — Unmittelbar vor meinen Fenstern, vor meinen Augen, war das Barfüßerpförtchen gesprengt worden. Tausende der Sieger drangen über die Wiesen, durch die Gärten; doch zum Erstaunen schnell waren sie wieder geordnet. Was sich ihnen

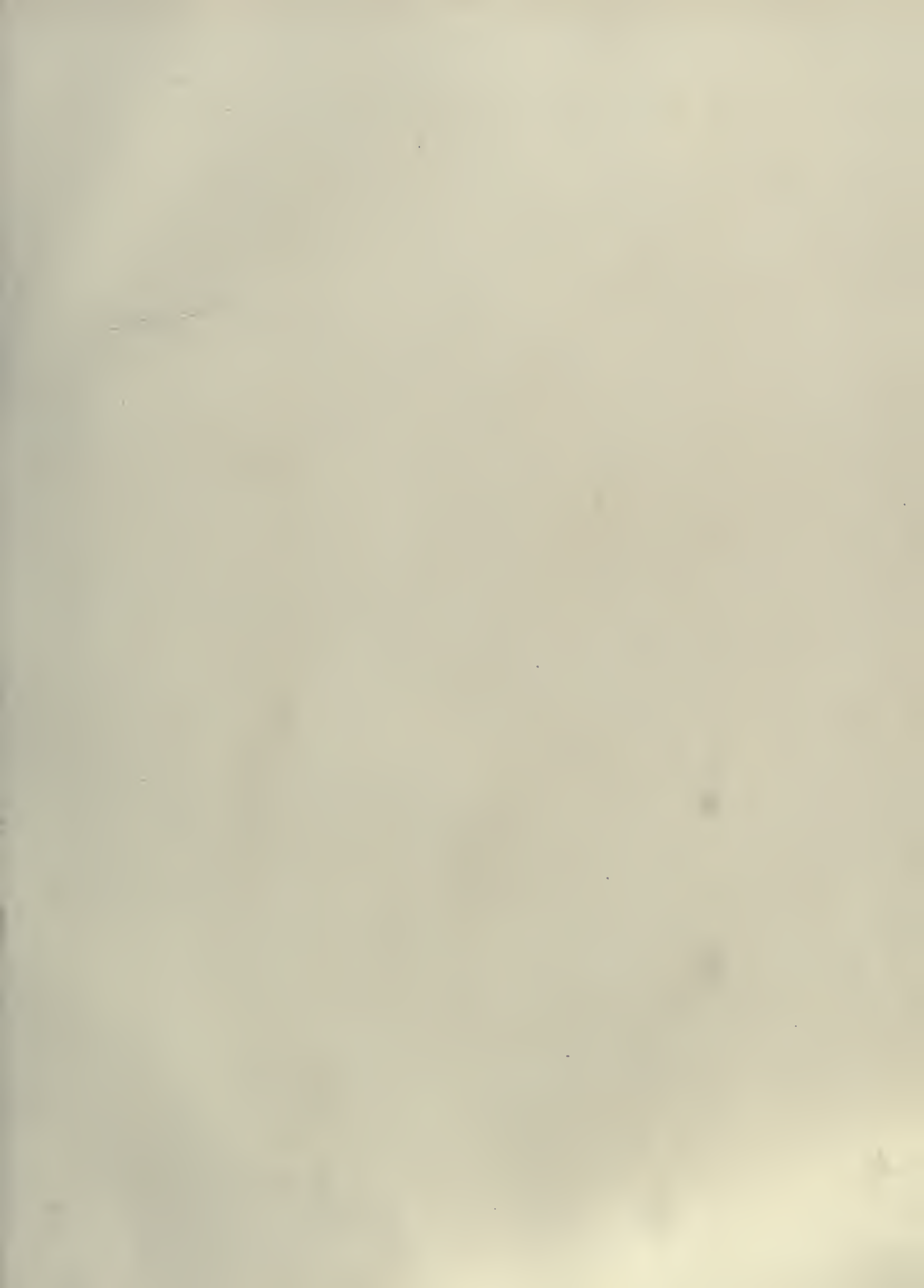
*) An der Stelle, wo jetzt sein Denkmal steht, wurde erst am 24. Oktober seine Leiche gefunden. Eine Kugel hatte ihm den Oberkörper durchbohrt. Er wurde am 26. Oktober mit allen militärischen Ehren bestattet und später nach Warschau überführt.

entgegenstellen will, wird geworfen und entweder in die Pleiße, in den Stadtgraben gejagt, oder es ballt sich zu Haufen und schreit, daß einem das Herz hätte zerspringen mögen, in dem übergeschnappt hohen Tone: Pardon! Pardon! In demselben Augenblicke tönt von der anderen Seite und zum ersten Male wieder in meine Ohren der früher tausendmal vernommene fröhliche Marsch der hellen Jagdhörner preußischer Freiwilliger — derselben, unter denen die befreundeten jugendlichen Krieger: Theodor Körner, Göschen, Max v. Schenkendorf, Fr. Förster, Bercht, Fallenstein, Immermann u. a. in den Kampf gezogen waren. Ach! diese wohlbekannten Töne, mit welchem Entzücken vernahm ich sie! Nein, kein Wort bezeichnet den Eindruck, den sie auf mich machten. Meine Tränen stürzten hervor; ich rief überlaut den Meinen zu, herbeizukommen und zu hören; von meiner Brust war mit einem Male alles Beengende genommen. Ich riß die Fenster auf und ließ die Kugeln pfeifen, wie sie wollten; was ich an weißen Tüchern schnell fassen konnte, ließ ich hinaus . . . hinüberwehen . . ."

Es war gegen 1 Uhr — noch dröhnte vom Lindenauer Dom herab ab und zu ein Kanonenschlag herüber — als ein machtvolles, nicht enden wollendes Jubeln und Jauchzen die Luft erfüllte. Kriegerische Musik setzte ein. Tausende von Tüchern wehten vor den Fenstern: Die Monarchen und ihre Feldherren hielten durch das Spittaltor ihren festlichen Einzug in die Stadt. Die Grimmaische Straße entlang ging der Zug nach dem Markte. Die in der Stadt anwesenden Truppen bildeten Spalier, die Feldmusiken spielten. Die Fenster und Dächer der Häuser waren mit Menschen dicht besetzt. Tausende von Tüchern wehten durch die Luft. In das Hurra der Krieger mischten sich die brausenden Jubelrufe der Einwohner. Frei von langem, schwerem Joch! Man konnte den Gedanken noch kaum fassen. Welche Gedanken drängten sich in diesem Augenblicke zusammen! „In der frohen Hoffnung einer besseren Zukunft", berichtet Major Friccius als Zeuge dieses großen weltgeschichtlichen Augenblickes, „vergaß man die Leiden der Gegenwart; man sah die Tausende von Toten und Verwundeten nicht, welche Straßen und Plätze füllten; selbst die Erinnerung eigener Not und bitteren Mangels war jetzt zurückgetreten vor dem beseligenden Gefühl, nach schwerer Prüfung endlich einer glücklicheren Zeit entgegenzusehen. Größere Kontraste von Jubel und Trauer, Freude und Jammer hat es nie gegeben."

Auf dem Markt trafen die Soldaten mit ihren Feldherren zusammen; die tapferen Truppen umgaben sie, und das jauchzende Volk drängte sich bis dicht an die Gruppen heran, um Zeuge dieser einzigartigen Begrüßung zu werden. Nicht müde wurden die Monarchen, den Führern ihren Dank und ihre Anerkennung auszusprechen. Als dann Blücher erschien, erhob sich ein donnernder Jubelruf. Der Zar ging ihm entgegen, küßte und umarmte ihn mit den Worten: „Mein lieber General, Sie haben das Beste getan, Sie sind der Befreier Deutschlands." Tief bewegt antwortete der alte Haudegen: „Majestät, hab' nur meine Schuldigkeit getan. Aber meine braven Truppen, ja die haben mehr getan, viel mehr!" Friedrich Wilhelm hatte seinem Dank schon, wie wir wissen, durch Ernennung Blüchers zum General-Feldmarschall Ausdruck gegeben.*) Auch Kaiser Franz I., der etwas später ankam, ließ seine Anerkennung nicht fehlen. Blücher hat über die Begegnung mit den Monarchen in einem Briefe an seine Gattin vom 19. Oktober folgende Schilderung gegeben: „Der Kaiser von Rußland hat mich in Leipzig uf öffentlichen margt geküßt und den befreier Deutschlands genannt. Auch der Kaiser von Österreich überhäufte mich mit lob und mein könig dankte mich mit tränen in den augen." Eine Fülle von Orden strömte den Feldherren

*) In der Kabinettsordre des Königs vom 20. Oktober heißt es: „Durch wiederholte Siege mehren Sie Ihre Verdienste um den Staat schneller, als ich mit den Beweisen meiner Dankbarkeit Ihnen zu folgen vermag. Empfangen Sie einen neuen Beweis derselben durch die Ernennung zum General-Feldmarschall, und bekleiden Sie diese Würde noch recht lange zur Freude des Vaterlandes, als Vorbild für die Armee, die Sie so oft zu Ruhm und Sieg geführt haben."







Müffling Natzmer
Gneisenau Wilson

Völkerschlacht bei Leipzig
Die Monarchen und Feldherren auf dem



Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin,

Radetzky Schwarzenberg Kronprinz von Schweden
ber Alexander I. Friedrich Wilhelm III. Barclay de Tolly

16. bis 19. Oktober 1813.
arktplatz zu Leipzig (19. Oktober 1813.)

besonders Blücher, aus Rußland, England, Österreich, Schweden zu. Wie geringen Wert Blücher auf solche Äußerlichkeiten legte, wie er selbst von seiner Ernennung zum Feldmarschall nicht viel Aufhebens machte, darüber hat er sich selbst in seiner humorvollen Weise an seine Gattin ausgelassen: „Auß den beilagen wirst du daß mehrere ersehen. als Frau Feldmarschallin mußt du nun anstendig leben und sey nur nicht geizig und laß dich was abgehen“, und zum Schlusse fügt er hinzu: „mit die ordens weiß ich mich nun kein Raht mehr, ich bin wie ein allt kutsch Perd behangen, aber der gedanke lohnt mich über alles, daß ich derjenige wahr, der den übermüttigen tihrannen demütigte.“ Niemand aber hat über die gewaltige Völkerschlacht einen kürzeren und klassischeren Bericht gegeben wie der alte Haudegen, wenn er an seinen Freund Bonin an demselben Tage schreibt: „Die zwei großen und Schönen tage sind verlebt, den 18. und 19. Fihl der große Coloß wie die Eiche vom Stuhrm, er, der große Tiran hat sich gerettet, aber seine Knappen sind in unsern henden.“

So war denn das schwere Werk getan, der Kampf um die Befreiung Deutschlands war ausgekämpft, die größte Schlacht der Weltgeschichte war geschlagen, eine Schlacht, die mit ihren gewaltigen Zahlen auch dem heutigen kriegerischen Geschlecht fast sagenhaft erscheint. Neun Stunden lang hatten am Entscheidungstage, dem 18. Oktober, über eine halbe Million Menschen im wilden Grimme miteinander gerungen. Mehr als 20 brennende Dörfer waren die Riesenfackeln gewesen, die die blutige, rings um die alte Lindenstadt belegene Walstatt beleuchteten, auf der an einem Tage mehr als 50000 tapfere Krieger niedergesunken waren, wie die Saat vor der Sense des Schnitters. Seit Erfindung der Feuerwaffen hatte die Welt eine solche Riesenschlacht nicht gesehen, von deren entsetzlicher, brutaler Gewalt man sich nur einen Begriff machen kann, wenn man in Betracht zieht, daß das französische Heer am 16. Oktober gegen 84000, am 18. 98000, an den gesamten Schlachttagen etwa 220000 Kanonenschüsse abgegeben hat. Der ungleich stärkeren Anzahl der Verbündeten entsprechend, greift man nicht zu hoch, wenn man die Zahl der von ihnen abgefeuerten Kanonenschüsse auf weit über eine Viertelmillion annimmt, ungerechnet die Unzahl der abgegebenen Gewehr- und Pistolenschüsse.

Buchstäblich war auf Meilen weit die Erde erbebt unter dem Donner dieser ungezählten Feuerschlünde. Die Aufregung, die Wut des Kampfes hatte sich bei einzelnen bis zur Raserei gesteigert, um später in eine Erschöpfung überzugehen, welcher zahlreiche Menschen erlagen. Mitkämpfer erzählen in den damaligen Zeitungen,*) daß sich die entsetzliche Aufregung selbst den Pferden mitgeteilt hätte, denen der Schaum vor den Mund trat, und die selbst im Zustande der Ruhe zitterten. Weit jenseits der Elbe, bis tief in die Berge Thüringens und Sachsens hinein, hat man den dumpfen Schall der Kanonen vernommen, welche die entsetzliche Spannung auslösten, die seit sieben Jahren auf den Gemütern des geknechteten Preußens und Deutschlands gelegen.

Die entsetzlichen Szenen der Not und des Jammers, die sich auf den Schlachtfeldern und später in den Lazaretten abspielten, möge mitleidsvoll der Schleier der Vergessenheit bedecken. Die Anzahl der Gesamtverluste, welche die Riesenschlacht gebracht, ist nie völlig ermittelt worden. Ein neuerer Militärschriftsteller**) berechnet den Verlust der Verbündeten auf 1792 Offiziere und 51982 Mann oder rund 54000 Mann. Die noch schwerer zu kontrollierenden Verluste der Franzosen an Toten, Verwundeten und Gefangenen (einschließlich Übergegangenen) werden nach den zuverlässigsten Berichten auf 73000 Mann angegeben. An Toten und Verwundeten 38000 Mann, an Gefangenen 15000 Mann, an Kranken und Verwundeten in den Lazaretten Leipzigs 15000

*) Vossische Zeitung vom 2. November 1813. Artikel Leipzig vom 28. Oktober. Siehe Beitzke, Die Freiheitskriege II, 126.
**) Major Friederich, Geschichte des Herbstfeldzuges 1813, III, 226/27.

an übergegangenen rheinbündischen Truppen, Versprengten und Deserteuren 15000 Mann, wobei die Zahl der Gefangenen, selbst nach französischen Angaben, offenbar zu gering angenommen ist. Was Napoleon am 19. und 20. Oktober an die Saale brachte, wird von Camille Rousset auf etwa 80000 Mann angegeben; Marschall Marmont rechnet an gefechtsfähigen Truppen nur noch 60000 Mann. Diese Zahlen zeigen, wie gewaltig die Verbündeten gerungen hatten.

Aber der Lohn war groß. Die Völkerschlacht bei Leipzig bedeutete die Befreiung Deutschlands von dem Joche des gewaltigen Menschenknechters, den die Gottheit mit blindem Übermut geschlagen, bis seine Riesenmacht vor den Gegnern im Staube lag. Große, unendliche Opfer an Gut und Blut hatte dieser Kampf gekostet; aber die erhebende Stunde der Freiheit, die selige Freude des Gelingens ließ dies im Augenblick vergessen, schwellte die Brust der deutschen Männer mit neuen, überreichen Hoffnungen. Unter dem gewaltigen Eindruck des Sieges schrieb Gneisenau mit edlem Schwunge: „Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wiedererrungene Nationalunabhängigkeit; diese Güter sind mehr wert, als die unermeßlichsten Reichtümer bei fremder Herrschaft.“ Den Völkern Deutschlands war durch dies gewaltige, mit Erfolg gekrönte Ringen der rechte Zorn wiedergegeben, der frohe, mannhafte Glaube an die eigene Kraft. Was sie selbst, was vor allem die Fürsten und ihre Berater verschuldet hatten durch Selbstsucht und Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, durch Vernachlässigung, ja Unterdrückung des nationalen Geistes, das hatten sie gesühnt durch heroische, unvergleichliche Taten in dieser einzigen unvergeßlichen Befreiungsschlacht, von der Ernst Moritz Arndt singt:

So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheinet der Sonne Strahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.




Fünftes Buch
In Frankreich hinein.
PARIS





## I. Zum Rhein!

Wir sind frei, wir atmen wieder!" so hatte Ernst Moritz Arndt nach den großen Tagen von Leipzig jubelnd ausgerufen. „Wenn wir unser Glück ganz fühlen könnten, wenn der Sterbliche überhaupt das Fröhliche so tief in sich hineinsenken könnte als das Traurige, so müßte die Wonne des neuen Daseins den Faden unseres Lebens zerreißen; wir müßten in dem Augenblick unserer Rettung sterben und den Seligen droben verkündigen, was unten auf Erden geschehen ist. Wir sind freie Männer, freie Menschen; wir können die deutsche Eiche wieder ansehen als den Baum, wovon unsere Kinder und Enkel sich Kränze brechen dürfen; wir können die Sonne wieder ansehen als das Licht, welches Ehre und Tugend wieder bescheinen wird."

Niemals ist ein ergreifenderer Hymnus auf die Freiheit gesungen worden. Wunderbar war die Stimmung, die das ganze Land durchdrang. Überschäumende, stolze Freude, daß endlich die Tyrannei gebrochen, erfüllte die Herzen. Besonders groß war der Jubel in den verlorenen westlichen Provinzen, die am meisten unter den fremden Joche gelitten hatten. Sobald die Kunde von der Leipziger Schlacht kam, holte — wie Treitschke erzählt — der westfälische Steuerdirektor von Motz sofort seine alte Uniform hervor und trat in Mühlhausen als königlich preußischer Landrat auf; das Volk gehorchte, als verstünde es sich von selber. Überall wurden die Befreier mit offenen Armen aufgenommen, nirgends mit lauterem Jubel als in Ostfriesland, dem Lieblingslande des großen Königs. Die alten Fahnen und Embleme der friderizianischen Zeit, wohl geborgen in dem schönen Waffensaale des Rathauses zu Emden, kamen alsbald wieder zum Vorschein, als die Blücherschen Husaren einzogen und nach ihnen Friccius mit der ostpreußischen Landwehr. Wieviel Zorn

und Kummer hatte der treue Vincke*) die letzten Jahre über hinuntergewürgt, während er still auf seinem Gute in der Grafschaft Mark saß. Die Franzosen witterten wohl, daß seine ökonomische Lesegesellschaft in Hamm sich nicht bloß mit der Landwirtschaft beschäftigen mochte; am 12. März 1813 verhaftet, wurde er eine Zeitlang auf das linke Rheinufer verwiesen, denn der Freund und Nachfolger Steins dürfte nicht diesseits des Rheines bleiben, so lange die Russen diesseits der Oder ständen. Endlich wieder freigelassen, erwartete er stündlich eine neue Verhaftung. Da kam ein Eilbote von den roten Husaren aus Hamm; spornstreichs eilte Vincke hinüber, befahl sogleich in einem Rundschreiben allen Bürgermeistern bis zum Rheine, sich dem rechtmäßigen alten Herrn wieder zu unterwerfen, übernahm die Leitung der Verwaltung in allen altpreußischen Gebieten Westfalens und dehnte seine Gewalt ohne weiteres auch über einige Enklaven, Dortmund, Limburg, Corvey aus. Ein Rausch der Freude ging durch das befreite Land; man erkannte die stillen, ernsthaften Menschen der roten Erde kaum wieder.



Ludwig Freiherr von Vincke.

Dieselben herzerschütternden Auftritte opferfreudiger Erhebung, welche das Frühjahr in den östlichen Provinzen gesehen, wiederholten sich jetzt im Westen. Zwei der angesehensten Grundherren erließen einen Aufruf, natürlich mit dem preußischen Adler darüber, begrüßten die Befreier mit überschwänglichen Worten — „wer, biedere Landsleute, ward nicht von einem heiligen Wonneschauer durchdrungen, wie er die ersten Preußen als seine Erretter in unserer Mitte sah!" — und forderten die Markaner auf, nach dem Vorbilde dieser wahren „Hermannssöhne" Freiwillige zu stellen und eine Landwehr zu bilden. Auch in Cleve überall derselbe jubelnde Empfang. Es war ein großes häusliches Fest, ein fröhliches Wiedersehen lang getrennter Brüder."**)

*) Friedr. Wilh. Ludwig Phil. Freiherr v. Vincke, berühmter preußischer Patriot und Staatsmann. Vom November 1813 ab Zivilgouverneur der westlichen Provinzen, entwickelte er seine ganze Tatkraft bei der Ausbildung der Freiwilligen, der Zusammenberufung der Landwehr und der Organisation des Landsturms.

**) Heinrich von Treitschke, Geschichte des 19. Jahrhunderts.

In dem überschäumenden Jubel sah man nur die Befreiung vom fremden Joch. Daß schon die Diplomatie am Werke war, eine äußerst ungleiche Teilung vorzunehmen, daß alle diplomatischen Künste sprangen, um das deutsche Volk um einen guten Teil seiner Hoffnungen zu bringen, das sah man nicht in dem Siegestaumel.

Auch noch etwas anderes, das Wichtigste zunächst, übersah man: eine energische Verfolgung. Der Feind war nach unendlichen Mühen und schweren Opfern in der großen Völkerschlacht unterlegen, aber nicht endgültig überwunden, nicht vernichtet. Die Verfolgung war äußerst lau und zeigte keine Spur von Tatkraft, so sehr Blücher und Gneisenau auch wetterten. „Die Menschen verstehen wohl einen Sieg durch Tapferkeit zu erfechten, aber nicht, ihn zu benutzen", hatte Gneisenau an Hardenberg geschrieben. Wäre es nach Gneisenaus und Blüchers Herzen gegangen, so hätte dem geschlagenen und bis auf das äußerste erschöpften Heere keine Ruhe gegönnt werden müssen. Eine hartnäckige Verfolgung hätte dann das Heer aufgelöst und seine Trümmer dem österreichisch-bayrischen Korps Wredes in die Arme getrieben, der nach dem Plan des Großen Hauptquartiers Napoleon den Weg zum Rhein sperren sollte. So wäre Napoleons Heer sicher aufgerieben worden, und der Krieg hätte schon auf deutschem Boden sein Ende erreicht.

Aber weder Monarchen noch Feldherren zeigten große Eile. Es war vielleicht menschlich schön und begreiflich, den herrlichen Sieg ausgiebig zu feiern; aber diese Feiern und Huldigungen mußten doch endlich einmal ein Ende nehmen. Es dauerte zu lange, ehe, wie Müffling spottend sagte, „die Freude über den Sieg verdaut wurde". Auch Bernadotte mußte seine „wohlerhaltenen Schweden" in Parade vorführen. Wie man über diesen seltsamen Helden im Lande dachte, geht aus einem Spottbilde hervor, das unmittelbar nach der Leipziger Schlacht über den Kronprinzen von Schweden erschien und unter Hinweis auf die von ihm so sorgfältig durchgeführte Schonung seiner Truppen die Unterschrift trug:

„Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh, ihm fehlt kein teures Haupt".

Großsprecherisch hatte er noch auf dem Marktplatz zu Leipzig den Oberst Boyen angerufen: „Colonel Boyen, nehmen Sie die ganze Kavallerie der Nordarmee und verfolgen Sie den Feind, so lange ein Pferd nur Atem hat!*) Als dann aber Boyen, hoch erfreut über den schönen und kühnen Befehl, sich anschickte, ihn auszuführen, zeigte es sich, daß er garnicht ernst gemeint war. „On peut se reposer"; was, auf gut Bernadottisch übersetzt, etwa heißen könnte: Alles mit Ruhe! Dem Geiste seiner wie der Schwarzenbergischen Heeresleitung entsprach ein energisches Dransetzen aller Kräfte in keiner Weise. Kühne Gedanken waren im Hauptquartier Schwarzenbergs überhaupt verpönt. „Dem Feinde goldene Brücken bauen", war die Losung, die, wie wir später sehen werden, in letzter Linie auf politische Gründe zurückzuführen war.

Auch auf dem Rückzuge, unter den Trümmern seiner großen Armee, blieb Napoleon der große Schlachtenmeister, und es sollte den Verbündeten nicht leicht werden, wie einige bramarbasierende Prahlhänse laut verkündet hatten, ihn mit Leichtigkeit „abzuschneiden", „einzufangen" und „zu vernichten". Es war wunderbar, wie sein Rückzug die Schnelligkeit der Flucht hatte und doch nicht in eine Flucht ausartete. Wie ein angeschossener Löwe behielt er immer noch Kraft übrig, ab und zu inne zu halten und dem nachfolgenden Gegner die furchtbaren Pranken zu zeigen.

Am meisten tat von Anfang an Blücher für die Ausnutzung des Sieges. Der alte Haudegen war am 21. Oktober mit den beiden russischen Korps von Sacken und Langeron in Weißenfels angekommen, wo ein Teil der französischen Garden unter Oudinot noch die Brücken hielt und

*) Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. Von Friedrich Meinecke.

das andere Ufer besetzte. Unter dem Schutze des starken Nebels hatte Blücher sofort auf der Höhe am Schlosse eine Batterie auffahren lassen. Die von dem Feuer überraschten Franzosen brachen sofort auf, unterließen es aber nicht, vor ihrem Abzuge die Brücken hinter sich abzubrechen. Blücher zauderte keinen Augenblick, eine neue Brücke bauen zu lassen. Vermittelst einiger Kähne und Floßhölzer ging man sofort ans Werk. Die Zimmerleute und Schiffer aus Weißenfels legten rüstig Hand ans Werk, und als Blücher bei seiner Ankunft am Ufer das Bedenken äußerte, ob die Stelle für den Übergang und die Auffahrt der Kanonen gut geeignet sein möchte, trat der alte Zimmer-




Blücher und der Zimmermeister von Weißenfels.

meister vor, zog seine Ledermütze und versicherte: „Herr General, eine bessere Stelle könnten Sie garnicht getroffen haben als diese; hier akkurat hab ich anno 57 die Floßbrücke mit schlagen helfen, auf welcher der alte Fritz die Preußen zur Schlacht von Roßbach geführt hat". — „Na, dann wollen wir es", entgegnete Blücher, „in Gottes und des alten Fritzen Namen versuchen".*) Unser Bild zeigt, wie der stets joviale Alte mit dem Zimmermeister Arm in Arm die über die Saale führende Brücke abnimmt.**)

Auf dem Wege von Weißenfels nach Freiburg an der Unstrut traf die Rückzugsarmee mit der Spitze des Yorckschen Korps zusammen. Durch die Kühnheit des Grafen Henckel von Donnersmark, der an Stelle des verwundeten Katzler die Vorhut führte, sollte diesem ein Streich gelingen,

*) Friedrich Förster, Geschichte der Befreiungskriege 1813—15. II, 444.

**) Eine Gedenktafel zeigt noch heute die Stelle, wo Blücher den Franzosen nachsetzte.

der die Verfolgung wirksam einzuleiten versprach. Er hatte am 21. früh die Nachricht erhalten, daß ein größerer Transport österreichischer Gefangener, in der Nähe von Baumrode, unweit des Roßbacher Schlachtfeldes, die Gegend passiere. Schnell nahm Henckel das zweite preußische Husarenregiment und die sächsischen Chevau-legers, warf sich mit ihnen blitzschnell auf die feindliche Bedeckung, hieb sie zusammen und befreite die ganze Schar von Gefangenen, im ganzen etwa 4000 Mann und 200 Offiziere. Der alte Isegrimm war natürlich zuerst wieder etwas ungehalten über den vorher nicht mit ihm vereinbarten Streich, als er dann aber von dem ungewöhnlich glücklichen Erfolge hörte, nahm er die Mütze ab und sagte: „Meine Herren, lassen Sie uns dem Grafen Henckel ein Vivat bringen!" „Diese Äußerung", fügt Henckel hinzu, „von diesem Manne geschehen, war, ich kann es nicht leugnen, mir mehr wert, als wenn ich einen Orden bekommen hätte.*)



Wilhelm Ludwig Viktor Graf Henckel von Donnersmark.

Napoleons nächstes Ziel nach dem Aufbruch aus Leipzig war Erfurt gewesen. Die große, wohlgepflegte Straße über Naumburg und Kösen hätte ihm den Rückzug wesentlich erleichtert; er konnte sie jedoch nicht passieren, da ihm von Bertrand feindliche Abteilungen gemeldet worden waren. So mußte er, bei Weißenfels die Saale passierend, den weit schwierigeren Weg über Freiburg einschlagen. Hier in dem engen Unstruttale gestaltete sich der Weitermarsch der flüchtigen Armee ganz besonders schwierig. Die Wege steil und schlüpfrig von dem langen Regen; dazu nur drei schlechte, schmale Brücken, die hier bei Freiburg über die Unstrut führten; der Feind in Rücken und Flanke. — So entstand hier ein wildes, verzweifeltes Drängen der hier zusammenflutenden Massen, das an die furchtbaren Szenen des Überganges über die Beresina erinnerte. Fast 100000 Mann sollten hier in möglichst schneller Zeit in das Unstruttal hinabsteigen. Alle Kriegszucht hatte aufgehört, wie Odeleben berichtet; jeder wollte sein Leben zuerst in Sicherheit bringen. Mit großer Mühe hatte der Kaiser sich selbst Bahn zu den Brücken gebrochen. Die machtvolle Einwirkung seiner Per-

*) Henckel von Donnersmark. Erinnerungen S. 233 f., 547 ff.

sönlichkeit vermochte einigermaßen die Ordnung während des Überganges aufrecht zu erhalten. Wäre Yorck, der den Flüchtigen hier den Übergang über die Unstrut streitig machen sollte, früher und mit seinen ganzen Kräften eingetroffen, so wäre der flüchtigen Armee hier eine Katastrophe nicht erspart geblieben. Aber es war nur die Avantgarde unter dem tapferen Grafen Henckel — im ganzen etwa 8 Bataillone und 16 Schwadronen — die sich ihnen hier in den Weg werfen konnte. Zwar machte sie noch 1000 Gefangene, befreite etwa ebensoviel Rheinbündler und eroberte 18 steckengebliebene Geschütze, aber an dem Übergang des Heeres vermochte sie nichts mehr zu ändern; ebenso glücklich war Bertrands Korps bei Naumburg über die Saale entkommen.

Bei Eckartsberge hatte man dann wieder die große Straße gewonnen, der Marsch nach Erfurt war gesichert und damit zunächst die allerdringlichste Gefahr abgewendet. Aber welches Bild bot das fliehende Heer! Nach den ungewöhnlichen körperlichen und seelischen Erregungen der letzten Tage trat nun mit furchtbarer Plötzlichkeit die Erschlaffung, die tiefste seelische Niedergeschlagenheit bei den Truppen ein. Geschwächt durch diese Strapazen, durch tagelangen Hunger, Durst und die Kälte der Herbstnächte, fingen die Reihen an zu wanken und wurden bald die Beute eines bösen Nervenfiebers. Tausende blieben liegen oder verloren sich bei Nacht und Nebel in den Dörfern an der Straße, wo sie marodierend, plündernd, oder um Gottes willen um Gnade bittend, die Gegend unsicher machten. In entsetzlicher Weise nahm das militärische Ehrgefühl ab: die Braven von Lützen, Dresden und Leipzig liefen ohne Scham und Scheu, ganz wie auf dem Rückzuge von Rußland, vor ein paar elenden Kosaken davon.

Des Kaisers Stimmung selbst war gedrückt und niedergeschlagen, seine Miene finster und trübe. Stumm und nachdenkend hatte er schon am 20. Oktober das Schlachtfeld von Lützen zu Fuße überschritten. Er hatte Grund zu vergleichen. Lützen und Leipzig! Welche Wandlungen in den Geschicken! Mit welchen hochfliegenden Plänen hatte er sich damals noch getragen! Nur wenige Monate waren vergangen — aber welche Geschichte lag dazwischen! Stumm und niedergedrückt waren ihm die Herren seines Hofstaates und seines Generalstabes gefolgt, ihre Pferde am Zügel führend; nur einer aus seiner Umgebung hatte geseufzt: „Gerade wie im Jahre 1812! Voìla de la même maniére qu'il est sortit de la Russie!" „So ist er auch aus Rußland hinausgegangen." Aber schon einige Tage später, als ein noch leidlich zusammenhaltendes Bataillon mit dem altvertrauten „Vive l'empereur!" an ihm vorüberzog, richtete er sich plötzlich auf, und stolz erhobenen Hauptes sagte er zu seiner Umgebung: „Das Stück ist noch nicht zu Ende; wir werden wiederkommen!"

Angesichts der überaus lauen Verfolgung des Feindes war es nicht zu verwundern, daß wieder frischer Mut und frohe Hoffnung die Brust des Imperators schwellten. Nur Blücher war ihm immer zunächst an der Klinge und übernachtete oft am Abend in demselben Zimmer, das Napoleon am Morgen oder erst wenige Stunden vorher verlassen hatte. Freilich, als der Alte nach Freiburg kam, fand er die Übergänge an der Unstrut von den Franzosen gänzlich zerstört. Aber unermüdlich drängte er nach, trotzdem auch seine Truppen unter Strapazen, Hunger, Kälte und schlechten Wegen entsetzlich litten. Bei Eisenach traf er noch die Nachhut des Feindes. Hier am sagenumwobenen Hörselberg war es, wo er in der Nähe des Dorfes Eichrot auf die französische Nachhut unter Bertrand stieß und ihr durch Yorcks Korps empfindliche Verluste beibringen konnte. Blücher war jetzt im besten Zuge mit der Verfolgung, und es wäre möglich gewesen, daß er bei dem bevorstehenden Unternehmen Wredes gegen Napoleon bei Hanau noch am zweiten Schlachttage erfolgreich hätte tätig sein können, wenn es im Schwarzenbergschen Hauptquartier nicht anders beschlossen gewesen wäre. Die Böhmische Armee befand sich — man denke! — am 30. Oktober noch am Westabhange des Thüringer Waldes und wollte — nach einer plötzlichen Eingebung der Oberleitung — aus

so großer Entfernung die Verfolgung Napoleons nun allein unternehmen. Blücher sollte nach der Lahngegend von Wetzlar und Gießen marschieren, nur für den etwa eintretenden Fall, daß Napoleon den Rhein weiter rechts zu überschreiten suchen würde.

Es war klar, daß dieser Befehl eine ganz besondere Bewandtnis hatte und wohl nur dazu dienen sollte, den alten, unbequemen Stürmer und Dränger eine Weile unschädlich zu machen. Die Voraussetzung, daß Napoleon statt nach Frankfurt sich nach der Wetterau wenden würde, war doch gar zu seltsam und gesucht; es mußte doch jedem Laien einleuchten, daß, bevor Blücher nach Gießen kam, Napoleon längst über den Rhein gewesen wäre. Alle diese eigentümlichen Manöver, wozu noch andere merkwürdige Erscheinungen traten, — Bennigsens Rückmarsch nach der Elbe, Bernadottes Abzug nach Hannover, die Behaglichkeit der Rast des Großen Hauptquartiers in Weimar und schließlich die diplomatischen Vorgänge der nächsten Tage — mußten in dem unbefangenen Beobachter die Vermutung aufkommen lassen, daß man den Gegner absichtlich entkommen lassen wolle, um ihm einen einigermaßen erträglichen Frieden zu sichern. Metternich und Kaiser Franz schwammen ganz in diesem Fahrwasser, wie wir weiter unten sehen werden, und sie durften sich gerade jetzt ungestört diesem Vergnügen hingeben. Der König von Preußen war um diese Zeit nach Berlin gegangen, und der Zar hatte sich jetzt mit viel wichtigeren Dingen zu beschäftigen, als mit der Vernichtung des Gegners, nämlich mit der welterschütternden Sorge, ob den Österreichern oder seinen Russen die Ehre des früheren Einzuges in Frankfurt zu überlassen sei. Natürlich den Russen!

So begann ein förmlicher Wettlauf zwischen den beiden Heeren. Anstatt ihre Aufmerksamkeit auf den Feind zu richten, der einen immer größeren Vorsprung gewann, machte man die Anordnungen des Vormarsches von diesen nichtigen Dingen abhängig; äußerte doch der Zar ganz offen zu Wolzogen: „Ist der Kaiser Franz da, so habe ich nichts dagegen, wenn wir zusammen einziehen. Voraus soll er aber nicht.*) Und wie der Herr, so die Diener. Schwarzenberg stand ganz unter dem Einfluß dieser dynastisch-diplomatischen Handlungsweise. Die Preußen und Russen wurden auf seitliche Gebirgswege abgeschoben, damit nur ja die Hauptstraße für die Österreicher frei blieb. Und diesen Wettlauf mußten in letzter Linie die braven Truppen entgelten. Die Garden des Zaren mußten in drei Tagen eine Strecke von mehr als 15 Meilen zurücklegen, damit sie nur ja zuerst in Frankfurt ankamen, was ihnen auch gelang.

Diese unglaubliche Rücksichtnahme auf unwesentliche Dinge seitens der Russen und die absichtliche Verzögerung des Vormarsches aus diplomatischen Rücksichten waren denn auch Schuld, daß der Imperator noch mit einem glänzenden Siege über die Verbündeten den Boden Deutschlands verlassen konnte.

Dem bayrischen General von Wrede war, wie wir wissen, die Aufgabe zugefallen, der französischen Rückzugsarmee den Weg nach dem Rheine zu verlegen. Sein Heer bestand aus 31000 Bayern, 25000 Österreichern und 116 Geschützen. Nach dem Vertrage von Ried am 8. Oktober, durch den Bayern vom Rheinbund zurückgetreten war (siehe S. 652), hatte sich die bayrische Armee mit den ihnen bisher gegenüberstehenden Österreichern des General Fresnel zu gemeinsamen Operationen vereinigt. Am 15. Oktober — schon während man auf dem Leipziger Plane im Kampfe stand, hatte General Wrede von Fürst Schwarzenberg den Befehl erhalten, als Führer der österreichisch-bayrischen Observationsarmee über Regensburg auf Bamberg zu ziehen und den Main zu seiner Operationslinie zu machen. Am unteren Main in der Gegend von Frankfurt sollte er dann den Franzosen den Weg versperren.

---

*) Wolzogen, Memoiren.

Wredes Unternehmen war ein schwieriges, aber kein aussichtsloses. Sein Heer bestand aus frischen, ausgeruhten Mannschaften. Allerdings konnte Napoleon diesen Truppen noch 80000 Mann entgegenstellen, von denen mindestens 60000 kampffähig waren. Immerhin wäre es Wrede möglich gewesen, diesen abgehetzten, von der Verfolgung und Krankheit erschöpften Truppen gegenüber seinen Zweck zu erreichen, wenn die Verfolgung seitens der übrigen Armeen mit dem von Blücher und Gneisenau betriebenen Nachdruck geschehen und Blücher selbst an der Klinge geblieben wäre. Aber gerade in dieser Zeit war Blüchers Abmarsch nach der Lahngegend befohlen worden, und Schwarzenberg war noch weit, weit zurück.

Aber auch Wrede selbst hatte seinen Anmarsch in verhängnisvoller Weise verzögert. Zuerst war er in Eilmärschen aufgebrochen. In einem kräftig wirkenden Aufrufe hatte er die ihm unterstellten österreichisch-bayrischen Truppen für das neue Unternehmen zu begeistern versucht. Dann aber hatte er in Würzburg drei kostbare Tage (den 24. bis 26. Oktober) durch die ganz unnützen Bemühungen verloren, diesen jetzt völlig bedeutungslos gewordenen Platz zu nehmen. Diese drei verlornen Tage hinderten Wrede an der Ausführung des ursprünglich angenommenen Planes, den Gegner in dem für Napoleon äußerst gefährlichen Defilee zwischen Gelnhausen und Schlüchtern zu treffen. Ein starker Angriff durch Wrede und ein energisches Gegendrücken der Hauptarmee im Rücken hätte hier zu einer völligen Vernichtung des Napoleonischen Heeres führen können. Aber weder der Gegendruck durch die Hauptarmee war da, noch die Armee Wredes, deren Vorhut erst in Hanau eintraf, nachdem Napoleon bereits in Schlüchtern angelangt war. Napoleon, entrüstet über den Abfall seines früheren Bundesgenossen, brannte darauf, ihm einen fühlbaren Denkzettel zu geben. Es kam ihm garnicht in den Sinn, dem Kampf auszuweichen, noch viel weniger — wie das Schwarzenbergsche Hauptquartier ganz unzutreffend vermutet hatte — über die Wetterau oder



Bayrischer General der Kavallerie Karl Philipp von Wrede.

das Vogelgebirge auszuweichen und rechts den Rhein zu erreichen. In eiligem Marsche zog er über Fulda, Höchst, Gelnhausen auf Hanau heran. Es entspann sich in der Folge hier ein Kampf, welcher vier Tage, vom 28. bis 31. Oktober, dauerte. Die beiden ersten Tage waren nur Vorgefechte.

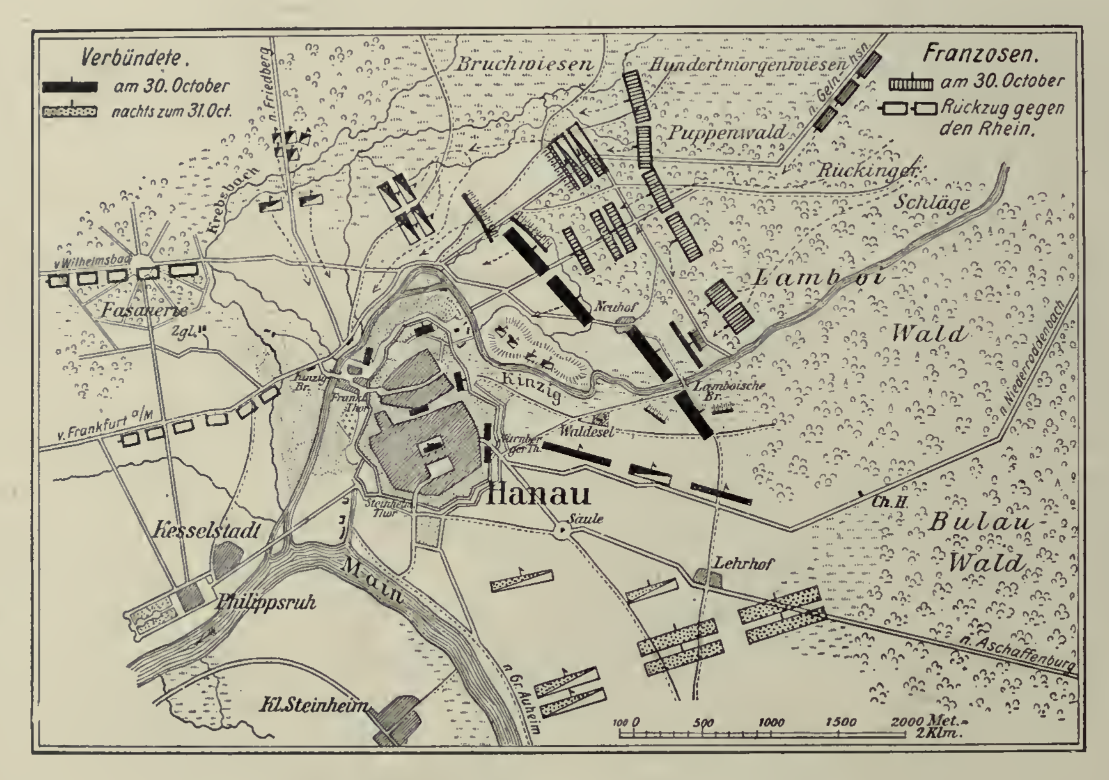
Schon am 28. Oktober war Wredes Vorhut mit den ersten heranmarschierenden Kolonnen der Franzosen zusammengestoßen. Als am 29. Wrede selbst mit der Hauptmacht eintraf, die jetzt noch etwa 40000 Mann betrug, kam es zwischen Hanau und Gelnhausen zu lebhaften Gefechten. Bis zum Abend des 29. war das Gros der französischen Armee, noch immer über 60000 Mann, zusammen, und, von Napoleon selbst geführt, bis Langenselbold vorgeschoben. Der Kaiser schlug hier selbst sein Hauptquartier auf. Er hatte den gefährlichen Engpaß, den das Tal der Kinzig zwischen Schlüchtern und Gelnhausen bildet, dank der Lässigkeit der Gegner, ungefährdet passiert und die bayrische Division, welche dort gehalten, ohne weiteres zurückgedrängt. Ungestört von dem Feinde, entwickelten sich seine Truppen aus dem Engpaß heraus in die Ebene von Hanau. Hier war es, wo Wrede das kühne Unterfangen hatte, mit ungleich geringerer Truppenzahl dem Schlachtenmeister, dessen gelehriger Schüler er einst gewesen, in offener Feldschlacht entgegenzutreten.

Erst nachdem er schon im Kampfe war, erfuhr er, daß der Kaiser in eigener Person seine Garden kommandierte. Da zeigte sich Wrede als alter, entschlossener Soldat, als er nach Empfangnahme der Meldung sagte: „Jetzt ist nichts mehr zu ändern, wir müssen als brave Soldaten unser Möglichstes tun.“ Freilich, die Stellung, in welcher er die Schlacht annahm: den Lamboiwald, aus dem der Feind heraus mußte, unmittelbar vor der Stirn und die Kinzig in seinem Rücken, war höchst unglücklich gewählt. Ihre Annahme wäre einfach unverantwortlich gewesen, wenn Wrede gewußt hätte, daß ihm Napoleon gegenüber stand. Aber er erfuhr die Anwesenheit des Kaisers erst in dem Augenblick, als seine Garden schon aus dem Walde hervorbrachen. Und nun kamen politische Beweggründe hinzu, die ihm ein Ausweichen unmöglich machten. Die neue Allianz mußte durch eine blutige Taufe besiegelt werden. Durch einen Abzug auf das linke Kinzigufer hätte er den Schein geweckt, als ob es ihm mit dem Schlagen nicht ernst gewesen wäre und als ob er dem Feinde „das Loch offen halten wollte“, durch das er zur weiteren Fortsetzung des Rückzuges entweichen konnte. General Wrede hatte für die politische Seite der Sache die ganz richtige Empfindung, als er sagte: „Schlagen und den Feind aufzuhalten suchen, müssen wir um jeden Preis. Wir sind zu neue Freunde, um nicht unseren guten Willen mit Ernst zu betätigen.“*)

Unter den obwaltenden Umständen war Napoleon natürlich nichts angenehmer als die Annahme der Schlacht. War er doch begierig, den König von Bayern wegen seines Abfalls zu züchtigen; es gehörte zu seinem korsischen Charakter, daß er unter solchen Umständen rücksichtslose Rache übte. „Der König von Bayern“, sagte er einige Tage später zu Mainz, „wird mich nächstes Jahr wiedersehen, und er soll daran denken. Er war ein kleiner Fürst, den ich groß gemacht

*) Den zahlreichen, dem General von Wrede gegenüber gemachten Vorwürfen, daß er überhaupt unter so schlechten Voraussetzungen eine Schlacht angenommen habe, tritt auch Fürst August von Taxis entgegen, der in seinem Tagebuche darüber sagt: „In jeder anderen Okkurrenz würde ich allerdings einen General tadeln, der sich in der Ebene von Hanau mit der Kinzig im Rücken in ein ernsthaftes Gefecht einließe. Da aber, wie gesagt, General Wrede bis zum Moment des Debouchierens der Franzosen aus dem Walde nicht geglaubt hatte, es mit Napoleon und dem Gros seiner Armee zu tun zu haben, so durfte er, meiner Meinung nach, in dem Augenblick, wo er sich davon überzeugte, die Affäre nicht refusieren. Es handelte sich nicht mehr darum, ob man sich in der Position würde behaupten können, sondern darum, den Mächten sowohl als der ganzen Welt zu beweisen, daß es mit unserem Beitritt ernst gewesen. Bayern hatte zu lange in dem üblen Ruf gestanden, daß es unzertrennlich mit Napoleon vereinigt sei, um nicht hier um jeden Preis unseren Bruch mit Blut zu besiegeln; ja ich hätte sogar lieber gesehen, wenn am Abend auch die Reserve wäre ins Gefecht genommen und alles aufs Spiel gesetzt worden. Zuletzt muß man noch hinzufügen, daß wir auf Blücher und Bubna rechnen konnten, die auf den 30. uns annonciert waren: allein ersterer war auf Schwarzenbergs Befehl von Fulda rechts abgegangen, und letzterer kam erst am dritten Tage hernach.“

habe; ich werde aus dem großen Fürsten wieder einen kleinen machen." Bei der Aufstellung Wredes war es Napoleon verhältnismäßig leicht, den Erfolg zu erzielen. Hinter sich den Main und die Kinzig, die seine Schlachtstellung in zwei Teile spalteten, vor sich den Lamboiwald, aus dem die Franzosen, ihre Bewegungen verbergend, sich herausentwickeln konnten, war es dem vereinten bayrisch-österreichischen Heere sehr schwer gemacht, dem Schlachtenmeister hier Schach zu bieten. Allerdings war durch Aufpflanzen einer starken Batterie dafür gesorgt, den Feind bei dem Hervorbruch aus dem Walde mit starkem Feuer zu empfangen. So war es den Franzosen, als sie gegen Mittag zum Angriff aus dem Lamboiwald kamen, auch längere Zeit unmöglich, die bayrisch-österreichische Linie in der Mitte zu durchbrechen.




Plan zur Schlacht bei Hanau. 30. und 31. Oktober 1813.

Mit unerschrockener Tapferkeit hielten die Bayern und Österreicher aus. Da aber erscheint der fürchterliche Drouot mit 50 Geschützen. Wo er die Feuerschlünde geleitet hat, ist bisher noch immer der Sieg gewesen. Zu beiden Seiten der Straße, am Saum des Waldes postiert er seine Batterien; von allen Seiten überschüttet er den Feind mit seinem gewaltigen Feuer. Und als diesem dann noch die Munition ausgeht, fangen seine Reihen zu wanken an. Das ist der Augenblick, wo Napoleon seine Kavallerie — reitende Grenadiere der Kaisergarde — in ihre erschütterten Reihen hineinwirft. Ein heißes Reitergefecht entspinnt sich. Mit größter Bravour waren die bayrischen Chevau-legers vom Regiment Thurn und Taxis vorgesprengt, um den Abzug der bayrischen Artillerie, der die Munition ausgegangen ist, zu decken; aber schon stürzen die überlegenen Reitermassen der französischen Kaisergarde auf den tapferen Gegner, um ihn zu erdrücken. Trotz hartnäckigster Gegenwehr müssen die Verbündeten rückwärts. Gerade der Flügel, durch den die Heerstraße den Feind weiter nach Frankfurt führen soll, ist durchbrochen; ihre ganzen übrigen Stellungen sind bedroht. General Wrede entschließt sich zum Rückzug auf das linke Ufer der Kinzig.

Er will wenigstens hinter Hanau quer über die Aschaffenburger Straße Posto fassen, um dem Feinde in dieser Stellung den Rückzug abzuschneiden. So zog sich sein Zentrum und sein rechter Flügel gegen die Lamboibrücke, die von den Franzosen wütend berannt, aber ebenso wie die Stadt mit der Kinzigbrücke, von den Verbündeten mit größter Tapferkeit gegen die wütenden Angriffe der Feinde lange behauptet wird.

Inzwischen war die Nacht hereingebrochen, und ein großer Teil des französischen Heeres vermochte ungehindert die Heerstraße nach Frankfurt weiter zu ziehen. Napoleon konnte diese Truppen entbehren. Seine übrigen Korps unter Ney, Marmont und Bertrand waren inzwischen herangekommen und konnten ihres Kaisers Absicht, dem vermessenen bayrischen General auch am folgenden Tage noch eine derbe Lektion zu geben, wirksam unterstützen. In aller Herrgottsfrühe des 31. Oktober befahl er den Sturm auf die Stadt. Bald erbebte sie unter dem Feuer der Beschießung; in kurzer Zeit war sie in den Händen der Franzosen. Marmont rückte bis zur Lamboibrücke nach, und so konnte sich der Abzug des französischen Heeres, wie Napoleon gewünscht und erhofft, in ungestörter Weise vollziehen. Ehe die tapferen Truppen Mortiers abzogen, hatte der Imperator noch einmal eine Revue über sie abgehalten. In zerfetzter Uniform, mit elender Fußbekleidung marschierten sie an ihm vorüber; dennoch aber schallte ihr: „Vive l'empereur“ wieder begeistert wie früher.



Bei Hanau (30. und 31. Oktober 1813).
Verwundeter Chevau-leger aus der Schlacht kommend.

Aber mit bayrischer Zähigkeit läßt Wrede noch immer nicht vom Kampfe ab; er hofft, wenigstens noch die letzten Scharen zu fassen und versucht, sie von der Hauptmasse abzuschneiden. In zwei Kolonnen — die eine gegen die Lamboibrücke gerichtet, die andere von ihm selbst gegen die Stadt geführt — dringt er von neuem vor. In den vordersten Reihen reitend, an der Spitze der österreichisch-bayrischen Bataillone, will er die Stadt wieder nehmen, dringt er mit unerschrockener Tapferkeit vor. Das Nürnberger Tor wird von den Bataillonen des Regiments Erzherzog Josef erstürmt, die Italiener der Division Fontanelli werden durch die Stadt bis hinter die Kinzigbrücke geworfen. Hier aber trifft den tapferen bayrischen Führer eine feindliche Kugel und wirft ihn schwer verwundet zu Boden. Aufs äußerste erbittert über diesen Verlust, ringen hier die Verbündeten mit Aufbietung aller Kräfte. Bis der Tag sich neigt, tobt der Kampf um die Kinzig- und Lamboibrücke. Unter dem furchtbaren Artilleriefeuer Morands, der

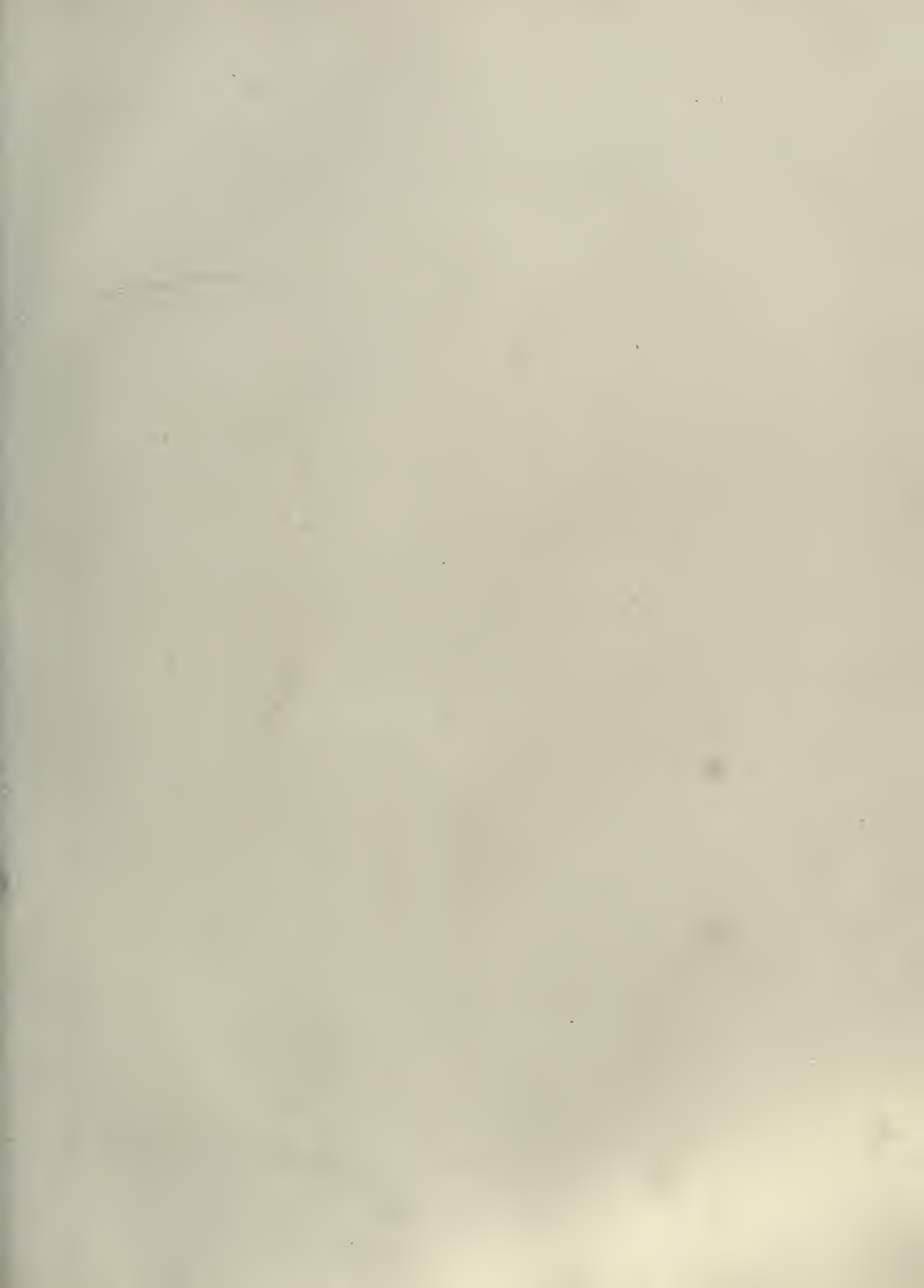
die Brücke mit Kartätschen bestreichen läßt, versuchen hier die Szekler Husaren, mit tollkühner Bravour über die Kinzig zu schwimmen. Vergebens! Schon dunkelt es, da läßt Bertrand endlich den Kampf abbrechen. All die Blutarbeit hat Wrede nichts genutzt. Ungestört, wenn auch aufs äußerste erschöpft, ziehen die Franzosen auf der Straße nach Frankfurt ab. Der Verlust der Verbündeten an Toten, Verwundeten und Versprengten betrug nach der Berechnung Friederichs 194 Offiziere und 9087 Mann, auf französischer Seite etwa 9000 Mann; dagegen fielen im Laufe der vier Schlachttage nicht weniger als 5 Generale, 289 Offiziere und etwa 10000 Mann in die Hände der Verbündeten, ein Zeugnis dafür, daß die Bayern und Österreicher, obwohl sie unterlegen waren, mit glänzender Tapferkeit gegen den Schlachtenmeister gestritten hatten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In den ersten Novembertagen überschritten die Reste des französischen Heeres den Rhein. Von den stolzen Hunderttausenden waren kaum noch 60000 Mann übrig, und von diesen physisch und moralisch geknickten Gestalten trugen Tausende den Keim des todbringenden Nervenfiebers in sich; Tausende gingen schon auf dem Wege daran zugrunde. Die große Völkerschlacht hatte sie bis ins Mark getroffen. Eine ganze, gewaltige Heeresrüstung von einer halben Million war hier — zum zweiten Male in einem Jahre — zugrunde gegangen. Wahrlich, der Schlag, den die Völkerschlacht dem Imperator beigebracht, gab der Katastrophe in Rußland nur wenig nach. Aber daß diese traurigen, entnervten, erschöpften, den Keim des Todes in sich tragenden Soldaten auf dem Wege zum Rheine den Verbündeten noch so viel zu schaffen machen konnten, zeugt von ihrer und ihres Kaisers unverwüstlicher Zähigkeit und von der gänzlichen Ohnmacht des verbündeten Hauptquartiers. Nur langsam war die Schwarzenbergsche Armee Napoleon gefolgt. Erst am 6. November war Alexander von Rußland — das Ziel seines ehrgeizigen Wettlaufes mit den Österreichern — in Frankfurt a. M. eingezogen.

Hier in der alten Krönungsstadt, wo sich das Hauptquartier für längere Zeit häuslich niederließ, traten jetzt die Fürsten, Feldherren und Diplomaten in die langatmigen Verhandlungen ein, ob und unter welchen Umständen der Krieg weitergeführt, oder ob er überhaupt durch einen schnellen Frieden beendigt werden sollte. Die Ansichten darüber gingen unter den Verbündeten weit, weit auseinander. Der gewaltige Umschwung in den Ereignissen hatte die Meinung über die gegen die Napoleonische Macht weiter zu unternehmenden Schritte bei den verschiedenen beteiligten Mächten, ja selbst bei den ehemals unterworfenen Völkern wesentlich geändert. Unter dem Eindruck der gewaltigen Völkerschlacht dachte man anders über eine völlige Niederwerfung Napoleons, als in den Tagen der Not, da man noch unter dem furchtbaren Albdruck der Napoleonischen Macht stand. Noch während des Prager Kongresses war Österreich schwer an die Auflösung des Rheinbundes gegangen, und die Befreiung Deutschlands bis zum Rhein war damals, als noch die Zustände unsicher und der Ausgang des Kampfes zweifelhaft waren, schon als höchstes Ziel erschienen. Selbst das Volk hatte unter dem furchtbaren Druck der letzten Jahre vergessen, daß das linke Rheinufer ehemals deutsch gewesen war, und daß nur die Ohnmacht des Deutschen Reiches, die Zersplitterung der deutschen Stämme schuld daran waren, daß es Deutschland — im Frieden zu Basel — entrissen worden war.

Aber Gottlob, die Erinnerung an diese Schmach war nicht gänzlich eingeschlafen; es gab noch Gewissenswecker in Deutschland. Noch unter dem Eindruck des gewaltigen Völkergerichts in Leipzig schrieb Ernst Moritz Arndt seine berühmte Schrift: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze.“ Und noch ein anderer gewaltiger Mann war es, der — wie stets in den Momenten großer Gefahr des Staates — auch diesmal wieder als getreuer Eckart an das deutsche Volk seine warnende Stimme erhob: Freiherr vom Stein. Auf dem Markte zu







Die Schlacht bei Ha

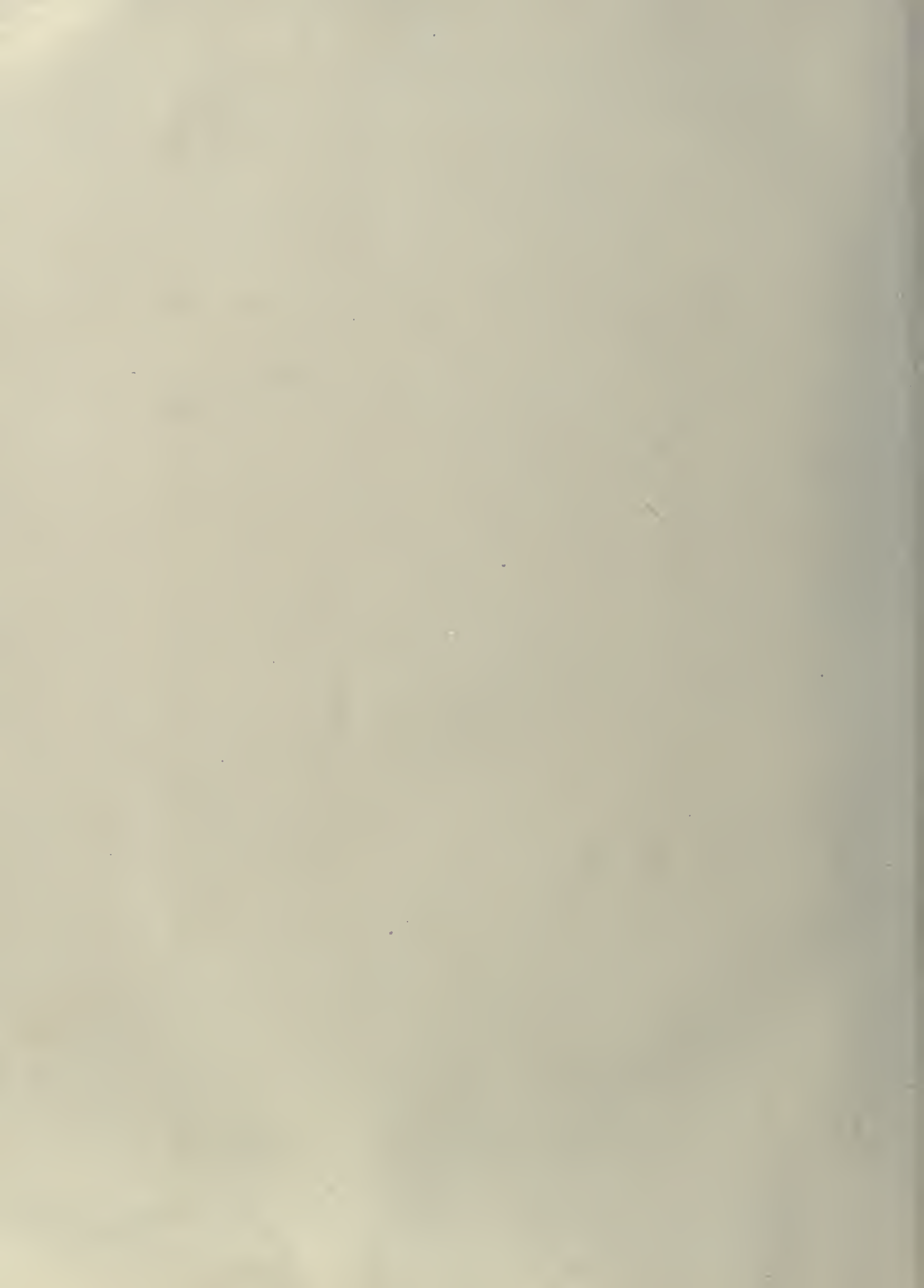
Bayrische Taxis-Chevaulegers im Kamp

Original von




Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin

am 30. Oktober 1813.
t der Reiterei der Kaisergarde Napoleons.
ſſor R. Knötel.



Leipzig war er mit Gneisenau zusammengetroffen und hatte mit diesem geschworen, daß dieser Krieg nur mit des Imperators Entthronung endigen könnte. Am 20. Oktober war Stein in Leipzig eingetroffen und von Alexander mit einer Umarmung begrüßt worden. Bereits am folgenden Tage genehmigten die drei Mächte die Bildung eines Verwaltungsrates unter dem Vorsitz Steins, nicht ohne den heftigen Widerspruch Metternichs, dem die Ernennung eines Mannes wie Stein zum Haupte einer mit so großer Machtvollkommenheit ausgestatteten Behörde bedenklich erschien, eines Mannes, der nach seiner Meinung einst unter dem unmittelbaren Einfluß der revolutionären Partei gestanden. Wie wenig war ein Metternich imstande, einen so groß angelegten, frei gerichteten Geist wie Stein zu begreifen!

Vor allem war auch Blücher die treibende Kraft des Gedankens, dem geschlagenen Feinde sich unaufhörlich an die Fersen zu heften und ihm nach Paris zu folgen — bis ihm der Atem ausging. Schon am 3. November hatte er aus Gießen ein Schreiben an den König gerichtet, in welchem er dringend zur Fortsetzung des Krieges riet; am folgenden Tage bezieht er sich in einem Briefe an Bonin in folgenden drastischen Wendungen auf dies Schreiben:

„Du wirst fragen, nun seid ihr am Rhein. Was wollt ihr nu machen. Und ich sage dir, wir wollen hinüber gehen, wir wollen Brabant und Holland erobern und ihn dann zu Paaren treepen, daß er Friede machen muß, dies ist mein Vorschlag, den ich höheren Ortes eingesandt habe. Die Francoische armeeh reicht nicht zu, die villen Festungen gehörig zu sichern, also kann er mit keine bedeüttende magt im Felde gegen uns uf träten, daß miß vergnügen der nation ist Rege u Napoleon seine Herrschaft wird sich endigen."*)

Auch Müffling war der Ansicht Blüchers. Am 3. November schreibt er an Knesebeck: „Gehen wir schnell auf Holland los und mit Kraft über den Rhein, so muß die Eroberung von Holland in zwei Monaten vollendet und ein dauerhafter Friede erlangt sein. Bleiben wir diesseits stehen und lassen uns von Unterhandlungen hinhalten, so prophezeihe ich eine blutige Kampagne pro 1814."

Vor allem war Gneisenau derselben Ansicht. In einer dem Könige überreichten Denkschrift vom 20. 11. weist er darauf hin, daß jede weitere Verzögerung dem Feinde nur dazu dienen könne, Rekruten zu sammeln und Mittel zu entwickeln, um selbige feldfähig zu machen. „Wenige Monate würden verfließen, und wir würden wieder zahlreiche Armeen auftreten sehen, die unsere tapferen Soldaten aufs neue bekämpfen müssen."**)

Aber man würde fehlgehen, wenn man die Ansicht der beiden genannten Männer als die allgemeine militärische ansehen würde; sie fand auch unter den Mitgliedern des Großen Hauptquartieres zahlreiche Gegner. Die überragende Persönlichkeit Napoleons wirkte auch nach der Katastrophe von Leipzig nach. Ein Winterfeldzug im Innern Frankreichs galt den meisten als ein äußerst gewagtes Unternehmen. Man sollte wenigstens bis zum Frühjahr warten; man hätte bis dahin auch die Rüstungen noch erweitert; inzwischen wäre vielleicht auch Holland und die Schweiz erobert. Das sagte man, obwohl Napoleon hintereinander zweimal eine halbe Million Menschen verloren, sein Land an Menschen und Mitteln verödet war, die eigenen Feldherren nur noch widerwillig den Krieg führten und die Steuer- und Konskriptionslast in Frankreich kaum noch ertragen wurde; obwohl 200000 Mann der Verbündeten gegen 60000 durch Krankheit geschwächte, auf dem Rückzug befindliche Truppen losrückten und 60000 Mann unter Bülow und Wintzingerode schon in Holland waren! Selbst das Heer Wellingtons war über die Pyrenäen schon nach

---

*) Blasendorf, Blücher.

**) Droysen. Yorck, III, 205 teilt diese Denkschrift im Auszuge mit.

Südfrankreich hineingedrungen. Man sieht, wie furchtbar ihnen allen auch der gefallene Löwe noch dünkte.

Auch König Friedrich Wilhelm III., so wacker und energisch er sich während der großen Kampftage gezeigt, war wieder in seine alten, zur Vorsicht mahnenden Bedenklichkeiten zurückgefallen. Das schon Erreichte dünkte ihm völlig genügend, und er wagte nicht, das teuer Errungene wieder in einem neuen Kampfe aufs Spiel zu setzen. Dem Könige war daher das energische Eintreten des Blücherschen Hauptquartiers für den Krieg durchaus nicht angenehm, und er äußerte sich, als er nach Frankfurt kam, entschieden mißbilligend darüber. In seiner düsteren, schwarzseherischen Weise fürchtete er, daß ein Rückschlag den Bestand Preußens abermals gefährden könnte. Daß dem so war, zeigt das Ergebnis einer unerquicklichen Unterredung des Königs mit Hardenberg, der am 12. Dezember ärgerlich in sein Tagebuch von seinem königlichen Herrn niederschrieb: „Er würde mit gekreuzten Armen in Frankfurt bleiben.“*)

Noch gewichtiger als die militärische war die politische Gegnerschaft. Bei Österreich war sie nicht zu verwundern. Wir haben gesehen, wie schwer Kaiser Franz im Sommer zu einer energischen Stellungnahme gegen den Schwiegersohn und zu einem Bündnis mit dessen Feinden fortzureißen war. Dem selbstsüchtigen, speziell österreichischen Interesse Metternichs schien es natürlich völlig gleichgültig, ob Deutschland jemals wieder in den Besitz des linken Rheinufers kam; die Hauptsache für die österreichisch-habsburgische Hauspolitik war die Wiedererlangung der verlorenen Besitzungen in Italien, Tirol und Illyrien. Man fürchtete in Österreich weit mehr die wachsende Macht Rußlands als den Imperator. Vor allem war Metternich die äußerst unruhige Partei der Preußen verdächtig, deren fortwährende Beschäftigung mit einer politischen Neugestaltung Deutschlands ihm unbequem, ja bedenklich erschien.

Rußlands Stellung zur Kriegsfrage hing von dem reizbaren, impulsiven, sich nicht immer gleichbleibenden Zaren ab. Zwar der Gedanke, den gewaltigsten Mann der Zeit niederzuwerfen, schmeichelte mächtig seinem Ehrgeiz; immerhin aber waren die energischen Kriegsfreunde seiner nicht auf alle Fälle sicher. Die Haltung der englischen Staatsmänner ergab sich aus ihrem Verhalten zu den leitenden Persönlichkeiten der Friedens- und Kriegspartei von selbst; sie fühlten sich ihrer ganzen Natur nach mehr zu dem geschmeidigen Metternich als zu dem rücksichtlosen, brutal offenen Stein hingezogen. Castlereagh, einer der größten Bewunderer Metternichs, erklärte in einem Schreiben an Lord Aberdeen, daß das englische Kabinett bereit sei, den Frieden anzunehmen und sich in die inneren französischen Dinge nicht weiter zu mischen.

So war Blücher, wie immer, wieder die Seele des Vorwärtsdrängens. Wir wissen, daß er auf dem besten Wege der Verfolgung von Fürst Schwarzenberg — es war in Fulda — den Befehl erhalten hatte, vom geraden Wege ab über das Vogelgebirge zur Lahn aufzubrechen und dem Böhmischen Heere die Hauptstraße nach Mainz zu überlassen. Nur mit großem Widerstreben hatte sich Blücher gefügt. Er dachte gar nicht daran, hier lange müßig zu liegen. Jenes vorerwähnte Schreiben vom 3. November an den König hatte diesen um die Erlaubnis gebeten, nach einigen Ruhetagen sogleich auf den Niederrhein vorgehen zu dürfen, um von dort aus gemeinsam mit dem Nordheer Holland zu erobern. Am 7. hatte er dann seine Armee in Bewegung gesetzt, um durch sein ungesäumtes Vorgehen die Zauderer und Friedensfreunde mit sich fortzureißen. Aber diese waren inzwischen auch nicht untätig gewesen. Der Hauptgegner seines energischen Angriffsplanes war der einflußreiche Knesebeck, der sich energisch gegen die Operationen auf Paris wehrte und den König entschieden in diesem Sinne beeinflußte. Knesebecks Plan gipfelte in der Forderung,

*) A. von Janson, König Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht. 235.

daß, während Bülow Holland eroberte, Schwarzenberg inzwischen von der Schweiz aus gegen das Hochplateau von Langres vordringen und durch dessen Besetzung die Entscheidung durch eine Feldschlacht unnötig machen sollte. Napoleon sollte bei Mainz festgehalten werden. Dies sollte vorwiegend durch Blücher geschehen, der Mainz belagern sollte. Die Heere sollten sich scheinbar auf Winterquartier einrichten, um dann unerwartet vorzubrechen. Ein ähnlicher Entwurf war auch aus dem österreichischen Lager aufgetaucht, von dem Stabschef des Fürsten Schwarzenberg, dem Grafen Radetzky herrührend. Er hatte am 7. November im Hauptquartier zu Frankfurt diese „Vorschläge zur Aufstellung der verbündeten Armeen auf dem rechten Rheinufer als Vorbereitung zur neuen Offensive" eingereicht. Radetzkys Denkschrift wurde in Frankfurt mehrfach der Gegenstand



Johann Joseph Wenzel Anton Franz Karl Graf Radetzky.

erregter Verhandlungen. Namentlich Gneisenau wandte sich wiederholt mit energischem Widerspruch dagegen, daß dem Feldmarschall Blücher ein Beobachtungsposten bei Mainz zugewiesen würde, eine Rolle, die niemandem schlechter stand als dem alten Marschall Vorwärts. Dieser, angeödet von der öden Zungendrescherei und dem hinterhältigen Versteckspiel in Frankfurt, hatte es mit Gneisenau so eingerichtet, daß sein Hauptquartier nicht nach Frankfurt, sondern nach Höchst kam, wo er den ihm verhaßten Treibereien „der diplomatischen Schufte", wie er sie nannte, fern war. Ab und zu begab er sich dann einmal nach Frankfurt hinüber, um auf seine Art ein kräftiges Wörtchen mitzureden. In seinem Brief vom 29. 11. an seinen Freund Bonin entwickelt er die nämlichen Gedanken, mit denen Gneisenau dem Knesebeckschen Entwurfe entgegengetreten war, wenn auch in ungleich derberer Weise.

Höchst, 29. November 1813.

noch immer steh ich hier am Rhein; hätte man meine Vorstellung gehör gegeben, so wehre ich heüte in Brussel, aber Franckfuhrt wahr zu verführisch, alles wollte sich hier erholen u die Schöne

Landen bekannt, die mit flammenden Worten an die deutschen Gewissen rührte. Unter diesem Umschlag der öffentlichen Meinung fing auch die Diplomatie an sich zu besinnen. In einer gemeinsamen Beratung, die am 1. Dezember zu Frankfurt stattfand, und an welcher außer den drei Monarchen die Heerführer und die im Hauptquartier weilenden Diplomaten der drei Mächte teilnahmen, wurde die Fortführung des Krieges beschlossen. In einem mattherzigen, äußerst entgegenkommenden und mit Schmeicheleien gegen Frankreich gespickten Manifest vom 3. Dezember machten die Verbündeten ihren Entschluß der Welt bekannt. Erst nach der Veröffentlichung dieser Proklamation traf — es war am 9. Dezember — die Mitteilung Caulaincourts ein, der Kaiser sei bereit, die ihm durch St. Aignan überbrachten Vorschläge der Verbündeten anzunehmen. Es war zu spät. Als Caulaincourt sich ins Hauptquartier der Verbündeten begeben wollte, wurde er an den Vorposten zurückgewiesen. Der faule Friede mit „den natürlichen Grenzen“ war glücklich abgewendet; die Entscheidung sollte nun durch das Schwert fallen.

Niemand war darüber glücklicher als der alte Blücher. Er, den das Stilliegen vor Mainz ganz krank gemacht hatte, fing wieder an, Feste zu besuchen und hatte nichts dagegen, daß man seinen Geburtstag zweimal feierte. Ja, am 12. Dezember tanzte er auf einem ihm zu Ehren veranstalteten Balle vor den Augen des Königs in jugendlicher Frische eine Quadrille. Yorck, der alte Isegrimm, Prinz Wilhelm und Oberst Katzler waren dabei seine Gegenüber.

Mitte Dezember leerte sich die alte Krönungsstadt. Kaiser und Könige verließen Frankfurt, um sich rheinaufwärts dem großen Heereszuge in Frankreich anzuschließen. Ihnen folgte der ganze Troß der Diplomaten und Heerführer, über welche Blücher spottete: „man hat hir in franckfuhrt einige Zeit lustig gelebt, mancher hat gewiß bedauert, daß er nicht 2 magen habe.“ Noch bis Ende des Monats mußte Blücher seine Ungeduld zügeln und vor Mainz stillegen. Aber auch diese Zeit sollte vorübergehen. Frohe Hoffnung schwellte seine Brust: „Vorwärts soll es gehen, dafür stehe ich ein!“ hatte er in den letzten Dezembertagen zu Stein gesagt. Und als er sich von Hardenberg verabschiedet, und dieser ihn gefragt hatte: „Wo werden wir uns wiedersehen?“ hatte er diesem mit seinem fröhlichsten Lachen erwidert: „Zu Paris, im Palais Royal!“ Endlich war die Stunde da, wo er verkünden konnte: „Am 1. Januar mit Tagesanbruch passiere ich mit der ganzen Armee den Rhein; zuvor aber will ich mit meinen Waffenbrüdern in diesem stolzen Strome alle Knechtschaft abwaschen, und als freie Deutsche wollen wir das Gebiet der großen Nation betreten.“





## II. Zusammenbruch der Napoleonischen Staatengebilde.

Indes der bei Leipzig von seiner Höhe herabgestürzte Imperator, noch mächtig in seinem Falle, mit den Trümmern seines Heeres über den Rhein in das Innere seines Reiches zurück wich, fiel auch von den Zwingburgen der ehemaligen französischen Herrschaft diesseits des Rheines eine nach der anderen. Die Franzosen hatten noch 12 Festungen in Deutschland und Polen inne, mit starken Besatzungen, die zusammen nahezu 120000 Mann betrugen. Mit Ernst ging man nun an deren Rückeroberung, so daß bis zum letzten Tage des Jahres schon die Hälfte dieser letzten Bollwerke französischer Macht dem Feinde entrissen waren. Am frühesten von allen fiel Dresden. Nachdem Hungersnot und Nervenfieber entsetzlich unter der Besatzung aufgeräumt hatten — im November waren allein gegen 12000 Mann gestorben — sah sich der wackere Gouvion St. Cyr am 11. November 1813 gezwungen, mit 35000 Mann die Waffen zu strecken. Am 21. ergab sich Stettin mit 7000 Mann, am 30. Danzig mit fast 15000 Mann; fast um dieselbe Zeit Modlin und Zamosk. Schweres hatte besonders die alte Ordensstadt Danzig erlitten, deren Einwohner schon 1807, wie wir wissen, große Opferfreudigkeit gezeigt hatten. Von 60000 Einwohnern hatten nur 13000 ihr Leben gerettet; von 4000 Häusern waren gegen 500 vom Feuer zerstört. An den Schulden und Lasten, die in jener Zeit entstanden waren, hat die alte Ordensstadt fast drei Vierteljahrhunderte zahlen müssen.

Nun waren an der Elbe noch Wittenberg, Magdeburg und Torgau übrig. Die Belagerung dieser drei Festungen wurde dem General von Tauentzien übertragen. Bereits am 26. Dezember

ergab sich Torgau mit etwa 9000 Mann. Furchtbares hatte auch hier die Besatzung zu erdulden gehabt. Der Typhus hatte hier, wie in Danzig, gewütet, und vom September bis Januar über 19000 Mann fortgerafft. Die Lazarette waren wahre Todeshöhlen gewesen und so verseucht, daß die einziehenden Preußen erst Mitte Januar die Stadt betreten konnten. Nach der Einnahme Torgaus war General von Tauentzien dann nach Wittenberg gezogen. Furchtbares hatte auch diese Stadt in jenen Tagen erlitten. Grausam hatte der Feind darin gewütet. Die Kirchen dienten zu Ställen und Lazaretten. Die Häuser waren mit Einquartierung vollgepfropft, oft 50—60 Mann unter einem Dache. Die Lebensmittelpreise stiegen zu kaum glaublicher Höhe. Ein Pfund Schweinefleisch kostete 1,60 Mk., ein Huhn bis zu 3 Mk. Kaum eine andere Stadt hat, entsprechend ihrer geringen Größe, während der Fremdherrschaft und auch während der Befreiungskriege so ungeheure Opfer bringen müssen wie Wittenberg. In einem einzigen Jahre hat ihr die Verpflegung von 491 Generalen, 7158 Stabs= und 57392 subalternen Offizieren und 279013 Soldaten obgelegen.*) In der Nacht vom 12. zum 13. Januar endlich nahm unter Tauentziens Leitung General von Dobschütz die Festung mit Sturm. Tauentzien erhielt für die erfolgreiche Leitung der Belagerung und den mit großer Kühnheit ausgeführten Sturm das Großkreuz des Eisernen Kreuzes und unterm 3. Juni desselben Jahres den Ehrennamen „Tauentzien von Wittenberg", eine Ehrung, die er in einer Eingabe an den König als unverdient ablehnte, während er einen gerechten Anspruch auf den Beinamen „von Dennewitz", der bekanntlich an Bülow vergeben war, zu haben glaubte. Magdeburg, ebenfalls von Tauentzien eingeschlossen, trotzte unter der energischen Verteidung des Kommandanten Lemarrois mit 20000 Mann noch bis zum Friedensschlusse den Verbündeten. Küstrin hielt sich bis zum März 1814, noch länger die Festung Glogau, die erst am 17. April 1814 in die Hände der Preußen fiel. Die Besatzung hatte aus dem 151. französischen Regiment bestanden, das, aus Spaniern, Illyriern und Frankfurtern bunt zusammengesetzt, dem Kommandanten Laplane viel zu schaffen gemacht hatte. Nichtsdestoweniger hatte er die Festung erst nach dem Eintreffen der Nachricht von Napoleons Sturz mit dem Rest einer Besatzung übergeben, die nur noch 2479 Mann betrug.

Währenddessen hatte in Hamburg der furchtbare Davout ungestört sein wildes Wesen treiben können. Auch nach der Leipziger Schlacht hatte sich niemand von den Verbündeten gerührt, die unglückliche Stadt den Händen ihres grausamen Peinigers zu entreißen. Unmenschlich war die Bedrückung der Bürger, unermeßlich die Summen, die er ihnen erpreßte. Beispiellos in der Geschichte ist die Beraubung der Hamburger Bank, welcher er 7½ Millionen Mark Banknoten entnahm. Aus den reichen Vierlanden und den anderen gesegneten Fluren der Umgebung Hamburgs hatte er Vorräte in großer Menge aufgehäuft; 10 Millionen Flaschen Wein lagerten in seinen Kellern; mit Mehl, Rauchfleisch, Reis, Kaffee, Zucker, Tabak und anderen Kolonialwaren hatte er sich und die Seinen ein ganzes Jahr versorgt. Wer von den Einwohnern nicht nachweisen konnte, mit auskömmlichen Vorräten auf 6 Monate versehen zu sein, wurde erbarmungslos gezwungen, Haus und Hof zu verlassen, damit Davout mit seinen Truppen die bevorstehende Belagerung durch die Verbündeten besser aushalten konnte. Seit der Weihnachtswoche wurden alle Vorstädte, die Vordörfer und alle die herrlichen Landhäuser an der Alster nach einer nur achtstündigen Ankündigung niedergebrannt und an zwanzigtausend Menschen aus der Stadt gestoßen, zuerst die Jungen und Starken als gefährlich, dann die Alten und Schwachen als überflüssig; die Waisenkinder, die Gebrechlichen, die Züchtlinge, wurden vor die Tore gebracht; ja am Nachmittage des 30. Dezember befahl Davout, das mit achthundert Kranken und Wahnsinnigen gefüllte Krankenhaus zu leeren; am andern Tage

*) Dr. Zelle, Geschichte der Freiheitskriege II, 508.

werde es in Brand gesteckt werden. Unter wilden Szenen der Plünderung und Scheußlichkeiten aller Art ward das Gebäude geräumt, aber die Todesangst in dem wilden Gedränge und die strenge Januarkälte kostet in den nächsten Tagen fast sechshundert der geflüchteten Kranken das Leben.*)



Parlamentär vor Glogau, die Festungsbesatzung zur Übergabe auffordernd. April 1814.

In ergreifender Weise läßt Friedrich Rückert in seinem Gedicht „Die Gräber zu Ottensen" die armen gequälten Opfer einer unmenschlichen Grausamkeit ein erschütterndes Klagelied erheben:

*) Perthes Leben I, 333 ff. Friedrich Förster, Befreiungskriege II. 1101 ff. Siehe auch Häusser, Deutsche Geschichte IV, 454.

1. Zu Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft;
So traurig ist keine wie diese
Wohl unter des Himmels Luft.

2. Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht:
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.

3. Die rufen Weh zum Himmel
Aus ihrer stummen Gruft
Und werden's rufen zum Himmel,
Wann die Trommete einst ruft.

4. „Wir haben gewohnt in Frieden
Zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben
Ein fremder Wüterich hat.

5. Er hat uns ausgestoßen
Im Winter zur Stadt hinaus,
Die Hungernden, Nackenden, Bloßen, —
Wo finden wir Dach und Haus?

6. Wo finden wir Kost und Kleider,
Wir zwanzigtausend an Zahl?
Die andern schleppten sich weiter,
Wir blieben hier zumal.

7. Die andern nahmen die Britten
Und andere die Dänen auf;
Wir brachten mit müden Schritten
Bis hierher unsern Lauf.

8. Wir konnten nicht weiter keuchen,
Erschöpft war unsre Kraft:
Frost, Hunger, Elend und Seuchen,
Sie haben uns hingerafft.

9. Ein ungeheurer Knäuel,
Zwölfhundert oder mehr —
Es zieht sich über den Greuel
Ein dünner Rasen her.

10. Der deckt nun unsere Blöße,
Ein Obdach er uns gab;
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab."

Und niemand hatte rechtzeitig die Hand gerührt, die Stadt dem Wüterich zu entreißen. Bernadotte hatte nach der Leipziger Schlacht, obwohl er nach Norddeutschland aufgebrochen und gerade seiner Nordarmee die Aufgabe zugefallen war, die hier noch bestehende französische Herrschaft zu brechen, nichts getan, um das Geschick der unglücklichen Stadt zu wenden. Was kümmerten den fremden, eigensüchtigen Gascogner die Schicksale der Deutschen! Er hatte Wichtigeres zu tun; die Befestigung seiner Herrschaft in Schweden und die Züchtigung der Dänen gingen ihm weit über die Verpflichtungen, die er den Verbündeten gegenüber übernommen hatte. Zwar brach er gegen die Niederelbe auf, weil sein Weg zu seinem Ziele ihn ohnehin diese Richtung führte, machte auch einige schwächliche Versuche, mit Davout zu unterhandeln. Nachdem dieser die Anträge seines früheren Waffengefährten verworfen, überließ er es dann dem russischen General Bennigsen, der am 24. Dezember zur Einschließung der Stadt heranzog, sich mit Davout abzufinden. Darauf zog er an der unglücklichen Stadt vorüber nach Holstein, drang bis an die Eider vor und zwang den Dänen, den letzten Alliierten Napoleons, am 14. Januar 1814 den Frieden von Kiel ab, der seinem ehrgeizigen Streben zunächst die notdürftigste Erfüllung gab. Bis nach dem Sturze Napoleons war es Davout möglich, sich in Hamburg zu halten; erst am 23. Mai beliebte es ihm, ungehindert und ungezüchtigt, die Taschen mit dem Raube der Hamburger Bank gefüllt, mit schwer beladenen Wagen und im Besitz aller Waffen und militärischer Ehren, den Ort seiner Greueltaten zu verlassen

Durch den Zug des Kronprinzen von Schweden nach Dänemark war dem General von Bülow die heiß ersehnte Gelegenheit geboten, sich von dem Manne zu trennen, dem er innerlich und äußerlich so fremd gegenüberstand. Ihm war von dem Könige die dankbare Aufgabe zuteil geworden, die verloren gegangenen Provinzen wieder in Besitz zu nehmen und sich dann einer ganz besonders folgenschweren Unternehmung zuzuwenden, die für die Sache der Verbündeten von großer Bedeutung war: der Befreiung von Holland. Der Plan war ursprünglich von Gneisenau ausgegangen, der auf die Losreißung der Niederlande von Frankreich ein ganz besonderes Gewicht legte, weil durch die Bildung eines selbständigen niederländischen Staates Preußen in Zukunft eine

wertvolle Flankendeckung gegen Frankreich gewann.*) Bülow rückte in Holland ein. Sein kühner Zug war von unglaublichem Erfolge gekrönt. Bis Ende Januar 1814 hatte er ganz Holland und Belgien mit Ausnahme weniger Punkte von den Franzosen befreit und war dann — wie wir weiter sehen werden — bereits anfangs März in der Lage, sich mit der in der Champagne kämpfenden Armee Blüchers zu vereinigen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit dem Fall der Zwingburgen in Deutschland, mit der Einnahme Hollands durch Bülow war auch Napoleons Lieblingsschöpfung, der Rheinbund, waren alle jene von ihm geschaffenen Staatengebilde in Stücke gegangen, mit denen er die willfährigen Geschöpfe seiner Macht, seine Verwandten und Feldherren beschenkt hatte. Am 26. Oktober hatte sein Bruder Jerome vor den Scharen des russischen Generals St. Priest seine einstige Residenz Kassel verlassen müssen, in der er als „König Lustik" so herrliche Tage verlebt hatte. Damit fielen die bunt zusammengewürfelten Teile seines Landes von selbst auseinander, und die Bewohner der einzelnen Lande wurden wieder ihren früheren Herrschern untertan. Die Fürsten, die in der Verbannung gelebt, kehrten in ihre rechtmäßigen Besitzungen zurück. Leider entsprach das Verhalten vieler nicht den großen Opfern, die ihre Völker für sie gebracht, als sie auf den Schlachtfeldern geblutet, daheim ihre Habe für sie hingegeben und Hunger und Entbehrung für sie ertragen hatten. Auch Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels, der in der schwersten Zeit des Vaterlandes so wacker für sein angestammtes Erbe gekämpft (siehe seinen kühnen Zug S. 243 dieses Werkes), enttäuschte nach der Besitznahme seines väterlichen Erbes viele seiner Landeskinder. Bis zur Schlacht bei Leipzig war er in England geblieben. Dann war er unter unermeßlichem Jubel des Volkes nach Braunschweig zurückgekehrt und hatte bis Ende März 1814 ein Korps von 10112 Mann für die Fortsetzung des Kampfes gegen Napoleon gestellt. Aber seine Regierung befriedigte das Volk nicht, und er wäre besser an der Spitze einer Freischar geblieben. Vom besten Willen geleitet, aber starrköpfig und ungestüm, verbittert und mißtrauisch gemacht durch so schwere Schicksale, mißachtete er die gewohnten Formen und richtete die ohnehin schon zerrütteten Finanzen völlig zugrunde, bis ihn die Rückkehr Napoleons 1815 von neuem ins Feld rief und er im Gefecht bei Quatrebras durch eine feindliche Kugel den Tod des Helden starb.

Noch weit größer war die Enttäuschung des Volkes in Hessen. Vergessen hatte es nach den Schicksalen der letzten Jahre die Hartherzigkeit und den Geiz des Kurfürsten Wilhelm, der seine treuen Landeskinder nach Amerika als Soldaten verkauft und das erworbene Vermögen während seiner Verbannung in Frankfurt bei Amsel Rotschild hatte verwahren lassen, womit dieser die Weltmacht seiner Firma begründet hatte. Nicht einen Heller hatte der Kurfürst zur Befreiung Deutschlands gegeben. All das hatte man vergessen, und als der Kurfürst am 21. November 1813 nach der Vertreibung Jeromes wieder in Kassel einzog, spannte ihm das gutmütige, treue Volk die Pferde aus und zog den Landesvater jauchzend vor das Schloß seiner Ahnen. Der Kurfürst bezeigte seine Dankbarkeit dadurch, daß er schon am nächsten Tage jenes unsinnige, berüchtigte Regiment der „Siebenschläfer" begann, welches die Weltgeschichte um sieben Jahre zurückschraubte. Alle die bereits abgeschafften Vorrechte und „Befreiungen" vom Kriegsdienst (Eximierungen) wurden wieder eingeführt, alle während der letzten Jahre verliehenen Titel, Würden, Orden und Standeserhöhungen abgeschafft, alle Avancements der letzten sieben Jahre, auch wenn sie wirklichen militärischen Verdiensten ihren Ursprung verdankten, wurden aufgehoben. Verdienstvolle Generale wurden wieder zu Leutnants; hohe Regierungsbeamte, selbst Minister, wurden auf

*) Hans Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau. II, 4.

ihre früheren Stellungen zurückgeschraubt, weil „mein Verwalter Jerome" sie eingesetzt hatte. Die alten Vorrechte des Gerichtsstandes kehrten zurück; Justiz und Verwaltung, bisher getrennt, wurden wieder zu einer einzigen Behörde verschmolzen. Kurz, die ganze Regierung wurde auf ein persönliches, despotisches Regiment zugeschnitten. Selbst Zopf und Puder lebten wieder auf, und alle öffentlichen Zustände wurden auf den Fuß der vornapoleonischen Zeit zurückgesetzt. Die gewaltigen geschichtlichen Ereignisse nach den Tagen von Jena und Auerstedt waren spurlos an diesem Fürsten vorübergegangen. Unter solchen wenig erfreulichen Aussichten für das treue Volk, das ihm trotz seiner traurigen Erfahrungen so viel Liebe entgegengebracht, schloß er mit Österreich den Vertrag, wodurch er dem großen Bunde gegen Napoleon beitrat gegen die Verpflichtung, 12000 Mann Linie und ebensoviel Landwehr zu den Waffen zu stellen. Aber die Ausrüstung der Landwehr ging sehr langsam und unter fortwährendem gehässigen Zanke mit der Zentralverwaltung vonstatten, so daß Stein zornig ausrief: „Geben Sie mir Kanonen, mit Vernunftgründen ist bei dem nichts anzufangen."*) Erst im April 1814 wurde dann auch der hessische Landsturm einberufen, als Paris bereits in den Händen der Verbündeten war.

Auch für die Regierung von Hannover — der Herzog von Cumberland hatte das Land für England in Besitz genommen — waren die furchtbaren Lehren der letzten Jahre spurlos vorübergegangen. Dieselben hohen Staatsbeamten und Adelskasten, die damals aus Unfähigkeit oder selbstsüchtiger Gesinnung das Land skrupellos dem Feinde überliefert hatten, waren von neuem an der Arbeit, „alles einzuschlummern und einzulullen in die alten erbärmlichen Manieren und Formen." Die überlebten mittelalterlichen Gebräuche, welche die letzten Jahre hinweggefegt, lebten wieder auf: der Leibzoll der Juden, die Stockprügel, das Gassenlaufen, der schwere Steuerdruck für die wirtschaftlich Schwachen und die Verpachtung der Domänengüter an die Begünstigten für eine Bagatelle.

Es war nichts Freudiges, was das Auge des Patrioten sah. Und auch die Rheinbundfürsten machten nicht die geringste Miene, dem deutschen Volke zur Erfüllung seiner lang gehegten Wünsche zu verhelfen. Das deutsche Reich als solches war ihnen gleichgültig, die Wiedererlangung der ihnen durch Napoleon geschenkten Souveränität galt ihnen alles; und wahrlich, die Politik Österreichs unter der zielbewußten Leitung Metternichs machte ihnen die Sache sehr leicht. Was man Bayern in dem Vertrage von Ried zugestanden hatte (siehe S. 652), konnte man auch den übrigen Rheinbundstaaten nicht verweigern, so undeutsch sich viele auch nach dem Sturze Napoleons noch gezeigt hatten. Hatte doch König Friedrich von Württemberg, schon von Anbeginn eine Hauptstütze Napoleons, die Niederlage Wredes bei Hanau in seinem Residenzschloß zu Stuttgart mit wilder Freude begrüßt und auf einem Festbankett unter Trompeten und Paukenschall auf das Wohl „seines erhabenen Protektors" getrunken. Alle Kundgebungen deutsch-nationaler Gesinnung wies er als „überspannte Ideen" mit feindseliger Schroffheit zurück. Freilich, auch sein Widerstand gegen den Eintritt in den Bund zum Schutz der Unabhängigkeit Deutschlands gegen den Imperator schmolz dahin, als ihm durch Metternichs schlaue Politik die Souveränität des Königreichs Württemberg auch für die Zukunft gesichert wurde. Bereits am 2. November hatte sein Vertreter Graf Zeppelin zu Fulda auch den Anschluß Württembergs an den Weltbund gegen Napoleon vollzogen. An demselben Tage hatte auch der Bevollmächtigte Hessen-Darmstadts, Baron du Thil, mit dem österreichischen General Grafen Fresnel, der an Stelle des verwundeten Wrede den Oberbefehl über das vereinigte bayrisch-österreichische Heer führte, eine Militärkonvention abgeschlossen, kraft deren der Großherzog Ludwig I. von Hessen sich vom Rheinbund lossagte und seine Mitwirkung beim

*) Heinrich von Treitschke, Geschichte des 19. Jahrhunderts.

Kriege gegen Napoleon versprach. Aber all diese Staaten waren nur zögernd und erst dem Zwange der Verhältnisse gehorchend dem Bunde gegen Napoleon beigetreten, so daß der brave Oberst Rühle von Lilienstern, Blüchers wackerer Adjutant und Unterhändler, noch am 8. Februar 1814 ingrimmig schreiben konnte: „Beinahe alle Regierungen des Rheinbundes sind so wenig deutsch, der gegenwärtigen Ereignisse so wenig froh, daß sie im Herzen das Vergangene zurückwünschen. Mit Freuden werden sie bei einem Umschlage der Dinge ihre Truppen dem alten, ihren Wünschen viel verwandteren Gebieter Napoleon zum Opfer darbringen, der sie stets nach Willkür verfahren ließ.“

All diesen widerstrebenden dynastischen Gewalten gegenüber hatte Freiherr vom Stein an der Spitze des „Zentralverwaltungsrates für Deutschland“ einen sehr schwierigen Stand. Mit dieser Einrichtung war eine Behörde geschaffen, welche unter voller Verantwortung die Verwaltung aller derjenigen von den Verbündeten besetzten Landesteile übernahm, die, wie das Großherzogtum Berg, Frankfurt, Fulda und Erfurt sowie das zunächst als erobert geltende Sachsen augenblicklich herrenlos waren, oder deren Herrscher dem Bunde gegen Napoleon bisher noch nicht beigetreten waren. Auch die Heranziehung der Truppen des bisher rheinbündlerischen Deutschlands zum Kampfe gegen ihren bisherigen Protektor gehörte zu seinen Obliegenheiten. Groß und unendlich schwierig waren die Aufgaben und Ziele dieses „Zentralverwaltungsrates“: die gesamte Organisation und Entwickelung der Streitkräfte in allen deutschen Staaten zum Kampfe gegen Frankreich, die Beschaffung militärischer Hilfsquellen und des Unterhalts, die Regelung des Lieferungswesens und die Beschaffung der ungeheuren dazu gehörigen Geldmittel gehörten zu dieser Riesenaufgabe, die Stein von den Angehörigen des ehemaligen Rheinbundes, nicht zum mindesten aber durch Metternich, aufs äußerte erschwert wurde. Schon die Idee der Volksbewaffnung war in den verschiedenen Staaten auf die größten Schwierigkeiten gestoßen. Torheit und Unverstand und wiedereingesetzte Gewalten verdarben alles. „Trat bei den Einen die autokratische Gewöhnung und die Angst vor der Rückkehr des Zwingherrn mißtrauisch und hemmend der Volksbewaffnung entgegen, so trug bei den anderen kleinliche Selbstsucht und Engherzigkeit die Schuld des Mißlingens. Nicht nur über Württemberg, Baden, Darmstadt u. s. w. hatte man Klage zu führen, Hannover, Oldenburg machten es nicht besser. Der Kurfürst von Hessen rüstete zwar Truppen genug, wollte sich aber als ‚preußischer Feldmarschall‘ von dem Oberst Rühle nichts vorschreiben lassen. Der König von Württemberg war den Anordnungen, die zu Frankfurt beschlossen waren, geradezu ungehorsam; er trug sich sogar mit dem Anschlag, den Oberst Rühle verhaften zu lassen. Daß Montgelas, Bayerns gewaltiger Minister, wo er konnte, der von Stein geleiteten Behörde Hindernisse entgegenwarf, und seinem persönlichen Ingrimm gegen den patriotischen Mann lauten Ausdruck gab, konnte nicht überraschen. Diese Herren hatten freilich eben die Erfahrung gemacht, daß sie es nicht mehr mit Napoleon zu tun hatten. Darum erwiderten sie die Großmut der Sieger mit Widerspenstigkeit und Trotz.“ *)

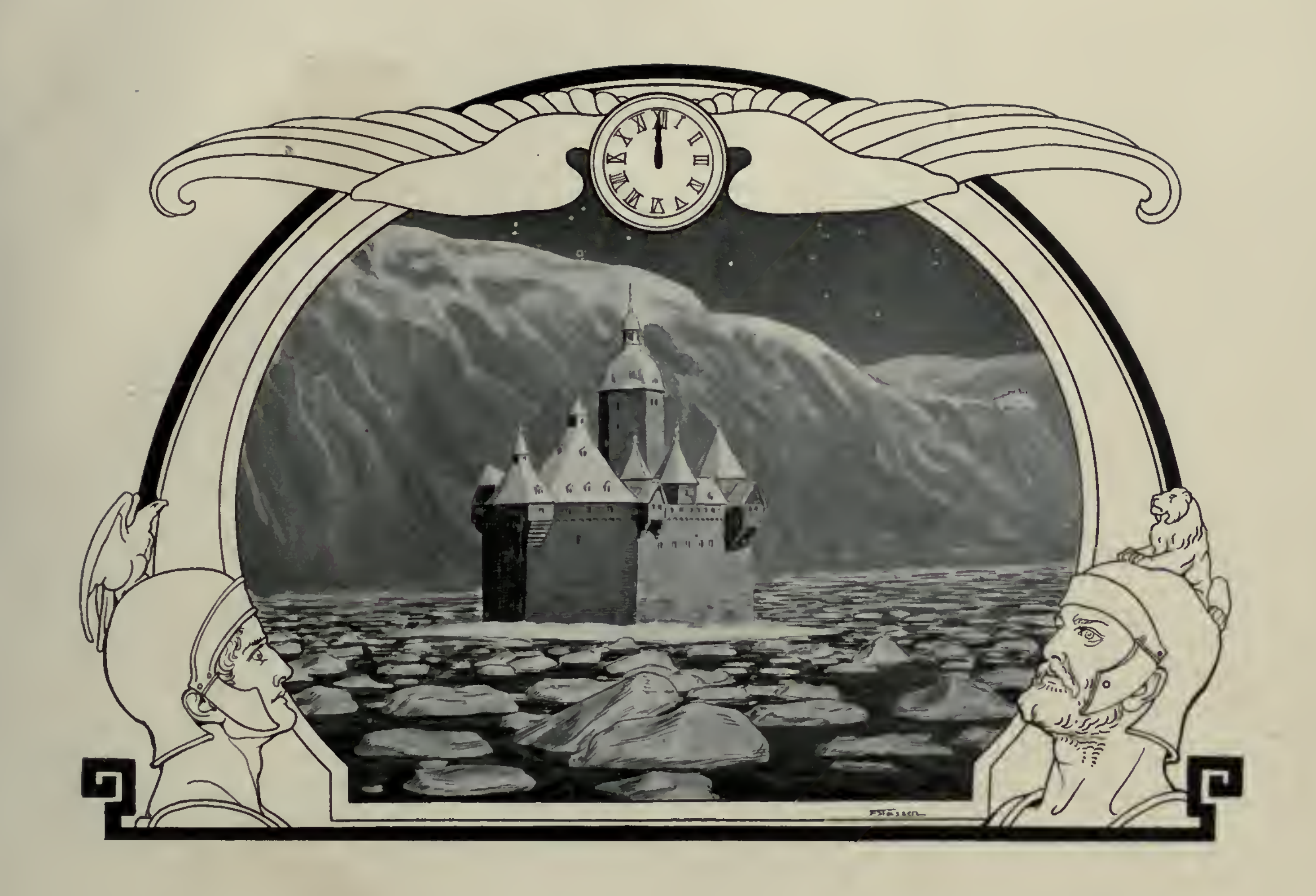
Daß bei so großen Schwierigkeiten der Zentralverwaltungsrat dennoch so große Leistungen zu verzeichnen hatte, zeugt von der unbeugsamen Willenskraft, der großen Arbeitsleistung und dem überlegenen Geiste des Freiherrn vom Stein. „17 Millionen Gulden zahlten die Fürsten als Beitrag zur Kriegführung, zunächst in Obligationen, welche in bestimmten Fristen zu tilgen waren. Etwas über hunderttausend Mann Linientruppen wurden von den bisherigen Rheinbundstaaten, außer Bayern, aufgestellt, dazu noch Landwehr, so daß Stein in seinem Schlußbericht vom 4. Mai 1814 die aufgestellten Truppen auf 165384 Mann berechnen konnte; in den Landstrichen am Rhein hatte man sogar Vorkehrungen zur Errichtung eines Landsturms getroffen.“ Eine gewaltige

*) Häusser, IV, 466.

Stellung war's, die Stein jetzt in den Gebieten einnahm, aus denen ihn einst die napoleonische Ächtung vertrieben hatte. Jetzt fanden sich Fürsten in seinem Vorzimmer ein; Abgeordnete der Hansastädte baten ihn um seinen Schutz gegen fremde Annexionsgelüste, in Frankfurt stellte er die alte Verfassung wieder her, in Waldeck schützte er die Städte gegen die Neuerungssucht ihres Landesherrn. Nicht ohne Verachtung schaute er auf die „Sündflut der Prinzen und Souveräne" herab, die sich in Frankfurt zusammenfanden und, wie er meinte, „sehr erstaunt waren, daß man soviel Umstände mit ihnen machte und ihnen ein viel ehrenvolleres Dasein zugestand, als sie durch ihr erbärmliches Betragen verdient hatten. „Dem deutschen Volke aber — so sagt Fr. Neubauer in seiner preisgekrönten Schrift über Stein — grub sich die Gestalt dieses Mannes ins Herz, des Märtyrers für die vaterländische Sache, des hoheitsvollsten unter den damaligen Staatsmännern, des einzigen von ihnen, der nicht für Sonderinteressen eines Einzelstaates, sondern für die Größe des ganzen Deutschlands stritt. Ist es zu verwundern, daß nach dem Kriege zurückgekehrte deutsche Offiziere einen damaligen Lehrer des Staatsrechts in allem Ernste fragten, ob nach den alten Reichsgesetzen Stein zum deutschen Kaiser gewählt werden könnte?"

Das war in großen Zügen die allgemeine politische und nationale Lage in Deutschland zu Ende des Jahres 1813, das, mit so wunderbarer Begeisterung begonnen, mit so kläglichen Disharmonien schließen sollte. Nur in Preußen hatte sich die Begeisterung jener großen Zeit noch erhalten. Die Gemeinsamkeit dessen, was König und Volk in so schwerer, furchtbarer Zeit erlebt, hielt sie zusammen. Was war das für ein Jubel, als der schwergeprüfte König Friedrich Wilhelm III. am 24. Oktober hoch zu Roß durch das Brandenburger Tor die „Linden" entlang seinen Einzug in die Hauptstadt hielt. Sieben Jahre früher, an dem nämlichen Tage war es gewesen, da der stolze Imperator, nachdem er den preußischen Staat bei Jena niedergeworfen, denselben Weg geritten war. Welch ein mächtiger Wandel in den Geschicken! Welch gewaltige innere Kraft barg dieser Staat in seinem Volke, da es ihm gelungen war, sich nach einem solchen Sturze, verstümmelt und aller Machtmittel beraubt, mit seinen armseligen 5 Millionen Menschen wieder hinaufzuschwingen auf die Höhen der Geschichte! Wie drängte es den schwergeprüften Mann, hinauszupilgern an das Grab derjenigen, die als sein und seines Volkes Schutzengel ihn immerdar umschwebt hatte, zu seiner treuen Luise! Immer und immer wieder drängte sich auf die Lippen seines Volkes und seiner Soldaten die Frage: „Warum durfte die Frühverklärte die Größe dieses Augenblickes nicht erleben!"





# III. In Frankreich.

Die alte Turmuhr zu Caub am Rheine schlug die zwölfte Stunde. Neujahrsnacht 1814! Das große erhebende, schwere, schlachtenreiche Jahr 1813 war ins Meer der Ewigkeit hinabgesunken. Die Offiziere des Blücherschen Hauptquartiers saßen beim vollen Römer — wo trank es sich schöner als am Rheine! — und gedachten in frohen und ernsten Gesprächen des Wandels der Zeiten. Gerade ein Jahr war es her — es war ebenfalls der letzte Tag im Jahre gewesen — da hatte Yorck an der russisch-preußischen Grenze jenen ewig denkwürdigen Vertrag von Tauroggen geschlossen, der den ersten Anstoß zu der gewaltigen Erhebung gab, welche bald darauf durch die Ostmark der deutschen Lande brausen sollte. Und heute stand Blücher mit den Truppen des „alten Isegrimm" vor den Toren der deutschen Westmark; es galt dem Einmarsch in Frankreich; es galt dem Übergang über den Rhein, den man wieder zu „Deutschlands Strom" machen wollte.

Blücher, der Unermüdliche, hatte, wie wir wissen, das Stillliegen vor Mainz nicht mehr aushalten können. Er hatte den Plan gefaßt, durch das Überschreiten des Rheins den Feind zu hindern, sich mit Überlegenheit auf eins der übrigen in Frankreich eindringenden Heere zu werfen. „Um Napoleon seine Kräfte zu teilen", so hatte er später an Rüchel geschrieben, „entschloß ich mich, den ersten Januar, an drei Stellen den Rhein zu passieren und gleich mit viel Menschen vorzudringen." Das Ganze sollte nicht ohne ein Stückchen „Husarenlist" abgehen. Durch Verlegung seines Hauptquartiers am 29. Dezember rückwärts nach Frankfurt a. M. hatte er den Glauben

erwecken wollen, hier Winterquartier zu beziehen. „Da er nun doch einmal den Winter auf der Bärenhaut liegen müsse, so solle es in Frankfurt geschehen", hatte er geschrieben. Und während in Frankfurt die ausgedehntesten Anstalten zum Überwintern der Schlesischen Armee gemacht wurden, rüstete man sich zum Rheinübergang. Sacken sollte mit seinem Korps bei Mannheim, St. Priest bei Coblenz, Yorck und Langeron bei Caub über den Rhein gehen.

Am 30. Dezember war das Yorcksche Korps von Wiesbaden aufgebrochen; am 31. hatte es die Dörfer erreicht, die hinter Caub und Goarshausen landeinwärts liegen. Hünerbeins Brigade war noch an demselben Nachmittag in Caub einquartiert worden mit dem strengen Befehl, daß sich kein Soldat am Ufer sehen lassen sollte. Ruhig und einsam lag zur Linken das feindliche Ufer; nichts ließ auf kriegerische Vorbereitungen des Feindes schließen. In dem Zollhause jenseits des Rheines brannte Licht; der feindliche Posten dort mochte das laute Treiben und die hellen Fenster in Caub auf die Fröhlichkeit der Sylvesternacht schieben. Es war scharfer Frost und eine schöne, helle Winternacht. Alles lag still; nur aus der Ferne hörte man das Rollen der Diligence,*) welche die Straße nach Coblenz hinabfuhr.

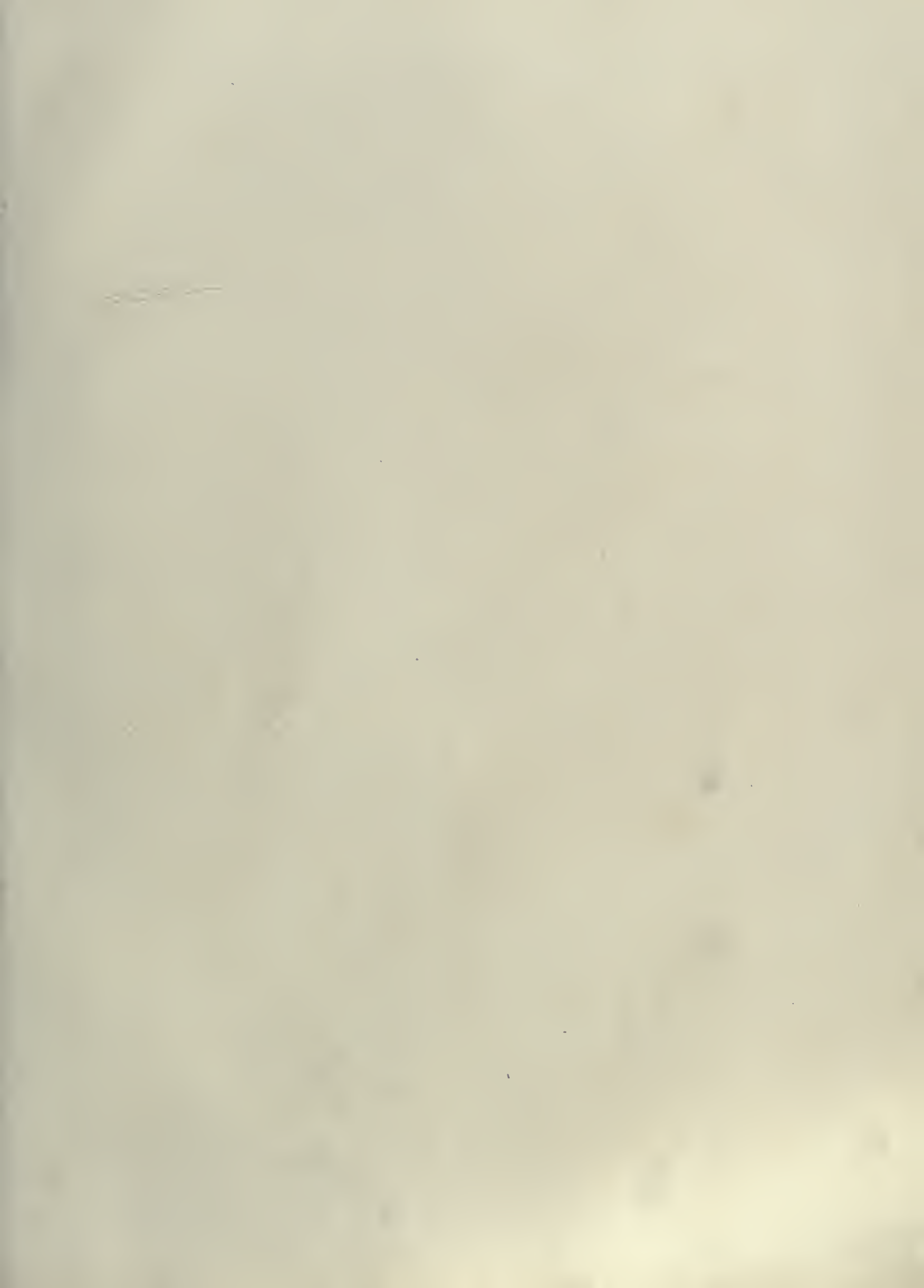
Die Sylvesterfeier hatte im Städtchen bereits begonnen, als Blücher sich an das Rheinufer hinunterbegab. Das kühne Unternehmen, welches er vorhatte, war schwierig. Der Strom ging mit Treibeis. Aus der Mitte der dunklen Wogen und der im Sternenlichte glitzernden Eisschollen ragte mit beschneiten Dächern fast märchenhaft die vieltürmige Pfalz hervor, eine uralte, im Burgenstil erbaute, mitten im Rhein gelegene Zollstelle, auf welcher schon im 13. Jahrhundert im Rhein der Zoll erhoben wurde. Diese günstige Stelle, welche das Brückenschlagen ungemein erleichterte, und die unbegreiflicherweise vom Feinde unbesetzt gelassen worden war, hatte Gneisenau zum Übergang ausersehen. Hier in den alten Gemäuern hatten sich preußische Jäger eingenistet.

Mitternacht war vorüber, als Yorck die Avantgarde, Hünerbeins Brigade, antreten ließ. Ihr waren noch die beiden Jägerkompagnien, sieben Schwadronen und eine reitende Batterie zugeteilt worden. Die Infanterie hatte am Rheinufer, die Kavallerie und Artillerie in dem Paßwege hinter dem Städtchen Aufstellung genommen. Eine Zwölfpfünder-Batterie war hart am Ufer aufgefahren; vier andere, Elfpfünder, beherrschten von der malerisch über der Stadt aufsteigenden Burgruine Gutenfels den Strom. Unter dem Schutze dieser Batterien begannen russische Pontoniers etwa um dieselbe Zeit den Brückenbau mit den eigenartigen russischen Leinwandkähnen, zunächst bis zur Pfalz im Rheine. Inzwischen war bei Lorch und Lorchhausen eine Anzahl von Rheinkähnen zusammengebracht, die zum Überfahren fertig gemacht wurden. Um 1/2 3 Uhr nachts bestiegen 200 Mann von den Brandenburger Füsilieren unter Führung des Grafen Brandenburg die Kähne. Unterhalb des Douanen-(Zoll-)hauses sollten sie mit möglichster Stille landen.

Fast lautlos schwebten die Kähne hinüber. „Das Licht im Douanenhaus leuchtete einsam durch die Dunkelheit. Kein Laut ließ sich hören. Kein Schuß fiel, bis die Füsiliere, aus den Kähnen springend, gegen das gegebene Verbot das linke Rheinufer mit einem donnernden Hurra begrüßten. In diesem Augenblicke fielen einige Schüsse aus dem Douanenhäuschen. Sie verwundeten leicht einen Jäger und einen Führer, der sich freiwillig erboten hatte, die ersten preußischen Truppen über den Rhein zu führen.**) Die Glücklichen hatten das Schweigegebot im Augenblick der Landung nicht innehalten können. Zu groß war der Jubel, er mußte heraus; zu herrlich die Stunde, da man das andere Ufer betrat, um es frei zu machen von den Resten der Zwingherrschaft.

*) Stellwagen, der den Post- und Personenverkehr vermittelte.

**) Droysen, Yorck. II, 223.







Übergang des Schlesischen Heeres über

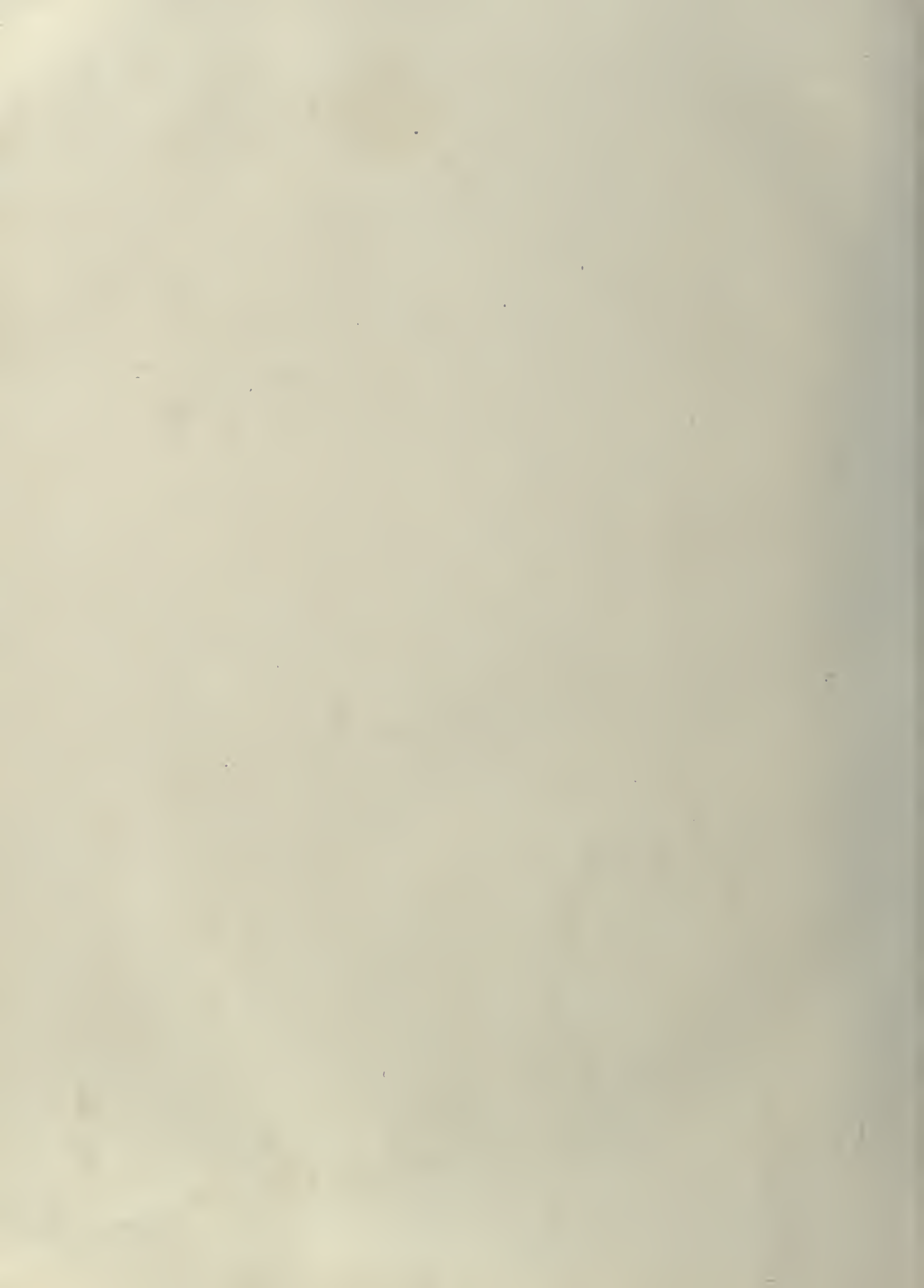
Original von P




Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

n Rhein bei Kaub am 1. Januar 1814.

ſor R. Knötel.



Ein aufgefangener Postillon, welcher Depeschen an den Marschall Marmont in Coblenz bei sich hatte, sagte aus, daß man französischerseits den Übergang nicht erwartet habe, und daß die feindlichen Posten überall nur sehr schwach seien. Als es Tag geworden war, sah man in der Tat einige hundert Mann mit einer Kanone von Bacharach heranrücken; die Infanterie der Vorhut aber warf sie zurück, erkletterte den Talrand am anderen Ufer und besetzte in kurzer Zeit Oberwesel und Bacharach.

Der starke Strom und der herrschende Eisgang hatten die Fertigstellung der Brücke bis zur Pfalz auf der Rheininsel bis 9 Uhr morgens verzögert. Während die Schwarzen Husaren mit zwei Geschützen auf den Pontons bis zur Pfalz und von da ab auf Fähren über den Rhein gingen, folgte Hiller mit der Infanterie der 1. Brigade auf Kähnen. Den ganzen Tag währte der Übergang „unter dem größten Jubel der Landeseinwohner, unter beständigem Musizieren und Jauchzen zwischen den im Winterschmuck entzückend schönen Ufern", wie es in dem Briefe eines Teilnehmers heißt.*) Und frohen Herzens schrieb Gneisenau aus Caub an Justus Grunert: „Hier sitze ich an einem Fenster, unter welchem die Truppen der Schlesischen Armee über den Rhein setzen. 16 Bataillone sind bereits übergeschifft. — — — Der herrlichste Geist waltet unter den Truppen, sie wetteiferten, wer sich zuerst in die Fahrzeuge werfen sollte. Jubelnd kamen sie an den Strom, und mit Hurrageschrei schifften sie über."**)

Inzwischen war Sacken bei Mannheim, St. Priest bei Coblenz über den Rhein gegangen. Langerons Truppen konnten erst am 3. folgen. In schnellem Zuge folgte die Schlesische Armee dem weichenden Feinde. Es ging alles bestens von statten, wie es sich der alte Marschall Vorwärts, der am meisten gedrängt hatte, nur wünschen konnte. Voll Entzücken schrieb er am 3. von Bacharach aus an seine Frau: „Der Neujahrsmorgen war für mich erfreulich, da ich den stolzen Rhein passierte. Die Ufer ertönten von Freudengeschrei, und meine braven Truppen empfingen mich mit Jubel . . . Der Lärm von meinen braven Kameraden war so groß, daß ich mich verbergen mußte, damit alles zur Ruhe kommt. Die jenseitigen deutschen Bewohner empfangen uns mit Freudentränen."

Auch bei dem weiteren Vorrücken der Schlesischen Armee nach Lothringen hinein fand Blücher nur geringen Widerstand. Es zeigte sich jetzt, daß die Besetzung seiner Festungen Napoleon an der Grenze keine Feldarmee übrig gelassen hatte. Auch an der Mosel hielten die Franzosen nicht stand. Marmont wich einem ernsten Kampfe aus und zog sich nach Metz zurück. Die Schlesische Armee konnte fast ohne Widerstand die Festungsreihen durchschreiten, die dem Schwarzenbergschen Hauptquartier so viel Besorgnis eingeflößt hatten. Nach dem Beschlusse dieses Hauptquartiers sollte der Einmarsch in Frankreich so von Statten gehen, daß als linker Flügel die frühere „Böhmische" jetzt „Hauptarmee" durch die Schweiz und Elsaß auf das Hochplateau von Langres vorrücken, Bülow als rechter Flügel von Holland her in Frankreich eindringen sollte, während Blücher die Hauptaufgabe zufiel, als Zentrum auf dem geraden Wege in das Herz von Frankreich vorzudringen. Dabei lag ihm noch die schwierige Aufgabe ob, Deutschland gegen einen Einfall der Franzosen zu decken. Zu letztgenanntem Zwecke hatte Blücher Langeron vor Mainz mit etwa 20000 Mann zurückgelassen. Da es Blücher nicht gelungen war, die Moselfestungen durch einen raschen Handstreich zu gewinnen, mußten von seiner Armee außerdem noch York und

*) 50 Jahre später wurde eine Gedenktafel in das Mauerwerk eingelassen und 1894 das schöne Blücherstandbild des Marschall Vorwärts, mit der Rechten über den Rhein zeigend, von F. Schaper (Berlin) auf hohem Unterbau am Rheinufer errichtet. An Blüchers damaligem Hauptquartier „Stadt Mannheim" ist ebenfalls eine Gedenktafel angebracht.

**) Hans Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau. II, 11.

St. Priest vorläufig an der Mosel zurückbleiben. Wittgenstein, der zur Einschließung Straßburgs und zur Sicherung der Linie Breisach-Mannheim zurückgeblieben war, stellte Blücher etwa 15000 Mann zur Verfügung. Wrede, der mit seinem Korps den rechten Flügel der Hauptarmee bildete, war gleichfalls geneigt, Blüchers kräftiges Vorgehen zu unterstützen.

Es zeigte sich bei Blüchers weiterem Vorrücken, wie überdrüssig die Bevölkerung Frankreichs des fortdauernden Krieges war. Auch eine von Napoleon an das französische Volk gerichtete Proklamation hatte nur wenig die Reihen seiner Krieger verstärkt. So marschierte denn der alte Feldmarschall voll guter Hoffnung immer weiter in Lothringen hinein. Auf die Nachricht, daß der Feind auch die Mosellinie geräumt und auf Verdun zurückgegangen sei, entschloß er sich, allein mit dem Korps Sackens auf Nancy weiter vorzugehen. Sobald das russische Infanteriekorps Olsuwieff vom Korps Langerons eingetroffen und auch York, welcher zur Sicherung der Moselfestungen zurückgelassen worden war, durch Kleist abgelöst sei, wollte er dann dem Feinde mit der Armee folgen. Voll froher Siegeshoffnung schreibt er an Rüchel: „Die Reise geht also auf Paris; sobald ich meine Truppen alle an mich gezogen habe, werde ich folgen . . . Meine 50000 Russen, die ich bei mir habe, folgen mir bis ans Ende der Welt, und die Bravour meiner eigenen Truppen ist nicht zu übertreffen."

Aber bei all dieser Kampfesstimmung ist er mit Gneisenau immer in Besorgnis, daß ihm die Diplomaten wieder dazwischen kommen und durch einen verfrühten Friedensschluß die bisher errungenen Vorteile des Krieges wieder aufs Spiel setzen. Die Verbündeten waren, wie wir schon des öfteren nachgewiesen, jetzt, nachdem das große Ziel der Befreiung so gut wie erreicht schien, nur noch mit halber Seele bei der Kriegsführung. Der Krieg war ihnen nicht mehr wie bisher: die Verkörperung der großen sittlichen Idee der Befreiung, sondern wurde mehr und mehr zu einem Kabinettskrieg. Unabweisbarer als je drängte sich den österreichischen und russischen Monarchen und ihren Staatsmännern und Feldherren die Frage auf, was nach dem Siege geschehen solle, wer an Napoleons Stelle als Oberhaupt des französischen Staates treten, vor allem die Frage: „wem die von Frankreich abzutretenden Gebiete zu gute kommen würden." Noch ehe man den Rhein erreicht hatte, waren die leitenden Fürsten und Staatsmänner schon darüber in Zwiespalt geraten. Namentlich Kaiser Franz und Friedrich Wilhelm III. waren darüber einig, daß eine vollständige Niederwerfung Napoleons, wohl gar seine Entthronung, nicht in ihrem Interesse läge und nur zu einer ungewöhnlichen Machterweiterung Rußlands führen würde, die ihnen dann selbst gefährlich werden könnte. Jede weitere Verkleinerung Frankreichs war nach ihrer Meinung eine Machterweiterung Rußlands, der man in Polen Schranken setzen mußte. So kam es, daß die Friedensfanatiker und die Hemmenden und Bremsenden immer wieder zeitweise durchdrangen und der Feldzug von 1814 in einem fortwährenden Durcheinander von militärischen und politischen Aktionen bestand. Und die wirklichen Vertreter einer völligen Niederwerfung Napoleons, wie Stein, Blücher, Gneisenau und der Korse Pozzio di Borgio, hatten gegen diese Einflüsse einen wahren Herkuleskampf zu führen. Namentlich Gneisenau war unermüdlich tätig in diesem Sinne. In immer wiederholten Briefen an Stein, der sie dem Kaiser Alexander vorlegte, an Knesebeck, den Generaladjutanten des Königs, an Hardenberg, an Radetzky, den Generalstabschef des Fürsten Schwarzenberg, an Schwarzenberg selbst führte er aus, daß es in der Hand der Verbündeten liege, dem Krieg mit einem Schlage ein Ende zu machen. Man brauche nur den Entschluß zu fassen, nach Paris zu marschieren. In einem so zentralisierten Lande wie Frankreich, bei einer der Regierung so feindseligen Stimmung der Bevölkerung sei der Verlust der Hauptstadt entscheidend.*)

*) Hans Delbrück, Gneisenau II, 22.

In erster Reihe war es Schwarzenberg, der die Scheu vor der Entscheidung durch eine große Schlacht nicht überwinden konnte; die nötige Unterstützung fand er in seinem Generalquartiermeister General Langenau, welcher immer und immer wieder auf den alten Schlagworten der sogenannten „methodischen Kriegsführung" herumritt: „daß zunächst für die genügende Deckung der Verbindung, der Flanke und des Rückens gesorgt werden müsse". Den Gedanken, Paris selbst wirklich in Besitz zu nehmen, wies man von vornherein zurück. Man gab höchstens die Möglichkeit einer Bedrohung zu. Diese aber sei wiederum untunlich, da jenseits des Plateaus von Langres, auf das man den Vormarsch der Großen Armee dirigiert hatte, eine vorteilhafte und sichere Stellung nicht existiere. Es gäbe also jenseits dieses Plateaus überhaupt kein strategisches Objekt, nach dessen Besitz man streben könne. Langenau bewies, daß das Plateau von Langres Frankreich beherrsche, das heißt mit anderen Worten, daß man von hier aus das ganze Land in Besitz nehmen könne, und darauf weiter, daß es höchst gefährlich und nicht ratsam sei, über das Plateau von Langres hinauszugehen, das heißt mit anderen Worten, daß man von hier aus kein feindliches Land weiter in Besitz nehmen könne.*)

Auf preußischer Seite war es Knesebeck, der Generaladjutant des Königs, welcher einen starken, hemmenden Einfluß auf die Operationen gewann. Während Gneisenau in seinem Feuereifer vor allem Schnelligkeit in den Operationen verlangte, bewies der ewig theoretisierende und in seinen Ansichten stets wandelbare Knesebeck immer und immer wieder, es käme vor allen Dingen darauf an, daß die Verbündeten durch Verhandlungen 14 Tage Zeit gewännen, um zu erfahren, wo Napoleon eigentlich sei. All diesen ewigen Erwägungen stellte Gneisenau die mit apodiktischer Sicherheit gegebene Behauptung gegenüber, daß man beim Vorgehen weder um die Deckung des Rückens noch um die französischen Festungen besorgt zu sein brauche, da durch einen letzten Sieg über Napoleon und sein Heer und durch die Einnahme von Paris der Krieg ohnedies beendet sein würde. Man brauche nichts mit sich führen als einige hundert Wagen Munition, dann sei in einer bestimmt vorher zu nennenden Zahl von Tagen das Werk getan. „Ich zittere vor Furcht", schrieb er an Stein, „daß man sich von Friedensanerbietungen des Kaisers Napoleon — und die werden gewiß erfolgen — täuschen lassen und uns in unserem Siegeslaufe aufhalten wird. Nur in Paris können wir einen Frieden vorschreiben, wie ihn die Ruhe der Völker bedarf. Benutzen wir nicht diesen Moment, so verdienen wir nicht, einen anderen solchen zu erleben, und zwei Jahre später werden wir für die Schwäche bestraft werden, die wir uns jetzt zuschulden kommen lassen. Wir sind jetzt so nahe am Ziele und sollten umkehren? Von hier sind es noch sechzehn kleine Märsche nach Paris." Im ähnlichen treibenden Sinne schrieb Gneisenau am 15. Januar nach der Einnahme von Nancy an den Feldmarschall-Leutnant Radetzky, den Chef des Generalstabes bei Schwarzenberg.

„Nancy ist unser! Der Feind ist des Widerstandes unfähig. Sein Verteidigungssystem ist wurmstichig geworden. Die Einwohner haben unsere Truppen mit Freuden aufgenommen. Aufstand in Masse, Landsturm, Kohorten! Nichts will mehr fruchten. Das Unglück Napoleons hat dem betrogenen Volk ihn verhaßt gemacht, so wie früher sein Glück selbes blendete. Wir mögen ohne große Gefahren und Anstrengungen in Paris anlangen. Eine letzte Schlacht wird weder blutig noch gefährlich sein." Und dann bittet er ihn und den Fürsten Schwarzenberg mitzuwirken an der großen „Völkerwanderung" nach Paris. In achtzehn Tagen können schon der Marsch und die Schlacht vollendet und der Sieg erfochten sein.

*) Hans Delbrück, Gneisenau II, 23.

Aber da kam er bei Schwarzenberg nicht gut an. Diesem, wie allen Strategen seines Hauptquartieres, galt der Besitz der famosen Hochebene von Langres als das A und O ihrer strategischen Weisheit. Spöttelnd schrieb er an seine Frau: „Blücher und mehr noch Gneisenau — denn der gute Alte muß seinen Namen leihen — treiben mit einer wahrhaft kindischen Wut nach Paris ‚daß sie alle Regeln des Krieges mit Füßen treten.'"*) Ja, im Hauptquartier der Österreicher war das Drängen auf Paris so unverständlich, daß man es geradezu dem „Verlangen nach den verfeinerten Genüssen der Hauptstadt, auch wohl ihrer Eitelkeit und Ruhmsucht" zuschrieb. Ein Versuch Schwarzenbergs, Blücher und Gneisenau durch Sendung des Obersten Steigentesch zu seinen Ansichten zu bekehren, scheiterte; im Gegenteil, der wackere Oberst war durch die beiden energischen Männer so überzeugt worden von der Notwendigkeit eines schnellen Vormarsches, daß er ihnen beim Abschiede sagte: „Ihr Freunde, bei Euch wird es einem alten Soldaten wohl; ihr habt das Gefühl der Kraft und der Sicherheit, die sich daraus entwickelt."

Alexander war jetzt der einzige, dem dies Drängen des Schlesischen Hauptquartieres in den Kram paßte; lag es doch ganz in der Richtung seiner besonderen politischen Pläne. Während die beiden anderen Monarchen mit der Wiederherstellung ihres Staates in den alten Grenzen sich begnügen zu müssen glaubten, war der Zar von Anfang an mit Eroberungsgedanken in den Krieg eingetreten. Das unverrückbare Ziel seiner Politik war die Erwerbung Polens, und dies Ziel winkte ihm in umso näherer Ferne, je mehr Frankreich durch den bevorstehenden Krieg geschwächt wurde. Im Interesse seiner ehrgeizigen Pläne lag es, daß dieser Krieg nur mit Verwerfung aller Friedensvorschläge und mit der gänzlichen Absetzung Napoleons endete. Ja, er war von diesem Gedanken so eingenommen, daß er sich schon eingehend mit der Persönlichkeit des Nachfolgers Napoleons beschäftigt hatte; es sollte kein anderer sein als — Bernadotte. Das war allerdings eine Idee, die nicht bloß dem nachgiebigen Hardenberg, sondern selbst dem Fürsten Metternich und dem Vertreter Englands, Lord Castlereagh, geradezu wahnwitzig erschien; sie suchten mit der feinen Witterung der Diplomaten sofort den Plan des Zaren dahinter, in Frankreich eine von der Gnade des Zaren abhängige Regierung zu schaffen.

Diesen ausschweifenden Plänen Alexanders gegenüber glaubten die Vertreter der anderen beiden Mächte mit umso größerem Rechte ihre hemmenden Einflüsse geltend machen zu müssen. Österreich suchte auf Grundlage der angebahnten Frankfurter Friedensverhandlungen von neuem mit Frankreich anzuknüpfen, und sei es selbst um den Preis der Rheingrenze. Der nachgiebige Hardenberg befand sich ganz unter dem Einfluß Metternichs; der König schwankte. Auf die energische Drohung Alexanders jedoch, daß er schließlich mit seinen Truppen allein den Krieg zu Ende führen werde, falls ihn die beiden anderen Souveräne nicht unterstützten, gab Friedrich Wilhelm seine Unentschlossenheit auf und beeilte sich, dem Zaren zu versichern, daß er ihn nicht im Stiche lassen werde.

Auf diesen Stand waren die Verhandlungen angelangt, als plötzlich Schwarzenberg die überraschende Nachricht erhielt, daß Blücher mit der Schlesischen Armee südwärts bereits so weit vorgerückt sei, daß er nur noch einen Marsch von ihm entfernt stand, zu dem Zwecke sich mit ihm zu verbinden, aber nicht zum Schutze Schwarzenbergs, wie dieser meinte, sondern zum Schlagen bereit. Blücher war an den Feinden vorüber, die ihm in der Flanke standen, vorwärts marschiert, hatte am 27. Januar bei Brienne die Aube erreicht und sich damit aus eigenem Antrieb an die Spitze der Hauptarmee gesetzt.

---

*) Thielen, Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines 82jährigen Veteranen

Napoleon hatte Blüchers Vorrücken an die Aube zur Vereinigung mit Schwarzenberg nicht hindern können. Schweres hatte er in den letzten Wochen an bitterer Erfahrung, an Enttäuschungen erlebt. Selbst seine treuesten Freunde konnten und wollten ihm nicht mehr folgen. Die Nation war am Rande ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Zu Großes und Schweres hatte er ihr zugemutet in den letzten Jahren. Über eine Viertel Million Menschen war seit den furchtbaren Verlusten des Jahres 1812 ausgehoben worden, um dem Moloch des Krieges, des Ruhmes, des unersättlichen Ehrgeizes geopfert zu werden. Die halbwüchsigen Knaben, die er bei dem Ausbruch des Befreiungskrieges im Frühjahr und Herbst auf die Schlachtfelder Deutschlands geworfen, hatten dort unter den Kugeln der Feinde ein frühes Ende gefunden oder waren auf dem Heimwege dem furchtbaren Typhus erlegen. Die phrasenreichen Proklamationen, mit denen er die Sprungfedern der nationalen Eitelkeit von neuem in Bewegung setzen wollte, zogen nicht mehr; keine Steuern kamen in die Kassen, keine Soldaten zu den Fahnen. Abgestumpft und müde war die Nation, die er unter unerhörten Anstachelungen nationaler Eitelkeit und krankhafter chauvinistischer Gefühle seit den Tagen, da er das Direktorium (1799) gestürzt, immerfort mit seinen kriegerischen Unternehmungen in Atem gehalten. Nicht nur die Bürger und Bauern, selbst die Feldherren sehnten sich nach Ruhe. Vergessen hatten — unter den fortwährend von ihnen geforderten Opfern — sogar die Bauern, daß er ihnen einst das freie Grundeigentum, die Gleichheit vor dem Gesetze, dem Bürger und Beamten die Zugänglichkeit aller Stellen gebracht. „Weg mit der Konskription!“ das war der Ruf, der ihm jetzt allenthalben entgegentönte. Vergebens wandte er sich jetzt an die Vaterlandsliebe, an die nationale Ehre, an alle diejenigen sittlichen Ideen und Gefühle, die er in dem von ihm besiegten Deutschland als „ideologe Schwärmereien“ verächtlich gemacht hatte. Dem vom Glück verlassenen Eroberer zeigte sich die Selbstsucht in ihrer krassesten Form. Er erntete die Früchte, die er selber gesäet. Das Schiff seines Ruhmes, seiner Erfolge sank; die Ratten fingen an, es zu verlassen. Die bourbonistische Propaganda zugunsten der Wiedereinsetzung des alten Kaisertums nahm von Tag zu Tag an Umfang zu. Selbst den Schmerz mußte er erleben, durch den Abfall seines Schwagers Murat Italien bedroht zu sehen.*) Auch die Versuche, mit Hilfe der gesetzgebenden Körperschaften einen nationalen Aufschwung von neuem zu entflammen, verliefen ergebnislos. Seine Rede bei der Eröffnung des legislativen Körpers, dessen Berufung er schon auf dem Rückzuge von Leipzig verfügt hatte, enthielt dieselben abgenutzten Phrasen von dem „britischen Ehrgeiz“, der Frankreichs Vernichtung wolle, wie früher, zeigte dieselbe Neigung, jede freimütige entgegengesetzte Meinung zu unterdrücken, wie in den Tagen seiner größten Macht und ließ nichts von der Vertuschungssucht und der Unwahrhaftigkeit vermissen, die dem Sohne Korsikas zur zweiten Natur geworden waren. Der verwöhnte Sohn des Glückes und der Macht erhielt von allen Seiten eine deutliche Absage. Erschütternd war die Anklage, die ihm von einem Redner in derselben Sitzung entgegengeschleudert wurde. „Die Konskription ist durch ihr Übermaß für ganz Frankreich eine gehässige Geißel geworden. . . . . Seit zwei Jahren mäht man dreimal im Jahr;

*) Murat hatte schon im Frühlingsfeldzug 1813 nicht mehr den früheren Eifer für Napoleon bewiesen. Nach der Schlacht bei Leipzig war er nach Neapel zurückgekehrt und hatte Unterhandlungen mit den Verbündeten angeknüpft. In einem am 11. Januar 1814 mit Österreich abgeschlossenen Vertrage hatte er den Verbündeten ein Hilfskorps von 30000 Mann zugesagt und sich gegen den Vizekönig Eugen Beauharnais in Marsch gesetzt; zu einem entscheidenden Zusammentreffen mit diesem war es aber nicht gekommen. Später, nachdem Napoleon aus der Verbannung von Elba nach Frankreich zurückgekehrt war, rückte Murat an der Spitze einer Armee von 40000 gegen den Po vor und verkündete Italiens Unabhängigkeit. In mehreren Schlachten geschlagen, suchte er vergebens Napoleons Verzeihung zu gewinnen, flüchtete nach der Schlacht von Waterloo nach Korsika und schiffte sich von da aus nach Neapel ein, um sein Reich wieder zu erobern. Durch einen Sturm seiner Schiffe beraubt, betrat er am 8. Oktober bei Pizzo das Land, wurde aber schon nach einigen Tagen gefangen und am 13. Oktober 1815 erschossen.

ein barbarischer Krieg verschlingt periodenweise eine Jugend, die der Erziehung, dem Ackerbau, dem Handel und den Gewerben entrissen wird." ....

So war Napoleon nur auf die Reste der alten Armee angewiesen; diese betrugen Ende Januar etwa im ganzen etwa 150000 Mann, die noch nicht einmal sämtlich felddienstfähig waren. Er selbst verhehlte sich keineswegs die Schwäche seiner Widerstandskraft, so sehr er auch seine Gegner, selbst seine eigenen Marschälle, mit Nachrichten und Zahlen zu täuschen suchte. Aber es ist das charakteristische Zeichen groß angelegter Naturen, daß ihre Kräfte mit der Widerwärtigkeit der Verhältnisse wachsen. Auf die Frage eines Vertrauten, womit er denn fechten wolle, hatte er geantwortet: „Wir wollen das Glück versuchen, mit dem, was wir haben; vielleicht ist es uns günstig." Unter dem Gefühl der unabweisbaren Notwendigkeit, für seine letzte Existenz zu kämpfen, wuchsen seine Kräfte zusehends; sein ganzes Wesen straffte sich; sein reicher, nie erlahmender Geist zeigte wieder jugendliche Kraft und Frische. Eine fast fieberhafte Tätigkeit hatte er zur Vermehrung seiner Kampfesmittel entfaltet. Dann hatte er — nicht ohne die übliche äußere Dekoration — in Gegenwart der Führer der Nationalgarden feierlich von Weib und Kind Abschied genommen und war dann am Abend des 25. Januar in Chalons eingetroffen, mit der festen Absicht, die Vereinigung Blüchers mit Schwarzenberg zu verhindern.

Blücher hatte, wie wir wissen, bei Brienne bereits die Aube erreicht und war im Begriff, seinen Marsch auf Paris fortzusetzen, als er den Anmarsch der Franzosen erfuhr. Bei seiner geringen Truppenzahl war er gezwungen, dem drohenden Hauptangriff auszuweichen und sich auf die Hauptarmee Schwarzenbergs zurückzuziehen, der bei Bar-sur-Aube angekommen war, wo er am 24. Januar ein siegreiches Gefecht gegen Mortier bestanden hatte. Da ein Teil der Schlesischen Armee schon nordwärts über Brienne hinaus war und nun wieder durch diese Stadt zurück mußte, auf welche Napoleon seinen Angriff richtete, so kam es hier zu einem heißen Kampfe am 29. Januar. Napoleon, durch den schwer passierbaren Wald von Der ungestüm hervorbrechend, stand plötzlich vor Brienne. Blücher, der die gefährliche Nähe des Feindes nicht geahnt und auch jetzt erst erfahren hatte, daß der Kaiser selbst bei seinem Heere sei, war in einer schwierigen Lage. Auf die Hauptarmee Schwarzenbergs wollte er sich nicht zurückziehen; das hätte auf die vorsichtigen Kriegskünstler im Großen Hauptquartier einen zu ungünstigen Eindruck gemacht. Zu einem Zurückweichen über die Aube war es schon zu spät. Er beschloß deswegen, stehen zu bleiben und das Gefecht anzunehmen; er gelangte dadurch noch zu dem nicht hoch genug anzuschlagenden strategischen Vorteil, daß Schwarzenberg, der ihn doch nicht im Stiche lassen konnte, zu einer Vorwärtsbewegung gezwungen wurde. Blücher ließ deswegen den russischen General Olsuwieff mit seinem Infanteriekorps (etwa 5000 Mann und 24 Kanonen) die Stadt Brienne besetzen, während Sacken mit seinem Korps sich hinter der Stadt auf der Straße nach Bar-sur-Aube als Rückhalt aufstellen sollte.

Als Napoleon am Mittag des 29. mit seiner Reiterei aus dem Walde von Der herausbrach, traf er das Korps Pahlens, der sich, mit seinen 3—4000 Reitern gegen die Übermacht kämpfend, auf Brienne zurückzog. Die Division Duhesme von Victors Korps drang unter dem Schutze eines furchtbaren Artilleriefeuers schnell in die Stadt vor und brachte hier das schwache Korps Olsuwieffs in große Bedrängnis. Aber mit größter Bravour hielten die Russen stand, bis Verstärkungen eintrafen, und in heftigen Straßenkämpfen wurden die Franzosen schließlich aus der Stadt hinausgeworfen, so daß die Nachhut von Sacken und die Reiterei ungehindert die Stadt passieren konnten. Nun aber fing Napoleon an, die Korps von Victor und Ney zu entwickeln und gab den Befehl, Brienne von drei verschiedenen Seiten anzugreifen.

Die Lage Blüchers schien jetzt gefahrvoll zu werden. Aber der alte Haudegen war nicht so

schnell aus der Fassung zu bringen. Er raffte seine gesamte Reiterei zu einem gewaltigen Kavallerieangriff zusammen. Schon drängte der frühe Winterabend herein, als von Südosten her etwa 6000 Reiter unter Pahlen, Lanskoi, Wassiltschikoff und Tscherbatow gegen den linken Flügel der Franzosen anrannten und ihn gänzlich über den Haufen warfen. Die Gardedivisionen Neys wurden stark erschüttert, die Division Duhesme von Victors Korps fast gänzlich niedergeritten, die feindlichen Batterien überwältigt, so daß das furchtbare Granatenfeuer des Feindes, welches die Stadt in Brand gesetzt hatte, überall schwieg und der Feind sich zurückzog.

So schien die Schlacht für Blücher gewonnen, und seelenvergnügt ritt der alte Feldmarschall mit seinem Gefolge nach dem auf einem Hügel befindlichen Schloß zurück. Es war eine bemerkenswerte historische Stätte, dieses alte Schloß; hatte doch der Schlachtengewaltige, dem man hier gegenüberstand, als „junger Bonaparte“ hier auf der Brienner Kriegsschule seine ersten militärischen Studien gemacht. Blücher hatte darauf gebrannt, angesichts dieser alten militärischen Bildungsstätte „sein Examen abzulegen.“ „Die Franzosen sollen doch sehen, daß wir Deutschen in der Kriegskunst auch etwas gelernt haben.“ Hier auf dem Schloßhofe, von wo aus man die ganze Gegend nach Norden und Osten übersehen kann, hatte Blücher vor dem Beginn des Gefechtes mit seinem Stabe durch aufgestellte Fernröhre den Gegner beobachtet. Er hatte dabei Napoleon und seine Umgebung deutlich erkannt und war freudig erregt gewesen, den ihm so verhaßten Korsen zum ersten Male aus verhältnismäßiger Nähe deutlich in der Schlacht beobachten zu können.

Schließlich langweilte den alten Feldmarschall das fortgesetzte Beobachten von der Schloßterrasse, wie Müffling erzählt; er setzte sich zu Tisch. „Ein gefangener Ordonnanzoffizier war unser Gast Während die gewöhnliche Heiterkeit bei Tisch herrschte, schlugen einige Kanonenkugeln in den Saal; der Feldmarschall machte seinem Gaste Entschuldigungen und beauftragte einen Offizier von der Stabswache, ihn an einen geschützten Ort zu bringen. Der französische Offizier lehnte dies ab mit dem Bemerken: er befinde sich in zu angenehmer Gesellschaft, um dieselbe zu verlassen. Nicht ganz so gelassen blieb ein als Freiwilliger anwesender Professor der Philosophie. Als die Kanonenkugeln großes Gepolter im oberen Stock über unseren Köpfen anrichteten, sah der Weltweise mit bedenklichen Blicken nach oben und rutschte mit dem Stuhl hin und her, als ob er dem Einsturze der Decke ausweichen wollte. Der Feldmarschall fragte ihn scherzend: „Professor! gehört Ihnen dies Schloß?“ — „Exzellenz, nein!“ — „Na, denn man nicht ängstlich; die Reparaturkosten haben Sie ja nicht zu bezahlen.“ —

Diese Episode hatte — wie bemerkt — vor dem Beginn des Kampfes stattgefunden. Blücher hatte sich dann in die Schlacht begeben. Nachdem er den Feind als geschlagen ansah, war er, wie erwähnt, durch die brennende Stadt zum Schlosse zurückgeritten und mit Gneisenau in das höchste Stockwerk gestiegen, um die feindlichen Biwakfeuer zu beobachten. In rosigster Laune ob des erzielten Erfolges, kümmerte er sich samt seiner kriegsgewohnten Umgebung nicht um jene verdächtigen Geräusche, welche das Einschlagen vereinzelter Kanonen- und Flintenkugeln in das Dach des Schlosses verursachte. Die Stadt brannte an mehreren Stellen, so daß der Feuerschein den Schloßberg erhellte. Da plötzlich vernimmt man ganz in der Nähe Gewehrschüsse, die immer näher kommen, im Park, im Schloßhof, in den Kellern. Die Franzosen, welche die Stadt umgangen hatten, waren unbemerkt, von dem ortskundigen Chataux geführt, auch in das Schloß gedrungen. Die Stabswache des preußischen Hauptquartiers war überrumpelt worden. Schnell stiegen Blücher und Gneisenau wieder in den Schloßhof hinunter. Mit Mühe finden sie noch ihre Pferde auf dem Hofe und entkommen so mit knapper Not der Gefahr.

Blücher war wütend: „Der Kerl darf nicht in meinem Bett schlafen“, rief er mehrmals

und konnte sich durchaus nicht zu schleuniger Flucht entschließen. Langsam ritt er an der Spitze seines Stabes, bis ihn Gneisenau fragte: „ob er sich etwa als Gefangener im Triumph durch Paris führen lassen wollte.“ Da erst beschleunigte er die Gangart seines Rosses. Aber seine Husarennatur kam dennoch wieder zum Durchbruch. Mit dem Säbel in der Faust wollte er wiederholt zurück, um sich dem Feinde entgegenzuwerfen, und noch um 10 Uhr abends unternahm er einen neuen Angriff auf Brienne, der die Russen auch wieder in den Besitz der Stadt brachte. Aber das Schloß blieb in den Händen der Franzosen, so erbittert auch die Russen darum kämpfen. Major Enders hält es mit den 37. und 56. französischen Regiment mit eiserner Zähigkeit fest. Auf den Treppen, in den Kellern, in den Gängen und Gemächern, überall entspinnt sich ein



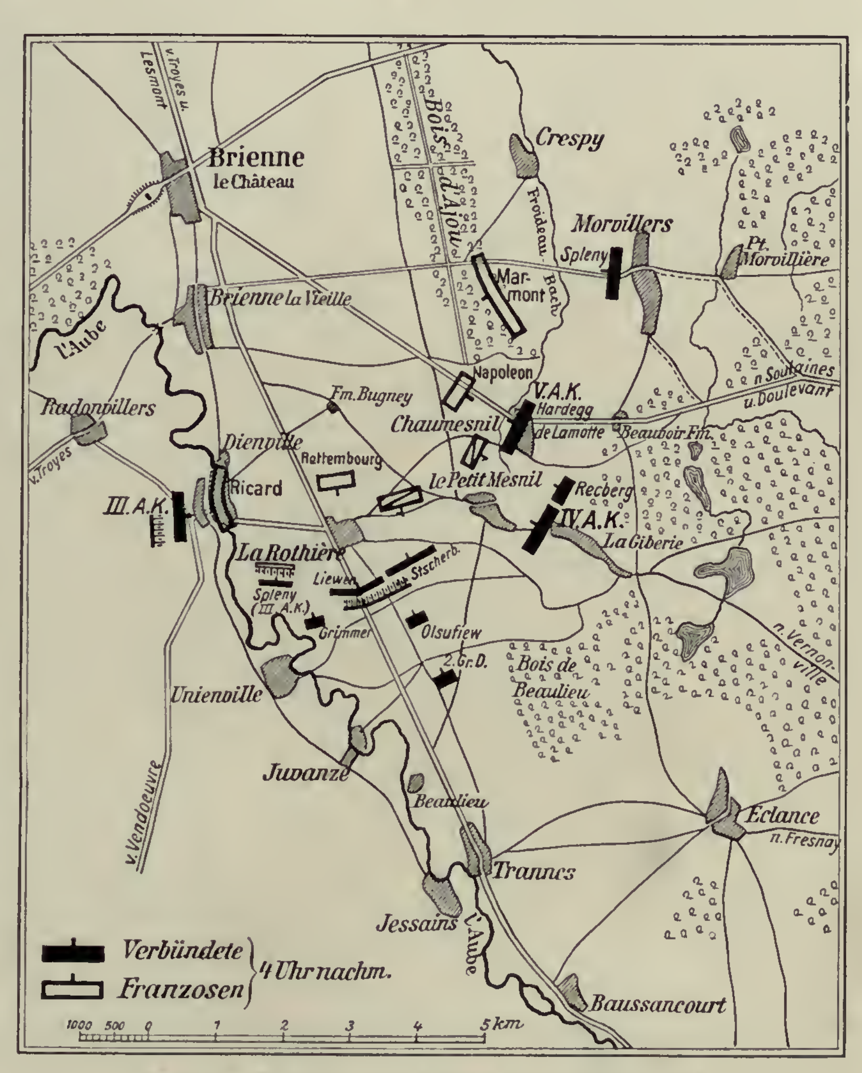
Kronprinz Wilhelm von Württemberg.

grauenvolles Handgemenge. Unter dem flackernden Lichte des brennendes Schlosses sind die wackeren Russen für die aus allen Fenstern, hinter allen Vorsprüngen auf die Russen feuernden Franzosen ein deutlich erkennbares Ziel. Ebenso erbittert war der Kampf in der Stadt gewesen. Napoleon selbst hatte sich dreimal an die Spitze der Gardereiterei gesetzt; er war dabei in die größte Gefahr gekommen, von den Kosaken erstochen zu werden. Auch General von Sacken war nur mit Mühe der Gefangenschaft entgangen

Groß war der Verlust auf beiden Seiten; sechs Generale waren auf französischer Seite außer Gefecht gesetzt; der Gesamtverlust betrug etwa 3500 Mann, auf deutscher Seite etwa 3000 Mann, aber der Angriff Napoleons war abgeschlagen, und der Zweck Blüchers, der ungefährdete Rückzug auf die Hauptarmee Schwarzenbergs, war erreicht. Noch in derselben Nacht zog sich die Blüchersche Armee in die südwärts gelegene vorteilhafte Stellung von Trannes zurück. Hier, wo die dicht an die Aube herantretenden Berge eine Art Engpaß bildeten, konnte er, vereinigt mit den

ihm vom großen Heer entgegengeschickten Verstärkungen, den Korps des Kronprinzen Wilhelm von Württemberg und Giulays, den Angriff des Feindes mit Ruhe erwarten. Dem Kronprinzen von Württemberg sollte mit seinem Korps in der sich bald darauf entwickelnden Schlacht eine entscheidende Rolle zugedacht sein.

Im Großen Hauptquartier hatte man nach dem Angriff Napoleons Blücher für verloren gehalten. Schwarzenberg verwünschte die tollköpfige Kühnheit des Alten und erwartete jeden Augenblick den gefürchteten Schlachtenkaiser, den er noch an der Spitze eines furchtbaren Heeres glaubte, zwischen den weit auseinander gezogenen Korps der Hauptarmee auftauchen zu sehen. Freilich verhehlte er sich nicht, daß es jetzt seine dringende Aufgabe sei, Blücher zu unterstützen. Außer den Verstärkungen, die der Kronprinz von Württemberg und Giulay mit den österreichischen Korps gewährten, wurden auch Wrede und Wittgenstein angewiesen, mit all ihren Truppen gegen die linke Flanke Napoleons vorzubrechen.




Plan zur Schlacht bei La Rothière am 1. Februar 1814.

So war es klar, daß die nächsten Tage, vielleicht schon die nächsten Stunden, eine große Entscheidung bringen mußten. Schwarzenberg hatte sich durch Kaiser Alexander leicht bestimmen lassen, für den zu erwartenden großen Schlag das Oberkommando an Blücher abzutreten. Von übermäßigem militärischen Ehrgeiz zeugte dies nicht. Er begnügte sich, mit dem russischen und preußischen Herrscher zusammen den bescheidenen Zuschauer zu spielen. Als in der Mittagsstunde des 1. Februar Blücher sich auf der Höhe von Trannes bei den Monarchen meldete, empfing ihn König Friedrich Wilhelm, auf den Kampf mit Napoleon anspielend, mit den Worten: „Na, Sie haben einen unangenehmen Besuch gehabt?" Der sehr empfindliche Gneisenau wollte daraus etwas wie einen höhnischen Ton heraushören, der ihm wie ein Echo aus dem Großen Hauptquartier erschien, in dem man mit einem energischen Schlage gegen Napoleon garnicht einverstanden war. Schwarzenberg hatte es offen ausgesprochen, daß ihm für den baldigen Frieden eine eigene Niederlage glücklicher erschien als ein Sieg. Die wahre Stimmung im österreichischen Heereslager kennzeichnete Metternichs frivole Auslassung: „Ich bin etwas traurig, daß es für Blücher nicht eine kleine Niederlage gegeben hat", und Kaiser Franz verhehlte keinen Augenblick, daß er mit dem beabsichtigten Entscheidungsschlag vor La Rothière nicht einverstanden war.

So war Blücher gerade in dieser Schlacht vor allem auf seine eigene Kraft angewiesen; aber obwohl die unter seinem eigenen Befehl stehenden Truppen nur etwa 53000 Mann betrugen, eine Zahl, die der von Napoleon geführten Armee nur um ein Geringes überlegen war, schwankte er doch keinen Augenblick in seinem Entschluß zum Angriff. Allerdings hatten der Feldmarschall wie Gneisenau genügend Grund, von der Einsicht des Zaren zu hoffen, daß er im rechten Augenblick Blücher seine Reserven zur Verfügung stellen werde.

Die Stellung der Franzosen war noch dieselbe wie bei dem Gefecht bei Brienne. Sie standen südlich dieser Stadt; ihr rechter Flügel lehnte sich an die nach Norden fließende Aube; sie hielten hier mehrere Dörfer besetzt, von denen das wichtigste das in der Mitte gelegene La Rothière war. Der linke Flügel der französischen Aufstellung war stark zurückgebogen, so daß die Schlachtstellung einen Winkel von etwa 100 Grad bildete. Blüchers Schlachtordnung war folgende: Die Mitte hielten die Russen unter Sacken und Olsuwieff. Sie standen bei Trannes und sollten in zwei Kolonnen auf La Rothière vorgehen. Den linken Flügel bildete Giulay, der sich Jessains gegenüber an die Aube lehnte. Der rechte Flügel unter dem Kronprinzen von Württemberg stand bei Eclance; er sollte durch den Wald von La Giberie vorgehen. Nördlich von der Stellung des Kronprinzen von Württemberg sollte der bayrische General Wrede als äußerster rechter Flügel gegen den stark zurückgebogenen linken Flügel der Franzosen vorgehen.

Gegen Mittag waren die beiden Monarchen und Fürst Schwarzenberg auf der Höhe von Trannes eingetroffen; etwa 2000 Meter vor diesen auf einem weiter vorgelegenen Vorsprung der Höhe hielt Blücher mit seinem Stabe. Er war in bester Laune; waren doch jetzt auch die 14000 russischen Grenadiere und Kürassiere noch unter seinen Befehl gestellt und hatte er doch auch erfahren, daß die Mitwirkung Wredes sicher zu erwarten sei, der mit seinen 26000 Bayern über Soulaines sich dem Angriff anzuschließen sicher zugesagt hatte. So war — abgesehen von dem Rest der Garden — auf eine fast doppelt so große Truppenzahl zu rechnen, als sie Napoleon besaß.

Gegen 1 Uhr waren die Befehle zum Angriff ausgegeben worden. Ein starkes Schneetreiben hatte eingesetzt und verhüllte den Vormarsch der Angreifenden, die auch in dem scharfen Nord-Ost, welcher dem Feinde den Schnee in die Augen trieb, einen Bundesgenossen hatten. Die russische Artillerie Sackens ging unter dem Schutze der Kosaken im Galopp gegen La Rothière vor; eine französische Reitermasse unter Nansouty drang mit anerkennenswerter Bravour gegen Landskoys russische Kavallerie vor, trieb sie auch eine Strecke zurück; da aber sprengten Wassiltschikoffs Reiter mit solcher Heftigkeit gegen die französischen Reitermassen vor, daß sie ihre Linie durchbrachen und ihr einen Teil ihrer reitenden Artillerie abnahmen. Inzwischen hatte Sackens Infanterie Zeit gehabt, sich zu entwickeln. Unter Musik und Gesang, durch den dichten Schneefall am Schießen verhindert, drangen die Russen mit der blanken Waffe in La Rothière ein und drängten in einem kraftvollen Angriff den Feind aus dem Dorfe heraus. Ein neues Vorbrechen der französischen Kavallerie durch ihre Artillerielinie wissen die russischen Husaren und Dragoner mit kraftvollem Gegenstoß zu verhindern. Mehrere französische Batterien sind schon in ihren Händen; während aber an einzelnen Stellen der Feind schon aus dem Dorfe hinausgedrängt ist, wogt an anderer Stelle der Kampf noch hin und her.

4 Uhr nachmittags ist es geworden. Schon dunkelt der Winterabend herein. Noch immer schneit es in dichten Flocken; der Überblick ist für die Kämpfenden dadurch wesentlich erschwert; selbst der Kanonendonner, sonst der sichere Bote zwischen den weitauseinandergezogenen Flügeln, dringt nur gedämpft durch die ungewöhnlich großen, dicht herniederwirbelnden Schneeflocken. Und auf beiden Flügeln behaupten sich noch immer wacker die Franzosen. Auf dem linken Flügel

suchen die Österreicher unter Giulay vergebens, das an der Aube gelegene Dorf Dionville den Franzosen mit stürmender Hand zu entreißen; auf dem rechten hatte der Kronprinz von Württemberg auch erst nach langem, hartnäckigem Kampfe mit seinen braven Württembergern der überaus schwierigen Aufgabe gerecht werden können, den Wald von Beaulieu von dem Feinde zu säubern und dann, weiter vordringend, ihn aus seiner festen Stellung in und bei La Giberie hinauszuwerfen. Der Feind hatte das Dorf und die vorliegende Höhe mit mehreren Regimentern Infanterie und Reiterei besetzt. Erst gegen 3 Uhr nachmittags war es den braven Württembergern nach heißer, unermüdlicher Arbeit gelungen, sich des Dorfes zu bemächtigen.



Schlacht bei La Rothière am 1. Februar 1814.
Die Russen werfen die Franzosen in erbittertem Straßenkampfe aus dem Dorfe La Rothière.

Aber nur vorübergehend. Bald kehrte der Feind mit Verstärkungen zurück. Marschall Victor wußte, welche Gefahr der Verlust des Dorfes für ihn bedeutete. Er unternahm deswegen mit großem Ungestüm einen erneuten Angriff auf La Giberie. Als er sich hinter den massiven Steinmauern noch einmal festgesetzt hatte, war der Kronprinz sogar genötigt gewesen, den Kaiser und Blücher dringend um Unterstützung anzugehen. Blücher hatte diese jedoch abgelehnt mit der Begründung, daß nach seiner Meinung der Kronprinz allein mit dem Gegner fertig werden könnte. Das hatte zu einer heftigen Szene zwischen ihm und dem russischen General Toll geführt. Der Ausgang des Kampfes hat allerdings Blücher recht gegeben; dem Kronprinzen, der um diese Zeit auch eine wirksame Unterstützung durch den umfassenden Angriff Wredes mit seinem tapferen bayrisch-österreichischen Korps erhalten, war es gelungen, die Franzosen allein aus La Giberie zu vertreiben. Er war dann mit seinen siegreichen Truppen sofort auf das dicht bei La Rothière gelegene Dörfchen

Petit Mesnil vorgerückt. Nach einem langen und blutigen Gefecht eroberten es die Truppen des Generalmajor Stockmeyer. Um diese Zeit war es, wo General Sacken den Feind aus La Rothière vertrieben hatte, und da nun auch General Wrede schon bis Chaumesnil vorgerückt war, und der Kronprinz nicht mehr um seine Flanke besorgt sein brauchte, ließ er mit klugem Überblick sofort seine Reiterei zwischen Petit Mesnil und La Rothière vorrücken. Bei wirbelndem Schneegestöber warfen sich die Regimenter Nummer 3 und 4 auf die linke Flanke des fliehenden Feindes. Das Regiment Kronprinz (Nummer 3) eroberte, als es einen Angriff auf eine feindliche Batterie an der Waldspitze gegenüber Chaumesnil machte, 6 Kanonen, das Regiment Prinz Adam (Nummer 4) eroberte 5 Kanonen.*)

Des weiten Weges wegen, den Wrede zurückzulegen hatte, war er allerdings erst spät an den Feind gekommen. Aufgehalten durch das schlechte Wetter und den aufgeweichten Boden, hatte er sich dann mühsam durch den Wald von Soulaines Bahn gebrochen, bei La Chaise schnell die Vortruppen Marmonts zurückgedrängt und durch einen kräftigen Vorstoß auf Morvilliers und Chaumesnil den stark bedrängten Truppen des Kronprinzen von Württemberg bei La Giberie Luft gemacht. Nachdem die Württemberger hier wieder festen Fuß gefaßt, waren sie sofort imstande, auf das dicht bei La Rothière gelegene Petit Mesnil vorzugehen und sich dieses Dorfes zu bemächtigen. Dies bedeutete die völlige Umfassung des linken französischen Flügels.

Indessen hatte der Kampf um das Zentrum bei La Rothière mit ungeschwächter Heftigkeit fortgedauert. Die Dunkelheit war fast schon völlig hereingebrochen, als Napoleon noch einmal mit seinen Garden einen Angriff versuchte, um das Dorf wiederzunehmen. Bald entspann sich in den Gassen ein letzter verzweifelter Kampf. Blücher selbst war oft im dichtesten Gewühl der Schlacht; sein „Vorwärts, vorwärts!" war schon von Leipzig her den Russen kein Fremdwort mehr. Ihren vereinten Anstrengungen gelang es endlich, La Rothière den Franzosen gänzlich zu entreißen und sie bis nach Brienne zurückzuwerfen. Aus Chaumesnil, aus La Giberie durch den Kronprinzen von Württemberg vertrieben — nur Dionville wurde von dem tapferen Korps Gérard gegen Ginlay noch bis gegen Mitternacht gehalten — sah sich Napoleon endlich gezwungen, das Feld zu räumen und den Rückzug zu befehlen. Die Flucht der Franzosen artete bald in völlige Auflösung aus. Alle Waffengattungen fluteten wild durcheinander. Eine wirksame Verfolgung hätte das gesamte Heer schon hier vernichtet, und der Krieg hätte schon hier sein Ende finden können. Aber bei der verbündeten Leitung machten sich bald wieder die alten Fehler bemerkbar. Blücher standen keine Truppen zur Verfügung; ja in völliger Gleichgültigkeit hatte Schwarzenberg nicht einmal die Brücke über die Aube bei Lesmont, den einzigen Rettungsweg für das geschlagene französische Heer, besetzen oder zerstören lassen, wozu ihn Blücher dringend aufgefordert hatte.

Die Stimmung im Heer über diesen ersten Sieg auf französischem Boden war eine vorzügliche. Die Truppen vergötterten den alten Feldmarschall fast. In einem an seinen Freund Bonin gerichteten Briefe, in dem er dankbar anerkennt, wieviel er seinem getreuen Gehilfen Gneisenau zu verdanken habe, berichtet er von der Liebe seiner Truppen: „Wie ich mich heute bei Anbruch des Tages den Truppen zeigte, wurde ich mit einem Hurra empfangen, das Tränen aus meinen Augen preßte." Auch von den Monarchen wurde Blücher der wohlverdiente Dank nicht vorenthalten. Wie der alte Feldmarschall selbst erzählt, redete ihn Kaiser Alexander mit den Worten an: „Blücher, heute haben Sie die Krone auf alle Ihre Siege gesetzt. Die Menschen werden Sie segnen."

Den Imperator finden wir nach Beendigung der Schlacht in seinem Hauptquartier, dem Schlosse von Brienne. Sonderbare Ironie des Schicksals! Gerade hier, wo er auf der ehemaligen

*) Karl von Plotho. Der Krieg in Deutschland und Frankreich 1813 und 1814, S. 120.

Kriegsschule den Grund gelegt hatte zu seinem unvergänglichen Feldherrnruhm, gerade hier befand er sich als geschlagener Feldherr. Aber er war nicht der Mann, sich sentimentalen Betrachtungen darüber hinzugeben. Handeln, handeln! Die schlimmsten Folgen der Niederlage abwenden — dieser Gedanke verdrängte bei dem Rastlosen alle anderen Erwägungen. Er war in größter Besorgnis, daß die Verbündeten in der Nacht noch einen erneuten Angriff unternehmen würden. An einem der oberen Fenster des hochgelegenen Schlosses stand er und spähte hinaus in die Dunkelheit, um irgend ein Geräusch, ein Zeichen zu entdecken, welches auf die Bewegung des Feindes schließen ließ. Als er überall die Wachtfeuer der Verbündeten aufflammen sah, beruhigte er sich. Schon 4 Uhr früh verließ er das Schloß von Brienne. Die Gleichgültigkeit des Großen Hauptquartiers gestattete ihm, mit seinem Heere ungehindert über die Brücke der Aube bei Lesmont abzuziehen. Bei dem fürchterlichen Schneegestöber, den lauen und ungeeigneten Anordnungen des Großen Hauptquartieres, konnte es auch in den nächsten Tagen zu keiner wirksamen Verfolgung kommen. Napoleon war auch nach der Niederlage bei La Rothière weit davon entfernt, seine Sache verloren zu geben.

Für die Verbündeten trat mit dem 2. Februar eine durchgreifende Änderung in ihren Operationen ein. Schon längst hatte man eine Trennung der Großen Armee von der Blücherschen geplant; in einem am 12. Februar im Schlosse zu Brienne abgehaltenen Kriegsrate, an dem außer Alexander und Friedrich Wilhelm III., Schwarzenberg, Blücher und Barclay teilnahmen, wurde sie endgültig beschlossen. Das Hauptheer sollte über Troyes auf beiden Ufern der Seine, die Schlesische Armee unter Heranziehung der Korps von Yorck, Kleist und der vor Mainz freigemachten Teile des Korps Langerons längs der Marne über Meaux nach Paris vorrücken. Die Teilung war aus taktischen Gründen angeordnet, wurden doch, wie man annahm, die Heeresmassen dadurch beweglicher und operationsfähiger, ganz abgesehen von der Verpflegungserleichterung bei einem so großen Heereskörper. Schwarzenberg und Metternich frohlockten. Sie wurden das Blüchersche Hauptquartier los, das ihnen mit seinem ewigen Drängen und Vorwärtstreiben höchst unbequem war. Am meisten erfreut war Blücher selbst. Schien doch nun das von ihm so sehnlichst angestrebte Ziel erreicht: „Die allgemeine Völkerwanderung auf Paris.“





# IV. Die Februartage 1814.

Schon am Abend vor dem Kampfe um Brienne hatte Blücher an Vincke die Worte geschrieben: „Wihr guht gesinnten wollen Schlagen, aber die Diplomatiquer haben hundert andere Projecte; soll die Sache guht führ die Menschheit werden, so müssen wihr nach Paris. Dohrt können unsere Monarchen einen guhten Frieden schließen, ich darf sagen Dictieren. Der Tiran hat alle Hauptstädte besucht, geplündert und bestohlen; wihr wollen uns so was nicht schuldig machen, aber unsere Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihm in seinem neste zu besuchen."

Mit der wundervollen, geradezu klassischen Einfachheit und Sicherheit, womit dieser Feldherr der Praxis politische und militärische Dinge umfaßte, hatte er auch hier wieder die Situation richtig gekennzeichnet. Freilich, in seinem rastlosen Vorwärtsdrängen auf Paris überschätzte er den Erfolg von La Rothière, wenn er an seinen Freund Bonin am 2. Februar schreibt: „Der große Schlag ist geschehen ... gestern habe ich Napoleon aufs Haupt geschlagen, Wir dürfen einem baldigen Frieden entgegensehen, denn er kann uns nicht mehr die Stirne bieten." Auf der anderen Seite unterschätzte er seinen großen Gegner, wenn er glaubte, daß dieser bis zur Wehrlosigkeit geschlagen sei. Dieser Irrtum, den auch Kaiser Alexander teilte, sollte für die Schlesische Armee bald verhängnisvolle Folgen haben.

Zunächst allerdings war Napoleon tief entmutigt, so sehr er auch vor der Welt die gering=schätzige Miene annahm, als bedeute der Tag von La Rothière keine eigentliche Niederlage für ihn. In Wirklichkeit war seine Lage vor der Hand hoffnungslos genug; es fehlte ihm mehr noch an Geld und Waffen als an Menschen. „Die Lage der Staatskassen und der Zeughäuser ist für niemand mehr ein Geheimnis", schrieb ihm sein Bruder Joseph Bonaparte, der das letzte Rettungs=

mittel jetzt in einem schnellen Frieden erblickte. „Welche Wunder man auch von Ihrer Erfahrung und Geschicklichkeit erwarten mag, man glaubt nicht, daß sie allein gegen die Schwierigkeit der Menschen und Verhältnisse ringen können."*) Napoleon konnte sich dem Gewicht dieser Gründe zunächst nicht verschließen; im „Moniteur" ließ er — zunächst zur Beruhigung — offizielle Artikel erscheinen, welche die Friedenshoffnungen der kriegsmüden Bevölkerung Frankreichs nähren sollten, und in Troyes, wohin er sich nach der Schlacht von La Rothière zurückgezogen, ließ er am 5. Februar dem Herzog von Vincenzo nach Chatillon schreiben, daß er ihm unumschränkte Vollmacht (carte blanche) erteile, um die Friedensverhandlungen in die Wege zu leiten. Die Friedensbedingungen, die dem Vertreter Napoleons von den Bevollmächtigten der Verbündeten am 5. Februar in Chatillon überreicht wurden, unterschieden sich allerdings wesentlich von denjenigen des 9. November, in denen man ihm noch den Rhein als „natürliche Grenze" bezeichnet hatte. Sie verlangten nichts Geringeres als Rückkehr Frankreichs in die Grenzen, die es vor der Revolution gehabt — mithin Verzicht auf jeden unmittelbaren Einfluß außerhalb seiner künftigen Grenzen, insbesondere Verzicht Napoleons auf alle Oberherrschafts- und Schutzrechte über Italien, Deutschland und die Schweiz.

Es war nicht zu verwundern, daß einem Manne wie Napoleon diese Bedingungen unannehmbar waren. Als sie ihm am 8. Februar zu Nogent an der Seine übergeben wurden und die Getreuesten seiner Getreuen, Berthier, Fürst von Neuenburg und Maret, Herzog von Bassano, von „unvermeidlichem Nachgeben" zu sagen wagten, fuhr er zornig auf: „Was, Ihr wollt, daß ich solchen Vertrag unterzeichne und meinen Eid mit Füßen trete? Daß ich preisgebe, was vor mir erobert worden ist? Daß ich als Preis für soviel Mühen, Blut und Siege Frankreich kleiner zurücklasse, als ich es angetroffen habe? Niemals! Könnte ich es ohne Feigheit und Verräterei? Gott bewahre mich vor solchem Hohn!"**)

Gerade die „Maßlosigkeit" dieser Forderungen bestärkte ihn in seinem Widerstande. Noch an demselben Tage, da diese Unterredung mit seinen Getreuen stattgefunden, waren Briefe von Marmont und Kuriere von Macdonald eingetroffen, die ihn veranlaßten, seine Friedensgedanken über den Haufen zu werfen und einen neuen Plan fertig zu machen, und als der Herzog von Bassano mit den Depeschen, die er als Antwort auf die Friedensvorschläge entworfen hatte, ins Zimmer trat, ging Napoleon ihm schnell entgegen und sagte: „Ah, da sind Sie ja! Jetzt ist von ganz anderen Dingen die Rede! Ich bin eben dabei, Blücher mit dem Auge zu schlagen. Er marschiert auf der Straße von Montmirail nach Paris. Ich breche auf, schlage ihn morgen und schlage ihn übermorgen; hat die Bewegung den Erfolg, den sie haben muß, so wird die Lage vollständig geändert sein, und wir werden weiter sehen."

Die neu erwachte Hoffnung Napoleons stützte sich mit gutem Grunde auf die Unschlüssigkeit und Zersplitterung im Großen Hauptquartier der Verbündeten. Er hatte seine Gegner nur zu gut erkannt. Ein einziger kraftvoller Stoß der Verbündeten nach der Schlacht von La Rothière hätte seine Macht vollständig zertrümmern können. Daß sie ihn nicht führten, vernichtete all' ihre bisher errungenen Erfolge. Zweier Monate eines blutigen und aufreibenden Feldzuges sollte es noch bedürfen, um diese Unterlassungssünde wieder gut zu machen. Die hemmenden Einflüsse hatten ihre Ursache — wie immer seit den Tagen von Leipzig — in der unseligen Sonderpolitik der Verbündeten, welche den kriegerischen Bewegungen ihren Gang vorzeichnete. Nicht allein, daß Metternich im Einverständnis mit Franz I. unablässig auf den Frieden hin arbeitete, auch der Zar Alexander schien sich vorübergehend den Zögernden und Bedächtigen anzuschließen, und Müffling hatte den

*) Mémoires du Roi Joseph.

**) Fain, Manuscrit de 1814, Paris 1823, p. 71/74.

Eindruck, „als wollte er die Zeit mit Anstand hinbringen, damit Napoleon das Mittel, durch den am 5. Februar eröffneten Friedenskongreß von Chatillon seinen Frieden zu machen, nicht abgeschnitten werde.

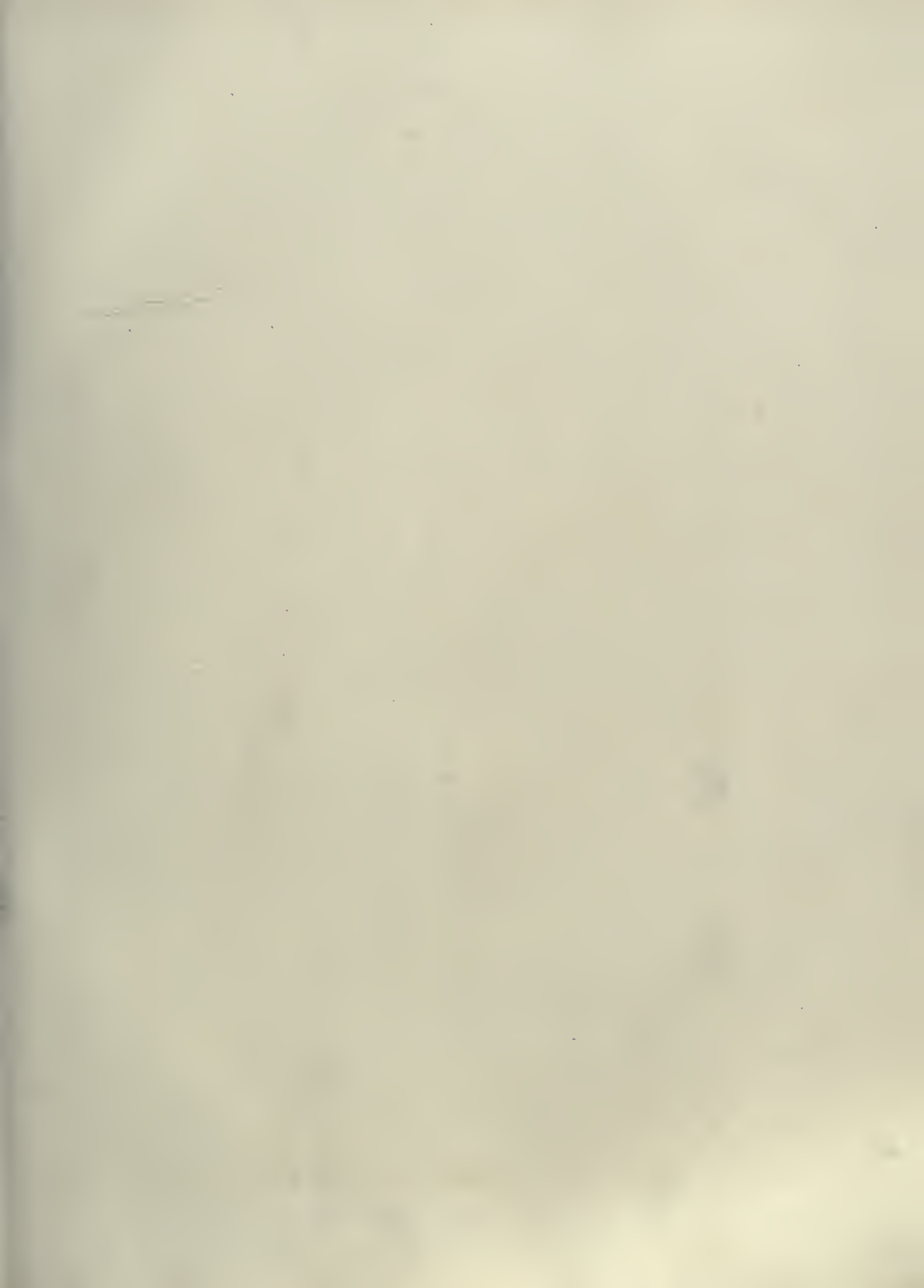
Die schon in Brienne beschlossene Trennung der Heere (siehe S. 757) war ebensowenig zu einem kraftvollen Schlage gegen Napoleon geeignet. Im Gegenteil. Man ließ den soeben empfindlich geschlagenen Feind entschlüpfen und gewährte ihm dadurch Gelegenheit, sich zu erholen und Verstärkungen heranzuziehen. Nichts konnte Napoleon gerade bei seinen geringen Streitkräften erwünschter sein, als diese Teilung. Man setzte ihn dadurch in die Lage, sich nacheinander auf die getrennten Heeresteile zu stürzen und sie einzeln zu vernichten. Der Zwiespalt, der die Verbündeten politisch schied, machte sich auch in militärischer Hinsicht geltend. Auf der einen Seite ein kühnes, von politischen Erwägungen unbeirrtes Vorwärtsdringen — wie bei Blücher, Gneisenau, Stein, Pozzo di Borgo*) — auf der anderen Seite die Menge der Vorsichtigen, Zaudernden, Hemmenden, die ihre Eingebungen aus dem österreichischen Kabinett empfingen, deren Hauptstütze Metternich war.

Unter diesem Gesichtspunkt müssen die nächsten kriegerischen Ereignisse aufgefaßt werden, die für die Schlesische Armee leider keine Erfolge bedeuteten. Gneisenau hatte die zunächst zu ergreifenden Operationen in dem Grundsatz erblickt, „daß Blücher den linken Flügel des Feindes stets umging, die Große Armee die großen Massen des Feindes verfolgte, und alles seine Richtung auf Paris nehmen sollte.“ Wir wissen, daß das Hauptheer dabei über Troyes, längs der Seine, die Schlesische Armee über Meaux zu beiden Seiten der Marne auf Paris marschieren sollte. Die Verbindung zwischen beiden Armeen sollte das Korps Wittgenstein und das Kosakenkorps des Generals Seslawin aufrecht erhalten.

Wohlgemut, in hoffnungsfreudigster Stimmung, setzte sich Blücher mit Sackens und Olsuwieffs Truppen ungesäumt in der Richtung auf Chalons in Bewegung, getreu der Verabredung, sich mit den ihm zugewiesenen Korps von Yorck, Kleist und Kapczewitsch zu vereinigen. Yorck, der mit seinem Korps den Tag von La Rothière nicht mitmachte, befand sich schon auf dem Marsche nach Vitry. Wir kennen schon das unbändige Selbstgefühl, das, wie in der Brust ihres kaltblütigen Führers, so auch im Herzen jedes einzelnen „Yorckschen“ wohnte. Den braven litauischen Dragonern war im ganzen Feldzuge noch keine einzige Attacke mißlungen. Das wußte jeder: Die „Heurichs“ des alten Isegrimm fürchteten sich vor dem Teufel nicht. Der Name Heurich**) war jener Scherzname, der für die französische Zunge so schwer auszusprechen war, und an dem sich die Yorckschen sogar im Dunkel der Nacht erkannten. Ihnen sollte — gewissermassen als Entschädigung für die ihnen entgangene Teilnahme an der Schlacht von La Rothière — schon zwei Tage später ein Streich gelingen, von dem sie noch lange erzählten. Von den feindlichen Truppen befand sich ihrem Führer, dem alten Yorck, am nächsten Macdonald, sein ehemaliger Vorgesetzter im Winterfeldzug gegen Rußland. Macdonald war von Chalons her im Anmarsche, um die Verbindung mit Vitry zu gewinnen. Yorck beschloß, ihn am Morgen des 13. Februar mit einem Teil der Reserve=

*) Karl Andreas Graf von Pozzo di Borgo, berühmter russischer Diplomat.

**) Droysen, der Biograph Yorcks, gibt in seinem Werke über die Entstehung des Namens folgende interessante Erklärung: Als Yorck 1810 an der Weichsel die Herbstübungen leitete, gab es bei den Schwarzen Husaren einen Chirurgen dieses Namens, der gern trank und dann zu Zeiten vom Pferde fiel. Bei dem zweiten ostpreußischen Regiment wurde es seitdem stehender Witz, den Schwarzen Husaren „Heurich“ zuzurufen. Aus der Neckerei wurde allmählich ein fröhlicher Gruß und Zuruf, zumal, als in Kurland sich die Schwarzen Husaren mehr als einmal auszeichneten. Seitdem blieb das Wort im Korps, bedeutete bald: „Helft doch“, bald: „Ihr seid die Bravsten“, bald: „Glück auf“, wie es eben die Umstände verstehen ließen. Das Wort war die stets gerechte und die stets fertige Kritik der Truppen übereinander, und hätte man ein Verzeichnis darüber, wo und wem „Heurich“ zugerufen, so würde mancher konventionelle Gefechtsbericht danach verbessert werden können.







Schlacht bei La Rot

Das Württembergische Dragoner-Regiment „Kronprinz“ dur

Original von




Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

: am 1. Februar 1814.
:en ungestümen Angriff die französischen Karres durchbrechend

:or R. Knötel.



reiterei unter den tapferen Reiterführern Jürgaß und Katzeler — im ganzen einige zwanzig Schwadronen — auf dem Marsche zu überfallen. Dies führte zu einem der glänzendsten Reitergefechte des ganzen Krieges, dem Treffen bei La Chaussée. Lassen wir einen der „Heurichs" über das interessante Gefecht selber berichten: „Als wir aufmarschiert waren", so erzählt einer von ihnen, „wurde Fanfare geblasen. Im Galopp erreichten wir, vier Schwadronen Husaren und zwei des Brandenburgischen Ulanenregiments, den Rücken des Berges. Nun sahen wir dicht vor uns den Feind, zwei Kürassierregimenter und ein Chasseurregiment in ihrer Mitte, rechts hinter ihnen eine Batterie, die noch nicht schußfertig war. Nun erst wurde ‚Gewehr auf' kommandiert. Wie eine Windsbraut fielen wir über die Franzosen her; es war unser erstes anständiges Gefecht in Frankreich. Auf sechs Schritt Entfernung wurde von beiden Seiten Feuer gegeben. Es half etwas, aber die Franzosen hielten stand, und die Kürassiere lagen mit ihren langen Pallaschen in Stichparade so ruhig wie auf dem Fechtboden. Wir hatten es mit den Chasseurs zu tun. Weichen mußten sie, und hätten wir sie mit den Zähnen herunterreißen sollen. Kräftige Säbelhiebe in die Gesichter warfen sie in die Flucht. Auch einen Teil des rechts stehenden Kürassierregiments jagte unsere wackere Jägerschwadron vor sich her." Der Stoß der Westpreußen mißlang, desto kräftiger faßte Zastrow die rechte Flanke des Feindes; sie machte Kehrt. Die Flucht des ersten Treffens riß teilweise auch das zweite in die Verwirrung. Die Batterien waren ohne Mühe überwältigt und genommen. Aber noch stand der größere Teil der Kürassiere; jetzt machten sie Front gegen die ziemlich aufgelöst nachsetzenden Schwadronen; aber schon waren die Brandenburgischen Ulanen ihnen auf den Fersen; die westpreußischen Dragoner mit dem Jägerdetachement der Litauer folgten. Die Kürassiere mußten weichen und wurden bis in das Dorf verfolgt, bis Gewehrsalven feindlicher Infanterie Einhalt geboten. Wenigstens drei Geschütze hatte man glücklich erobert."*)

Was dann noch stand hielt oder nach der Flucht sich wieder sammelte, wurde von Jürgaß' wackeren Reitern oder von Graf Henckels Landwehrschwadronen zusammengehauen. „Nie", sagt Graf Henckel, „habe er ein Gefecht mitgemacht, das so in Ordnung, gut und fröhlich vom ersten Augenblick an von statten ging. Das ‚Heurich' vom frühen Morgen war wie ein gutes Omen gewesen." So hatte Yorck seinen alten Vorgesetzten Macdonald, dem er hier auf so seltsame Weise begegnen sollte, zum Abzuge auf Châlons gezwungen, um ihn weiter auf Paris zu verfolgen.

Aber nun geschah etwas, was der Schlesischen Armee zum Verderben gereichen sollte. Gneisenau hatte im Vertrauen auf Schwarzenbergs Zusage keine Veranstaltungen getroffen, die linke Flanke des Heeres zu sichern. Wir wissen, daß dies durch Wittgenstein geschehen sollte, der den weiten Raum zwischen den getrennt marschierenden Heeren, also zwischen der Seine und Marne, zu decken bestimmt war. Blücher seinerseits, von dem heißen Wunsche getrieben, Macdonald von Paris abzudrängen, wartete die Ankunft der Korps von Kleist und Kapczewitsch nicht ab, sondern eilte, ebenfalls im festen Vertrauen auf die Sicherung seiner linken Flanke, unablässig vorwärts. Schwarzenberg aber war unter dem hemmenden Einfluß der im Großen Hauptquartier gerade jetzt mit besonderer Heftigkeit ausgebrochenen politischen Streitigkeiten nur äußerst langsam vorgerückt, so daß der Abstand zwischen den beiden Heeren immer größer wurde. Dies geschah ganz im Einverständnis mit Metternich und Kaiser Franz, welcher die am 5. Februar in Chatillon eröffneten Friedensverhandlungen „durch große Taten nicht stören wollte."

Kaiser Alexander hatte in der letzten Zeit, beeinflußt durch die englischen Diplomaten, sich wieder der energischen Auffassung der Kriegslage zugewandt, daß Napoleon völlig niederzuwerfen, Paris zu erobern und durch eine französische Notablen-Versammlung der zukünftige Herrscher

*) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck v. Wartenburg II, 240.

Frankreichs einzusetzen sei. Das Recht, für das eroberte Paris den Gouverneur einzusetzen und bei der Wahl des neuen Staatsoberhauptes bestimmend mitzuwirken, nahm der Zar ebenfalls für sich in Anspruch, als Entschädigung dafür, daß er in dem Kriege die größten Opfer dargebracht habe. Es war erklärlich, daß die österreichische Diplomatie dem Zaren so weitgehende Rechte nicht einräumen wollte, und während dieser die Teilnahme an den weiteren Friedensverhandlungen verweigerte, beantragte Metternich, einen von Caulaincourt vorgeschlagenen Waffenstillstand anzunehmen. In höchster Gereiztheit verhandelte man einige Tage; es waren gerade die Tage des 10. bis 14. Februar, in denen die Schlesische Armee — wie wir weiter unten sehen werden — ihre Niederlage erlitt ... Der Kaiser von Österreich drohte sogar, von dem Bündnis zurückzutreten und gab dem Fürsten Schwarzenberg, als er sich wieder zur Armee begab, die Instruktion mit, „ohne Hintergedanken zu operieren, aber sich darauf gefaßt zu machen, daß ihm am nächsten Tage der Befehl zugehen könne, sich vom Kriegsschauplatz zurückzuziehen". Metternich fügte die Erläuterung hinzu, daß der Oberbefehlshaber „nichts Bedeutendes provozieren und nichts Nützliches unterlassen" möge. Als nun gemeldet wurde, daß Napoleon mit einem großen Teil seiner Macht sich gegen Blücher gewandt habe, sah Schwarzenberg in dieser Nachricht keineswegs eine Veranlassung, entweder Blücher direkt zu Hilfe zu kommen oder das von Napoleon zurückgelassene Heer anzugreifen, auf Paris zu marschieren und dadurch eine Entscheidung im Sinne Alexanders herbeizuführen. Mochte Blücher in seiner Isolierung noch so großen Gefahren ausgesetzt sein, ja mochte er eine wirkliche Schlappe erleiden; Schwarzenberg hätte unter dem Einfluß dieser politisch-strategischen Auffassung im österreichischen Hauptquartier darin höchstens einen Zwischenfall gesehen, der geeignet war, den Übermut der Kriegspartei zu dämpfen, und für das vergossene Blut glaubte nicht er die Verantwortung tragen zu müssen, sondern der Kaiser Alexander, der ihn seiner Ansicht nach allein verhindert hatte.*)

Dieser unselige Zwiespalt im Großen Hauptquartier, der so nachteilig auf die kriegerischen Operationen einwirkte, war es, der Napoleon nicht allein vom Untergange rettete, sondern ihm auch Gelegenheit bot, noch einmal, wie in seinen besten Tagen, die ganze Fülle seiner glänzenden Feldherrneigenschaften, die wunderbare Elastizität seines Geistes zu zeigen. Mit dem ihm eigenen schnellen Überblick der Kriegslage erkannte er, daß jetzt, wo die Streitkräfte der Schlesischen Armee völlig zersplittert waren, der gegebene Augenblick sei, sich in die Lücke zu schieben. Mit dem Kern seiner Streitmacht — etwa 38000 Mann — drängte er sich zwischen die Abteilungen des Schlesischen Heeres, fiel sie einzeln mit Übermacht an und brachte jeder eine empfindliche Schlappe bei.

Sein erster Stoß traf — es war am 10. Februar bei Champaubert — die schwächste Stelle der Schlesischen Armee, das etwa 4000 Mann starke Korps des Generals Olsuwieff, das völlig auseinander gesprengt wurde; der russische General geriet in Gefangenschaft; kaum die Hälfte der Truppen vermochte sich durchzuschlagen. Am folgenden Tage — 11. Februar — eilte Napoleon dann westwärts weiter auf Montmirail, um sich auf Sackens Korps zu werfen. Dieser, in der Verfolgung Macdonalds begriffen, war bereits bis gegen La Ferté an der Marne vorgedrungen. Da traf ihn unterwegs die Ordre Blüchers, welcher nach dem unglücklichen Gefecht bei Champaubert ihm sowohl wie Yorck die Rückbewegung auf Vertus befahl, wo er zur Aufnahme dieser beiden Korps stehen bleiben zu müssen glaubte. Sacken hatte sich dann am Abend vorher aufgemacht, um durch einen Nachtmarsch zunächst Montmirail zu erreichen. Zu dem gleichen Zwecke näherte sich Yorck von Chateau Thierry her gegen Montmirail, unwirsch und besorgt über die Befehle des Oberkommandos, die ihm mit Recht durch die Ereignisse überholt schienen. Seine Truppen waren

*) Hans Delbrück, Gneisenau, II, 66 ff.

aufs äußerste erschöpft; die Infanterie, vielfach ohne Schuhe, litt auf der steinigen und unwegsamen Straße entsetzlich. Als er in diesem Zustande am Vormittag des 11. Februar in Viffort, drei Stunden von Montmirail, anlangte, ließ er Sacken mitteilen, daß er am liebsten einem Kampfe mit dem Feinde ausweichen und über die Marne zurückgehen würde. Sacken aber, der den ihm gegenüberstehenden Feind unterschätzte, bestand auf der Hilfe Yorcks, mit dem vereint er auch vielleicht einen Erfolg hätte erringen können. Der vorsichtige Yorck jedoch schickte ihm nur die Brigaden Pirch und Horn sowie die Reserveartillerie zur Unterstützung; das schwere Geschütz und eine Brigade schickte er, als ahne er bereits das kommende Unglück, zur Deckung des Rückzuges nach Chateau Thierry.

Napoleon konnte nichts willkommener sein als ein feindlicher Angriff. Nachdem er die Ankunft aller seiner Truppen abgewartet, stürzte er sich am 11. mit solcher Übermacht auf den linken Flügel der Russen bei Montmirail, daß eine völlige Niederlage seines Heeres, ja dessen Vernichtung unausbleiblich gewesen wäre, wenn nicht in dieser verhängnisvollen Lage die Yorckschen erschienen wären und den schon stark gelichteten Scharen in einem heißen nächtlichen Kampfe in größter Bravour den Rückzug auf Chateau Thierry erkämpft hätten. Freilich, über 800 Mann und 31 Offiziere hatte der Kampf den Preußen gekostet. Die Russen hatten 2700—2800 Mann, 13 Geschütze und einen Teil ihrer Bagage verloren, und auf dem gefahrvollen und schwierigen Rückzuge auf den bodenlosen Wegen mitten in der Nacht, wo man noch am Marneübergang bei Chateau Thierry bitter kämpfen mußte, machten die beiden Generale einander die heftigsten Vorwürfe, Sacken über Yorcks Zögern und Hinhalten am Vormittag, Yorck über Sackens „hochmütigen Leichtsinn“, dem er die Schuld an dem Unglück zuschrieb. Trotzdem gelang der Marneübergang. Wie einst an der Fähre von Sandau nach der unglücklichen Schlacht bei Jena (siehe S. 91), so zeigte Yorck hier seine unübertroffene Geschicklichkeit in der Führung von Rückzugsgefechten.

Aber noch war das Mißgeschick des Schlesischen Heeres nicht vorbei. Dem Schlachtenkaiser schien sein Stern wieder von neuem zu winken. Der Erfolg machte ihn kühn; er schien seine Sinne zu stärken, seine Wachsamkeit zu schärfen. Wie ein Raubtier lag er auf der Lauer, jede Bewegung des Gegners scharf verfolgend, jede Blöße zu erspähen, um sich dann mit der Wildheit des Tigers auf ihn zu stürzen. Eben war er in die eroberte Stadt Montmirail eingezogen und schickte sich zur weiteren Verfolgung an, als er — es war am 13. Februar — durch Marmont die Kunde erhielt, daß er von den noch unberührten Teilen des Schlesischen Heeres bei Etoges angegriffen und auf Champaubert zurückgedrängt sei. Blücher war in der Tat mit den Korps von Kleist und Kapczewitsch, wozu noch die Trümmer Olsuwieffs gekommen waren, in der Stärke von 19000 Mann am 13. morgens aufgebrochen, um die Vereinigung mit Sackens und Yorcks Korps zu erkämpfen, deren Niederlage er erfahren hatte.

Nichts konnte Napoleon erwünschter kommen als diese Nachricht. Er ließ — mitten in der Nacht — sofort die Truppen gegen Montmirail und Etoges umkehren, Marmont zu entlasten. Um Blücher zu täuschen, hatte er Marmont auf Vauxchamps zurückgehen lassen. Hier sollten seine von der Marne herbeieilenden Truppen in verdeckter Aufstellung Blüchers Angriff erwarten. Dieser, durch ihm geschickt in die Hände gespielte falsche Nachrichten Napoleons getäuscht, von dem Verlauf der unglücklichen Gefechte der letzten Tage nur mangelhaft unterrichtet und über die Aufstellung des Feindes ganz im Unklaren, nach all dem Mißgeschick der letzten Zeit aber glühend vor Verlangen, dem verhaßten Feinde eine derbe Züchtigung zu teil werden zu lassen, hatte nicht warten wollen, bis die Lage sich geklärt hatte, sondern war am Morgen des 13. mit seinen äußerst unzulänglichen Truppen gegen Etoges aufgebrochen, ohne zu wissen, daß er

den hier schnell zusammengezogenen, weit überlegenen Truppen des Schlachtenkaisers gerade in die Arme lief.

Blücher hatte seine Lage trotz des Mißgeschicks der letzten Tage keineswegs als verzweifelt angesehen. Seine am Vormittag des 13. ausgegebene Disposition gab der Avantgarde des Kleistschen Korps unter Generalleutnant v. Zieten den Befehl, Etoges anzugreifen. Die Korps von Kleist und von Kapezewitsch sollten in zwei Kolonnen zu beiden Seiten der Chaussee folgen.

General von Zieten war in der Frühe des 14. Februar mit seiner Avantgarde auf das Dorf Vauxchamps herangerückt; hinter diesem hatte der Feind, durch ansteigendes Terrain und Waldungen den Blicken der Angreifenden entzogen, die Verbündeten erwartet. Napoleons wunderbare organisatorische Tätigkeit hatte dafür gesorgt, daß er eine weit überlegene Reitermasse zur Stelle hatte, beschämend genug für die Verbündeten, die an Kavallerie mehr besaßen als Napoleon im ganzen Soldaten zählte.

Um alle seine Kräfte mit einem gewaltigen Stoße gegen die Verbündeten zu vereinen, hatte Napoleon bis gegen Mittag den Kampf nur hinhaltend geführt. Dann warf er sich mit voller Gewalt gegen Zietens Avantgarde auf Vauxchamps, die dem furchtbaren Anprall nicht stand halten konnte und sich nach hartnäckigem Kampfe in voller Auflösung auf das Gros zurückwarf; nur ein kleiner Teil vermochte unversehrt von den nächsten russischen Kolonnen aufgenommen zu werden; der Kern von fünf Infanteriebataillonen fand hier „gleichsam wie vom Kampfplatze vertilgt", den Untergang; nur ein winziger Rest von 532 Man fand sich später wieder zusammen.

Der gewaltige Kavallerieangriff — man schätzte die französische Reitermasse auf 12000 Pferde — ließ nicht daran zweifeln, daß man es mit Napoleons Hauptmacht und mit diesem selbst zu tun hatte. Ein gefangener französischer Offizier bestätigte dies; da man von ihm auch das Mißgeschick der Korps von Yorck und Sacken erfuhr, blieb Blücher kein anderer Ausweg, als den Rückzug anzuordnen. Das war angesichts der fast sechsfach überlegenen Reiterei ein verzweifeltes Unternehmen. Man beschloß, den Rückzug auf den etwa zwei Meilen entfernten, schutzversprechenden Wald von Etoges zu richten; aber bis man ihn erreichte, konnte in der offenen, ungedeckten Gegend der ganze Rest des Heeres von der überlegenen Reitermasse Napoleons versprengt und aufgerieben sein. Auch die Ortschaften, durch welche man kam, boten keinerlei Deckung, da sie leicht umgangen werden konnten. Aber gerade in diesen Augenblicken größter Gefahr zeigte sich die unvergleichliche Haltung der Blücherschen Truppen im schönsten Lichte. Das Fußvolk, auf sich selbst und seine letzten zähen Kräfte angewiesen, formierte sich zu länglichen Vierecken, und in diesen waffenstarrenden Karrees gingen die kampferprobten Braven, unaufhörlich von der feindlichen Reiterei verfolgt, von der Artillerie bedrängt, fortwährend kämpfend, ohne bedeutende Opfer bis Champaubert zurück.

Aber gerade auf der letzten Strecke häuften sich die Gefahren scheinbar bis zur Unüberwindlichkeit. Nansoutys und Grouchys Reiterei war es gelungen, sich mit der Vorhut zwischen den Wald und die Zurückweichenden zu schieben. Gelang es ihnen, mit ihrer ganzen Masse der Schlesischen Armee den Weg zu versperren, und ihr den Rückzug zu verlegen, so war sie verloren. Es war ein Moment von höchster geschichtlicher Bedeutung: Das Hauptquartier befand sich im Zentrum auf der Chaussee, und in diesem Hauptquartier schlug gegenwärtig nicht nur „das Herz von Deutschland", sondern der ganzen Koalition. Denn in diesen mit dem äußersten Mute der Verzweiflung verteidigten Karrees befand sich niemand anders als der alte Feldmarschall Blücher und sein kluger Berater Gneisenau, der wackere Prinz August von Preußen, der zähe Kleist und der kluge Grolmann. Wurden diese getötet oder gefangen genommen, so war das Schicksal des Krieges




Bei Etoges am 14. Februar 1814.

Das 2. Westpreußische Infanterie-Regiment bricht sich mit dem Bajonett durch die feindlichen Reitermassen Bahn.



entschieden, und dem wieder triumphierenden Imperator wäre ein vorteilhafter Frieden mit der Rheingrenze sicher gewesen.

Fast schien dies Schicksal unabwendbar. Immer größer wurde die Gefahr. Die Dämmerung brach herein, und mit dem sinkenden Tage schien die letzte Hoffnung hinzuschwinden. Selbst Blücher sah keinen rettenden Ausweg mehr. Er war sich des Ernstes der furchtbaren Lage voll bewußt. Das also sollte das Ende sein all der furchtbaren Opfer und Anstrengungen, der Erfolg all der zahlreichen glänzenden Siege und Heldentaten der letzten Monate? Und er selbst — gefangen in den Händen des Feindes, vor Napoleon geführt, der ihn verhöhnte, verspottete, ihn, der diesen Gegner am grimmigsten haßte, der immerdar die Seele des Vorwärtstreibens, des Vorwärtsdrängens gewesen war? Nein, unmöglich! Dieser Gedanke war ihm unerträglich! Lieber im dichtesten Gewühl des Kampfes den Tod suchen!

Aber ob er sich auch im heftigsten Gewehrfeuer den Geschossen der Feinde aussetzte, er blieb unverletzt. Im Augenblicke der höchsten Gefahr fand ihn dann Nostitz und brachte ihn durch energischen Zuspruch wieder auf andere Gedanken: „Wenn Ew. Exzellenz“, sagte er, „sich hier, wo noch nichts verloren ist, totschießen lassen, so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches davon zu sagen haben.“ Das brachte den alten Feldmarschall wieder zur Besinnung. Er brummte einige Donnerwetter in den Bart, wandte sein Pferd und begab sich zu seinen besorgten Freunden zurück Gneisenau zurufend: „Na, wenn uns heut nicht alle der Teufel holt, so ist uns ein langes Leben beschieden; ich hoffe, in der Zukunft alles wieder gut zu machen.“

Sein Beispiel wirkte Wunder; an seiner neu erwachten Hoffnung entzündete sich die seiner Scharen. Er gab den Befehl zum Bajonettangriff auf die den Weg versperrende Reiterei. Mit Hurra brachen sich zuerst die vom Kleistschen Korps noch übrig gebliebenen acht Bataillone Bahn durch Grouchys Reiter. Von sechs russischen Geschützen unterstützt, drangen sie im Sturmmarsch zwischen den Feinden durch. Das Bild des Künstlers zeigt das 2. Westpreußische Infanterie-Regiment im heißesten Schlachtgewühl. Nichts kann diesen Braven widerstehen; zwischen den von drei Seiten andringenden feindlichen Reitern bilden sie ihre Tod und Verderben speienden Karrees; in immer neuen Attacken bahnen sie sich Raum, bis sie den schützenden Wald von Etoges erreicht haben.

Über alles Lob erhaben war die Haltung der Braven. Sie ahnten im Toben des Kampfes nicht, welche hohe Aufgabe sie in diesem Augenblicke für das Vaterland erfüllten. Wahrlich, die Bataillone, unter deren Schutz sich ein Blücher, ein Gneisenau und all die anderen Führer retteten, die Reiter, die den Tod in tausend Gestalten nicht scheuend, einhieben — sie retteten Preußen, ja, indem sie Blücher retteten, bereiteten sie trotz aller der in den letzten Tagen erlittenen Niederlagen die glückliche Wendung des Feldzuges vor, „der ohne Blücher nicht zu denken war.“

Inzwischen war die Dunkelheit völlig hereingebrochen, und der Feind stellte, einige nächtliche Überfälle abgerechnet, die weitere Verfolgung ein. Das Ärgste war abgewendet, die dringendste Gefahr beseitigt. Der Feldmarschall nahm sein Quartier in dem nahe Vertus an der Chaussee gelegenen Bergères. Nostitz wurde ausgesandt, um die Lage der Dinge zu erkunden. Inzwischen saß Blücher in einer kleinen, nur durch ein einziges Talglicht erhellten Stube und rauchte behaglich seine Pfeife. Gneisenau saß ihm gegenüber, während der erkrankte Müffling auf einem Strohlager lag und stöhnte. Draußen aber auf dem Hausflur kniete neben einem elenden Küchenherde der englische Bevollmächtigte, Oberst Hudson Lowe, und verzeichnete die wechselvollen Schicksale des furchtbaren Tages in sein Kriegstagebuch. Der sonst so schweigsame Mann, der spätere Wächter des gefangenen Löwen auf St. Helena, erschien heute wie umgewandelt. „Die Begebenheiten des Tages“, so berichtet Graf Nostiz, „hatten auf ihn einen magischen Zauber ausgeübt; in seinen

Augen glänzte Freude, sein Mund war gesprächig geworden. Ein solches Schauspiel, meinte er, habe er nie gesehen, auch niemals Truppen, welche mit solcher Standhaftigkeit sich geschlagen; er war unerschöpflich im Erzählen aller der einzelnen merkwürdigen Szenen, welcher er gesehen und geriet in wahres Entzücken, so oft er des Augenblicks erwähnte, wo der Feldmarschall an der Spitze des Bataillons sich durch die feindliche Kavallerie einen Weg gebahnt. Alle bis dahin erfochtenen Siege zusammen machten seiner Ansicht nach der Armee nicht soviel Ehre als die heut erlittene Niederlage." Und in den Berichten, welche Oberst Lowe seiner Regierung sandte, heißt es: „Mir fehlen die Worte, um meine Bewunderung über die Unerschrockenheit und die Mannszucht dieser Truppen auszudrücken. Das Beispiel des Feldmarschalls Blücher selbst, der überall und in den gefährlichsten Lagen zur Stelle war, von General Kleist und Kapczewitsch, von General Gneisenau, der die Bewegungen an der Straße leitete, von General Zieten und Prinz August von Preußen, der, stets an der Spitze seiner Brigade, sie zu den heldenhaftesten Taten anfeuerte, flößten den Soldaten eine Unerschrockenheit ein, die selbst den Feind mit Bewunderung und Erstaunen ergriff."

Später setzte man sich zu Tische. Kärglich genug war das Essen. Kartoffeln und etwas Fleisch waren das gesamte Menü, das man zusammengebracht hatte. Aber Graf Nostitz hatte noch eine kostbare Überraschung: eine letzte Flasche Champagner, die er für besondere Gelegenheiten aufbewahrt hatte. Als man das perlende Naß an die Lippen brachte, wurde die Stimmung heiterer, und es gelang Gneisenau, durch trostreichen Zuspruch den greisen Feldmarschall ganz seiner Stimmung zu entreißen. Wie Gneisenau am 25. Mai 1831 an Gibsone schreibt, habe ihm der Feldmarschall noch viele Jahre später mit Bezug auf jene Nacht gesagt: „Gneisenau, was Sie mir damals in Bergères gesagt haben, das werde ich Ihnen nie vergessen."

„Wir taten, als ob wir nicht geschlagen wären", schrieb Gneisenau später an Clausewitz, „und am fünften Tage ergriffen wir wieder die Offensive." Nichts anderes wird auch der Inhalt jenes Champagnergespräches in der Nacht nach Etoges gewesen sein. Schon nach einigen Stunden Rast, noch vor Tagesanbruch, brach man auf und erreichte, ohne vom Feinde belästigt zu werden, Châlons. Auch York und Sacken trafen am folgenden Tage dort ein. Erst jetzt zeigte sich, wie schwer die Verluste der letzten vier Tage gewesen waren. Sie kamen mit 15000 Mann und 50 Kanonen fast dem Ergebnis einer verlornen Schlacht gleich. Dazu fehlte es nicht an Vorwürfen zwischen den kommandierenden Generalen, namentlich zwischen York und Sacken, die sich gegenseitig für den Tag von Montmirail verantwortlich machten. York drohte sogar mit seinem Rücktritt. Aber nichts war der Tatenfreudigkeit Blüchers und Gneisenaus widerwärtiger, als solches Ausgrübeln dessen, wie es hätte kommen können, wenn in irgend einer Periode dieser oder jener Fehler nicht gemacht worden wäre und am wenigsten, wenn die angegebenen Fehler aus zu großer Kühnheit entsprungen waren. Der frische Sacken war ihnen ohnehin sympathischer als der stets mißmutige York, dem man mehr seinen Wunsch, der Schlacht mit Napoleon von vornherein aus dem Wege zu gehen, als seinen Ungehorsam als Fehler anzurechnen geneigt war. Daß die beiden Generale vereinigt Napoleon in der Tat überlegen gewesen wären, wußte man damals noch nicht einmal. Blücher nahm in seiner Herzensgüte alle Fehler auf sich selbst, suchte auch York durch einen von Gneisenau aufgesetzten Brief zu beruhigen und war nur darauf bedacht, den erlittenen Schaden wieder gut zu machen.*)

In seinem Bericht an den König schrieb Blücher: „Es ist Kaiser Napoleon nicht gelungen, in drei blutigen Gefechten, in welchen er seine alte Garde gegen die Schlesische Armee geführt, ihr entscheidende Schläge beizubringen. Ich kann das Betragen der russischen und preußischen

*) Hans Delbrück, Gneisenau II, 63.

Truppen nicht genug rühmen. Die Art, wie sie alle Angriffe einer sehr starken und kühnen Kavallerie abgeschlagen haben, gereicht ihnen zur größten Ehre."

Die nachfolgenden Briefe Blüchers und Gneisenaus an Hardenberg zeigen, wie schnell sie ihre alte Zuversicht wieder gewonnen hatten, und wie sehr das große, das gemeinsame Ziel ihre Tatenlust von neuem anspornte.

Blücher an Hardenberg.

Châlons, den 1. Februar 1814.

Meine drei Korps v. Yorck, Sacken und Kleist haben alle drei verschieden mit Napoleon geschlagen, es sind ville menschen geblieben, aber ich habe meinen Zweck erreicht und dem Feind mit seiner gantzen magt fünf tage hier festgehalten. Hat die große Arme diese Zeit wo ihr nichts bedeuttendes entgegen stand, nicht benützst, so ist es zu beklagen. Die Stunde hat nun geschlagen, ein hauphtschlag muß so bald als möglich geschehn; stehn wihr und zaudern, so zehren wihr alles uf und bringen daß volk zur verzweifflung, und alles steht in masse wider uns uf. Der guhte auß gang kann nicht zweiffelhaft sein, aber der guhte augenplick muß nicht versyumt werden, so lange wahr der Kaiser Napoleon mich an Cavallerie sehr überlegen, aber nun da ich morgen und übermorgen die vier Corps von Yorck, Sacken, Kleist und Wintzingerode vereinige, so hat die sache eine andere gestallt und ich marschire den 19ten gerade uf meinen gegner los, helld er sich, so Schlage ich ihm, daß können sie sicher glauben, aber die große armeh muß nun vorwärts oder die sache kan nachtheill haben.

würken sie doch nach aller ihrer Kraft dahin, daß wihr die Sache entscheiden, die nation ist zu allem gewonnen, wenn wir den Kaisser Schlagen, und er gewinnt sie, wenn wihr zaudern.

Blücher.

Ähnlichen Inhalts ist Gneisenaus Brief an Hardenberg vom folgenden Tage: „Mit den nachrückenden Korps und Ersatzmannschaften vereinigt, könnte man die Offensive sofort wieder aufnehmen. Die Große Armee ist ihrerseits stark genug, um alles niederzutreten, was sich ihr entgegensetzen möchte, sofern man nur Entschlossenheit genug hat, dies zu tun. Es ist also gar kein Grund vorhanden, schwach in den Unterhandlungen zu werden, sondern ich muß fortan raten, die Dinge aufs äußerste zu treiben, damit wir künftighin dauerhafte Ruhe genießen. Jeder Frieden mit Napoleon gibt nur einen Waffenstillstand."





## V. Châtillon — Bar-sur-Aube.

Unerwartet nach all den schweren Niederlagen Napoleons hatte sich sein Gestirn noch einmal zu strahlendem Glanze erhoben. Ein neuer Mut des Gelingens, ja ein förmlicher Siegestaumel war über ihn gekommen. Mit einem Heere von 38000 Mann hatte er durch vier blitzschnell hintereinander geführte Schläge das Heer seines grimmigsten und gefährlichsten Gegners getroffen, jene Armee, in der recht eigentlich die bewegenden Kräfte des ganzen Krieges saßen. In der Tat gehörte sein kühner Zug über Sezanne nach Champaubert und seine kurz aufeinander folgenden Schläge gegen Sacken, Yorck und Blücher zu den großartigsten Leistungen seiner glänzenden Kriegskunst. Seine auch durch das schwerste Mißgeschick nicht geschwächte Tatkraft, seine ungebändigte Kühnheit, sein alles umfassender Feldherrnblick, nicht in letzter Reihe sein Glück hatten ihn noch einmal auf die alte Höhe des Erfolges gehoben. Sein glänzendes Unternehmen in den Tagen vom 10. bis 14. Februar erinnerte an die genialsten Taten seines jugendlichen Feldherrntums während des berühmten Feldzuges 1796—97 in Italien. Nicht zu vergessen sein Glück, das vornehmlich in der Unentschlossenheit und Uneinigkeit des Großen Hauptquartiers seinen Grund hatte, auch darin, daß er Blücher gerade in der schwächsten Stunde traf. Hätte dieser am 10. Februar sein ganzes Heer an der „Kleinen Pariser Straße" versammelt gehalten und sich nicht verleiten lassen, durch Sackens und Yorcks Korps Jagd auf Macdonald zu machen; hätte Schwarzenberg, anstatt seine Vorwärtsbewegungen einzustellen, in der verabredeten Weise den Marsch auf Paris fortgesetzt und Blüchers Bitte, ihm durch einen Vorstoß Luft zu machen, erfüllt, so wäre die Lage für Napoleon ungleich schwieriger und eine Katastrophe für die Schlesische Armee nicht möglich gewesen.

Aber es gehörte eben zu den Eigentümlichkeiten der Feldherrnkunst Napoleons, daß er die Fehler und Unterlassungssünden seiner Gegner schnell zu überblicken und auszunützen wußte. So wuchs sein Mut wieder bis zur prahlenden Zuversicht. Schon am Abend des 10. Februar hatte er an der Tafel zu Champaubert zu seinen Getreuen Marmont, Ney und Bertrand in Gegenwart des gefangenen russischen Generals Olsuwieff (der allerdings kein Französisch verstand) geäußert: „Wenn wir morgen gegen Sacken eben solchen Erfolg haben wie heute gegen Olsuwieff, dann gehen die Verbündeten schneller, als sie gekommen sind, über den Rhein zurück, und ich bin wieder an der Weichsel." Und im wilden Siegesrausch hatte er nach dem Erfolg von Vauxchamps ausgerufen: „Eine Schlesische Armee existiert nicht mehr!" Und — wunderbare Einwirkung des Erfolges! — an seiner Zuversicht entzündeten sich von neuem die Hoffnungsfreudigkeit und Begeisterung der Bevölkerung Frankreichs, die noch vor kurzem so widerwillig und ablehnend sich gegen die auferlegten Opfer gesträubt hatte. Als dann — wie zu den Zeiten von Austerlitz — in Paris unter dem Jubel der Bevölkerung lange Züge von Gefangenen unter den Klängen kriegerischer Märsche an der Vendômesäule vorübergeführt wurden, als wieder die stolzen Ordonnanzoffiziere des Kaisers in ihren schimmernden Uniformen auf den prächtig geschirrten Rossen mit den Tigerschabracken über den Platz sprengten, um die Befehle des Imperators zu überbringen, da flammte der nationale Stolz der Franzosen von neuem auf.

Und dieser neue nationale Aufschwung wurde von Napoleon in geschickter Weise durch die von ihm mittels des „Moniteur" gespeiste Presse zur Aufwiegelung eines wilden Fremden- und Nationalhasses benutzt. Durch die Organe der von ihm völlig geknebelten Presse ließ er im Volke die ungeheuerlichsten Märchen von den „Greueln der Kinder fressenden Fremdlinge" verbreiten. Freilich zeigte der Krieg, je mehr er sich durch Schwarzenbergs Unschlüssigkeit und Schlaffheit in die Länge zog, auf beiden Seiten eine zunehmende Verwilderung. Der Mangel an Lebensmitteln in dem ausgesogenen Lande zwang auch die Verbündeten oft zur Plünderung; namentlich die Landwehr, am meisten eingedenk der furchtbaren Kriegsjahre, da die Franzosen daheim in ihren Wohnungen und Ställen gehaust, war kaum im Zaum zu halten; immer schwerer wurde es den preußischen Führern, die Manneszucht auf der alten Höhe zu erhalten. Dieser Umstand gab Yorck später einmal Veranlassung, seine Truppen vor der Front tüchtig auszuzanken: „Ihr seid nicht mehr das Yorcksche Korps", sagte er, „ich bin nicht mehr der General Yorck; eine Räuberbande seid Ihr, und ich bin Euer Räuberhauptmann!"

Niemandem war diese zunehmende Verwilderung der Sitten willkommener als Napoleon selbst; mit zynischem Behagen rief er aus: „Umso besser; dann greift der Bauer schneller zur Flinte!" Am schwersten richtete dieser sich stetig steigernde Nationalhaß gegen Preußen. Daß es dieser kleine, von Napoleon niedergeworfene, auf die Hälfte zerstückelte Staat war, der Frankreich die schwersten Schläge zugefügt, wie der Minister des Auswärtigen dem Kriegsminister Clarke eingestanden hatte, das verletzte nicht nur den Stolz Napoleons, sondern auch den seines ganzen Landes und schürte den Fremdenhaß zur Erbitterung. Die Russen = les Russes waren dem Pariser Witz nur „les Rustres" (Bauernlümmel, Grobians); die Preußen = les Prussiens aber „les plus chiens" (die größten Hunde); die Österreicher = les Austrichiens: „les autres chiens" (die anderen Hunde).

All diese Stimmungen der Franzosen befestigten von neuem die Stellung Napoleons: in ihrem erwachten Vertrauen erschien er ihnen von neuem als der Retter, der sie von ihren Bedrängern befreite, und schon erhob sich an verschiedenen Stellen das Landvolk — war es auch nur in der Umgegend der verödeten Dörfer — um dem Feinde die Herbeischaffung der Lebensmittel zu erschweren.

Verstand es der Kaiser jetzt, die erlangten großen Vorteile auszunutzen und die Schlesische Armee bis zu ihrer völligen Vernichtung zu verfolgen, so war die Lage der Verbündeten eine sehr gefährdete; ihr Rückzug zum Rheine war unabwendbar. Aber Napoleon handelte jetzt ebenso wie Schwarzenberg nach dem Siege von La Rothière; er unterließ es, die Früchte des Sieges zu pflücken. Sein stolzer Siegesübermut, der ihm schon so oft im Leben gefährlich gewesen, ließ ihn, in völliger Verkennung der Dinge, mit Verachtung und Geringschätzung auf den eben niedergeworfenen Gegner blicken: „Der Kaiser hat die beste Armee des Feindes, fast 80000 Mann stark*) zertrümmert und kampfunfähig gemacht", ließ er durch Berthier an Marmont schreiben. Die Schlesische Armee schien für ihn nicht mehr zu existieren; wenigstens für lange Zeit hatte er sie aus seinen Erwägungen gestrichen. Von der großen sittlichen Widerstandskraft, die gerade in diesen Soldaten, in diesen Führern lebte, hatte der große Verachter der „deutschen Ideologen" keine Ahnung. Wie hätte er nur im entferntesten denken können, daß dieser von ihm vernichtet geglaubte Gegner acht Tage nach dem furchtbaren Rückzugsgefechte auf Etoges schon wieder schlachtbereit an der Seine stehen würde!

So ließ er gegen Blücher nur eine geringere Truppenabteilung zurück und wandte sich zunächst gegen die Große Armee der Verbündeten, deren Annäherung an Paris ihm gefährlich dünkte, und die er im Verein mit den die französische Hauptstadt deckenden Marschällen Oudinot und Victor zurückzutreiben beschloß. Dem schwankenden, nur mit Unlust den Krieg weiterführenden Schwarzenberg gegenüber war dies für den Schlachtenkaiser keine allzu schwierige Aufgabe. Urplötzlich warf er sein Heer südwärts an die Seine, fiel ähnlich, wie an der Marne, über die vereinzelten Korps Schwarzenbergs her, schlug sie und stand schon am 17. Februar bei Monterau, wo die Yonne in die Seine mündet, Schwarzenberg gegenüber. Hier zwang er am nächsten Morgen den kampfesmutigen Kronprinzen von Württemberg, die steilen Abhänge des Seinetales bei Monterau zu verlassen. Daß dies noch mit Ruhe und Ordnung geschah, war dem umsichtigen und tatkräftigen Eingreifen des Kronprinzen Wilhelm zu danken, dessen brave Reiterei die nachdringenden Franzosen so lange aufhielt, bis der Rückzug nach Bray glücklich vollzogen war. Hier war zu derselben Zeit, als der Kampf um Monterau getobt hatte, Macdonalds Korps vorgegangen, aber von den wackeren Bayern unter Wrede zurückgeworfen worden. Immerhin hatte der Kampf den Verbündeten über 4000 Mann gekostet. Aber der tapfere Widerstand des Kronprinzen von Württemberg hatte der Großen Armee durch den Zeitgewinn eines Tages die Möglichkeit gewährt, sich fester zusammenzuschließen.

Für Napoleon aber sollte dieser Sieg, den er in ungemessener Weise überschätzte, verhängnisvoll werden, denn gerade zu jener Zeit war man im verbündeten Lager — in erster Reihe die österreichische Diplomatie — mehr denn je geneigt, ihm einen annehmbaren Frieden zu verschaffen. Wir wissen, daß auf ihren Betrieb zu Châtillon am 5. Februar ein Friedenskongreß**) zusammengetreten war, dessen anfängliche Bedingungen den französischen Hochmut allerdings empfindlich treffen mußten und von dem französischen Geschichtsschreiber Thiers in seiner „Geschichte des Kaiserreiches" deswegen als „unanständig" bezeichnet werden. Sie verlangten folgerichtig die Herstellung der Grenzen von 1792 und stellten gleichzeitig die Forderung, daß die Koalitionsmächte allein, ohne Zuziehung Frankreichs, über die Verteilung der von Napoleon und seinen Bundesgenossen abgetretenen Gebiete entscheiden sollten. Unter dem Eindruck der Schlacht von La Rothière und der am 5. Februar eingetroffenen Nachricht, daß Blücher auf dem rechten Marneufer energisch auf Paris

*) Die Zahl ist in echter Napoleonischer Übertreibung um 23000 Mann zu hoch gegriffen.

**) Die Vertreter der Koalitionsmächte waren: für Preußen: Wilhelm von Humboldt; für Österreich: Graf von Stadion; für Rußland: Graf von Rasumowski; für England: Lord Aberdeen; für Frankreich: Caulaincourt.

vordringe, hatte der Kaiser sich einen Augenblick geneigt gezeigt, auf die Forderungen der Verbündeten einzugehen und seinen Gesandten in Châtillon bereits mit der unbeschränkten Vollmacht versehen, auf Grund dieser Bedingungen den Frieden abzuschließen. Als aber mit Napoleons Schlachtenglück auch seine Überhebung von neuem wuchs, nahm er die an Caulaincourt erteilte Vollmacht wieder zurück, und als Schwarzenberg ihm kurz vor der Schlacht bei Monterau einen Waffenstillstand anbot, schrieb Napoleon an seinen Bruder Joseph*) in stolzer Selbstverblendung: „Es ist schwer, feig zu sein bis zu diesem Maße. Die Elenden! Beim ersten Mißlingen fallen sie auf die Knie. Aber ich werde keinen Waffenstillstand gewähren, so lange sie nicht mein Gebiet geräumt haben."

Wenn es nach dem Großen Hauptquartier gegangen wäre, hätte Napoleon diesen Zweck nur zu schnell erreicht. Schon nach dem Tage von Monterau, der wohl eine empfindliche Schlappe, aber keine entscheidende Niederlage für die Verbündeten bedeutete, beschloß Schwarzenberg den Rückzug auf Troyes, wo man erst die Vereinigung mit Blücher abwarten wollte. Diesem selbst sowie Gneisenau und dem ganzen Schlesischen Hauptquartier bürdete man die Hauptschuld der ganzen gegenwärtigen Lage auf. Es fehlte nicht an Personen, die in den Unfällen des Schlesischen Heeres eine „wohlverdiente Strafe für das ewige Vorwärtsdrängen" erblickten. Der „Vorwitz der überklugen Herren vom Schlesischen Hauptquartier" hätte eine empfindliche Lektion bekommen; warum hatte man nicht auf die Lehren der Langerau und anderer Vorsichtigen vom Großen Hauptquartier gehört? Noch größer aber als die Schadenfreude war der Schrecken; Metternich drang auf die schleunigste Beendigung des unglücklichen Krieges, ja Österreich drohte sogar, von der Koalition zurückzutreten.**) Nach dieser Haltung des österreichischen Kabinetts konnte Schwarzenberg noch weniger ermuntert sein, es zu einer entscheidenden Schlacht kommen zu lassen. Er ordnete den Rückzug bis zur Aube an, in der sicheren Voraussicht, ihn zum Rheine fortzusetzen, schickte den Fürsten von Liechtenstein mit einer Botschaft zu Napoleon, der am 23. Februar in Troyes angekommen war und ließ ihm einen Waffenstillstand antragen, den Napoleon höhnisch zurückwies. Von Kaiser Alexander und dem König von Preußen bekam der Oberfeldherr täglich die bittersten Vorwürfe, so daß er, in fast verzweifelter Stimmung, in seinen Entschlüssen noch unsicherer wurde, bald eine Schlacht anordnete, bald wieder den Rückzug befahl.

Aus dieser entsetzlichen Verwirrung im Großen Hauptquartier, welche die Lage der Verbündeten täglich gefährlicher machte, riß die Bangenden und Zweifelnden plötzlich ein kühner Entschluß, der aus dem Schlesischen Hauptquartier kam. Gneisenau war von Blücher ins Große Hauptquartier nach Troyes geschickt worden, um mit Schwarzenberg die Anordnungen zu der verheißenen Schlacht zu verabreden. Er selbst war mit seinen Truppen in südlicher Richtung aufgebrochen, um sie der Großen Armee zu nähern und hatte am 21. Februar bei Mery an der Seine Fühlung mit den Schwarzenbergischen Truppen gewonnen. Schweres hatte in jenen Tagen die Schlesische Armee erduldet. Ausgehungert und abgerissen, während der Nacht meist ohne erquickenden Schlummer, im Freien, oft auf dem Schneefelde biwakierend, war es nicht zu verwundern, daß die Leute mit der Zeit verwilderten und bei der Befriedigung der notwendigsten Lebensbedürfnisse keine Rücksicht walten ließen. Ganze Gehöfte und kleine Dörfer verschwanden; man zündete sie an, um nur ein einziges Mal die Wohltat eines wärmenden Feuers zu haben. Die Kommandierenden, selbst Blücher, mußten Wachen ausstellen, damit das Haus, in dem man wohnte, nicht einem ähnlichen Schicksal anheimfiel. So war es erklärlich, daß die Zumutung der Schlesischen Heeresleitung, auf den heiß

*) Mémoires du Roi Joseph.

**) Hardenbergs Tagebuch, 14. Februar 1814.

ersehnten Ruhetag zu verzichten, um zum Schutze der rechten Flanke des Hauptheeres weiter vorzurücken, mit lebhaftem Unwillen aufgenommen wurde, und es bedurfte der ganzen Volkstümlichkeit der Persönlichkeit Blüchers, die Leute zu beruhigen. Damals war es, als sich jene lustige Geschichte zutrug: Als Blücher mit den Truppen zusammentraf und sie in der gewöhnlichen Art: „Guten Morgen, Leute! wie geht's Euch?" begrüßte, bekam er zu hören: „Sehr schlecht, es ist nachgerade nicht mehr auszuhalten." „Na, habt nur Geduld, es wird bald besser werden", tröstete er sie, dann fuhr er fort: „Hat nicht einer von Euch einen Schnaps?" Da rief einer: „O ja, der Peter hier hat ja noch einen Schluck", und gleich ward ihm eine Flasche und eine Brotrinde aus dem Gliede gereicht. Blücher sagte sein Prosit, trank und aß; worauf einer zum andern sagte: „Et hat den Ollen recht geschmeckt, he möt doch ooch nischt hebben", und ein allgemeines Hurra verkündete die sofort veränderte Stimmung. Dem anstrengenden Marsche war dann, das Schrecklichste von allem, ein Biwak im Schnee, gefolgt. Auf einer weiten kahlen Ebene, wo weder ein Baum noch ein Haus Schutz gewährte, lagerten in Schlachtordnung die Truppen; der heftige Ostwind trieb ganze Wolken des aufgelösten Kreidestaubs über das Blachfeld und hinderte das Anzünden des zum Abkochen nötigen Feuers; dazu störte das Feuer der feindlichen Plänkler die Ruhe; eine Kugel verwundete sogar den Feldmarschall, welcher sich in gewohnter Unerschrockenheit in die Schußlinie gewagt hatte, leicht am rechten Fuße. Die Kugel ging durch die Reithosen, wurde aber durch die starken Stiefel abgehalten, so daß sie nur eine Quetschung verursachte. Blücher scherzte über diese Verletzung: „Das ist schlimm, wir haben mehr Doktors als Schuhmacher bei uns."*)

Unter so schwierigen Verhältnissen war es, als der aus Troyes zurückgekehrte Gneisenau die trostlose Botschaft zurückbrachte, daß man im Großen Hauptquartier statt auf das erhoffte Vorwärtsgehen nur auf Waffenstillstand, Zurückgehen und Frieden sinne. Man war wie niedergeschmettert. Aber auf diese Rückzugstaktik wollte man sich unter keinen Umständen einlassen. Man war zu ernster Beratung zusammengetreten. Da erhellte plötzlich ein Vorschlag des Obersten von Grolmann — Scharnhorsts genialsten Schülers —, die Gesichter der „Blücher-Männer." Wenn es denn doch nicht zu der verheißenen Schlacht in Gemeinschaft mit Schwarzenberg kommen würde, so sollte Blücher sich abermals von dem Hauptheere trennen, zum zweiten Male nordwärts an die Marne marschieren, sich dort mit den aus Belgien heranrückenden Korps von Bülow und Wintzingerode vereinigen und so verstärkt geraden Weges auf Paris marschieren.

Einfach, groß und kühn erschien dieser Plan. War es nicht, als ob der Geist Scharnhorsts über der kleinen Versammlung schwebte? Als ob er selbst durch den Mund eines seiner feurigsten Schüler gesprochen? Mit der ganzen jugendlichen Lebhaftigkeit, die ihm eigen war, ergriff Blücher den Plan; auch vor dem kritischen Verstande Gneisenaus hielt er stand; wurde doch durch die Vereinigung mit Bülows und Wintzingerodes Heer die Schlesische Armee auf über 100000 Mann gebracht. Noch am 22. Februar wurde Grolmann mit diesen Vorschlägen nach Troyes geschickt. Das Unerwartete, für unwahrscheinlich Gehaltene geschah. Zwar die Erlaubnis zur selbständigen Offensive erhielt das Oberkommando noch nicht, wohl aber die Genehmigung, sich vom Hauptheer zu trennen und in der Richtung auf die Marne vorzurücken. Damit war aber schon viel getan. Es kam nun nur noch darauf an, auch die beiden Monarchen von Rußland und Preußen für die Zustimmung zu gewinnen, daß die Schlesische Armee die Korps von Bülow und Wintzingerode heranziehen durfte. Auch dies wurde erreicht und zwar durch jenes in der Kriegsgeschichte berühmt gewordene Schreiben Blüchers an Kaiser Alexander vom 22. Februar, in welchem er in wahrhaft klassischer Weise die

*) Blasendorff, Blücher, 270. Nach dem Berichte des Leibarztes Bieske.

Schwierigkeit und das Bedeutungsvolle des gegenwärtigen Augenblickes in gedrängten Zügen zusammenfaßt.

Mit diesem Sendschreiben wurde Grolmann abermals ins Große Hauptquartier geschickt. Dann aber brach man noch in derselben Nacht auf, um das Eisen zu schmieden, so lange es noch warm war. Nur fort, nur fort aus dem Machtbereich Schwarzenbergs! Man kannte ihn nach den langen Erfahrungen zu gut, um nicht mit einem plötzlichen Widerruf der gegebenen Erlaubnis zu rechnen, wie er denn auch vorübergehend wirklich eintraf. Indessen hatte sich im Hauptquartier in Bar-sur-Aube tagaus tagein das alte klägliche Spiel wiederholt. Am 23. Februar hatte wieder einmal eine große Sitzung stattgefunden, an welcher die drei verbündeten Monarchen, Fürst Schwarzenberg und die Generale Radetzki, Knesebeck und Diebitsch, von Diplomaten Metternich, Nesselrode, Hardenberg und Castlereagh teilnahmen. Noch einmal platzten die Gegensätze der Kriegs- und Friedenspartei hart aufeinander. Aber Alexander blieb fest und forderte im Falle eines Vormarsches Napoleons gegen die Schlesische Armee eine sofortige Offensive der Hauptarmee; für den Fall, daß man sich weigere, würde er allein mit seinen Truppen zu Blücher abrücken. König Friedrich Wilhelm schloß sich trotz der Bedenken Knesebecks jetzt rückhaltlos seinem Freunde Alexander an und bestand „nachdrücklich auf der Vereinigung aller drei Armeen zu einer Unternehmung auf Paris", wie Metternich berichtet, der noch hinzufügt, daß die Beratungen „nicht ohne Bitterkeit des Königs von Preußen" geführt worden seien. Man hatte sich schließlich auf sieben vom Zaren niedergeschriebene Punkte geeinigt, deren wichtigster der war, daß „Blücher seine Bewegungen getrennt fortsetzen konnte." Damit war Blücher die Hauptrolle, der Großen Armee die Nebenrolle zugewiesen und der Krieg in die entscheidende Krisis getreten.

Es ist nicht ohne Interesse, das Verhalten der beiden jungen Söhne des Königs zu beobachten, die den Feldzug mitmachten, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Wilhelm. Sie hatten sich während der Kriegsberatung im Garten aufgehalten und versuchten nun, aus den Mienen der beteiligten Persönlichkeiten, als diese das Beratungszimmer Knesebecks verließen, auf das Ergebnis der Verhandlungen einen Schluß zu ziehen. „Doch wurden wir nicht viel klüger", berichtet Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm I., in seinem Tagebuch, „als wir auch alle Physiognomien studierten . . . Der Kaiser Alexander weiß gut sein Gesicht zu verstellen . . . Wir begegneten bei Ailleville dem Oberst Bock, der bei Wittgenstein Adjutant ist. Er war außer sich, daß es noch immer zurückging und sagte, daß es den Truppen sehr mißfiele. Der König tröstete ihn, indem er sagte, daß Blücher bereits im Vorgehen wäre, und wir wohl folgen würden." Allen Zweifeln aber über die Haltung des Königs, der von nun an mit Energie für ein energisches Vorgehen eintrat, machte der folgende Brief Friedrich Wilhelms ein Ende, den er fast unmittelbar nach der Kriegsratsitzung an Blücher schrieb: „Es ist jetzt beschlossen worden, daß die Armee des Fürsten Schwarzenberg die Rolle übernehmen wird, welche der Schlesischen Armee beim Anfang der Operationen nach Ablauf des Waffenstillstandes in diesem Sommer vorgeschrieben war; demgemäß wird sie für jetzt ihre rückgängige Bewegung noch fortsetzen. Die Armee unter ihrem Befehle hingegen ist bestimmt, die Offensive zu ergreifen! . . . Der Ausgang dieses Feldzuges liegt von nun an in Ihrer Hand. Ich und mit mir die verbündeten Monarchen rechnen mit Zuversicht darauf, daß Sie durch eine ebenso kräftige als vorsichtige Leitung Ihrer Operationen das in Sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen und bei der Entschlußkraft, die Ihnen eigen ist, es nie aus den Augen verlieren werden, daß von der Sicherheit Ihrer Erfolge das Wohl aller Staaten abhängig ist."

Es war kein geringes Verdienst, das sich der König durch seine energische Stellungnahme für die Blüchersche Eigenbewegung im Interesse des Fortganges des Krieges erwarb. Wenigstens

von einer Seite mußte etwas geschehen, während die anderen zurückgingen, denn im Schwarzenbergschen Hauptquartier war ein vollständiger Stillstand eingetreten. Nachdem der Fürst die Offensive in Blüchers Hand gelegt, hatte er den entmutigenden Rückzug auf Bar-sur-Aube fortgesetzt. Aber auch dort hatte er nicht stand gehalten. Als Oudinot mit verhältnismäßig geringen Truppenmassen gefolgt war und die Aube überschritten hatte, war er auf Chaumont zurückgewichen. Diesmal aber fand er in König Friedrich Wilhelm III. einen energischen Gegner. Dem König war es klar,



Treffen bei Bar-sur-Aube. 27. Februar 1814.
Das Bayrische 10. Infanterie-Regiment bei der Erstürmung der Stadt Bar-sur-Aube.

daß das Heer physisch und moralisch der Auflösung entgegenging, wenn diesem ewigen Zurückweichen nicht Einhalt geschah. Er drang daher bei Schwarzenberg auf die sofortige Einstellung des Rückzuges und den Angriff am nächsten Tage. Wieder wie bei Kulm hatte er, seine Schüchternheit überwindend, sein gesundes militärisches Urteil gezeigt.

Die durch das ewige Zurückgehen tief herabgestimmten Truppen vernahmen die Kunde von dem geplanten Angriff mit jubelnder Begeisterung. Die Korps von Wrede, Wittgenstein und dem Kronprinzen von Württemberg sollten am nächsten Tage, dem 27. Februar, den Feind angreifen. Dieser war mit etwa 30000 Mann schon über die Aube gegangen und lagerte, sorglos gemacht durch die zögernden Bewegungen der Verbündeten in den letzten Tagen, im Tale des Flusses. Schwarzenbergs Plan für die Nacht war ohne Zweifel klar und zweckentsprechend. Wrede sollte

# Nachbildung eines Briefes

## des Generalfeldmarschalls G. von Blücher an S. M. Kaiser Alexander von Rußland,

d. d. Merry, 22. Februar 1814.

---

In Größe des Originales.

---

Zu: Die deutschen Befreiungskriege 1806—1815. (Berlin, Verlag von Paul Kittel.)

## Uebertragung des nebenstehenden Schreibens.

Der Obrist von Grollmann bringt mir die Nachricht, daß die Haupt-Armee eine Rückgängige Bewegung machen wird; ich halte mich verpflichtet Ewr. Kaiserligen Mayestet die unvermeidligen nachtheiligen Folgen davon aller untertänigst vor zu stellen:

1) die gantze Französische Nation tritt unter die Waffen, der Theil so sich für die gute Sache geäußert, ist unglücklig.
2) unsre siegreiche Armee wird muthlos
8) wir gehen durch rückgängige Bewegungen in Gegenden, wo unsre Truppen durch Mangel leiden werden; die Einwohner werden durch den Verlust des Letzten, was sie noch haben, zur Verzweifflung gebracht
4) der Kaiser von Frankreich wird sich von seiner Bestürtzung, worin er durch unser Vordringen, erholen, und seine Nation wider für sich gewinnen.

Ewr. Kaiserlige Majest. danke ich aller untertänigst daß Sie mir eine Offensive zu beginnen erlaubt haben, ich darff mir alles Guhte davon versprechen, wenn Sie gnädigst zu bestimmen geruhen, daß die Generale von Winzingerode und von Bülow meiner Anforderung genügen müssen; in dieser Verbindung werde ich auf Paris vordringen, ich Scheue so wenig Kaiser Napoleon wie seine Marschälle, wenn sie mir entgegen treten. Erlauben Ewr. Kaiserlige Mayestedt die Versicherung, daß ich mich glücklich schätzen werde, an der Spitze der mir anvertrauten Armee Ewr. Kaiserligen Mayestedt Befehle und Wünsche zu erfüllen.

Merry d. 22. Februar 1814.

G. Blücher.

der obrist von Grollmann bringt mir die Nach-
richt, daß die Haupt-Armee eine rückgängige Be-
wegung machen wird; ich halte mich verpflichtet Ew.
Kaiserlichen Majestät die unausweichlichen nachtheiligen
Folgen derselben allerunterthänigst vorzustellen:

1 die ganze französische Nation tritt unter die Waffen,
der Theil, so sich für die gute Sache geäußert hat, ist un-
glücklich.

2/ unsere siegreiche Armee wird muthlos

3/ wir gehen durch rückgängige Bewegungen in Gegen-
den, wo unsere Truppen durch Mangel leiden
werden; die Einwohner werden durch den Verlust der
Hoffnung auf sie noch mehr zur Verzweiflung gebracht

4/ der Kaiser eine furchtbare Macht schaffen, seine Be-
stärkung, worin er durch unser Zurückweichen, erhalten
und seine Nation wieder für sich gewinnen.

Ewer keiserlichen majestät dancke ich aller unterthänigst
das Sie mir eine offensive zu beginnen erlaubt haben
ich darf mir alles Gute davon versprechen wen Sie
gnädigst zu bestimmen geruhen, das die Generalls von
Winzingerode und v Bülow meine aufforderung gehorchen
müssen; in dieser verbindung werde ich auf Paris vordringen;
ich scheue weder keiser Napoleon noch seine Marschälle
wen sie mir entgegen treten. erlauben Ewer keiserlich
Majestät die versicherung, das ich mich glücklich schätzen
werde, wen ich mit der mir anvertrauten Armee
Ewer keiserlichen Majestät befehle und wünsche zu erfüllen
Merÿ d 22t. febr 1814

v Blücher

mit 20000 Mann bei Bar-sur-Aube den Kampf gegen den Feind zunächst erst hinhaltend führen. Während dies geschah, sollte Wittgenstein mit einer Truppenanzahl von ähnlicher Stärke bei dem etwa zwei Stunden abwärts gelegenen Übergangspunkt Caulaincourt die Aube überschreiten und den linken Flügel des Feindes umgehen; erst nachdem durch diese Umgehung die Kräfte des Feindes geteilt waren, sollte Wrede den Angriff bei Bar mit ganzer Kraft beginnen, um die Stadt in seinen Besitz zu bringen. Aber als Wittgenstein mit Gortschakowschen Truppen die Übergangsstelle erreicht hatte, war den Franzosen der Plan der Umgehung schon bekannt geworden, und sie bereiteten den andringenden Russen einen heftigen Widerstand. Schnell wurden auch die übrigen in der Nähe befindlichen Korps herbeigezogen, und nach einem hartnäckigen Kampfe, bei welchem der russischen Artillerie die Hauptaufgabe zufiel, zogen sich die Franzosen, um der Überflügelung zu entgehen, zurück, während auch in Bar-sur-Aube General Wrede mit seinen Bayern Herr der Stadt war. Etwa 3000 Mann hatten die Franzosen verloren, während die Verbündeten mit der Hälfte davon gekommen waren.

Der Sieg war für den König und sein Haus diesmal von ganz besonderer Bedeutung gewesen; denn heute war sein zweiter Sohn, Prinz Wilhelm, der spätere ruhmreiche Kaiser Wilhelm I. zum ersten Male an der Seite seines Vaters und seines älteren Bruders, des Kronprinzen von Preußen*) in die Schlacht geritten. Da der König es vornehmlich gewesen war, welcher Schwarzenberg zur Schlacht gedrängt hatte, fühlte er sich ganz besonders verantwortlich an diesem Tage und setzte deswegen außer seiner eigenen Person auch die seiner beiden Söhne — die ganze Hoffnung Preußens — als Einsatz ein. Wie Prinz Wilhelm viele Jahre später, als er schon deutscher Kaiser war, erzählt, hat der König schon früh 7 Uhr die Prinzen zu sich kommen lassen, ihnen die Erlaubnis erteilt, dem Gefecht beizuwohnen, aber in väterlicher Besorgnis hinzugefügt: „Es gibt eine Bataille, exponiert Euch nicht unnötig, macht kein dummes Zeug!“ Er hatte sie dann im Wagen überholt, und sie waren im Galopp nachgeritten.

Viel später finden wir dann den König mit den beiden Prinzen wieder im dichtesten Gewühl der Schlacht. Im lebhaftesten Infanteriefeuer suchte er mit den beiden die Jäger wieder zu ordnen und zum Vorgehen anzufeuern, so daß ihn Fürst Schwarzenberg verschiedene Male vergeblich bat, die gefährliche Stelle zu verlassen: „Wo Ihr Platz ist, mein lieber Feldmarschall, da ist auch der meinige“, antwortete der König. Während die an der Spitze des Infanteriekorps Gortschakow befindlichen Regimenter Kaluga und Mohilew der Gefahrstelle zustrebten — nach des Prinzen Wilhelm Aufzeichnung war es der König, der das erstere heranholen ließ —, setzte sich Wittgenstein an die Spitze des halben Pskowschen Regiments und führte es gegen den Feind. Der König und die Prinzen ritten die Attacke „auf dem rechten Flügel des Regiments bis auf sechzig Schritt im stärksten Gewehrfeuer mit“, da erst gelang es dem Flügeladjutanten, Major von Thile, den König zur Umkehr zu bewegen. Nur eine kurze Strecke jagte er mit den Prinzen, um die er doch besorgt sein mußte, immer im stärksten Feuer, mit. Prinz Wilhelm bezeichnet es als „ein wahres Wunder“, daß niemand verwundet wurde. Übrigens wurden die Kürassiere durch die Weinbergsmauern am Einhauen gehindert und mußten umkehren. In diesem kritischen Augenblick wurden von zwei österreichischen Generalstabsoffizieren zwei schwere russische Geschütze herbeigeholt, die mit Kartätschenfeuer erfolgreich eingriffen. Dadurch wurde den Jägern Luft gemacht, die nun einen erfolgreichen Vorstoß ausführten. Inzwischen war das französische Kavalleriekorps Valmy vom anderen Aube-Ufer herübergekommen und attackierte die nunmehr verstärkte russische Artillerie; auch die französische Infanterie machte Fortschritte, und der französische linke Flügel wandte sich

*) Nachmals König Friedrich Wilhelm IV. (1840—1861.)

gegen die Umgehungskolonnen des Herzogs Eugen. Unterdessen entwickelte sich Gorschakows Infanterie, und im Augenblick größter Gefahr stürzte sich ein Bataillon des Regiments Kaluga ohne höheren Befehl in den nördlichen Teil der vorerwähnten Schlucht, erstieg im toten Winkel des feindlichen Feuers den steilen jenseitigen Hang, erreichte die Hochfläche „Côte de Malepin", erschien nebst dem rechts gestaffelt folgenden anderen Bataillon in des Feindes rechter Flanke und brachte ihn in Unordnung. Es gelang dem Regiment weiter vorzudringen, und die Regimenter Mohilew und Perm, sowie der Rest des Korps Gortschakow folgten. Als der König das kühne Vorgehen



Prinz Wilhelm von Preußen.

des Regiments Kaluga wahrnahm, beauftragte er den Prinzen Wilhelm, den Namen des Regiments zu erfragen, worauf dieser abermals ins lebhafteste Infanteriefeuer vorreiten mußte — es war sein erster Auftrag im Kriege. Er tat dies mit größter Kaltblütigkeit „wie beim Manöver" und soll im Schritt die Feuerlinie entlang zurückgeritten sein. Seine Meldung hat der König dann als etwas Selbstverständliches hingenommen, seinem tapferen 17jährigen Sohn aber doch nachher das Eiserne Kreuz verliehen. Kaiser Alexander kam ihm noch mit dem Georgskreuz zuvor, und später ist der Prinz dann Chef des Regiments Kaluga geworden.*)

Unzweifelhaft war der Sieg von Bar-sur-Aube dem zähen und unausgesetzten Einwirken des Königs auf den kriegsmüden Schwarzenberg zu verdanken. Bar-sur-Aube war entschieden nächst Kulm des Königs größter Tag. Daß der Sieg nicht diejenige strategische Bedeutung gewann, die er hätte haben müssen, lag nicht an ihm, sondern an der Gewohnheit des Großen Hauptquartiers, keine energische Verfolgung zu betreiben; immerhin aber hatte er das eine Gute, daß die ins Lockere geratene Koalition der Verbündeten wenigstens nun notdürftig wieder hergestellt wurde.

*) Generalleutnant A. v. Janson, König Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht, S. 267.

Der Umstand, daß Napoleon allen Bemühungen der Friedensfeinde zum Trotz auch nicht einmal den Schein der Nachgiebigkeit annahm, überzeugte schließlich auch die Friedfertigsten, daß der Kaiser mit den Bedingungen, wie sie die Verbündeten ihm vorgeschlagen, niemals einen aufrichtigen Frieden schließen würde. Nur die Gewalt der Waffen war imstande, den Stolzen zu beugen. Einen Brief des Kaisers Franz an Napoleon hatte dieser mit heftigen Ausfällen gegen Rußland und England und mit dem Versuch beantwortet, den Kaiser von Österreich von seinen Verbündeten zu trennen, indem er ihm begreiflich machte, „daß er nur für fremde Interessen fechte, und daß er, wie auch seine Empfindungen für den Augenblick sein mögen, doch französisches Blut in seinen Adern habe."

Aber die österreichische Diplomatie war klug genug, sich durch solche Worte nicht fangen zu lassen; bei der entschiedenen Haltung Rußlands und Preußens, die im Notfall den Krieg auf eigene Hand fortzuführen sich nicht zu scheuen erklärten, was eine völlige Isolierung Österreichs bedeutet haben würde, zog es Metternich doch vor, auch seinerseits Napoleon gegenüber eine ernste Haltung anzunehmen. Das Ergebnis dieser günstigen Wendung in den Entschlüssen der Verbündeten war eine neue Vereinbarung zwischen ihnen. Wie einst auf die Schlacht von Kulm der Vertrag von Teplitz, so folgte auf den Sieg bei Bar-sur-Aube das Bündnis von Chaumont (1. März 1814), eine feierliche Allianz, welche jede der vier Mächte auf 20 Jahre hinaus zur Stellung von 150000 Mann verpflichtete, Italien, Spanien, der Schweiz und den Niederlanden beim Friedensschlusse ihre volle Unabhängigkeit zusicherte, alle Sonderverträge von neuem untersagte und auch den verbündeten Mächten zweiten Ranges den Beitritt gestattete.

So war Österreich fest geblieben. In seiner Antwort auf Napoleons Brief erklärte Kaiser Franz mit Nachdruck, „daß der Friede nur ein allgemeiner sein werde und nirgends anders als in Châtillon verhandelt werden könne." Die verbündeten Mächte hatten sich in Chaumont verpflichtet, „den Krieg in einmütigster Weise mit allen Mitteln fortzusetzen." Die gefährlichen Folgen der bösen Februarniederlagen waren überwunden; Blüchers Vormarsch auf Paris gab dem durch das ewige Zögern gesunkenen Mut der Truppen wieder Kraft und Spannung, und so schien sich alles zu vereinigen, um mit dem beginnenden Frühlingsmonat dem Feldzug eine entscheidende Wendung zu geben.





# VI. Laon — Arcis-sur-Aube.

„Das ganze Schicksal des Krieges hat sich gewendet!" rief Napoleon aus, als er die Nachricht erhielt, daß Blücher, den er vernichtet geglaubt, bereits am 27. Februar wenige Meilen von Paris bei Meaux an der Marne stand. „Von diesem Heer droht Paris weit mehr Gefahr als von den anderen", hatte er hinzugefügt. Und er kannte seiner Gegner. Blücher war in der Nacht vom 23. zum 24. Februar von Mery aufgebrochen; die Schlesische Armee hatte auf drei Pontonbrücken die Aube überschritten. „Frisch, Grenadiere, nun geht's nach Paris!" hatte der alte Marschall Vorwärts seinen Soldaten zugerufen, als er am Morgen des 24. an ihnen vorbei geritten war. In starken, anstrengenden Märschen war er dann, die Marschälle Marmont und Mortier mit ihren geringen Streitkräften vor sich hertreibend, bis an die Marne vorgedrungen und hatte am 27. Meaux und la Ferté sous Jouarre an diesem Flusse erreicht. Der letztgenannte Ort war ihm als Übergangspunkt für die Verbindung mit Bülow und Wintzingerode von größter Wichtigkeit. An beide Generale hatte er — nach Laon und Reims — die Aufforderung ergehen lassen, sich in der Richtung auf Paris in Marsch zu setzen. Seine wichtigste Sorge war, sich mit ihnen zu vereinigen. Er hatte erst daran gedacht, sie hier an der Marne zu erwarten; aber der schnelle Vormarsch Napoleons, der in Eile heranzog, ließ es doch rätlicher erscheinen, den beiden Korps nach der Aisne, einem Nebenfluß der Oise, entgegenzuziehen. Die Vereinigung mit den Streitkräften Bülows und Wintzingerodes ging am 4. März bei Soissons, einem Hauptübergang über die Aisne, ungehindert von statten. Bülow war mit starker Macht auf die Stadt gerückt; um dem angedrohten Sturme auszuweichen, hatte der Kommandant kapituliert und die Tore geöffnet. Die Stadt erhielt eine russische Besatzung. Für das Schlesische Heer war die Einnahme der Stadt von allergrößter Bedeutung, ermöglichte sie doch die Verbindung mit dem Bülowschen Heere.

Durch die Vereinigung Blüchers mit den beiden Korps war eine Macht von weit über 100000 Mann unter Blüchers Befehl gestellt. Mit herzlichem Willkommen begrüßten sich die auf so verschiedenen Wegen hier zusammengetroffenen vaterländischen Brüder, sich gegenseitig mit größter Verwunderung musternd. Wie verschiedenartig war der Anblick! Die Leute vom Bülowschen Korps, aus dem üppigen Holland und einem leichten, glücklichen Feldzuge kommend, waren im besten Zustande, wohl gekleidet und wohl genährt. Ihre armen schlesischen Kameraden boten dagegen einen traurigen Anblick. Durch unaufhörliche angestrengte Märsche, Biwachten, tägliche, in letzter Zeit meist unglückliche Gefechte, Strapazen und Entbehrungen aller Art, abgerissen, fast ohne Fußbekleidung, waren sie, wie einer vom Bülowschen Korps sie schildert, so heruntergekommen, daß man sich kaum eine Vorstellung davon machen kann. „Als der Feldmarschall“, so ergänzt Müffling diese Schilderungen, „in Soissons seine Truppen bei sich vorbeimarschieren ließ, hielt Bülow an seiner Seite. Unsere Leute sahen merkwürdig aus. Von Rauch und Pulverdampf geschwärzte, magere Gesichter, dem Luxus des Rasiermessers seit langer Zeit entfremdet, aber mit dem Ausdruck der Energie und körperlichen Kraft, in zerfetzten Mänteln, kümmerlich geflickten Hosen, unangestrichenem Lederzeug, unpolierten Gewehren. Die Reiterei auf mageren, ungeputzten Pferden, die vor Hunger nicht wiehern konnten, dabei dennoch alles in echt kriegerischer Haltung. Meine Augen wendeten sich unwillkürlich immer auf Bülow und seine Umgebung, in deren Gesichtern ich umso mehr glaubte lesen zu können, was in ihrem Innern vorging, als ich soeben einem Truppenteil des Bülowschen Korps begegnet war, in glänzend schöner, neuer Uniform, weiß- und rotbäckig, mit zierlich gekräuselten Locken und blinkenden Waffen. ‚Den Leuten wird einige Ruhe wohltun‘, sagte Bülow mit großem Ernst von unsern zerlumpten Soldaten.“ Die Situation war hier so ähnlich wie im siebenjährigen Kriege, als Friedrich der Große nach jenem berühmten Geschwindmarsch von Mähren nach der Neumark im August 1758 kurz vor der Schlacht von Zorndorf mit seinen abgehetzten und abgerissenen braven Mannschaften im Lager bei Küstrin eintraf, um sich hier mit den schmucken und ausgeruhten Truppen des Grafen Dohna zu vereinigen. Nicht ohne einen Anflug von Spott sagte Friedrich zu Dohna, als dessen stattliches Korps an ihm vorüberzog: „Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt. Ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen!“*) Freilich, das Aussehen der Leute war schlecht; aber an Zähigkeit und Kampfesgeübtheit nahmen sie es mit allen übrigen auf. Jedenfalls waren die sarkastischen Bemerkungen Bülows und Wintzingerodes über die braven Kerle höchst ungerecht; Blücher aber, der Lebenskünstler, verstand es trefflich, ihrer scharfen Kritik dadurch die Spitze abzubrechen, daß er ihnen mit den Worten entgegenritt: „Ja, ja, wir haben die schönste Schmiere gekriegt; wenn aber drei solche Kerle, wie wir, zusammenhalten, da soll ja den Bonaparte das Donnerwetter regieren!“ So hatte der alte Feldmarschall alles getan, um das gute Einvernehmen aufrecht zu erhalten, das durch Yorcks Starrköpfigkeit, Bülows starkes Selbstgefühl**) und die fortwährenden Umtriebe des Kronprinzen von Schweden***) oft genug zum Schaden der großen Sache gestört zu werden drohte.

---

*) Siehe das Werk des Verfassers: „Friedrich der Große, in bildlichen Darstellungen von K. Röchling und R. Knötel, in historischer Ausführung von Hermann Müller-Bohn. Berlin, Historischer Verlag von Paul Kittel, S. 76.

**) Gegen Yorck und Kleist sprach sich Bülow oft sehr rücksichtslos und abfällig über das Blüchersche Hauptquartier aus. „Was seid Ihr für Kerle“, rief er einmal seinen alten Kameraden zu, „daß Ihr Euch von den Untergeordneten des Hauptquartiers, von dem hirnverbrannten Gneisenau, von dem Milchgesicht Müffling, von dem Grolmann und wie sie alle heißen, befehlen und verbrauchen läßt?“

***) Bernadotte stand durch geheime Agenten fortwährend mit Paris in Verbindung; im Kreise des Bülowschen Hauptquartiers war man völlig davon überzeugt, daß dem ehrgeizigen und wetterwendischen Gaskogner kein Mittel zu abenteuerlich war, im Trüben nach der französischen Krone zu fischen.

Eben damals, als Napoleon, von allen Seiten bedroht, alle Kräfte seines rastlosen Geistes entfaltete, machte sich unter dem Einfluß Bülows und seines Generalstabschefs Boyen im Blücherschen Hauptquartier eine Strömung geltend, die im Interesse der Erhaltung der Schlesischen Armee, der Kerntruppe des preußischen Heeres, aus einer offensiven mehr in eine passive Kriegsführung überzugehen geneigt war. Der bisher durch Blücher und Gneisenau besonders vertretene Gedanke der schnellsten Niederwerfung Napoleons, des rücksichtslosesten Vorwärtsgehens auf Paris hatte allerdings die Schlesische Armee den furchtbarsten Anstrengungen ausgesetzt; hinzugekommen war ihr schweres Mißgeschick in den Gefechten an der Marne in den Tagen vom 10. bis 14. Februar, das, im Grunde genommen, durch die geringe Energie der Schwarzenbergischen Heeresführung verschuldet war. Der entsetzliche Zustand des Schlesischen Heeres hatte bei der Vereinigung in Soissons nicht nur die scharfe Kritik Bülows herausgefordert, der als Gegner Blüchers und Gneisenaus vielleicht als befangen gelten konnte, sondern auch einen so maßvollen Mann wie Boyen, der als Freund Gneisenaus hier als völlig unparteiisch gelten kann, nachdenklich gemacht. Aber nicht bloß militärische, sondern in erster Reihe politische Gründe, ließen die möglichste Erhaltung der Schlesischen Armee als dringend wünschenswert erscheinen. Es war bei den Kundigen im preußischen Hauptquartier kein Geheimnis mehr, daß in den Kalkulationen der österreichischen Diplomaten die Überlegung eine große Rolle spielte, „ob nicht ein möglichstes Aufbrauchen der preußischen Streitkräfte beim Friedensschluß ein ganz erwünschtes Resultat für die Österreicher sei.*) Daß für den künftigen Friedensschluß weniger die Leistungen jedes einzelnen, als vielmehr die Macht, über die er am Ende noch verfügte, das entscheidende Moment für seine Ansprüche abgeben werde, war gewiß.**) Aus diesem Grunde lag die Erhaltung der Schlesischen Armee im ureigensten Interesse der Erhaltung Preußens. Schon am 3. März hatte Boyen an seinen Freund Gneisenau geschrieben: „Wird die Blüchersche Armee geschlagen und zersprengt, was möglich wäre, so ist der Rhein verloren und ein schimpflicher Friede gewiß. Bei der Schlesischen Armee sind alle preußischen Truppen, und wir müssen diese dem Vaterlande erhalten." In demselben Sinne hatte Bülow gesagt: „Die preußische Armee muß nicht vernichtet werden, wenn Preußen eine Rolle unter den verbündeten Mächten spielen soll." Dem Gewicht dieser Gründe konnte sich schließlich auch Blücher, vor allem Gneisenau nicht verschließen. Auch in den Reihen der übrigen höheren Offiziere des Schlesischen Hauptquartiers brach sich, wie längst schon in der Armee, die Auffassung Bahn, daß die Preußen und Russen bisher am meisten getan hätten; nun könnten auch einmal die Österreicher ihre Haut zu Markte tragen und kräftig vorgehen. Die bange Frage, daß Preußen sich verbluten würde, noch ehe das große Ziel der völligen Befreiung erreicht war, drängte sich immer mehr in den Vordergrund. Über dem ersten Ziel, der Niederwerfung Napoleons, erhob sich jetzt für die preußischen Patrioten das zweite, die Zukunft Preußens, groß und herrlich von ihnen geträumt, aber einer kaum minderen Kraftanstrengung bedürftig, wie das erste. Dazu war vor allem die Erhaltung der Schlesischen Armee als Kern der preußischen Macht notwendig, um sie bei den Friedensverhandlungen als Hauptgewicht in die Wagschale werfen zu können. Unter der Einwirkung dieses Gedankens schien es geraten, von der Napoleonischen Macht der Kriegsführung, der Blücher und Gneisenau bis dahin gehuldigt hatten, mehr zu der älteren schonenderen Kriegsweise, wie sie alle anderen Generale, namentlich auch Wellington in Spanien beibehalten hatte, überzugehen. Von

*) Es ist jetzt aktenmäßig beweisbar, daß die von preußischen Diplomaten und Generalen gehegte Befürchtung nicht unbegründet war. Schon am 21. November 1813 hatte Schwarzenbergs Generalstabschef, Graf Radetzky, geschrieben: „Die Preußen, welche ohnedies für den nächsten Feldzug die wenigsten Truppen liefern und denen beim einstigen Frieden, so wie sie sich jetzt zeigen, die wenigsten Truppen zu wünschen sind."

**) Delbrück, Gneisenau. II, 98.

den preußischen Generalen hatte York schon immer in diesem Sinne gesprochen und war zum Teil deshalb mit Gneisenau in Streit geraten. Jetzt gewann diese Anschauung einen neuen Vertreter in dem General von Bülow und einen sehr beredten Wortführer in dessen Generalstabschef Boyen, der, seit langem Gneisenau befreundet, um so mehr seiner Ansicht Gehör verschaffte, als Gneisenau sich mit ihm in den politischen Grundideen eines Sinnes wußte und bei ihm hinter dem Rat zur Vorsicht nicht etwa Mangel an Energie argwöhnte.*) Mit der Vereinigung der Heere Blüchers und Bülows begann, wie Boyen sagt, gewissermaßen eine neue Epoche der Kriegsführung in Frankreich. Das strategische Übergewicht über Napoleon, so daß seine völlige Niederwerfung bevorstand, war gewonnen und konnte mit geringem taktischen Einsatz realisiert werden.**) Unter der Einwirkung aller dieser auf das Hauptquartier Blüchers einstürmenden Anschauungen, wozu noch eine heftig auftretende Krankheit des Feldmarschalls getreten war, hatte sich fast unbewußt die eigentümliche Tatsache vollzogen, daß die Schlesische Armee den bisher befolgten Grundsatz rücksichtsloser Offensive, der sie so wesentlich von allen verbündeten Heeren unterschied, aufgab und mit den eingetroffenen neuen Korps abwartend hinter der Aisne Aufstellung nahm, entschlossen, Napoleon die Offensive zu überlassen. Wir werden bald sehen, daß die Verhältnisse der verbündeten Armee dennoch zum Angriff trieben.

Napoleon hatte vergeblich gehofft, Blücher noch diesseits der Aisne, bevor er sich mit Bülow und Wintzingerode vereinigte, zu treffen. Ganz im Unklaren über die Absichten des Feldmarschalls, dessen Rückzug er als eine Art Flucht aufgefaßt hatte, hoffte er, ihn noch, bevor er die belgische Grenze erreicht haben würde, zu fassen und zu schlagen. Er mußte sich, koste es, was es wolle, dieses unbequemen Gegners entledigen, der ihm schon so oft seine Kreise gestört hatte. Obwohl er dadurch die Rückzugsstraße auf Paris preisgab, versuchte er, ihn rechts zu umgehen, ihn in der Seite und im Rücken zu fassen. Wie immer schnell seine Pläne zur Ausführung bringend, hatte er am Morgen des 5. März die alte Stadt Reims durch einen plötzlichen Überfall genommen, wobei eine Anzahl Russen als Gefangene in seine Hände gefallen waren. Einmal im Zuge, schickte er sich nun an, die Aisne zu überschreiten, die Straßen nach Laon zu gewinnen, den linken Flügel des Feindes völlig zu umgehen und dadurch Blücher eine Niederlage beizubringen. Marmont und Mortier, in der Richtung auf Soissons entsendet, sollten ihn bei seinem Vorhaben unterstützen. Seinem Plane entsprechend, hatte er nach Überschreitung der Aisne bereits am 6. März in Corbeny die Straße nach Laon erreicht und stand plötzlich in der Flanke der Verbündeten, schneller als sie gedacht hatten bereit, sich auf den vereinzelten Gegner zu stürzen. Aber im Blücherschen Hauptquartier war man entschlossen, seiner Kühnheit durch einen entscheidenden Schlag ein Ziel zu setzen. In Eile traf man alle Anordnungen dazu. Bülow sollte sich Laons versichern, Sacken und Langeron die steile Hochfläche zwischen Laon und Craonne besetzen. Während die beiden Korps auf der Hochfläche Napoleon beschäftigten, sollte Wintzingerode mit dem größten Teile der Kavallerie und den reitenden Batterien — es waren mehr als 10000 Mann und etwa 760 Geschütze — den Feind rechts umgehen und ihm, wenn er, von der Reimser Straße links abbiegend gegen Craonne seine Richtung nahm, in den Rücken fallen.

Der Plan war ohne Zweifel gut. Den Franzosen war der Zugang zu Laon dadurch einstweilen verlegt, und die gesamte Armee konnte an diesem Punkte inzwischen eine gesicherte Stellung einnehmen; ja, Wintzingerode konnte nach der Umgehung des französischen Heeres mit seinen großen Kavalleriemassen Napoleon eine vernichtende Niederlage beibringen. Aber das Vorhaben

*) Delbrück, Gneisenau. II, 91.

**) Generalfeldmarschall Hermann von Boyen, von Friedrich Meinecke, S. 371.

scheiterte völlig an Wintzingerodes Lässigkeit. Als York und Kleist am nächsten Morgen zu seiner Unterstützung aufbrachen, um über Fétieux die Straße nach Craonne zu erreichen, erfuhren sie, daß Wintzingerode seinen Marsch noch nicht einmal angetreten habe. So hatte das russische Fußvolk, das bei Craonne das Plateau besetzt hielt, die ganze Wucht des französischen Angriffs auszuhalten. 20400 Mann standen hier am 7. März den wütenden Angriffen Napoleons gegenüber, der mit 30000 Mann vor der Hochfläche erschien, die, überall steil abfallend, nur durch Umgehung im Osten ersteigbar war. Stundenlang tobte hier der Kampf, der zu den heftigsten und blutigsten des ganzen Feldzuges gehört. In bewundernswürdigen Angriffen suchten die Franzosen die Russen von dem wichtigen Laon abzudrängen. Vergebens. Zwar war Napoleon am Abend im Besitz des Hochplateaus, aber für die Russen bedeutete dieser Erfolg Napoleons keine Niederlage; im geordneten Rückzuge erreichten sie in Laon Blüchers Hauptmacht. Keine Trophäe war in die Hände der Franzosen gefallen, und während die Russen in dem heißen Kampfe 4700 Mann verloren hatten, deckten 8000 Franzosen tot oder verwundet das Schlachtfeld.

Der Erfolg Napoleons auf der Hochfläche von Craonne war ein Pyrrhussieg für ihn gewesen. Er wußte, daß er noch einmal die Würfel werfen mußte um die Entscheidung; wie er hoffte — die letzte Entscheidung. Die Nachrichten über das zu Chaumont am 1. März erneuerte Bündnis der Mächte, über den Verlauf der Friedensverhandlungen zu Châtillon belehrten ihn, daß seine letzte Rettung nur noch in einem entscheidenden Siege lag. Thron und Reich standen auf dem Spiel; er mußte es wagen, trotzdem alle Vorteile für die Verbündeten sprachen. Er stand einem fast um das Doppelte überlegenen Feinde gegenüber, der eine von der Natur begünstigte Aufstellung inne hatte, wie sie selten einem Verteidiger geboten wurde.

Die alte Stadt Laon liegt auf einem etwa 100 m hohen Felsen, der in der Form eines dreieckigen Spitzberges, umgeben von Wäldern und sumpfigen Niederungen, aus der Ebene aufsteigt. Eine dieser Niederungen trennte Napoleons Heer von dem ihm zur Hilfe eilenden Korps Marmonts. Auch das erschwerte seine Lage, während die Verbündeten nach dieser Richtung hin den Vorteil einer vorzüglichen Stellung hatten. In Laon stand Bülow selbst. Rechts an seine Stellung, schon in der Ebene, lehnte sich Wintzingerode. Den linken Flügel bildeten, bis zum Dorf Athies reichend, die Korps von York und Kleist, während Sacken und Langeron hinter Laon als Rückhalt dienten.

So schien Napoleons Lage schon von vornherein eine aussichtslose, wenn ihm nicht sein Glück wieder gelächelt hätte. Die sonst so energische Oberleitung der Schlesischen Armee stand durchaus nicht auf ihrer sonstigen Höhe. Blücher, wohl von den letzten schweren Wochen innerlich erschüttert, war krank. Sein Schwager Colomb fand ihn schon am 8. März „fiebernd und anscheinend recht unwohl, doch in Beziehung auf die bevorstehende Schlacht recht aufgelegt." Auch Gneisenau war gerade jetzt, wo es sich um große und schnelle Entschlüsse handelte, verdrießlich und unschlüssig, zeitweise innerlich ganz verfallen. Was man sonst der Schlesischen Armeeleitung nachrühmte, Klarheit und Energie, ein einheitlich leitender Wille, das fehlte gerade jetzt. „Niemals", sagt Graf Brandenburg in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen, „niemand wußte mehr, woran er war, und nur das Ungefähr leitete in diesen Tagen die Bewegungen der Armee, welche im kläglichsten Zustande von der Welt, in Lumpen gehüllt, sich nur mühsam ernährend vom Raube der Dörfer, daherzog.

All diese Verhältnisse und Zustände bei der Schlesischen Armee kamen Napoleon zu gute. Er faßte den verwegenen Entschluß, durch einen nächtlichen Überfall Laon den Verbündeten zu entreißen. In der Nacht vom 8. zum 9. März warf er sich auf einen Teil des rechten Flügels,

trieb die Russen zurück und drang bis Semilly, eine der Vorstädte Laons, ein. Aber hier hätte nicht ein Bülow stehen müssen. Seine gut gestellten Batterien empfingen die Angreifenden mit Kartätschen, so daß sie eiligst aus dem Bereich der Kanonen zurückwichen.

Der Morgen des 9. März war nebelig angebrochen. Napoleon hatte in tiefster Stille seine Truppen zwischen Leuilly und Clacy zu beiden Seiten der Straße von Soissons aufmarschieren und in aller Frühe den Angriff durch Ney eröffnen lassen. Der französische General Boyer suchte mit seiner Division die südliche Vorstadt Semilly zu nehmen; aber in den Straßen und Häusern hatte sich Clausewitz mit seinen Truppen eingenistet und den Ort gegen die immer wieder von neuem anrückenden französischen Plänkler den ganzen Tag über gehalten. Mit zäher Ausdauer hatten sich dann andere französische Abteilungen rechts von Semilly in den Weingärten von Ardon festgesetzt und suchten verwegenen Mutes den Abhang zu erklimmen, auf dessen Plateau in der Nähe einer Windmühle sich die preußischen Generale befanden. Bülow sah ihrem Treiben eine Weile mit Neugier zu, dann sandte er eine Abteilung Füsiliere gegen sie, welche die Angreifenden schnell wieder den Abhang hinabjagten. Die Generale saßen, wie Karl von Raumer in seinen Erinnerungen erzählt, in dieser seltsamen Schlacht auf Stühlen; zu Blücher und Gneisenau gesellten sich Bülow und der Chef seines Generalstabes, Oberst Boyen. Bülow hatte nach der Charakteristik Karls von Raumer ein sehr bescheidenes Äußere; man hätte in ihm eher den Schüler des trefflichen Musikers Fasch und den Komponisten von Psalmen erkannt als den großen Sieger von Dennewitz. Er zeigte die größte Seelenruhe. Als seine am Laoner Berge aufgestellten Truppen von denen Neys im Sturmschritt angegriffen wurden und diese ziemlich hoch zu ihnen hinaufdrangen, sagte der General ganz gelassen: „Bin ich mit Ney bei Dennewitz fertig geworden, werde ich's heute auch."

Endlich gegen Mittag fiel der Nebel, und da man nun von der Höhe aus einen Überblick über die feindlichen Stellungen hatte, beschloß Bülow zum Angriff vorzugehen. Wintzingerode und Wassiltschikow erhielten Befehl, auf Napoleons linken Flügel vorzugehen. Aber der Mangel einheitlicher Leitung ließ den Angriff fehlschlagen. Nach hitzigen Gefechten auf beiden Seiten war nichts erreicht worden. Erst als in frühen Nachmittagsstunden auf der Straße von Reims her das von Napoleon so sehnlichst erwartete Korps Marmonts heranrückte, schien der Entscheidungskampf zu beginnen. Bald aber zeigte es sich, daß der starke einheitliche Wille Blüchers fehlte. Gneisenau selbst, so kühn er in seinen Plänen war, wollte doch die Verantwortung eines entscheidenden Schlages ohne Blücher nicht übernehmen. Zwar war alles vorbereitet. Sacken und Langeron waren zur Unterstützung des linken Flügels, der aus Yorcks und Kleists Truppen bestand, herangezogen worden. Aber bevor Marmont sich den preußischen Truppen auf Gefechtsweite genähert hatte, war es Abend geworden. Nur die Geschütze begrüßten einander mit lautem Gebrüll, bis mit dem Einbruch der Nacht auch diese verstummten.

Napoleon hatte jetzt fast seine ganze Macht beisammen. Marmont war unterdessen mit seinem Korps auf der Reimser Straße bis zu dem Dorfe Athies östlich Laon vorgerückt und lagerte hier den Preußen unter Yorck und Kleist dicht gegenüber. Von Napoleon war er allerdings durch einen sumpfigen, schwer passierbaren Landstreifen getrennt. Wie, wenn man den französischen Marschall hier während der Nacht überfiele? In Yorcks unmittelbarer Umgebung war es, wo dieser Gedanke zum ersten Male auftauchte. Der kühne Schack hatte zuerst den Vorschlag gemacht, der dann bald zu den Ohren Yorcks kam und bei diesem wie auch bei Kleist völlige Zustimmung fand. „Ich beschloß gemeinschaftlich mit General Kleist", sagt Yorcks Bericht,*) „in die Offensive

*) Droysen, Yorck 296 ff.

vorzugehen.“ Graf Brandenburg wurde zu Zieten geschickt, ob er mit der Kavallerie einen Weg zum Angriff werde finden können, was Zieten bejahte. Dann ritt Graf Brandenburg nach Laon, um auch die Einwilligung Blüchers zu holen. Aber es schien, als ob der Gedanke in der Luft gelegen hätte. Schon auf halbem Wege traf Graf Brandenburg Blüchers Adjutanten Graf Goltz, der denselben Befehl an York überbringen sollte. Nun ritten die beiden zu York zurück, der Goltz in seinen Plan einweihte und ihm auftrug, Blüchers Genehmigung dafür zu erlangen, daß Sacken mit seinem Korps ihm bei seinem Unternehmen als Reserve diente.

Kaum hatte Graf Goltz sich entfernt, als York alle kommandierenden Offiziere beider Korps zusammenberief. „Dieser Moment war einer der brillantesten des Generals York“, schreibt einer der Mitanwesenden; mündlich mit größter Klarheit, Kürze und Bestimmtheit gab er die Disposition zum Angriff. Prinz Wilhelm mit seiner Division sollte Athies angreifen, Horn rechts neben Athies vorgehen, Kleists Korps, auf beiden Seiten der Chaussee vorgehend, des Feindes linke Flanke gewinnen, Zieten mit der gesamten Kavallerie dem Feind in die rechte Flanke und den Rücken fallen. „Das Vorrücken geschieht in geschlossenen Kolonnen und mit lautloser Stille, bis man an den Feind kommt. Es fällt kein Schuß, es wird nur mit dem Bajonett angegriffen“. „Gott“ hieß die Parole, „Friedrich“ die Losung.

Mit der sinkenden Dämmerung — so heißt es in der auf die aktenmäßigen Berichte Yorcks und seiner Offiziere gestützten Darstellung Droysens, der wir hier folgen — verstummte der Kanonendonner nah und fern; man hörte nur noch einzelne Gewehrschüsse bei Athies. Drüben beim Feinde sah man Biwakfeuer aufflammen; man sah die brennenden Lunten bei den in ihrer Position vor dem Fichtengehölz gebliebenen Geschützen. Athies stand noch in Flammen. Endlich war es völlig Nacht, der Himmel sternenklar. Die unzähligen Lichter am Felsen von Laon und das brennende Athies konnten den Truppen zur Orientierung dienen.

Um 8 Uhr war alles fertig. In größter Stille, mit völliger Ordnung wurde vorgerückt. Aber zunächst sollte der alte Isegrimm noch eine kleine Enttäuschung erleben. In diesem Augenblicke kam Yorcks Adjutant, Röder, den er zu General Sacken mit der Bitte geschickt, dieser möge ihm bei dem bevorstehenden Unternehmen als Rückhalt dienen, mit der Nachricht zurück, daß Sacken seine Mitwirkung versagt habe; alle Vorstellungen und Beteuerungen seien vergebens gewesen; er bedaure, Yorcks Wünschen nicht entsprechen zu können; er habe ganz andere Befehle. Aber York war nicht aus der Ruhe zu bringen. „Es wird auch wohl ohne ihn gehen“, war seine Antwort. Alles blieb im Vorgehen.

Prinz Wilhelm war der erste, der an den Feind kam. In und neben Athies vorrückend, traf er in der Mitte des Dorfes auf zwei feindliche Bataillone, die ohne alle Vorsicht herangezogen kamen, um dort die Nacht zuzubringen. Sogleich mit dem Bajonett angegriffen, wurden sie, fast ohne Widerstand zu leisten, über den Haufen geworfen. Sie flüchteten sich nach der Höhe des Fichtengehölzes; dort sammelten sie sich und begannen zu feuern. Eiligst folgte die Division. Während die achte Brigade, von Borck geführt, die Höhe rechts und links umging, führte der Prinz persönlich die ostpreußischen Füsiliere gerade auf den Feind; wie Graf Brandenburg schreibt: „mit dem löwenhaften Mut, den er besitzt, und dem er es zu verdanken hat, daß er schon zweimal in und vor feindlichen Karrees gelegen, auch hier mitten im nahen Gewehrfeuer, wo die Kugeln uns hageldicht um die Ohren pfiffen.“ Plötzlich erklangen alle Flügelhörner, alle Feldmusik, der Sturmmarsch aller Bataillone, Hurra auf Hurra — Siegesgeschrei. Nach kurzer Gegenwehr, von panischem Schrecken ergriffen, nahm der Feind Reißaus. Prinz Wilhelm folgte bis auf die Chaussee, wo er die Division, um nicht alle Verbindung zu verlieren, sich sammeln ließ; nur die Füsiliere verfolgten weiter.

Inzwischen war auch Horns Division auf der Chaussee vorgegangen. Yorck war an seiner Seite. Ohne auch nur auf einen Posten zu stoßen, kam man den feindlichen Batterien nahe. „Da stehen die Kanonen", sagte Horn. „Ich sehe sie wohl", sagte Yorck. „Darf ich sie nehmen?" fragte jener. „In Gottes Namen drauf!" sagte Yorck. Mit fröhlichem Hurra gings drauf los. „General Horn", sagt Yorcks Bericht, ließ nach seiner gewöhnlichen Entschlossenheit das feindliche Geschütz nur einmal zum Schuß kommen, ehe es in seine Hände fiel;" man fand den Feind völlig unkampffertig; wer nicht niedergestochen wurde, lief davon.

Auch Kleists Brigaden rechts der Chaussee rückten mit gleicher Raschheit und gleichem Erfolg vor. Von Athies her überrannt, in der Front geworfen, ward der Feind, auf die Chaussee flüchtend, nun auch in seiner linken Flanke von dem Hurra und Sturmmarsch und den hallenden Signalen der Flügelhörner empfangen. Und schon rasselten und schmetterten auf dem linken Flügel die preußischen Schwadronen heran. Die erste Arbeit hatten die Husaren, die Schwarzen und die Brandenburger, gemacht; sie waren durch Athies vorgegangen: erst die feindlichen Vedetten, dann ein Regiment abgesessener Chasseurs wurden überritten. Da hörte man im Fichtengehölz die Flügelhörner; Major Hedemann, des Prinzen Adjutant, kam zu ihnen mit der Nachricht: ganz nahe seien französische Kürassiere. „Wir rücken vor, attackieren sie; sie erwarten uns stehenden Fußes; wir dringen in sie ein und werfen sie über den Haufen."

Während dieses verwegenen Reiterkampfes war auch Zieten über den Bach und zwischen diesem und dem brennenden Dorfe herangekommen. Er hatte Jürgaß die Ehre des ersten Angriffes gegeben; der dankte ihm mit einem Händedruck: „Ich sehe, daß Sie mich noch lieb haben." Voran die Litauer unter Oberst Below, dann die brandenburgischen Ulanen unter Stutterheim. „Ohne zu wissen wohin", sagt das Tagebuch der Litauer Dragoner, „wurden wir in die finstere Nacht geführt; lautlose Stille herrschte bei uns, nur das Klappern der Bügel und Säbelscheiden hörte man. Da fiel vor uns ein Schuß, und unmittelbar darauf hörten wir das Rasseln schweren Geschützes, aber auch den Ausruf des Generals Jürgaß: „Nun ist es Zeit! Nun drauf, alte Litauer, alles nieder!" Und mit dem lautesten Hurra ging es in Karrière vorwärts. Wir stießen zuerst auf Kürassiere, sie wurden umgeritten und zerstreut. Dann ging es links in die große Reimser Straße hinein; hier fanden wir einen französischen Artilleriepark, welcher in größter Eile entfliehen wollte. Aber unsere Pferde waren schneller; im gestreckten Galopp ritten wir die Chaussee entlang; die Bedeckung der Artillerie wurde niedergehauen, die Pferde vor den Kanonen erstochen oder die Stränge abgehauen, und in einer halben Stunde waren wir an der Spitze der fliehenden Kolonne.

Der Paß war ihnen nun abgeschnitten; alles, was uns entgegenkam, war unser oder wurde niedergestoßen. Immer neue Schwadronen folgten; bei der Finsternis konnte man nicht sehen, was Freund oder Feind sei; aber mit dem Ruf „Heurich", den der Feind nicht nachsprechen konnte, erkannte man sich. „Unaufhaltsam im Vordringen", sagt Yorcks Bericht, „wurden die Bataillone durch das Schlagen aller Tambours und die Signale der Hornisten stets zusammen und das Ganze in Verbindung gehalten." Jeder Versuch des Feindes, sich zu sammeln, war vergebens. „Gleich aufgescheuchten Schwärmen von Vögeln", berichtet Graf Brandenburg, „ließen sie sich auf ihrem eilfertigen Rückzug von Zeit zu Zeit nieder, bis der herannahende Sturmschritt und Hörnerschall sie wieder aufscheuchte." Die Verwirrung des Feindes wurde maßlos; Kürassiere hieben auf die eigene Infanterie ein; ein paar Chasseurzüge suchten Schutz bei einem geschlossenen Bataillon und merkten zu spät, daß es ein preußisches war. Die ganze Masse der feindlichen Streitkräfte war endlich wie breiartig aufgelöst auf der Flucht.*) Hinter ihnen her brauste die Verfolgung.

*) Droysen, York II, 299.

Oberst von Blücher, des Feldmarschalls Sohn, setzte sich an die Spitze der Neumärkischen Dragoner und Braunen Husaren und trieben den Feind auf der von Athies nach Festieux führenden Chaussee vor sich her. Durch einen kühnen Überfall gelang es hierbei dem Neumärkischen Dragoner-Regiment, noch 800 Gefangene, mehrere Geschütze und Munitionswagen dem Feinde abzunehmen.

Ein wundervoller Sieg war erfochten; er wirkte wie Sonnenschein nach langen, trüben Tagen. Marmonts Korps war völlig zersprengt und vermochte sich erst hinter der Aisne wieder zu sammeln. 2500 Gefangene, gegen 1500 Tote und Verwundete hatte er eingebüßt. Fast seine




Die Schlacht bei Laon.
Das Neumärkische Dragoner-Regiment überfällt in der Nacht vom 9. zum 10. März 1814 hinter Athies den auf der Flucht befindlichen Feind.

ganze Artillerie, 45 Geschütze, 131 Munitionswagen fielen in die Hände der Sieger, eine um so erwünschtere Beute, als ihre sämtlichen Vorräte bereits bedenklich auf die Neige gegangen waren. Drei Meldungen von dem glänzenden Siege waren zu verschiedenen Zeiten des Kampfes an Blücher abgeschickt worden. Die zweite, welche Röder, Yorcks Adjutant, überbrachte und schon den ganzen vollen Erfolg melden konnte, traf den Feldmarschall schon im Bett. Ein Lämpchen brannte noch im Zimmer. „Bei Gott, Ihr alten Yorckschen seid ehrliche brave Kerle“, sagte Blücher erfreut; „wenn man sich auf Euch nicht mehr verlassen könnte, dann fiele der Himmel ein.“

Eine kräftige Ausnützung dieses schönen Sieges hätte dem Kriege schon hier eine entscheidende Wendung zu geben vermocht. Das Hauptquartier der Schlesischen Armee schien auch zuerst in diesem Sinne handeln zu wollen. Noch um Mitternacht hatte der Feldmarschall durch Lützow folgendes Schreiben an Yorck mitgegeben:

Hauptquartier Laon, 9. März 1814. Mitternacht.

„Ew. Exzellenz haben aufs neue bewiesen, was Einsicht mit Entschlossenheit verbunden vermag. Ich wünsche Hochdenselben Glück zu dem brillanten Resultat dieses Tages und vermag in beiliegender Disposition nur das zu verfolgen, was Ew. Exzellenz so schön begonnen haben".

Die Disposition bestimmte, daß Bülow und Wintzingerode Napoleon gegenüber bleiben und ihm folgen sollten, während die vier anderen Korps von der Reimser Straße aus seine rechte Flanke umgehen sollten. Um 7 Uhr, also beim Hellwerden, sollte alles aufbrechen. Da aber trat etwas Unerwartetes ein, was den ganzen schönen Erfolg von Laon in Frage stellte. Der geniale Gegner machte unerwartet die ganze Berechnung zu schanden. Statt abzuziehen, wie man nach der schweren Niederlage der Nacht erwartet hatte, ging er zum Angriff über und begann diesen mit solcher Heftigkeit, daß Gneisenau sicher glaubte, er habe inzwischen erhebliche Verstärkungen erhalten. Unter der Nachwirkung der schweren Kampfstage im Februar, unter dem Eindruck der dem Blücherschen Hauptquartier gemachten Vorwürfe, es habe die Schlesische Armee bisher zu stark dem Feinde preisgegeben, so daß für den Friedensschluß kaum ein Mann übrig bleiben würde, ferner unter der Einwirkung der Krankheit Blüchers, die Gneisenau eine schwere Verantwortung auferlegte, welche er nicht zu übernehmen gewillt war, beschloß er, von einem Angriff abzustehen und sich auf die Verteidigung zu beschränken.

Das war ein Entschluß, dem man dem Blücherschen Hauptquartier am wenigsten zugetraut hätte. Grolmann brachte den Befehl an Yorck, in die Stellung bei Athies zurückzukehren. Das Schreiben war von Blücher selbst unterzeichnet. Yorck war außer sich. Das sollte also das Ergebnis seines glänzenden Nachtkampfes sein? Statt der letzten, fast unzweifelhaft sicheren Entscheidung ein Rückmarsch? Seine Truppen waren schonungslos den unerhörtesten Anstrengungen ausgesetzt worden; sie hatten hungern, frieren müssen, waren im Schmutz fast verkommen, so daß sie, um ihre letzte Existenz kämpfend, roh und gewalttätig geworden waren und jetzt, wo der Erfolg so nahe winkte, sollten sie rückwärts? Sollten sie gezwungen werden, den Weg der Mühsal und Entbehrung von neuem anzufangen? Das wollte, das konnte er nicht mehr ertragen. Eine solche schwere Schuld wollte er nicht auf sein Haupt laden. Lieber wollte er sein Kommando niederlegen und gehen.

Man begreift die furchtbare Stimmung des alten, eisenharten, aber im Grunde doch von ehrenhaften und edlen Motiven geleiteten Mannes, wenn man den entsetzlichen Zustand seines Korps nach der Schilderung seines Biographen und seinen eigenen Auslassungen in Betracht zieht. „Die Truppen", so heißt es in dieser Schilderung, „biwakierten in der Nähe von Athies. Es gab wenig Lebensmittel mehr; die Leute aus Athies und anderen nahen Dörfern kamen ins Biwak, um Brot zu betteln. Auch an Holz war Mangel; die Kirche von Athies war in jener nächtlichen Feuersbrunst stehen geblieben. Die Nacht war bitterlich kalt. Die Grenadiere und das Leibregiment halfen sich mit den Kirchstühlen, dann wurden auch die Latten und Sparren vom Kirchdach abgerissen und ins Biwak geschleppt". Das alles hatte Yorck mit sich steigerndem Grimm angesehen, bis ihm die Galle überlief. Bei dem Gottesdienst einer am 11. März abgehaltenen Siegesfeier, welcher er beiwohnte, ergriff er dann nach der beendigten Predigt des Divisionspredigers Schultz das Wort zu einer scharfen Bußpredigt: Mit Dank und Stolz erkenne er, daß er und sein Korps gestern Gottes Werkzeug gewesen sei, über den hochmütigen Feind ein strenges Gericht zu halten; aber so tapfer seine Preußen wieder im Gefecht gewesen, so tief verletze, ja empöre ihn ihr rohes, verwildertes Verhalten; Plündern und Zerstören scheine ihre Losung zu sein; das Gotteshaus, das die wilde Flamme unversehrt gelassen, sei durch ihre frevelnde Hand zerstört.

„Die stummen Steine werden euch vor Gott verklagen!" Dann wies er auf den Stern auf seiner Brust: „Kennt ihr den Stern? Kennt ihr seine Umschrift? Sie bedeutet: Jedem das Seine. Das ist Preußens Wahlspruch. Habt ihr ihn wahr gemacht? Gebrochen habt ihr ihn; den Stern habt ihr befleckt, des Königs Wahrspruch zur Lüge gemacht, seinen und des Vaterlandes Namen geschändet, euren und meinen Ruhm mit Füßen getreten. Ihr seid nicht mehr das Yorcksche Korps, ich bin nicht mehr der General Yorck; eine Räuberbande seid ihr, und ich bin euer Räuberhauptmann". Dann stellte er ihnen dar, was die Folgen ihrer Raubsucht seien, wie sie mit der strengen Zucht den rechten Soldatenmut darangäben; die westpreußischen Grenadiere erinnerte er an ihren Obersten, den sie verwundet in Feindes Hand gelassen hätten. Er forderte endlich das Versprechen, fortan wie brave Preußen einen ehrlichen Krieg, nicht mehr einen Räuberkrieg führen zu wollen; es möge von jeder Kompagnie ein Mann hervortreten und ihm mit Handschlag namens aller Besserung geloben. Zuerst trat Horn zu Yorck: „Für das Leibregiment gebe ich Ew. Exzellenz die Hand"; dann viele einzelne, Unteroffiziere und Gemeine; sie gelobten, daß es besser werden solle"*).

Yorck schien sich mit dieser Ansprache noch einmal seinen Grimm von der Seele geredet zu haben. Als er aber am 12. März vom Hauptquartier den Befehl erhielt, er solle von seiner Kavallerie hundert Pferde zur Eskortierung nach den Niederlanden abkommandieren, da brach in seiner eruptiven Natur der längst verhaltene Zorn hervor. Er rief Schack herein und teilte ihm mit, daß er aus Krankheitsrücksichten die Armee sogleich verlassen und nach Brüssel gehen werde. Ein Schreiben an den Prinzen Wilhelm übertrug diesem einstweilen das Kommando. Er hatte Ernst gemacht. Bald stand der Reisewagen vor der Tür. Im Hauptquartier Yorcks war man entsetzt, völlig ratlos. „Als der Wagen fortrollte", so schildert einer jene aufgeregten Augenblicke, „standen wir wie gelähmt. Wir begannen zu empfinden, daß dies ein tödlicher Schlag für das Korps und für die Schlesische Armee war." Graf Brandenburg und Schack — der Prinz war mit den Truppen voraus — berieten, was weiter zu tun sei. Sie beschlossen, zum Feldmarschall zu reiten und zu versuchen, ob sich die Sache noch irgendwie in Ordnung bringen lasse. Sie ersuchten Graf Lehndorf, mit ihnen zu reiten. „Wir kamen in Laon an, da alles gerade zu Mittag aß. General Gneisenau war krank; Müffling mit ihm brouilliert, also auch krank; der Feldmarschall war es wirklich."

Im Hauptquartier der Schlesischen Armee war man nach dem ersten Eindruck der Nachricht in der Stimmung, ein Kriegsgericht über Yorck zu beantragen. Nur Blücher, der in seiner Krankheit wohl am meisten von diesem Schlage hätte betroffen werden müssen, zeigte sich hier wieder als der größere Charakter und fand Worte der Entschuldigung. Er sagte: „Der Yorck ist oft verdrießlich, aber er läßt es sich auch sauer werden; hätte ich noch so einen, so könnte man einen Bären damit fangen." Dann ließ er sich durch Graf Nostitz bewegen, persönlich an Yorck zu schreiben und ihn zur Rückkehr zu bewegen. Blücher tat es, „so groß auch der Schmerz war, den das Schreiben jeder Zeile bei einer so heftigen Augenentzündung veranlaßte." Mit großen Buchstaben schrieb er an Yorck folgenden Brief: „Alter Waffengefehrte, verlassen sie die armeh nicht, da wihr an sihl (am Ziel) sind, ich bin sehr krank und gehe selbst so ballde der kampff vollendet." Da nun auch Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, in herzlicher Weise Yorck bat, „sich der großen Sache des Vaterlandes in diesem kritischen Augenblicke nicht zu entziehen" und zurückzukehren, so gab Yorck nach und erklärte sich in einem Schreiben an Blücher zur Wiederübernahme seines Dienstes bereit.

So war der traurige Zwischenfall beigelegt. Die Frage aber, ob es dazu gekommen wäre, wenn Blücher gesund gewesen wäre, ob der alte Feldmarschall seiner ganzen Persönlichkeit nach

*) Droysen, Yorck II, 305 ff.

nicht alles daran gesetzt haben würde, nach dem glänzenden Siege Yorcks Napoleons Niederlage a 10. März durch einen kräftigen Angriff zu vollenden, ist bis heute ein Gegenstand kriegsgeschichtlicher Erörterungen gewesen. Von Graf Nostitz wurde sie entschieden bejaht. „Wenn der Feldmarschall gesund gewesen wäre, so bin ich überzeugt, er würde nicht einen Augenblick verloren und den Versuch gewagt haben, die in dem Nachtgefecht errungenen Vorteile zu einer vollständigen Niederlage des Feindes zu benutzen; leider aber war er völlig außer stande, an dem Schicksal dieses Tages einen tätigen Anteil zu nehmen, und so ruhte alles auf dem Entschluß des Generals Gneisenau, dem die Verantwortung zu groß schien, in einem Augenblicke, wo, wie er sich ausdrückte, die Partie 11 zu 1 stand, noch etwas Gewagtes zu unternehmen . . . Dieser General war ebenfalls von der Überzeugung durchdrungen, daß die fortgesetzte Flankenbewegung der Korps von Yorck und Kleist und das Gelingen eines kräftigen Frontangriffs durch die noch zu Gebote stehenden Streitkräfte große Resultate herbeiführen müßten; er würde auch weder den Plan, noch dessen Ausführung für zu gewagt gehalten haben, hätte der Feldmarschall auf dem Schlachtfelde erscheinen und selbst Befehle erteilen können; dennoch aber wollte er unter den obwaltenden Verhältnissen die Vertretung eines möglichen Echecs nicht übernehmen.“

Fest steht, daß, so sehr auch der Rat Gneisenaus bei allen kriegerischen Unternehmungen den Ausschlag gegeben hatte, auf dem Schlachtfelde der geniale Chef des Generalstabs den Feldmarschall nicht zu ersetzen vermochte, wie er später selbst offen bekannt hat. Blüchers gebieterischer Wille, sein Flammenblick, das Ganze, Große, Hinreißende seiner Feldherrnpersönlichkeit hatte im entscheidenden Augenblicke gefehlt.

Niemand hat größern Nutzen daraus gezogen als Napoleon selbst. Noch einmal hatte den Imperator eine wunderbare Gunst des Glückes gerettet. Unverfolgt durfte er abziehen. Mit einem Gesamtverlust von 17000 Mann zog er über die Aisne zurück und wandte sich nach der Aube, um zu versuchen, ob ihm ein Streich gegen die große Armee Schwarzenbergs besser gelingen würde.

Nachdem er Marmont und Mortier gegen Blücher zurückgelassen, brach er am 17. März von Reims auf, um über Epernay sich auf den Feind an der Aube zu werfen. Bei der geringen Truppenzahl, die ihm zur Verfügung stand, — etwa 17000 Mann, die er durch Zuzüge von Macdonald, Oudinot und Gérard zu verstärken dachte — wollte man im Hauptquartier Schwarzenbergs garnicht an den Ernst einer solchen Bewegung des französischen Kaisers glauben. Als sich aber bereits am 18. März der Anmarsch der feindlichen Heere als unzweifelhaft herausstellte, wurde General von Wrede angewiesen, über die Aube zurückzugehen, um dem anrückenden Schlachtenkaiser den Übergang über diesen Fluß streitig zu machen. Indessen wollte Schwarzenberg die weit auseinander gezogenen Teile konzentrieren; ja, wider seine sonstige zögernde Haltung entschloß sich Schwarzenberg mit einer an ihm sonst ungewöhnlichen Entschiedenheit, die Zusammenziehung der Armee schon bei Arcis an der Aube vorzunehmen und den Feind schon am 20. März in der Ebene zu beiden Seiten dieses Flusses anzugreifen. Wäre dieser Entschluß mit Schnelligkeit und Energie ausgeführt worden, so wäre bei der dreifachen Übermacht der Schwarzenbergischen Armee die völlige Zertrümmerung der Reste des Napoleonischen Heeres unvermeidlich gewesen. Aber unter der Einwirkung verschiedener Hemmungen — diesmal war Kaiser Alexander gegen das Unternehmen gewesen — verzögerte sich der Angriff der Verbündeten ungebührlich lange, so daß Napoleon völlig Zeit gehabt hatte, sich zu entwickeln.

Der um 2 Uhr nachmittags östlich Arcis bei dem Dorfe Grand-Torcy einsetzende Kampf wurde auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt und bis in die Nacht fortgesetzt. Die anfangs allein kämpfende österreichische Brigade Volkmann von Wredes Korps hielt sich wacker bis — erst

in später Nachmittagsstunde — die bayrischen Divisionen Rechberg und Lamotte zur Unterstützung eintrafen. Es gelang den Franzosen nicht, die österreichisch-bayrische Linie zurückzudrängen. Noch viel weniger vermochten sie südlich von Arcis an Boden zu gewinnen. Ja, die mit großer Tapferkeit anreitende französische Kavallerie war gleich im ersten Treffen zurückgeworfen, so daß sie auf die Stadt zurückeilte und — wie selbst französische Berichte besagen — so in Verwirrung geriet, daß selbst Napoleon mit dem Degen in der Hand sich ihnen entgegenwerfen mußte, um der völligen Auflösung vorzubeugen. Als dann gegen Sonnenuntergang noch die preußisch-russischen Garden und Reserven eintrafen und die russische Gardeartillerie in die Schlachtlinie einrückte, da schien sich das Verderben



Schlacht bei Arcis-sur-Aube.
Kampf der Österreicher um den Besitz des Dorfes Grand-Torcy am 20. März 1814.

über Napoleons Haupt immer dichter und dichter zusammenzuziehen, und der Rückzug über die Aube schien unvermeidlich. Daß ein solcher Rückzug bei der dreifachen Übermacht der Verbündeten — 90000 gegen 30000 Mann — ihm den völligen Untergang bereiten konnte, stand außer Zweifel. Da rettete ihn die Unentschlossenheit und die Umständlichkeit seiner Gegner. Der gefürchtete Angriff während der Nacht unterblieb, und auch am nächsten Tage — 21. März — ließ man ihm völlig Zeit, seine Vorbereitungen zum Rückzuge zu treffen. Schwarzenbergs Entschluß zum Angriff war wieder auf Bedenklichkeiten gestoßen, und als man endlich gegen Mittag den Entschluß zur Schlacht gefaßt, das Zeichen zum Angriff aber erst gegen 2 Uhr gegeben, hatte Napoleon unter dem Schutze seiner Reiterei, die den Feind wirkungsvoll zu beschäftigen wußte, bereits mit dem größten Teile seines Heeres die Aube überschritten. Freilich mußte der Rest seines Heeres noch bis zur einbrechenden Dämmerung um Arcis und den Aube-Übergang heftig kämpfen.

Ein Teilnehmer am Kampfe berichtet darüber: „Der Verlust der Franzosen war bedeutend; es wurde nur mit dem Bajonett gearbeitet. Schon war der Eingang der Brücke genommen und dadurch die in der Stadt fechtenden französischen Truppen abgeschnitten worden, da gelang es dem General Chassé durch persönlichen Mut, den Russen die Brücke wieder zu entreißen und seiner Brigade eine Gasse zu bahnen. In größter Eile drängten sich nun die französischen Truppen durch den Engweg, wobei wiederum viele in dem Flusse ihr Leben verloren. Noch bevor die letzten Abteilungen der Franzosen die Brücke zu erreichen vermochten, ließ Chassé dieselbe, sowie die nächsten der fünf kleinen Brücken des Dammes abwerfen. Die hierdurch Abgeschnittenen warfen die Waffen weg, riefen: „Pardon! Quartier Camérad!“ und gaben sich gefangen.“

Zwar gelang den Verbündeten noch gegen Abend die Stürmung der Stadt; aber der dreifachen Übermacht des verbündeten Heeres war es doch nicht gelungen, des gewaltigen Schlachtenmeisters Herr zu werden. Viertausend Mann hatte ihn allerdings dieser Kampf gekostet. Die Berichte, welche Schwarzenberg an Blücher nach Laon sandte, sind sehr ungenau; in dem zweiten heißt es: „Dies blutige Gefecht“ — es ist von dem 20. die Rede — „endete erst gegen Mitternacht; unser Verlust an diesem Tage war bedeutend, der des Feindes, wie die Folge zeigte, ungeheuer“. Zum Schlusse schwingt er sich zu einer sonst an ihm ganz ungewöhnlichen Entschiedenheit empor: „Sobald ich heute bestimmte Nachrichten von den Bewegungen des Feindes erhalte, werde ich ihm mit der ganzen Armee folgen. Auf jeden Fall werde ich mich der Marne nähern, um mich mit Ew. Exzellenz zu verbinden und den Feind mit vereinten Kräften angreifen, um das Schicksal von Europa durch eine entscheidende Schlacht zu bestimmen.“ — Wie tapfer auch immer die Franzosen in dieser Schlacht gekämpft, wie machtvoll sich wiederum das persönliche Eingreifen Napoleons gezeigt, seine Unternehmung gegen Schwarzenberg bei Arcis-sur-Aube hatte sich als verfehlt erwiesen. Sein Stern neigte sich dem Untergange zu.

Das Schicksal Europas, das der Imperator zu dem seinen gemacht hatte — es hing jetzt an seinem letzten verzweiflungsvollen Widerstande. Vor ihm und hinter ihm wuchs die Schar seiner Feinde zu erschreckender Größe an. Von allen Seiten gehetzt, glich der Gewaltige hier einem verwundeten Löwen, der, aus tausend Wunden blutend, von der rettenden Höhle abgeschnitten, zum letzten furchtbaren Sprunge ausholt, sei es auch — zum Todessprunge.






## VII. Paris.

Das wochenlange Versteckspiel der Friedensverhandlungen zu Châtillon hatte am 18. März mit dem Schlusse des Kongresses endlich seinen Abschluß gefunden. Der Starrsinn, mit dem Napoleon an der Rheinlinie als Grenze festhielt, ließ alle weiteren Verhandlungen als zwecklos erscheinen. Wahrlich, Metternich hatte alles getan, dem Schwiegersohn seines Kaisers goldene Brücken zu bauen. Er hatte es weder an artiger Zuvorkommenheit, noch an wohlmeinenden Ratschlägen und „Enthüllungen" fehlen lassen, um Caulaincourt, den französischen Vertreter, fügsamer zu stimmen und ihm schließlich in einer Sitzung vom 28. Februar noch eine letzte Frist bis zum 10. März erwirkt. Wurde bis dahin ein Gesetzentwurf von Napoleon nicht eingereicht, so würden die Verhandlungen definitiv abgebrochen werden. Um Napoleon zu zeigen, wie sehr man von österreichischer Seite geneigt war, die letzten unwiderruflichen Konsequenzen abzuwenden. hatte Metternich den Fürsten Esterhazy als Vertrauensperson des österreichischen Hofes nach Châtillon geschickt, um mit Caulaincourt zu vermitteln. „Nicht um Politik zu machen, komme er, es seien vielmehr die letzten Anstrengungen eines Freundes", so hatte er wörtlich zu Caulaincourt gesagt. „Gibt es denn kein Mittel, den Kaiser aufzuklären über seine Lage? Will er durchaus sein Schicksal und das seines Sohnes auf die Lafette seiner letzten Kanone stellen?"

Unter dem Eindruck dieser Unterredung hatte Caulaincourt noch einmal seinem Herrn geraten, unter den gebotenen Bedingungen den Frieden zum Abschluß zu bringen. „Die Gefahren

sind ernst“, hatte er ihm geschrieben, „die Stunden sind gezählt; der Augenblick wird kommen, wo es nicht mehr möglich ist, den Umsturz abzuhalten.“ Aber Napoleons Hoffnungen waren nicht auf die Unterhandlungen, sondern noch immer auf das Glück der Waffen gesetzt. Lange Zeit blieben Caulaincourts Vorstellungen erfolglos; erst nach des Kaisers Mißerfolg an der Aisne Blücher gegenüber schrieb er seinem Unterhändler: „Wenn die Verbündeten durchaus auf der Abtretung von holländisch Brabant, Wesel, Kassel, Kehl bestehen und auch in betreff Italiens einige Änderungen der Frankfurter Grundlagen wünschen, so könnte der Friede geschlossen werden. Verlangen sie noch größere Opfer, so haben Sie darüber zu diskutieren; sind Sie zu einem bestimmten Ultimatum gekommen, so berichten Sie an Ihre Regierung, um deren letzte Weisungen zu empfangen.“ So legte er die Entscheidung über diese Frage in die diplomatische Geschicklichkeit Caulaincourts, dessen Stellung dadurch ungemein erschwert wurde. Die Erklärung, die er vertragsmäßig bis zum 10. März abzugeben hatte, war denn auch so weitläufig und gewunden, daß der Bevollmächtigte der Verbündeten sie in jeder Beziehung als ungenügend bezeichnete. Es half dem unglücklichen Caulaincourt nichts, daß er noch eine Verlängerung der Entscheidungsfrist verlangte; in der Sache blieb sich doch alles gleich: Napoleons Vorschläge befriedigten die Verbündeten nicht, und die Friedensbedingungen, welche sie dem Kaiser gewähren wollten, schienen dem Kaiser unannehmbar. So war es zu der letzten entscheidenden Sitzung vom 18. März gekommen, in welcher die Vertreter der Koalition erklärten, daß sie in dem von der französischen Regierung befolgten Gange nur das Verlangen erkennen könnten, „ebenso unnütze als bloßstellende Unterhandlungen in die Länge zu ziehen. Sie müßten daher die zu Châtillon eröffneten Unterhandlungen als durch die französische Regierung geschlossen betrachten.“

Der Würfel war gefallen. Die Bevollmächtigten*) erklärten, daß ihre Vollmachten erloschen waren und brachen auf. Österreich mußte den französischen Kaiser dem Strafgericht der Preußen und Russen überlassen. Napoleon schien schon jetzt ein verlorener Mann. Nicht allein, daß seine Herrschaft in Deutschland gestürzt war, selbst im Süden seines Reiches wankte ihm der Boden unter den Füßen. Die Engländer unter Wellington hatten den Marschall Soult vom Adour und der Gironde fortgedrängt und waren am 12. März in Bordeaux eingezogen. Das war das Zeichen für die Anhänger der Bourbonen gewesen, das kriegsmüde Volk gegen Napoleon aufzustacheln und für die alte Dynastie zu begeistern, und hier wie in der Provence fanden sie für ihre Bestrebungen den günstigsten Boden.

So wenig man auch im allgemeinen für die Bourbonen schwärmte, in Napoleon sah man, wie die Dinge jetzt lagen, den Urheber all des namenlosen Unglücks, das über Frankreich hereingebrochen war. Selbst in Paris war nach dem kurzen Rausch über Napoleons Februarsiege wieder eine große Ernüchterung, ein völliger Umschwung zu seinen Ungunsten eingetreten. Die Bevölkerung der Hauptstadt war von Soldaten, Waffen, Geld und Lebensmitteln völlig entblößt und deshalb, wie sein Bruder Joseph ihm offen mitteilte, im höchsten Maße erbittert und geneigt, sich zuerst dem zuzuwenden, welcher ihm den Frieden bringe. Aber in stolzer Verblendung — und die Verblendung war ja immer der Anfang seines Unglücks gewesen — schrieb er seinem Bruder noch am 14. März: „Das Pariser Geschwätz kümmert mich nicht. Die Pariser bilden nur einen Teil des französischen Volkes, und so lange ich lebe, werde ich überall Meister in Frankreich sein. Ich bin heute noch der Herr wie bei Austerlitz.“**)

---

*) Für Österreich hatte Graf Stadion, für Preußen Wilhelm von Humboldt, für England Charles Stewart, Aberdeen und Chathcart unterzeichnet.

**) Mémoires du Roi Joseph.

So schien der eisenfeste Mann auch durch die größte Bedrängnis sich nicht schrecken zu lassen. Er wußte, daß er im Leben vor schwereren Dingen gestanden; er baute darauf, daß die öffentliche Meinung in Frankreich sofort wieder zu seinen Gunsten umschlug, wenn ihm ein großer Erfolg gelang, und so faßte er in der Verzweiflung des Spielers, der alles auf die letzte Karte setzt, einen tollkühnen Entschluß, der, wie er seine Gegner bisher kannte, Erfolg versprach. Er wollte sich mit seiner Hauptmacht nach Lothringen werfen, den Krieg auf diese Weise wieder nach dem Osten verpflanzen und hier im Rücken der Verbündeten mit Hilfe des Landvolkes einen Volkskrieg entzünden. Wie er Schwarzenberg kannte, hoffte er bestimmt, daß dieser, um seine Rückzugslinie besorgt, sofort den Rückmarsch nach dem Rheine antreten werde. Hier, auf die Besatzung der Rhein-, Mosel- und Maasfestungen gestützt, hoffte er mit raschen Schlägen, fern von der gefährdeten Hauptstadt, dem Kriege eine andere Wendung zu geben. Sofort zur Tat schreitend, umzog er in weitem Bogen den rechten Flügel der an der Aube stehenden Großen Armee. Am 21. März war er in nordöstlicher Richtung nach Vitry le Français an der Marne aufgebrochen und dann auf St. Dizier weitergezogen, um so schnell wie möglich in den Rücken der Großen Armee zu gelangen.

Aber diesmal hatte er sich doch in seiner Beurteilung der Verbündeten verrechnet. Dies Beispiel der zitternden Übermacht vor den durch die Verzweiflung diktierten Schachzügen eines Vabanquespielers wollten sie doch nicht aller Welt geben. Auch Kaiser Franz und Metternich hatten, wie wir gesehen, die Sache Napoleons als unrettbar verloren aufgegeben. Dem Wunsche Schwarzenbergs folgend, der gern freie Hand haben wollte, begaben sich Kaiser Franz wie Fürst Metternich und das gesamte diplomatische Hauptquartier mittels Courierpferde nach Dijon. Freiherr vom Stein bezeigte darüber seine helle Freude. Er rief seinem Freunde Tourgueneffs strahlend vor Freude zu: „Das ist das Glücklichste, das uns begegnen konnte. Der Kaiser Alexander, von Metternich und dem Österreicher (Franz) los, wird nach Paris gehen, frei handeln können; er wird handeln, und alles wird beendet sein.*)

Sehen wir uns nach der Schlesischen Armee um. Blücher war am 18. März — also noch vor der Schlacht bei Arcis-sur-Aube — wieder über die Aisne gegangen und hatte in der Absicht, Schwarzenberg Luft zu machen, falls dieser von Napoleon angegriffen würde, sich wieder der Marne genähert. Der Feldmarschall befand sich nicht in der besten Stimmung; seine Augenkrankheit machte ihm viel zu schaffen. Er legte den Marsch in einem geschlossenen Wagen zurück, den Kopf zur Schonung der Augen mit einem großen grünseidenen Damenhut bedeckt. Den Oberbefehl hatte er trotzdem beibehalten. Er fühlte sich jedoch so angegriffen, daß für den folgenden Tag an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken war, wie Nostitz berichtet. Da war ihm sein treuer Generalstabschef von unschätzbarer Bedeutung. Während Blüchers Krankheit war Gneisenau die Seele des Vorwärtsdringens auf Paris. Keiner von allen Feldherren der Verbündeten, mit Ausnahme Blüchers, hatte so wie er die ungeheure Wichtigkeit der Tatsache erkannt, daß Paris das Ziel aller kriegerischen Bewegungen sein müsse, daß das Ende des Krieges nur in Paris sein könnte. Diesen Gedanken hatte er, früher als jeder andere, auch als Alexander, schon zu Anfang des Feldzuges ausgesprochen. Man hatte seinen Plan als „abenteuerlichen Einfall“, als „romanhafte und fixe Idee“ bespöttelt, aber er hatte daran festgehalten mit der ungewöhnlichen Zähigkeit seines Charakters und schon unterm 28. Januar aus Brienne an Schwarzenberg geschrieben: „Paris erobern heißt, des Herzens von Frankreich sich bemächtigen. In keiner Hauptstadt irgend eines anderen Landes ist Regierung, Staatshebel und Meinung so zentralisiert als in Paris. Alles, was eminent an Geburt, Rang, Reichtum oder Talenten ist, hat seinen eigentlichen Wohnsitz in

*) Tourgueneff, La Russie et les Russes, I. 39/40.

Paris. Mit Paris hat man die Meinung von ganz Frankreich gefesselt; mit der Unterwerfung von Paris ist das ganze moralische und physische Verteidigungssystem des Feindes gelähmt. Dort mögen unsere Monarchen den Frieden gebieten, wie sie ihn zu ihrer Sicherheit bedürfen."

Nach der Schlacht von Laon und nachdem die Krisis im Schlesischen Hauptquartier als beendet anzusehen war, hatte er diesen Gedanken immer mit neuem Eifer betätigt. „Durch einen kühnen Seitenmarsch auf Paris", schreibt er an Boyen, „könnten wir jetzt entscheidend wirken;" aber er ist doch, gewitzigt durch die schweren Februartage, vorsichtiger geworden und fügt hinzu: „Aber es ist mir doch bedenklich, jetzt, wo wir durch ein sicheres Spiel, obgleich etwas langsamer, Erfolg erzwingen können, gewagte Bewegungen zu machen."

Das Schlesische Heer war am 21. März den in westlicher Richtung weichenden Marschällen Marmont und Mortier gefolgt; Bülow hatte Soissons völlig eingeschlossen, Wintzingerode war in Reims geblieben, während die preußische Kavallerie mit der reitenden Artillerie den Feind scharf drängte. Den Bewegungen Schwarzenbergs an der Aube folgte Gneisenau mit scharfer Aufmerksamkeit. Die von diesem Zusammenstoß zu erwartenden Folgen für die gesamte Vorwärtsbewegung der Heere suchte er in seinem rastlosen Arbeitsgeiste schon vorher in die von ihm geplanten Operationen einzureihen, indem er von der zu erwartenden Schlacht an der Aube schreibt: „Fällt sie auch nur zweifelhaft aus, so ist sie Napoleon verderblich .... Wenn Schwarzenberg die Schlacht gewinnt, so steht unserm Marsch nach Paris nichts mehr entgegen. Verliert er sie, so kann er wenigstens, unserer Bewegungen wegen, nicht weit verfolgt werden." So oder so — Paris schien Gneisenau, unter allen Gesichtspunkten betrachtet, das Hauptziel aller in den nächsten Tagen zu unternehmenden Operationen.

Unterdessen hatte sich Blüchers Zustand so gut wie garnicht gebessert. Er war aufs äußerste niedergeschlagen. „Von Gesellschaften wollte er garnichts hören", wie Nostitz berichtet, „und selbst die Mitteilungen von den Begebenheiten auf den verschiedenen Kriegstheatern gewährten ihm wenig Interesse." Da trat ein Ereignis ein, welches nicht nur seinen Gesundheitszustand plötzlich günstig beeinflußte, sondern in der gesamten Lage der Verbündeten einen völligen Umschwung herbeiführte. Ein am Morgen des 23. März aufgefangener Brief Napoleons an seine Gemahlin in Paris brachte Licht in seine ganzen Pläne. Den umherschweifenden Streifreitern Tettenborns und den Aufklärern der Schwarzenbergischen Armee waren mehrere Kuriere in das Netz gelaufen. Aus den bei ihnen beschlagnahmten Briefen, teils von Paris kommend, teils nach Paris gerichtet, ergaben sich die merkwürdigsten Enthüllungen. Die aus Paris an den Kaiser gerichteten Briefe des Polizeiministers Savary (Herzog von Rovigo) gaben ein unzweifelhaftes Bild von den Zuständen und Stimmungen in Paris und zeigten, daß die Mittel zur Verteidigung der Hauptstadt ganz und gar unzulänglich waren. Andere Briefe wiederum zeigten den bedenklichen Zustand im Süden Frankreichs. Seit dem 12. März hielten die Engländer Bordeaux besetzt. Der Herzog von Angoulême hatte unter dem Jubel der Bürgerschaft schon jetzt, da noch der Imperator die Geschicke Frankreichs in der Hand hielt, die Rückkehr der „angestammten Dynastie" in der Person Ludwigs XVIII. ausgerufen.

Viel wichtiger aber noch für die Verbündeten als diese Nachrichten war der Brief des Kaisers an seine Gemahlin, welcher den vorn erwähnten Plan seines Abmarsches nach der Marne, das heißt also nach Osten, offen darlegte. In dem Briefe hieß es: „Am 20. habe ich Arcis an der Aube genommen und den Feind, der mich abends 8 Uhr angriff, geschlagen. Am andern Tag stellte sich das feindliche Heer in Schlachtordnung, um den Abmarsch seiner Kolonnen nach Brienne und Bar a. d. Seine zu decken, und ich habe mich entschlossen, mich der Marne und ihrer Umgegend zu nähern, um sie von Paris abzuziehen und meinen Festungen näher zu kommen. Heut abend

werde ich in Saint Dizier sein.“ Schwarzenberg erhielt diesen Brief in Vitry und teilte ihn sofort den Russen und Preußen mit. Auf Geist und Gemüt Blüchers wirkte diese Nachricht nach dem Bericht des Grafen Nostitz „wie ein moralisches Zugpflaster.“ Von diesem Augenblicke ward an Niederlegung des Kommandos nicht mehr gedacht .... Das fast erloschene Feuer seiner Augen ward wieder sichtbar, so oft des entscheidenden Kampfes Erwähnung geschah, welchen er in kurzem unter den Mauern Paris' zu bestehen gedachte.*) Seine Unterschrift, die in den letzten Tagen sich kaum noch von der eines Blinden unterschieden hatte, glich jetzt fast derjenigen in früheren gesunden Tagen wieder. Von dem Umschwung in seinem Gesundheitszustand gibt auch ein in jenen Tagen an seine Frau gerichteter Brief Zeugnis, in dem der alte, manchmal etwas übertreibende Optimismus des Helden wieder an seine besten Tage erinnert: „Aus dem Vorstehenden ersiehst Du, daß ich gesund bin. Freilich habe ich viel ausgestanden, aber ich bin ohne Fieber und Tag und Nacht zu Pferde .... Wir werden wohl nächstens wieder eine Schlacht liefern.**)

Kaiser Alexander erfuhr am nächsten Tage (24. März) den Inhalt der Briefe in Sommepuis. Die Wichtigkeit der Nachricht sofort erkennend, ließ er die Generale Toll, Diebitsch, Barclay, Wolkonski sofort zu einem Kriegsrat zusammentreten. Hier stellte in erster Linie Toll die entscheidende Forderung: „Mit beiden nunmehr vereinigten Armeen auf Paris zu marschieren und nur 10000 Mann Reiterei zur Beobachtung Napoleons zurückzulassen. Der König von Preußen und Fürst Schwarzenberg, von diesem Beschluß in Kenntnis gesetzt, gaben „beide mit Begeisterung ihre Zustimmung“, denn sie konnten nicht anders, als einen glänzenden Erfolg dieser wichtigen Bewegungen vorauszusehen.***)

So war der Augenblick der Entscheidung gekommen; sie war — auch österreichischerseits — ungünstig für Napoleon ausgefallen. Die Heere der Verbündeten waren soweit vorgedrungen, daß sie in wenigen Tagen in Paris sein konnten. Schon am 23. März hatten sich die Spitzen beider Heere, die Kosaken der Blücherschen und der Hauptarmee, in den Kreuzungspunkten der Straße von Châlons und Arcis, von Vitry und Sezanne begegnet. Immer mächtiger schloß sich die gewaltige Scheidewand der verbündeten Heere zusammen, die Napoleon von Paris trennte und die rückwärts gelassenen Korps von ihm abschnitt. Schon am 25. März setzten sich die Massen nach der französischen Hauptstadt in Bewegung: von Blüchers Heer die Korps von York, Kleist, Sacken und Langeron; von Schwarzenbergs großer Armee die Korps des Kronprinzen von Württemberg, Wrede, Giulays und Rajewskis. Um Napoleon in dem Glauben zu bestärken, die Verbündeten folgten ihm wirklich mit dem ganzen Heere, wurde Wintzingerode mit einem Reitergeschwader von 8000 Pferden dem Kaiser nachgeschickt.

Die Massen der Böhmischen und Schlesischen Armee hatten den Ruf: „Nach Paris!“ mit Freuden und Siegeszuversicht vernommen. Vorbei sollte es also sein mit der kläglichen Schönfärberei der amtlichen Kriegsberichte, mit der matten Kriegsführung, die das Blut so vieler tapferer Russen, Preußen und Österreicher nutzlos vergossen hatte. Was jetzt auf Paris zog, war ein Heer von mehr als 170000 Mann, ungerechnet das Wintzingerodische Reiterkorps. Dieser Übermacht gegenüber konnten die beiden Korps der tapferen Marschälle Marmont und Mortier nur mit dem Mute der Verzweiflung kämpfen. Am 25. März stießen sie mit der Vorhut der Armee des Kronprinzen von Württemberg und der Reiterei Pahlens bei Fère Champenoise zusammen. Nicht ahnend den Ab-

*) Tagebuch des Grafen Nostitz, S. 130.

**) Mit dem „Tag und Nacht zu Pferde sein“ des Feldmarschalls hatte es natürlich seine eigene Bewandtnis; in seiner Herzensgüte wollte Blücher seine Frau durch diese Übertreibung nur beruhigen.

***) Wörtlich nach den Aufzeichnungen Tolls bei Bernhardi IV, 313/314.

marsch Napoleons nach Osten, suchten sie die Vereinigung mit ihrem Kaiser und mußten plötzlich gewahr werden, daß sie mit ihren beiden, kaum 25000 Mann betragenden Korps einer erschreckenden Übermacht der Verbündeten gegenüberstanden. Hätte man verbündeterseits gewartet, bis alle Streitkräfte heran waren, so wären beide Korps schon hier dem Schicksal völliger Vernichtung oder Gefangennahme nicht entgangen. Aber die begreifliche Kampfbegier der verbündeten Truppen ließ sich nicht mehr zügeln. Sie gaben dadurch den beiden Marschällen Gelegenheit, in tapferen, unaufhörlichen Gefechten, allerdings mit starken Verlusten, ihren Rückzug zu bewerkstelligen, so daß sie an den Kämpfen von Paris noch teilnehmen konnten. Schlimmer erging es der tapferen Division Pacthod, die zur Hilfe und zur Vereinigung mit den beiden anderen Korps herangerufen, mitten in die erschreckliche Masse des Feindes geriet und nach heldenmütigen Kämpfen und nach einem Verlust von 3500 Toten und Verwundeten, 4000 Gefangenen und 60 Geschützen sich ehrenvoll ergeben mußte. Unter den Augen des Königs Friedrich Wilhelm und seines Sohnes Wilhelm hatte sich dieser grausige Kampf abgespielt. Rettungslos verloren, hatte der tapfere französische General die Kapitulation, die ihm der König von Preußen angeboten, zurückgewiesen.

Der Verlauf dieser für beide Teile gleich ehrenvollen kriegerischen Ereignisse hatte sich nach dem Bericht eines Augenzeugen folgendermaßen abgespielt. „Der König von Preußen hatte im Einverständnis mit Kaiser Alexander seinen Flügeladjutanten, den Oberstleutnant von Thiele I als Parlamentär mit einem Trompeter zu General Pacthod geschickt, um ihn zum Niederlegen der Waffen aufzufordern. Thiele fand Pacthod mit verbundenem Arm, der ihm durch eine Kartätschkugel zerschmettert worden war, bleich und erschöpft vom Blutverluste, aber dennoch in voller Haltung und Fassung, unerschüttert von dem entsetzlichen Blutbade, welches ihn umgab. Er wurde von der Absicht der Sendung unterrichtet und ihm so laut, daß es die Umgebung hören konnte, auseinandergesetzt, wie eine Rettung für ihn möglich sei. — Unterdessen waren die vorausgeschickten russischen Batterien näher herangerückt und eröffneten auf den dicht zusammengedrängten Knäuel der Franzosen ein mörderisches Feuer. General Pacthod hatte den preußischen Oberstleutnant ruhig angehört, da jedoch das Feuer der russischen Kanonen, statt aufzuhören, nur noch an Heftigkeit zunahm, erwiderte er ihm:

„Während des Parlamentierens zu mitraillieren (mit Kartätschen feuern), ist gegen allen Kriegsbrauch, und meine Ehre gestattet mir nicht zu unterhandeln, so lange noch ein Schuß fällt. Mit aller Höflichkeit erklärte er Thile für seinen Gefangenen und übergab ihn zwei Offizieren, welche, ohne auf seine Protestation Rücksicht zu nehmen, sein Pferd zu beiden Seiten am Zügel nahmen und abführten. „Soldaten", rief Pacthod den Seinen zu, „Ihr habt gehört, was uns bevorsteht; es gibt einen schönen französischen Tag!"

Und unter dem verheerenden Feuer von 48 russischen Geschützen setzte die französische Kolonne, den verwundeten General auf einer Bahre von Gewehren tragend, ihren Marsch fort. Die Unordnung wurde immer größer, die Äußerungen der Mannschaften immer lauter. Es waren fast nur Konskribierte in Blusen und Nationalgarden ohne Uniform. Der Oberstleutnant Thile, welcher sich ohne sein Verschulden der größten Gefahr ausgesetzt sah, erbot sich gegen seine Führer, zurückzureiten und dem Schießen Einhalt zu tun. Die beiden Offiziere ließen zufällig den Zügel ihren Händen entgleiten, und Tile sprengte im gestreckten Galopp zu dem Könige zurück. Mittlerweile aber waren neue russische Reiterscharen herangerückt und hieben unbarmherzig auf die Unglücklichen ein, von denen schon eine große Anzahl die Gewehre weggeworfen hatte.

Von einem Gefühl edler Menschlichkeit bewegt, rief jetzt Friedrich Wilhelm seiner Umgebung zu, ihm zu folgen, um dem entsetzlichen Blutbad ein Ende zu machen. Nicht ohne Gefahr ritt er

in das dichte Schlachtgewühl, auch der Kaiser ließ Appell blasen und befahl, der Metzelei Einhalt zu tun. Der verwundete General empfing von beiden Monarchen hohe Lobsprüche wegen seines tapferen Benehmens: „Wer sich mit solcher Bravour schlägt, darf seinen Degen nicht verlieren", sagte Kaiser Alexander, indem er dem schwerverwundeten Pacthod den Degen zurückgab. Die Leibärzte sorgten für Verband und Pflege. Außer Pacthod wurden noch die Generale Amey, Delord, Boute und Thevenot und gegen 4000 Mann zu Gefangenen gemacht; die Anzahl der Verwundeten und Toten wird von den Franzosen auf 3500 Mann angegeben.*)

Nach der Schlacht bei Fère Champenoise marschierte man ungehindert von allen Seiten auf die französische Hauptstadt los. Bereits am 28. März waren die Korps von Yorck, Kleist und Langeron bis auf etwa 20 Kilometer auf Paris vorgerückt, und beim Yorckschen Korps beeilte man sich „zum Einmarsch nach Paris alles in propren Stand zu setzen." Aber die braven Yorckschen und die übrigen Korps der Schlesischen Armee sollten hier eine schmerzliche Enttäuschung erleben. Nicht die Heldenscharen Yorcks und Kleists, die so unendlich viel, ja das meiste dazu beigetragen, daß man hier vor Paris stand, sollten der Ehre teilhaftig werden, als Sieger in die feindliche Hauptstadt einzuziehen; der Abneigung des großen Hauptquartiers gegen Feldherren vom Schlage Blüchers, Gneisenaus und Yorcks, wie der Eigenliebe Kaiser Alexanders und der Nachgiebigkeit Friedrich Wilhelms war es zu danken, daß nicht diese braven Leute, sondern die prächtige russische Garde und die sämtlichen übrigen Garden der Großen Armee dazu ausersehen wurden, die Herrscher zu begleiten. Yorck hatte die Weisung bekommen, die Straßen frei zu halten, „damit die Korps von Wintzingerode mit den Grenadierreserven und sämtlichen Garden der Großen Armee die Straße nach Paris ohne Hindernisse nehmen können." Bald darauf war eine weitere durch Blücher vermittelte Ordre an Yorck gelangt, in der Frühe, wenn Ihre Majestäten die Truppen gegen Paris vorbeiführen, sich rechts und links an der Straße aufzustellen und die Monarchen zu bewillkommnen.

Als dann am nächsten Tage (29. März) gegen 10 Uhr beide Korps zur Seite der Chaussee von Claye bis Ville Parisis Aufstellung genommen hatten und die Monarchen heranritten, kam es zu einem äußerst peinlichen Zwischenfall, welcher zeigte, wie schwer Friedrich Wilhelm dem alten Yorck den eigenmächtigen Schritt von Tauroggen vergessen konnte, der doch zur Rettung des Vaterlandes den ersten Anstoß gegeben hatte. Die Freude der Truppen, ihren König wieder zu sehen — so berichtet Yorcks Biograph nach seinem glaubwürdigen Gewährsmann — „war doch größer als des Königs Nachsicht mit ihrem allerdings sehr reduzierten Äußern." Yorck sei an den König herangeritten, ihm „das brave erste Armeekorps" zu präsentieren; des Königs strenges Auge sei durch den Anblick sehr beleidigt gewesen, er habe geäußert: „Seh'n schlecht aus, schmutzige Leute" und damit sei er zurückgeritten; und Yorck habe sofort, zu den Truppen gewandt, Kehrt! und Marsch kommandiert.**) Gewiß sah das brave Korps nach diesen furchtbaren drei Wintermonaten nicht eben parademäßig aus; die Geschütze zum Teil mit Rädern von Bauernwagen, das Riemenzeug mit Stricken geflickt, die Pferde abgetrieben, die Leute mit ungeschorenem Haar und Bart, die Kleidung im besten Falle durch zahlreiche Flicken heil, teilweise im Biwak versengt, teilweise durch allerlei Beutestücke ergänzt, nicht wenige mit zerrissenen Hosen und Stiefeln und schuhlosen Füßen. Freilich mußten ihnen gegenüber die selten ins Feuer geführten Garden sich ganz schmuck ausnehmen. Aber auch die preußischen Garden vor der Schlacht von Jena hatten auf dem Parade-

*) Nach dem Bericht eines Augenzeugen bei Friedrich Förster, Geschichte der Befreiungskriege, II., 940 ff.

**) Droysen, Yorck, II, 319.

felde schmuck genug ausgesehen. Hatte man in der langen furchtbaren Zeit nichts gelernt? Sollte denn der alte Zopf des Gamaschendienstes von neuem aufleben?*)

So mußten denn die Korps von York und Kleist, anstatt Zeugen der Unterwerfung der Besiegten zu sein, wozu sie, wie die ganze Schlesische Armee, in erster Linie ein Anrecht hatten, nach Norden ausbiegen und auf der von Soissons nach Paris führenden Straße ihren Vormarsch nehmen, damit der Hauptarmee die direkt auf Paris führende Straße von Meaux zum Angriff verblieb. York und Kleist mußten bis zum Nachmittag warten, ehe die Spitze der Großen Armee sie abzulösen anlangte.**) Die Verzögerung, die dadurch entstanden war, konnte natürlich der französischen Regierung, an deren Spitze, wie wir wissen, Napoleons Bruder Joseph stand, nur erwünscht sein; war es doch gerade dadurch den französischen Marschällen Marmont und Mortier möglich gewesen, die Stadt noch vor ihnen zu erreichen und ihre Truppen im Norden und Osten aufzustellen. Freilich, der großen Übermacht der verbündeten Heere gegenüber war das Schicksal dieser wenigen Getreuen Napoleons vorauszusehen; immerhin aber sollte dieser letzte entscheidende Kampf den Verbündeten noch Opfer genug kosten, welche durch ein energisches Vordringen hätten erspart werden können.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wo war inzwischen der Imperator geblieben, während man sich in seiner Hauptstadt zum letzten Verzweiflungskampf rüstete? Das Schicksal dieses titanisch veranlagten Mannes bietet gerade in dieser tragischen Zeit seines Sturzes so viel Seltsamkeiten und Überraschungen, daß es für den Psychologen und Historiker den größten Reiz gewährt, ihm nachzugehen. Als er den unglücklichen Gedanken faßte, sich nach Osten zu wenden, um die verhaßten Gegner hinter sich her zu ziehen, und, gestützt auf die Grenzfestungen im Osten seines Reiches, den Krieg nach Lothringen zu tragen, war das Schicksal seines Lebens entschieden. Aber er hatte diesem Gedanken nachgejagt mit der letzten Hoffnung des verschmachtenden Wüstenreisenden, dem die in den Lüften erscheinende Fata morgana das Bild der Rettung verheißenden Oase vorzaubert und ihn zum letzten Zusammenraffen seiner Kräfte anstachelt. Wie so oft in seinem Leben, wollte diese Gewaltnatur auch hier noch einmal den Lauf der Geschehnisse in seinen Gedankenkreis bannen, ihn zwingen, sich seinem Willen zu beugen. „Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit“ ... Bei wenigen Großen der Geschichte hat dies Dichterwort seine unheimliche Wahrheit in dem Maße geübt wie bei ihm. Vor dem Zuge nach Moskau hatte ihn der Zäsarenwahn der Weltherrschaft verblendet; hier war es das letzte verzweiflungsvolle Bestreben, eine entscheidende Wendung in seinem Schicksal herbeizuführen, das ihm — wider alle Vernunft — den Gedanken eingegeben, die Hauptstadt seines Landes preiszugeben. Lange genug war er durch seinen Bruder Joseph auf die drohende Gefahr vorbereitet gewesen. Seine Schilderung über den traurigen Zustand der Dinge in Paris, den gänzlichen Mangel an Waffen, Geld, ja an Menschen, über die völlige Unzulänglichkeit der Verteidigungsmittel hatten an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig gelassen. Schon Anfang Februar hatte er ihm warnend geschrieben: „Die Dinge sind stärker als die Menschen. Darum, wenn Sie Frieden schließen können, schließen Sie ihn um jeden Preis; können Sie es nicht, so müssen Sie entschlossen zur rechten Stunde untergehen, wie der letzte Kaiser von Byzanz.“ Der

*) Auch Generalleutnant A. v. Janson, der es in seinem Werke „König Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht“ unternommen hat, den König gegen viele ihm von verschiedenen Historikern gemachten Vorwürfe und ungerechten Beurteilungen in Schutz zu nehmen, kann nicht umhin, sich über den Vorfall tadelnd zu äußern: „Es ist schwer, zu sagen, was in der Seele des Königs vorging. War es alter Groll gegen York? War es das seine Eigenart verletzende abgerissene Äußere der tapferen Männer? Oder konnte er das rechte Wort für die Größe des Augenblickes nicht finden?

**) Droysen, York, II, 319.

Kaiser hatte in einem Schreiben an seinen Bruder vom 8. Februar auch diese äußersten Dinge in Betracht gezogen und geantwortet: „Wenn es dazu kommt, so werde ich nicht mehr sein; es wird sich da nicht mehr um meine Person handeln. Ich wiederhole es, Paris wird nie besetzt werden, so lange ich lebe; ich darf wohl fordern, daß die mir glauben, die mich hören . . . Verlasse meinen Sohn nicht", hatte er noch vierzehn Tage vor der Übergabe geschrieben, und denke daran, daß ich ihn lieber in der Seine wüßte, als in den Händen meiner Feinde; das Los des Astyanax*) ist mir immer als das unglückseligste in der Geschichte erschienen."**)

Das Los des Astyanax sollte dem jungen Sohne Napoleons freilich erspart bleiben, wenn auch das spätere Schicksal des Königs von Rom kein beneidenswertes war. Aber auch seine Mutter war keine Andromache.***) Die bloße Kunde von dem Anmarsch der Verbündeten auf Paris setzte die ganze Regentschaft in Paris in Angst und Schrecken. Am 28. März hatte noch eine geheime Ratssitzung stattgefunden, welcher auch König Joseph, der Generalstatthalter, beiwohnte, und bei der die Kaiserin-Regentin den Vorsitz führte. Man erinnerte die Kaiserin an das heldenmütige Vorbild ihrer Ahnfrau, der Kaiserin Maria Theresia. Aber dies Beispiel wollte in diesem Augenblicke durchaus nicht verfangen. Viel stärker wirkte ein Schreiben Napoleons, das der König-Statthalter aus seiner Brieftasche zog; es besagte, daß der Kaiser es als das größte Unglück ansehen würde, wenn seine Gemahlin und sein Sohn in die Gewalt des Feindes kämen; sie sollten sich bei der Annäherung des Feindes erst nach Rambouillet und von da nach Tours begeben. Die Königin Hortensie†) eilte der Kaiserin noch nach und versuchte, sie zum Bleiben zu bewegen. „Wenn Sie die Tuilerien einmal verlassen haben", sagte sie, „werden Sie dieselben nie wieder sehen." Ihr Einreden hatte keine Wirkung mehr. Schon waren die Reisewagen vorgefahren. Wie König Joseph in seinen Mémoiren erzählt, wollte nun der junge König von Rom durchaus nicht aus den Tuilerien fort. „Nicht nach Rambouillet gehen!" rief er fortwährend. „Das ist ein garstiges Schloß! Bleiben Sie hier!" Das Kind sträubte sich in den Armen des Stallmeisters Canisy, welcher es hinabtrug und schrie: „Papa hat aber doch gesagt, nicht fortgehen!" Es klammerte sich mit den Händen an die Türpfosten und an das Treppengeländer und mußte mit Gewalt in den Wagen gebracht werden. Am 29. März, vormittags 10 Uhr, verließ die Kaiserin mit dem Thronerben die Tuilerien für immer. Eine Bedeckung von 1500 Garden zu Fuß und 300 Pferden sollten für ihre Sicherheit sorgen.

Die Abreise der Kaiserin war das Zeichen zum eiligen Aufbruch für die gesamten Hofstaaten, die Großwürdenträger, den Adel und die reichen Bürgerfamilien der Hauptstadt. Daß dieser fluchtartige Aufbruch nicht zur Beruhigung der Bevölkerung beitrug, war klar. Die Verwirrung kam den Legitimisten, den Anhängern des Königstums, zu statten, welche die Gelegenheit benutzten, die Unordnung und den Schrecken durch Verbreitung ungünstiger Nachrichten bei der Bürgerschaft noch zu steigern. König Joseph versuchte es, diese durch folgende Proklamation zu beruhigen: „Bürger von Paris! Eine feindliche Kolonne ist nach Meaux vorgedrungen. Sie rückt auf der Straße von Deutschland vor, aber der Kaiser folgt ihr ganz nahe an der Spitze einer siegreichen Armee. Der Verwaltungsrat hat für die Sicherheit der Kaiserin und des Königs von Rom gesorgt; ich aber bleibe bei euch. Bewaffnen wir uns, um diese Stadt, ihre Monumente, ihre Reichtümer, unsere Frauen, unsere Kinder, alles, was uns teuer ist, zu verteidigen. Diese

*) Astyanax, Sohn des Hektor, wurde nach der Eroberung und dem Falle Trojas von den Mauern herabgestürzt.

**) Mémoires du Roi Joseph 28 f., 33, 78 f.

***) Gemahlin des Hektor, eine der edelsten Frauengestalten bei Homer.

†) Die Mutter des nachmaligen Napoleons III.

große Stadt soll für Augenblicke ein Lager werden, und der Feind finde seine Schande unter ihren Mauern, durch welche er im Triumph einzuziehen hoffte. Der Kaiser naht euch zu Hilfe; unterstützt ihn durch einen kurzen, aber kräftigen Widerstand, und erhalten wird die französische Ehre.

Joseph."

Noch einmal — und zwar zum letzten Male — versuchte auch der „Moniteur", der so oft die Siege, aber auch die Übertreibungen und Lügen des Imperators in die Welt hinausposaunt hatte, durch eine aufbauschende Siegesnachricht die Bevölkerung für den Imperator zu stimmen, indem er schrieb: „Den 26. d. M. hat Se. Majestät der Kaiser den General Wintzingerode bei St. Dizier geschlagen, ihm 2000 Gefangene, Kanonen und viele Gepäckwagen abgenommen. Dies Korps wurde sehr weit verfolgt." Es war die letzte Nachricht vom Kriegsschauplatz, welche auf Befehl Napoleons im „Moniteur" erschien. Sie bezeichnete aber auch zugleich die furchtbare Wendung in seinem Schicksal. Aus den Aussagen der gefangenen Russen hatte er übereinstimmend erfahren, daß die Armeen Blüchers und Schwarzenbergs auf die Hauptstraße seines Reiches gezogen waren. Er wollte es erst nicht glauben; er hatte seinen Gegnern diese Kühnheit nicht zugetraut. Erst am Mittag des 27. erfuhr er das ganze Schreckliche: die Niederlage der Marschälle bei Fère Champenoise und ihren fluchtartigen Rückzug auf Paris. Noch besonders gedrängt durch seine Generale, die ihn zu größter Eile antrieben, brach er in fieberhafter Hast auf, um in Märschen von beispielloser Schnelligkeit die verlorenen Stunden einzuholen.

Am 30. März in der Frühe des Vormittags verließ er in fliegender Eile Troyes. Nur von Berthier, Lefebvre, Caulaincourt, Flahault, Gourgaud und vier Adjutanten begleitet, sprengt er wie rasend seiner Hauptstadt zu, wo bereits um diese Zeit der Kampf in heftigster Weise entbrannt ist. Je näher er der Stadt kommt, desto stärker brüllt der Kanonendonner. Unterwegs wird ihm auf einer Station gemeldet, daß die Kaiserin mit ihrem Sohne bereits geflohen sei. Aber diese gewaltige Natur, der nichts unmöglich erscheint, so lange sie atmet, hofft noch immer. Wenn er die Stadt noch 48 Stunden halten kann, bis seine Truppen heran sind, dann kann er vielleicht noch sein Schicksal wenden. Weiter geht es — er hatte sich inzwischen in eine Postchaise geworfen, nur noch von den Getreuen Berthier und Caulaincourt begleitet — alle anderen waren erschöpft zurückgeblieben. Wie von Höllenpferden gezogen, rasen sie auf der Straße nach Paris weiter. Schon war die Mittnacht des 30. März hereingebrochen, als er der Stadt so nahe gekommen ist, daß er die Wachtfeuer der Feinde erblicken kann. Bald erreicht er das Posthaus la Cour de France bei Juoiscy; der Kanonendonner ist längst verstummt, über den Ausgang der Schlacht erfährt er nichts Bestimmtes. Gegen Morgen in Fromenteau angelangt, sieht er voll Überraschung eine französische Reiterkolonne auf sich zukommen. Es ist General Belliard mit seinem Kavalleriekorps, das dieser infolge der Kapitulation bereits aus der Stadt führt. Aus dem Wagen stürzend, reißt Napoleon den General am Arm und schreit ihn an: „Die Armee? Wo ist sie?" „Sie folgt mir, Sire". „Und der Feind?" „An den Toren von Paris". „Wer hält die Stadt besetzt?" „Niemand, sie ist geräumt." „Geräumt? Und mein Sohn, meine Frau, meine Regierung, wo sind sie?" „An der Loire, Sire". Er wußte alles. Wie angedonnert steht er da. Zu spät! Die Hauptstadt war verloren — und damit sein Schicksal entschieden. Noch überträgt er dem Getreuen Caulaincourt eine ihm selbst fast hoffnungslos scheinende Sendung an den Zaren, erteilt wie abwesend den Befehl, daß seine Heerestrümmer — etwa 50000 Mann — sich bei Essone sammeln sollen; dann wirft er sich in den Wagen: „Nach Schloß Fontainebleau!" ruft er dem Wagenlenker zu. Er ahnte noch nicht, daß er diesen Ort nur als Gefangener verlassen sollte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unterdessen hatte sich das Schicksal der Hauptstadt durch die Schlacht von Paris entschieden. Folgen wir dem Verlauf des Kampfes, dem letzten Akte des großen Dramas, das den Sturz des Imperators darstellt. Von der großen Armee Schwarzenbergs waren am 30. März etwa 73000 Mann, vom Schlesischen Heere 47000 Mann vor Paris erschienen, so daß beide Heere zusammen rund 120000 Mann zählten. Der Angriff der Verbündeten Heere erfolgte von der Nord- und Ostseite. In Rücksicht auf die Bodenbeschaffenheit war diese Angriffsrichtung denkbar ungünstig gewählt. Ein hohler, steiler Berg, der Montmartre, deckte im Norden die Stadt, ein schluchtenreicher, mit Dörfern und ummauerten Gärten besäeter Höhenzug verwehrte im Osten den Zugang. Blüchers Heer bildete den rechten Flügel der großen Angriffssäule und war bestimmt, den Montmartre anzugreifen. Den linken Flügel bildete das Korps des Kronprinzen von Württemberg; es sollte gegen Vincennes und Charenton vorgehen. Im Zentrum rückten die Korps von Rajewski und Prinz Eugen sowie die Garden unter Barclay gegen die Dörfer Pantin und Romainville vor.

Unzweckmäßige Anordnungen der obersten Heeresleitung erschwerten den Angriff und ließen die Überlegenheit der Verbündeten erst spät zur Wirkung kommen. Es war fast so wie an dem großen Entscheidungstage bei Leipzig, am 18. Oktober, wo auch die Korps erst nacheinander in den Kampf eingriffen. Blüchers Truppen sollten gegen den Montmartre schon um 5 Uhr vorgehen. Da aber erst nach 7 Uhr der Befehl im Schlesischen Hauptquartier eingetroffen war, so verzögerte sich der Angriff der Vorhut bis 10 Uhr. Blüchers Zustand hatte sich zwar etwas gebessert; aber er mußte doch im Wagen fahren, und zum Schutz der Augen trug der alte Held auch hier wieder den grünseidenen Damenhut mit Schleier. Endlich am heißersehnten Ziele, zu dessen Erkämpfung er das meiste beigetragen, wäre er unter keinen Umständen — und wenn er hätte getragen werden sollen — vom Kampfplatze fern geblieben. Auch auf dem linken Flügel, welcher vornehmlich bestimmt war, den großen Park von Vincennes zu erobern, waren die Befehle Schwarzenbergs erst spät eingetroffen. So hatte denn im Zentrum das Korps Rajewskis zunächst den Kampf allein zu bestehen. Die zu dem Korps gehörige Division Helfreich hatte schon am Abend vorher Pantin besetzt; bald nach Tagesanbruch war zu ihrer Unterstützung das Infanteriekorps des Prinzen Eugen herbeigeeilt mit dem Auftrage, geradeaus auf die Tore von Paris vorzudringen.

Man hatte verbündeterseits den Widerstand des Feindes nicht mehr hoch angeschlagen; Prinz Eugen hatte deswegen geglaubt, zu beiden Seiten des Ourcq-Kanals leicht auf das vor ihm liegende Plateau hinaufzudringen. Bald aber bemerkte er, daß die Höhen zu beiden Seiten des Kanals mit bedeutenden Streitkräften besetzt waren. Mit raschem Feldherrnblick hatte er aber beim Vorrücken eine andere Blöße des Feindes erspäht und schnell ausgenutzt. Das vor ihm schon auf dem Plateau liegende Dorf Romainville hatte der Feind zu besetzen unterlassen. Schnell beschloß er, dem Feinde zuvorzukommen, schickte einen Teil seiner Truppen zur Besetzung Pantins vor, während er selbst die Division Schachowski zur Höhe nach Romainville hinaufführte. Mit dem stolzen Gefühl, das ihm das Bewußtsein seiner tapferen Tat verlieh, hatte er an seine Vorgesetzten Barclay und Rajewski in aller Eile geschrieben: „Romainville ist der Schlüssel des Geländes und darf nicht unbesetzt bleiben. Ein blutiges Gefecht erwartet dort das zweite Korps und opfert sich auf. Dies ist nicht das erstemal. Ich hoffe auf rasche Unterstützung.“

Es gelang, Romainville noch vor dem Feinde zu erreichen. Den überlegenen Streitkräften, die sich ihm hier entgegenstellten, hielt er stand, bis die erbetene Unterstützung herankam. Die Hilfe bestand in dem russischen Grenadierkorps, welches sich auf Romainville, und in den preußischen Garden, die sich sofort auf Pantin in Marsch setzten. Die hier stehenden Russen Eugens waren unter dem kräftigen Feuer des überlegenen Feindes kaum imstande gewesen, sich zu halten. Zwar

war gegen 10 Uhr die Vorhut des Schlesischen Heeres unter Katzler an der anderen Seite des Ourcq-Kanals angelangt; dieser konnte aber nur zwei preußische Bataillone über den Kanal zur Hilfe senden, da er den größten Teil seiner Truppen zur Abwehr der starken, bei der Vorstadt La Villette stehenden Macht gebrauchte. So drohte das schon eroberte Dorf Pantin wieder in die Hände der Franzosen zu fallen.

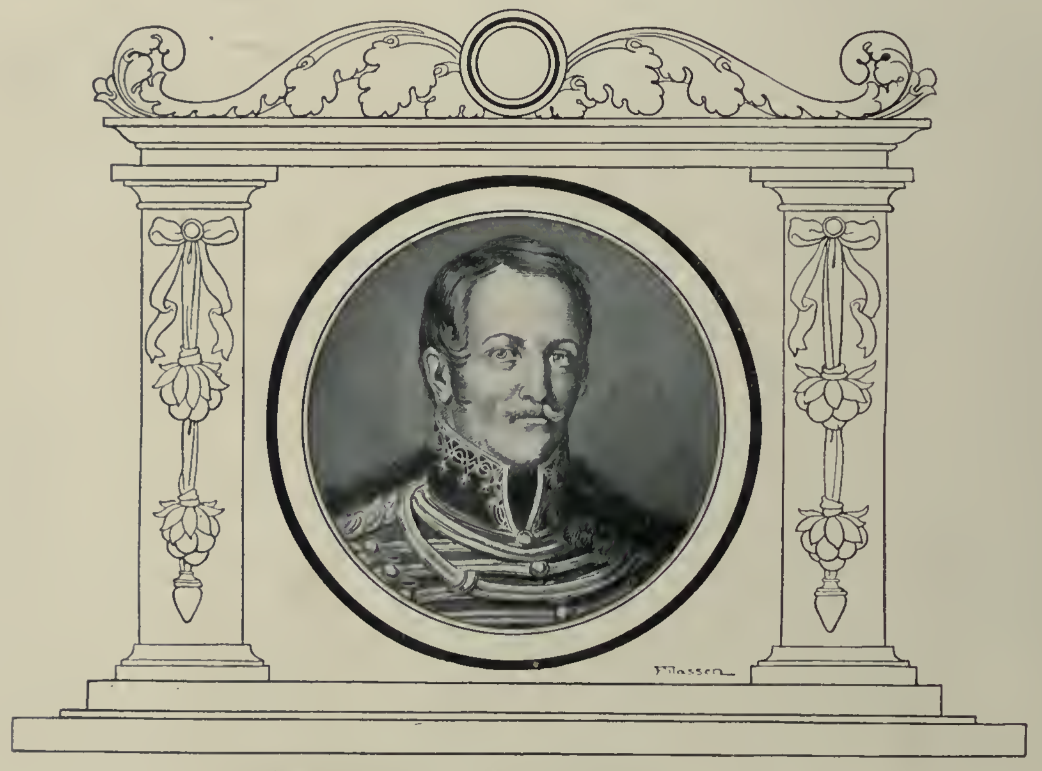
In diesem Augenblicke erschienen unter Oberst von Alvensleben die preußischen Gardetruppen, denen sich die badische Garde anschloß. Seit Lützen waren sie nicht im Feuer gewesen; sie brannten deshalb vor Begierde, es ihren übrigen Kameraden gleich zu tun. Mit glänzender Tapferkeit, des mörderischen Kanonenfeuers nicht achtend, stürmten sie gegen den Feind und warfen ihn aus allen Stellungen zurück. Aber schnell machte er von neuem Front, und bald sahen sich die tapferen Garden von drei Seiten, von der Front, vom hohen Rande des Plateaus und auch von La Villette her einem geradezu vernichtenden Geschützfeuer ausgesetzt. Es war wie eine kochende Hölle, und es blieb nur die Wahl zwischen einem neuen Sturm oder einer Rückwärtsbewegung. Das letztere hätten die Garden wohl mit Entrüstung zurückgewiesen. Man entschloß sich zum Bajonettangriff. Es war die heißeste Arbeit des Tages. Das Gewehr zur Attacke rechts, unter dem Schlagen des Sturmmarsches von allen Tambours der Brigade und unter lautem Hurrageschrei drangen diese Tapferen unaufhaltsam auf den Feind los. Der Stoß war unwiderstehlich. Obgleich von drei Seiten mörderisch beschossen, trieb die Garde den Feind mit dem äußersten Nachdruck in völliger Auflösung zurück, eroberte Maisonettes und eine große Batterie, die bei diesem Dorfe aufgestellt war. Noch weiter vorzugehen war — wenigstens ohne neue, kräftige Unterstützung — nicht möglich, solange die Höhen auf beiden Seiten im Besitz des Feindes waren. Dennoch mußte die eroberte Stellung festgehalten werden, so sehr auch die Truppen unter dem furchtbaren Feuer von den Höhen zu leiden hatten. Es war ein schwerer, heißer Kampf, dem nur der von Möckern an die Seite zu stellen ist. Aber er war erfolgreich. Die Verteidiger hatten im Zentrum an Terrain verloren, ehe die Hauptmacht der Angreifer noch heran war. Der Kronprinz von Württemberg war nördlich der Marne bereits bis Vincennes vorgedrungen; der Feind auf dem Plateau wich in seine letzte Stellung bei Belleville, zwischen der Straße von Pantin und Paris gelegen.

Inzwischen war Blüchers Heer zum Angriff gegen den Montmartre vorgerückt. York und Kleist sollten diese starke Stellung des Feindes von Osten umfassen und von Paris abschneiden; diesen beiden Korps sollte das Wintzingerodische und das des Grafen Woronzow als Reserve folgen. Bald nach 12 Uhr mittags entwickelten sich die beiden preußischen Korps zwischen dem Ourcq-Kanal und Aubervilliers.

Auf einer kleinen Anhöhe östlich der letztgenannten Stadt hielt sich Blücher während des Kampfes auf. Wie sein Adjutant, Graf Nostitz, in seinen Tagebuchaufzeichnungen berichtet, empfand „der Feldmarschall an diesem Tage wieder so heftige Augenschmerzen, daß er an der Leitung der Schlacht eigentlich gar keinen Anteil nehmen konnte. Bis dicht an die Infanteriereserve hatte er sich heranfahren lassen und empfing so alle Meldungen.“ Der gelbe Wagen, in dem er träumend saß, war ein wichtiger Punkt, auf dem viele Blicke hafteten, heißt es in den Schwerinschen Aufzeichnungen. Alle Befehle nämlich sollten den Umweg bis zum gelben Wagen machen, und doch war es im Laufe der Affäre oft unmöglich, ihn so zur Stelle zu haben, daß dieser Augenblick nicht alles ins Stocken gebracht hätte. Dann hieß es gleich: „Woher kommt der Befehl? Vom Feldmarschall unmöglich; der gelbe Wagen ist ja garnicht abzureichen.“

Inzwischen waren die Garden bei Maisonettes immer noch in einer sehr bedrängten Lage. Da entschloß sich des Königs Bruder, Prinz Wilhelm, der an der Vorstadt La Villette stand, ihnen

Hilfe zu bringen und mit seiner Division auf das andere Ufer des Ourcq-Kanals überzugehen. Um dies zu bewerkstelligen, mußte er die etwas rückwärts, nahe bei Pantin liegende Brücke benutzen. Die Zeit, die damit verging, schien dem General Curial, der die alte Garde in La Villette kommandierte, zu einem neuen heftigen Vorstoß gegen Pantin äußerst geeignet. Gegen 3 Uhr nachmittags war es, als er plötzlich die zwischen La Villette und Maisonettes über den Ourcq-Kanal führende Brücke überschritt und sich mit Ungestüm auf die ohnehin durch das furchbare Geschützfeuer so stark mitgenommene preußische Garde warf. Starke Kavallerie unterstützte seinen Angriff. Zwei Regimenter Chasseurs und polnische Lanziers brachen mit lautem „en avant!“ gegen die Vorhut von Katzler vor. Aber der alte Isegrimm hätte nicht in der Nähe sein müssen, wenn dieser



Oberstleutnant Johann Otto Sigismund von Stoeßel.

Angriff gelungen wäre. Yorck hielt bei den nahen Husaren, den Schwarzen und Brandenburgern, welche die Artillerie deckten. „Die Batterien dürfen wir nicht im Stich lassen“, sagte er mit kühler Ruhe. Die Totenköpfe trabten vor, freilich in Zügen abgebrochen, um das Kanalbett zu passieren, sich jenseits im raschen Trabe formierend, als schon die Polen herangejagt kamen. Aber noch gerade zur rechten Zeit erfolgte das Signal „Marsch! Marsch!“, um mit Hurra dem Feind entgegen zu jagen. Oberstleutnant Stoeßel an der Spitze des 2. Leibhusarenregiments stürmte mit seinen Offizieren in einer Linie voran. Der Feind erwartete den Ansturm nicht, sondern machte kehrt und warf sich, verfolgt, bis nach La Villette hinein. Dorte knäulte sich alles zusammen, so daß man sich bald nur noch mit dem Säbelgefäß bekämpfen konnte.“ Aber plötzlich knatterte aus den Fenstern herab Kleingewehrfeuer; Oberstleutnant Stoeßel eilte, seine Leute zurückzuholen. „Viele mit blutigen Köpfen“, aber kochend vor Kampfbegier, so jagten sie zurück an den geschlossenen Schwadronen Sohrs vorüber: „Nun steht, Brandenburger“, rief Stoeßel ihnen zu. Infanterie kommt ihnen entgegen; sie wird gleichfalls angefallen und niedergeritten. Da rasselt abfahrende

feindliche Artillerie, die sich retten will, durch das Dorf. Die Husaren greifen herzhaft an; fünf Geschütze fallen ihnen in ihre Hände. Eine hochstehende Batterie am Ourcqkanal ist in Tätigkeit; sie hat Katzlers Truppen schon viele Verluste beigebracht — sie muß weg! Die Husaren sind einmal im Zuge: rückwärts fallen sie in die Batterie ein, deren Bedienung sich tapfer wehrt; 13 Geschütze, 20 Pulverwagen und 70 Pferde werden ihnen zur Beute.

Am Eingang von La Villette sammelt Stoeßel noch einmal seine Husaren. Als ersten Rückhalt hatte ihm Katzler die brandenburgischen Husaren und den Rest seiner übrigen Kavallerie




Schlacht bei Paris am 30. März 1814.
Oberstleutnant von Stoeßel mit den 2. Leibhusaren nimmt die große Batterie vor La Villette.

folgen lassen. Der Moment jener glänzenden Attacke ergriff Yorck, jetzt an Kleists Seite, um mit dem Vorgehen beider Armeekorps den Sieg zu entscheiden. Er zog den Säbel. Dem „Marsch, Marsch!“ längs der Linien folgte das jubelnde Hurra der Truppen. Schon war jenseits des Kanals auch Prinz Wilhelm mit seinen Brandenburgern und Landwehren im Avancieren und nahm die Brücke am Bassin wieder. Wie dort, so belebte sich auch hier das Gefecht; fort und fort erklang das schöne Signal der Flügelhörner „Avancieren!“ Man nahte sich dem Montmartre. Schon gingen auch Woronzows Jäger im Sturmschritt auf La Villette los. Prinz Wilhelm, bereits in der Mitte des Dorfes, wandte sich links, um die kaum noch tausend Schritt entfernte Barrière zu erstürmen. Horn hatte La Chapelle genommen, Kleist ließ das Gewehr fällen zum Sturm gegen die Kuppe der „fünf Mühlen“, und Langeron rückte im Sturmschritt rechts gegen den Montmartre. Da kamen Adjutanten mit wehenden weißen Tüchern dahergesprengt: die

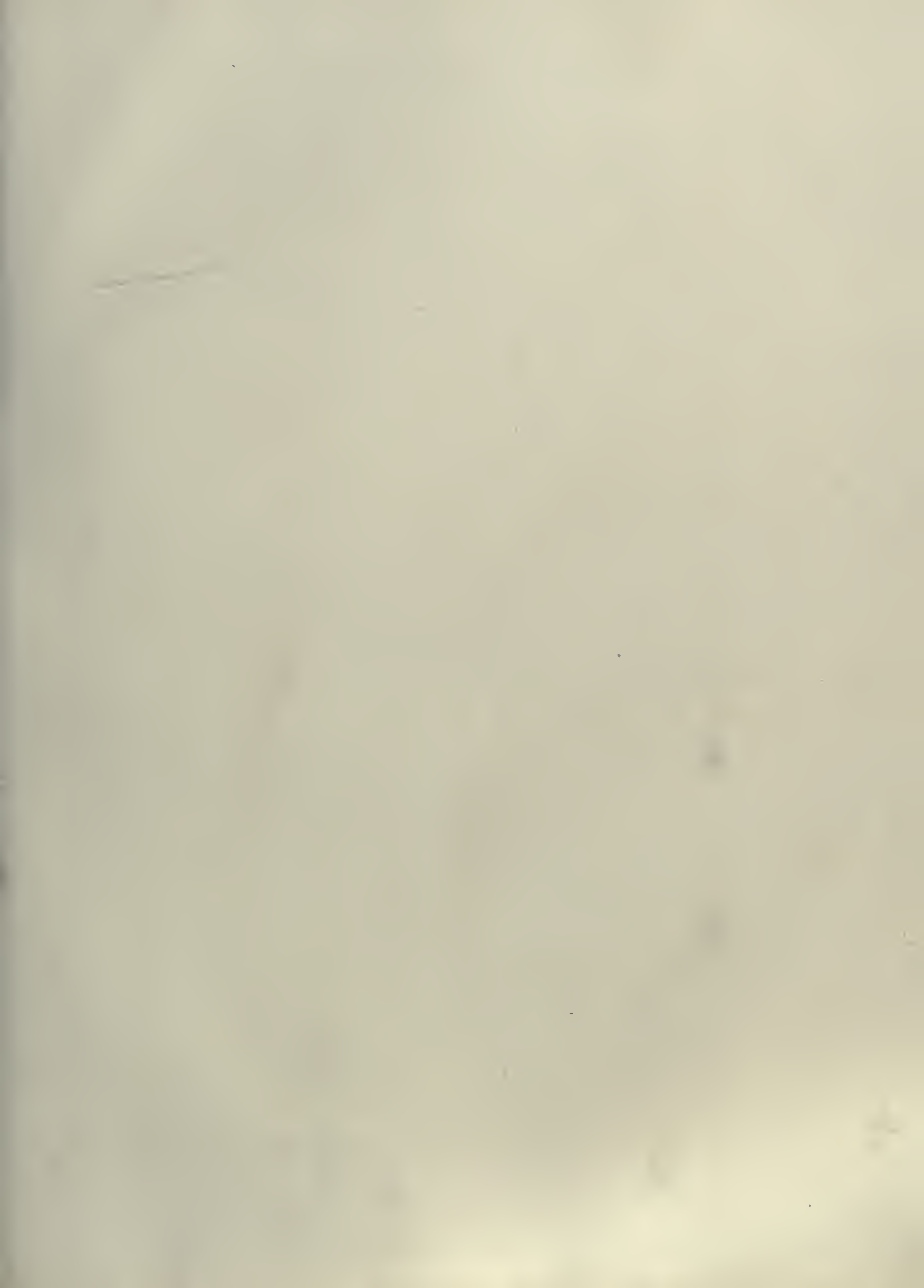
Botschaft des Waffenstillstandes; sie wurde als volles Zeichen des Sieges mit lautem Hurra begrüßt.*)

So war es nun erreicht, das so lange, so heiß erstrebte Ziel; mit schweren Opfern, mit dem Blute von Hunderttausenden war es erkauft worden. Da lag es unten zu den Füßen der siegreichen Heere, das überwundene Babel der Revolution, die stolze Feste übermütiger Zäsarenherrschaft. Lange standen hier neben den Windmühlen die Feldherren und betrachteten schweigend die bezwungene Stadt. In den Strahlen der scheidenden Sonne glänzte die Kuppel des Pantheon, und die stolzen stumpfen Türme der prächtigen Notre-Dame-Kirche. Blücher, der Rastlose, hatte trotz seiner Augenschmerzen noch vor kurzem 84 Stück schwere Geschütze auf dem Montmartre auffahren lassen. Man konnte „diesen wetterwendischen Franzosen nicht trauen“, die nach seiner Meinung viel zu sanftmütig behandelt wurden. Als man ihn auf das wunderbare Panorama der Stadt zu seinen Füßen aufmerksam machte, hatte er noch gesagt: „Gott strafe mir! Aber ich möchte lieber meine Geschütze als das Perspektiv auf das Nest richten.“

Leuchtenden Auges stand sein Waffenbruder, der treue Gneisenau, da und schaute unverwandt auf das Bild der stolzen Riesenstadt, die, vor kurzem noch der Welt Gesetze vorschreibend, jetzt bezwungen zu seinen Füßen lag. „Eine Glorie umstrahlte Gneisenaus Gesicht“, berichtet Stosch in seinen Aufzeichnungen. Und auch Professor Steffens, der diesen Augenblick mit erleben durfte, erzählt, wie er dort oben neben Gneisenau stand und in der Abendbeleuchtung die eroberte Stadt überschaute, sei ihm der heitere, siegreich verklärte Held neben ihm erschienen, wie der rettende und richtende Genius des Krieges. Da ergriff auch das tiefe Gemüt des alten Feldmarschalls die Größe des Augenblickes. „Luise, du bist gerächt“, klang es, wie man erzählt, halblaut von seinen Lippen. Ist auch der Ausruf historisch nicht voll begründet, nichts lag wohl näher, als daß der ritterliche Alte in diesem Augenblicke des Schutzengels Preußens, der edlen Luise, gedachte, die in der Zeit des Unglücks gerade auf ihn ihre Hoffnungen gesetzt hatte. Von jenen schweren Tagen, da die Königin in der Verbannung zu Königsberg ihre freudlosen Tage dahinbrachte, da er ab und zu des Abends in ihrem Hause weilte und dann scherzhaft von ihr zum Charpiezupfen aufgefordert wurde — von jener schweren Zeit bis zu dem großen Augenblicke, den er jetzt erleben durfte, mit so vielen Tausenden — welch wunderbarer Wechsel der Ereignisse, welche gewaltige, weltgeschichtliche Wendung!

War es ein Wunder, daß die, die hier oben standen in dieser großen Stunde, ihre Gedanken mit Genugtuung in die Vergangenheit schweifen ließen, daß die Russen an Moskau, die Österreicher an Wagram und Wien zurückdachten? Und das kleine zusammengeschmolzene Heer der Preußen? Ihnen mußte in dieser großen Stunde wohl am meisten das Herz schwellen, wenn sie in stillem Ernste zurückdachten an jene Tage des Unglückes von Jena, dann aber auch an die wunderbare Zeit der Wiedergeburt des Volkes, an die kühnen Züge Schills und des Herzogs Oels, vor allem an die große, niemals ausgesungene Zeit, da die Begeisterung der Erhebung wie ein Frühlingssturm durch die Lande drang, an die unvergeßlichen Breslauer Märztage, an die großen Befreiungstage von Großbeeren, an der Katzbach, von Dennewitz, Wartenberg und Leipzig bis zu diesem glorreichsten aller Augenblicke. Was in dieser Stunde der edle, dichterisch veranlagte Gneisenau empfand, das hat er noch unter dem frischen Eindruck der Geschehnisse seinem Freunde Justus Gruner nach Trier geschrieben: „Was Patrioten erträumten und Egoisten belächelten, ist geschehen. Das allgewaltige Schicksal stand uns zur Seite und ließ unsere Fehler dem Tyrannen

*) Droysen, York 322, siehe auch Beitzke, 384.







Kronprinz Wilhelm v. Württemberg (nachm. König Wilhelm I.) Kronprinz Friedrich
(nachm. König Fr.

Kaiser Alexander von Rußland Generalfeldmarschall Fürst Schwarzenberg

## Einzug der Verbündeten

Original von





Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin

Graf Radetzky

m
.)

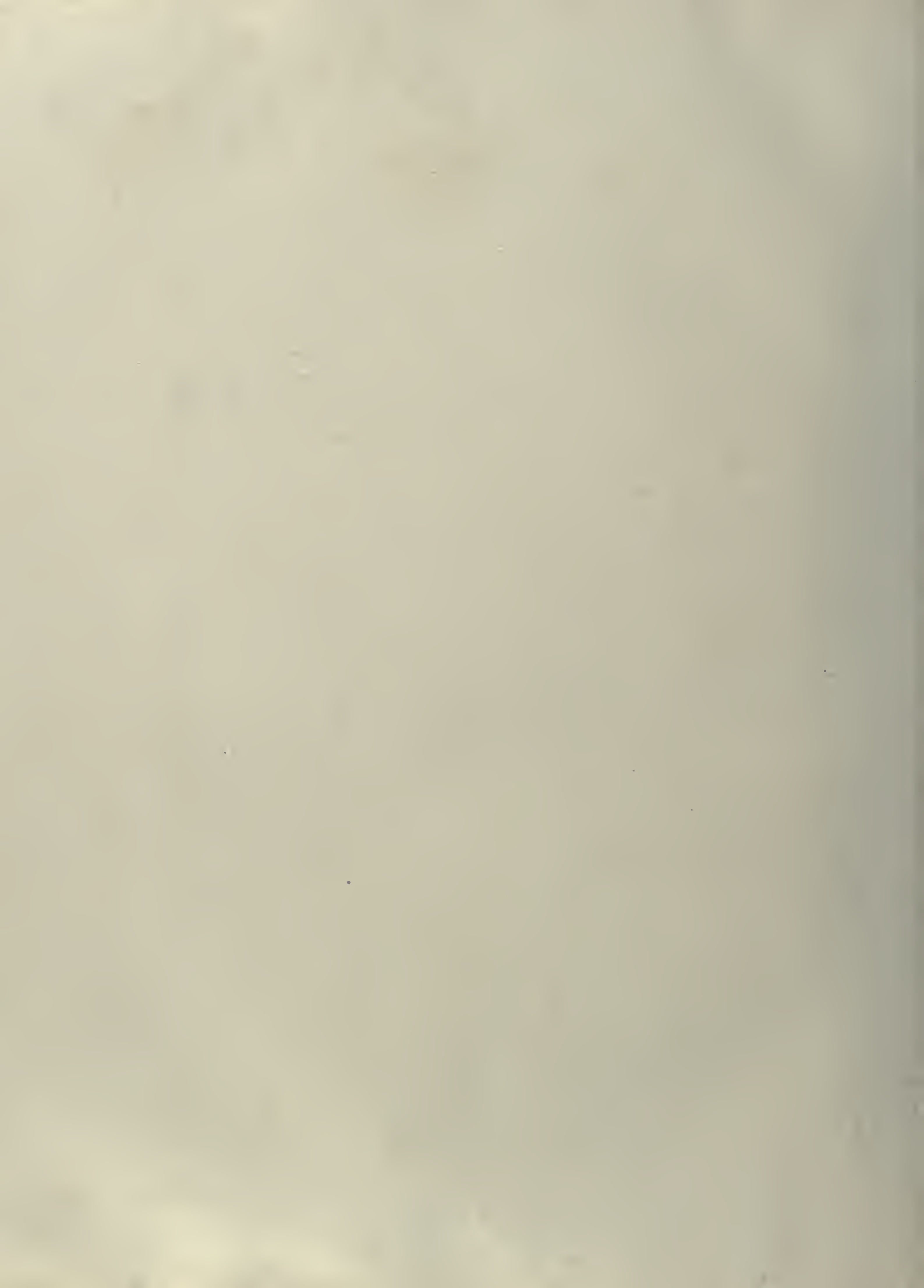
Prinz Wilhelm
(nachm. Kaiser Wilh. I.)

König Friedrich Wilhelm III.

Prinz Wilhelm
(Bruder König Friedrich Wilhelms III.)

Paris am 31. März 1814.

jor R. Knötel.



zum Verderben gereichen. Er schlug jeden Antrag zur Versöhnung aus und nötigte selbst diejenigen, die ihn gern gerettet hätten, Schritte zu tun, die seinen Sturz herbeiführten."

Und wie dort oben bei den Windmühlen alle in tiefer Bewegung stehen, ihren Gedanken hingegeben, die Bataillone Gewehr bei Fuß, die Kavallerie unten zum Teil schon abgesessen, da schlägt Pferdegetrappel an ihr Ohr. Oberst Below kommt mit seinen alten Litauern herauf und reitet in langem, gemächlichem Zuge den Montmartre entlang, zeigt ihnen Paris, und als York, nicht wenig erstaunt und ungehalten, nachreiten und fragen läßt, was das bedeute, entgegnet Below ganz ruhig: „Das habe er seinen Leuten schon in Tilsit versprochen; man wisse doch nicht, ob sie sonst Paris zu sehen bekämen."*) Eine Befürchtung, die sich am nächsten Tage leider auch bewahrheiten sollte.

Noch während der Nacht wurden die Kapitulationsverhandlungen zum Abschluß gebracht. Über ihren Verlauf hat Oberst Orlow, Flügeladjutant des Kaisers von Rußland, als Begleiter des russischen Unterhändlers Graf Nesselrode, der die mit dem König von Preußen und Schwarzenberg verabredeten Instruktionen dem Marschall Marmont überbrachte, wertvolle Aufzeichnungen gemacht. Um 8 Uhr abends hatte sich Nesselrode mit dem Grafen Paar, dem Adjutanten Schwarzenbergs, zu den Monarchen zurückbegeben, um neue Anweisungen einzuholen. Orlow hatte indessen den Marschall Marmont in die Stadt begleitet. In dem von oben bis unten erleuchteten Hotel des Marschalls, so berichtet Scherr nach den Aufzeichnungen Orlows, fanden sie eine Menge von Leuten, welche die Ankunft Marmonts mit Ungeduld erwarteten. Dies Haus war in der Tat das Schicksalshaus Frankreichs für etliche Stunden. Aus dem verworrenen Gerede, dem man sich, während der Marschall in sein Kabinett verschwunden war, in den Salons überließ, hörte Orlow heraus, daß man das Aufgeben dessen bedauerte, was die Franzosen die „Politik von Erfurt" nannten. „Wären Alexander und Napoleon Freunde geblieben, sie hätten die Welt unter sich geteilt", sagte einer. „Aber sogar die ganze Welt war zu enge für Napoleon", erwiderte ein anderer halbleise. Es war ein beständiges Kommen und Gehen, ein bängliches Fragen und achselzuckend-unsicheres Antworten. Aber seht, wer gleitet oder schlürft da mit „seiner ruhigen, gleichgültigen Miene" durch das Gemach? Es ist Talleyrand, der Vielgewandte, in allen Sätteln Gerechte, der jetzt das Eisen schmieden will, so lange es warm ist. Er begibt sich in das Kabinett Marmonts, wo er ziemlich lange verweilt. Beim Wiederherauskommen laviert er geschickt durch die Menge auf den in einer Ecke sitzenden Orlow zu und sagt mit einer „gewissen Feierlichkeit" zu ihm: „Mein Herr, übernehmen Sie die Mühe, Ihrem Monarchen den Ausdruck der tiefsten Hochachtung des Fürsten von Benevent zu Füßen zu legen." Worauf der schlaue Russe erwiderte: „Prinz, seien Sie versichert, daß ich dieses Blankett unfehlbar Seiner Majestät vorlegen werde." Ein leichtes Lächeln spielt auf den Lippen Talleyrands, und zufrieden, daß sein halbes Wort so ganz verstanden war, verläßt er das Zimmer. Die wenigen zwischen ihm und Orlow gewechselten Worte waren das Sterbeglöckleingeläute des Napoleonismus. Um 2 Uhr morgens langte Graf Paar mit der Ermächtigung an, die Übergabe von Paris mit Marmont zu vereinbaren, ohne die Waffenstreckung der Besatzung zu fordern. Eine Viertelstunde später war der Kapitulationsentwurf aufgesetzt. Er lautete so: „1. Die französischen Truppen unter den Marschällen Marmont und Mortier räumen Paris am 31. März, 7 Uhr morgens. 2. Sie nehmen die Artillerie, welche diesen beiden Korps gehört, mit sich. 3. Die Feindseligkeiten dürfen erst zwei Stunden nach der Räumung der Stadt, also nicht vor 9 Uhr wieder beginnen. 4. Alle Arsenale und Magazine verbleiben in dem Zustande, in welchem sie sich beim Abschlusse dieser Kapitulation befinden. 5. Die

*) Droysen, York II, 323.

Nationalgarde wird ganz von den Truppen getrennt und je nach dem Ermessen der Verbündeten beibehalten, entwaffnet oder entlassen werden. 6. Die Stadtgendarmes teilen in allem das Schicksal der Nationalgarden. 7. Verwundete und Marodeurs, die man nach 3 Uhr in der Stadt antrifft, werden Kriegsgefangene. 8. Die Stadt Paris wird der Großmut der Verbündeten anheimgestellt. Marmont billigte diesen Entwurf, und das Aktenstück wurde auf seinen Befehl von den Obersten Fabvier und Ducis von französischer Seite unterzeichnet, wie das Orlow und Paar namens der Verbündeten taten. Mit Tagesanbruch war Orlow in Bondy im Schlafzimmer des Zaren. „Nun, was bringen Sie Neues?" — „Majestät, die Kapitulation von Paris." Alexander las das Papier, steckte es unter sein Kopfkissen und sagte frohbewegt: „Umarmen Sie mich: ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie Ihren Namen an dieses große Ereignis geknüpft haben." Dann mußte der Adjutant erzählen, und als er der Begegnung mit Talleyrand erwähnte, horchte der Zar hoch auf und sagte: „Jetzt ist das noch eine Anekdote, sie kann aber Geschichte werden."*)

Am Morgen des 31. März, dem Tage des denkwürdigen Einzuges in Paris, lasen die Pariser an den Straßenecken zwei Anschläge, von denen einer den andern in Ausdrücken freundlichen Entgegenkommens überbot. Der eine rührte von Kaiser Alexander her, der hier die Rolle des großmütigen Beschützers mit vieler Würde spielte und den Parisern verkündete, daß er Paris unter seinen persönlichen Schutz nehme und nur „Auslesetruppen" sich dort aufhalten lassen werde. Seine und seiner Verbündeten Gesinnungen würden bald bekannt werden; „sie wollten Frankreich weder erobern noch beherrschen, sondern billigen und stützen, was es selbst für sich am heilsamsten finden würde." In fast noch überschwänglicheren Ausdrücken war der Schwarzenbergische Aufruf abgefaßt. „Die Erhaltung, die Ruhe Eurer Stadt", hieß es darin, „werden der Gegenstand der Sorgfalt und Maßregeln sein, welche die Alliierten mit den Behörden und Notablen, die in der öffentlichen Achtung am höchsten stehen, zu treffen sich erbieten. Keine militärische Einquartierung wird auf der Hauptstadt lasten." ...

Napoleons Proklamationen vor Berlin und Wien hatten allerdings wesentlich anders gelautet! Als Antwort auf all die Millionen von Kontributionen, auf die Lieferung von so und so viel Tausenden von Mänteln, Uniformen und Schuhen, die Napoleon stets zu verlangen pflegte, hieß es hier: „Keine militärische Einquartierung wird auf der Stadt lasten." Freilich, aus all den beiden Kundgebungen konnte man zwischen den Zeilen nichts deutlicher herauslesen als die Ratschläge: „Sagt euch los vom Kaiser! Erhebt die Fahne der Bourbonen!" Unter dem Eindruck dieser Kundmachungen schien denn auch die Sache der Royalisten schnell an Boden zu gewinnen. Schon am Abend vorher hatte eine Versammlung königlich gesinnter Edelleute getagt, welche den nächsten Tag zu einer großen Kundgebung bestimmt hatten. In der Frühe des 31. sammelten sich Scharen auf dem Platze Ludwigs XV., wo einst die Guillotine ihre Blutarbeit getan; starke Abteilungen zogen von hier aus durch die Rue Royale, weiße Tücher an den Stöcken schwenkend, weiße Kokarden verteilend und immerfort „Vive le roi" rufend. Fein geputzte Damen von vornehmem Aussehen mischten sich bald unter sie, zerrissen ihre Taschentücher und teilten die weißen Fetzen unter die Menge aus. Bald sollte sich die Szene von neuem ändern.

Der Einzug der Verbündeten nahte. Es war 11 Uhr vormittags, als sich bei herrlichem Frühlingswetter der glänzende Zug in Bewegung setzte. In ihren schillernden Uniformen mit ihren strahlenden Gesichtern ritten die Sieger einher. Den Zug eröffnete das preußische leichte Gardekavallerie-Regiment; die roten russischen Gardekosaken folgten, hinter ihnen die Adjutanten. Dann kamen die beiden Monarchen, Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm III., in der Mitte zwischen beiden Fürst

*) Originalbericht Orlows, mitgeteilt von Bülau, Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen, III, 365 f.

Schwarzenberg. Hinter ihnen in der zweiten Reihe folgten der Kronprinz von Württemberg, der junge Kronprinz von Preußen (nachmaliger König Friedrich Wilhelm IV.), Prinz Wilhelm von Preußen (späterer Kaiser Wilhelm I.), Prinz Wilhelm von Preußen (Bruder Friedrich Wilhelms III.), in der dritten Reihe: Prinz Eugen, Gneisenau, Radetzky, Barclay, York, Kleist und hinter ihnen in langem Zuge zahlreiche andere Feldherren, Offiziere, Diplomaten und Würdenträger. Unter all den Helden vermißte die neugierige Menge in erster Reihe „Le vieux Blücher“, den alten Blücher. Sein Augenleiden verhinderte ihn, am Einzuge teilzunehmen. Ein nicht verbürgtes Wort Blüchers sagt, er habe es abgelehnt, „im Gefolge der Garden“ in die französische Hauptstadt einzuziehen, da er gewohnt sei, „an der Spitze des Schlesischen Heeres zu reiten.“ Gleichviel, ob verbürgt oder nicht, der Unmut der Sieger von Laon konnte durch dies Wort nicht besser gekennzeichnet werden. Um das Zartgefühl der Pariser zu schonen, deren Schönheitsgefühl durch den Anblick der allerdings keineswegs parademäßig aussehenden Truppen Yorcks und Kleists vielleicht beleidigt worden wäre, mußten diese Braven, denen in erster Reihe der heutige Triumph zu danken war, um die Barrièren der Stadt herumziehen. Wahrlich, der alte Zopf der vorjenensischen Zeit feierte heute wieder seine Auferstehung.

Der Marsch der einziehenden Truppen — im ganzen etwa 30000 Mann russischer, preußischer und österreichischer Garden — nahm seinen Weg durch die Porte St. Martin, die Boulevards entlang nach der Place de la Concorde und dann die große Straße zu den Champs Elysées, wo sämtliche Garden in Parade bei den Monarchen vorbeimarschierten. Alle Straßen, alle Fenster und Dächer waren dicht besetzt mit Menschenmassen; weiße Tücher wehten aus allen Fenstern, und aus allen Stockwerken fiel ein Lilienregen auf die siegreich einziehenden Feinde. „Vive Alexandre! Vive Frédéric Guillaume! Vivent nos libérateurs! Vivent les Alliés!*) Dazwischen klangen die lustigen Geschwindmärsche der preußischen und österreichischen Feldmusik. Singend und schritthaltend marschierte, wie Friedrich Förster als Teilnehmer des Zuges berichtet, die leichtsinnige Bevölkerung, vor allem die Straßenjugend, neben den Einziehenden her. „Es war ein solcher Jubel“, sagt ein anderer Beobachter, „daß ein mit den Ereignissen Unbekannter unmöglich hätte glauben können, daß dies der Einzug feindlicher Armeen in eine eroberte Stadt sei.“**) „Niemals“, sagt ein französischer Augenzeuge, „ist eine feindliche Armee in irgend einer Hauptstadt mit soviel Gunst und Schmeichelei (avec autant de grace et de galanterie) empfangen worden“, und ein deutscher Berichterstatter fügt hinzu: „Mir graute vor der Wankelmütigkeit und dem Mangel an Nationalsinn der Franzosen.“

Noch mehr sollte dieser jähe Umschlag der Volksstimmung während der nächsten Tage in jenen Verhandlungen des Senats zutage treten, die in erschrecklich kurzer Zeit zu der Entthronung desjenigen Mannes führte, den die französische Nation noch vor kurzem als ihren Abgott gefeiert, vor dem sie sich eben noch im Staube gekrümmt hatte. Der ruhige historische Betrachter muß vor dieser Unbeständigkeit des menschlichen Herzens Traurigkeit, vielleicht Ekel empfinden, wenn er sieht, wie das, was eben noch als Ideal in Dithyramben gefeiert, im Augenblicke darauf in den Straßenkot gezogen wird. Aber man darf zur Entschuldigung des französischen Volkes, dem man sonst doch einen so hohen nationalen Sinn nachrühmt, nicht vergessen, daß es durch den häufigen Wechsel der Staatsformen gewissermaßen dazu erzogen war, dem Augenblicke zu leben und seine Begeisterung wie eine Ware für jeden feilzuhalten, der ihm Vorteile, der ihm die heiß ersehnte Beständigkeit der Verhältnisse versprach. Zu Großes und Schweres war diesem Volke in den letzten

*) „Es leben unsere Befreier! Es leben die Verbündeten!“

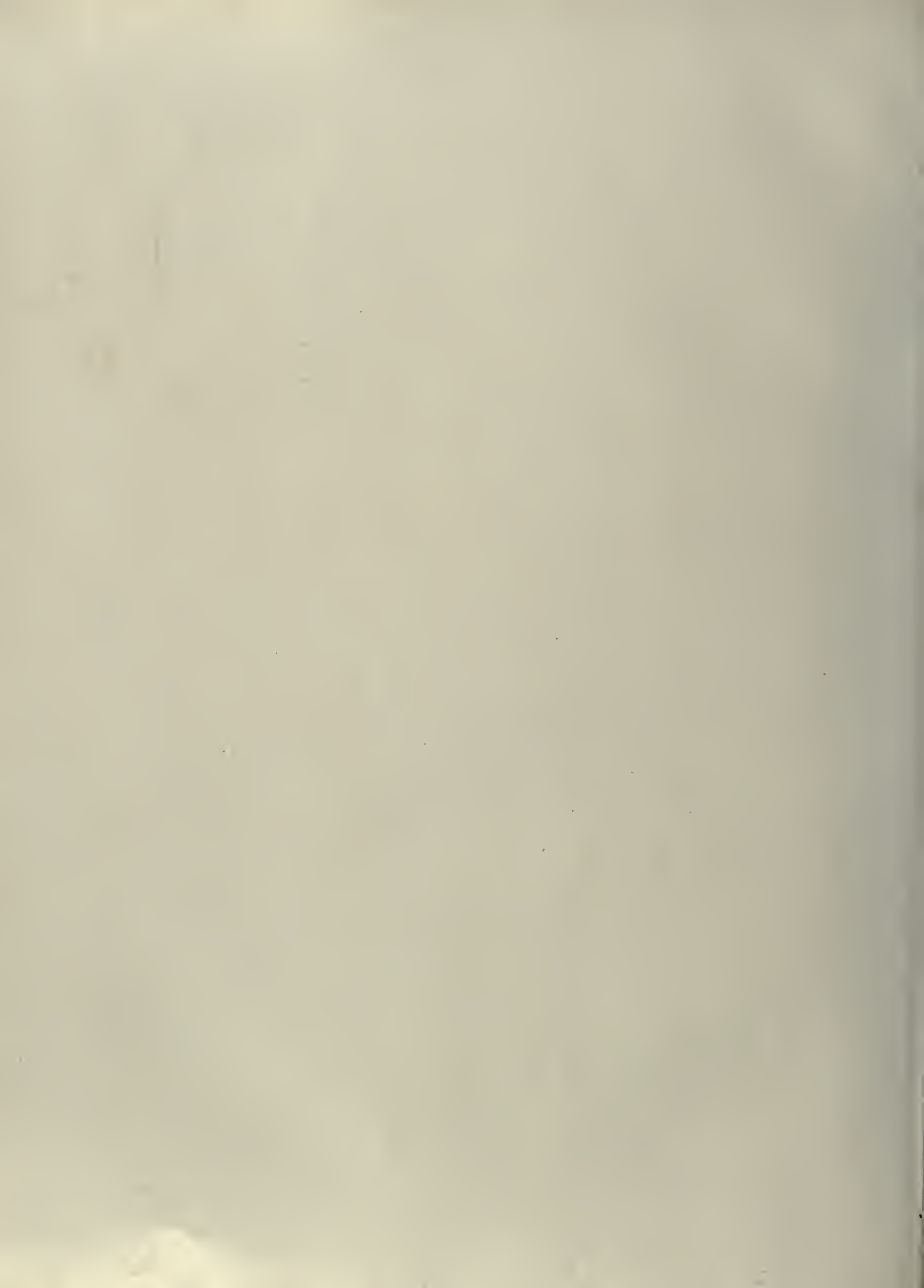
**) Henckell von Donnersmarck, S. 317.

beiden Jahrzehnten auferlegt worden, zu groß waren die Opfer gewesen, die es dem unerbittlichen Ehrgeiz des großen Korsen hatte bringen müssen. Es war vor der Hand abgestumpft für allen Ruhm, es war ermüdet von der Glorie, die es immer und immer wieder wie mit einer Riesenpeitsche zu neuen Taten, zu neuen Opfern, zu neuen Katastrophen gepeitscht hatte; es hatte wie rasend fortwährend auf einem Vulkan getanzt; es sehnte sich jetzt in einem Zustande tiefster Erschöpfung nach Ruhe, nach einem Regiment friedlicher und gesetzlich festgelegter Zustände.

Und diese Ruhe erwartete es, so wenig auch sonst die Bourbonen nach seinem Geschmack waren, jetzt von der Wiedereinsetzung des Königtums, das es selbst vor kaum zwei Jahrzehnten in wildem Fanatismus gestürzt hatte. Von den Götzen der Revolution zu dem Götzen Napoleon —, und nun war es bereit, auch dessen Altäre wieder zu stürzen. Unter der unheimlichen Wühlarbeit Talleyrands, dieses gewissenlosesten und heimtückischsten aller Ränkeschmiede des ersten Kaiserreichs, bereitete sich schon in den allernächsten Tage der jähe Sturz des Imperators vor, aus höchster Höhe zum tiefsten Fall. Aber er durfte sich nicht beklagen. Er erntete, was er gesät hatte. Die korsischen Künste der Treulosigkeit und Heuchelei, die seine Kreaturen ihm abgelauscht hatten, schlugen jetzt ihren Herrn und Meister; die krasse, öde Selbstsucht, die er sie gelehrt, wenn er selbst kalten Herzens die Bestrebungen edler Geister als ideale Schwärmerei bespöttelt hatte, kehrte sich jetzt als Verrat seiner Getreuen gegen ihn selbst; das sollte er in dem nunmehr beginnenden elftägigen Todeskampfe des Napoleonismus bitter erfahren. Dieser groß angelegte Mann, der seinem Zeitalter sein Gepräge aufgedrückt, der die Welt auf Jahrhunderte hätte beglücken können, sollte jetzt seinen tragischen Sturz erleben, weil das Gefühl seiner Gottähnlichkeit ihn dazu verleitet hatte, statt Menschen und Bürger Sklaven haben zu wollen. Dem Despoten war sein Recht geschehen, und es durfte nicht Wunder nehmen, daß es nach seinem Sturze wie ein Aufatmen nach langem, schwerem Alpdruck durch die Gemüter der ganzen Welt ging, und daß sein großer Gegner in Deutschland, Freiherr vom Stein, als er das größte Werk seines Lebens mit Erfolg gekrönt sah, in seiner wuchtigen Weise in die Worte ausbrach: „Der Mensch ist am Boden!"




Sechstes Buch
Nach St. Helena.





# I. Der erste Pariser Friede.

Während die Kanonen auf dem Montmartre gedonnert hatten und am folgenden Tage der Einzug der Verbündeten in die bezwungene französische Hauptstadt unter großem Pomp vor sich gegangen war, wobei der „Zar Befreier" sich in der Rolle des großmütigen Siegers gefallen, hatte Talleyrand-Périgord, einer Kreuzspinne gleich, lauernd in seinem Hotel zu Paris gesessen und die verderblichen Fäden zu dem Netze gesponnen, in dem er die Hauptbeteiligten an dem nunmehr sich abspielenden Entthronungsdrama zu fangen gedachte. Mit der feinen Witterung, die diesem verschlagensten aller Diplomaten eigen war, hatte er das Sinken des Napoleonischen Gestirns schon lange mit Aufmerksamkeit beobachtet, desselben Gestirns, dem er nach dem Sturze der Direktorialregierung am 18. Brumaire (9. November 1799) zu seinem glänzenden Aufgange verholfen hatte. Seit der Errichtung des Kaiserreiches 1804 hatte Talleyrand bei allen wichtigen Staatsereignissen seine Hand im Spiele gehabt. Nach dem mit Österreich abgeschlossenen Frieden zu Preßburg (1805) zum Fürsten von Benevent ernannt, war er dem Kaiser in den preußisch-russischen Krieg gefolgt. Hier hatte sich nach und nach ein merklicher Zwiespalt zwischen ihm und Napoleon herausgebildet. Während dieser, wie wir wissen, zur Zeit des Tilsiter Friedens stark zu Rußland neigte und den Zaren ganz in seinen Bann gezwungen hatte, war Talleyrand mehr für ein Bündnis mit England und Österreich eingetreten. Infolge dieses Zwiespaltes hatte er (1807) seinen Ministerposten niedergelegt und den Titel eines Reichs-Vize-Großwahlherrn (Vice-grand-électeur) erhalten.

Schon damals wurde Talleyrands Salon der Mittelpunkt der Mißvergnügten. Auf dem Fürstenkongreß in Erfurt 1808 schien ihm noch einmal die Sonne der kaiserlichen Gunst; nur

Eingeweihte wußten indessen von seinen heimlichen Umtrieben. Im nächsten Jahre gänzlich bei Napoleon in Ungnade gefallen, richtete er mehr denn je sein Augenmerk auf die Bourbons, dabei aber den völligen Bruch mit Napoleon noch klüglich vermeidend. Nach der Schlacht bei Leipzig wieder zu Napoleon berufen, hatte er zu denen gehört, die dem leidenschaftlichen Verlangen des Volkes nach Frieden das Wort redeten. Schon im Frühjahr 1813 hatte er zu Schwarzenberg in Paris gesagt: „Der Augenblick ist gekommen, wo der Kaiser König von Frankreich werden muß.“ Darunter hatte er verstanden: Verzicht auf die Weltherrschaft, auf Weltkrieg und Weltpolitik und Selbstbeschränkung auf die weise Hauspolitik einer nationalen Monarchie.*)

Aber die Worte „Frieden und Hauspolitik“ standen nicht in dem Wörterbuch des Soldatenkaisers. So war es begreiflich, daß Talleyrand, als er auch nach der Schlacht bei Leipzig mit seinen Friedensvorschlägen kein Glück bei dem Kaiser fand und den Sturz des Imperators mit dem



Charles Maurice de Talleyrand-Périgord, Fürst von Benevent.

Blick des weitschauenden Weltpolitikers voraussah, sich langsam von dem bisherigen Gönner ab- und dem neuen Stern zuwandte. Während der Schlacht von Paris hatte er sogleich alle Hebel in Bewegung gesetzt, um sich der Angelegenheiten zu bemächtigen; den Verbündeten hatte er in ziemlich aufdringlicher Weise seinen Rat und seine Hilfe angeboten. Der kluge Alexander, die wachsende Bedeutung des verschlagenen Mannes richtig erkennend, dessen Stunde jetzt als Anwalt der Bourbonen gekommen war, hatte die dargebotene Hand dieses Mephistopheles, dem selbst der Klumpfuß nicht fehlte,**) nicht zurückgewiesen und sich unmittelbar nach dem Einzug der Truppen zu Fuß durch die Volksmenge nach dem Hotel Talleyrands begeben, der es im wohlverstandenen eigenen Interesse als eine Auszeichnung erbeten hatte, daß der Zar bei ihm Wohnung nahm.

Während Napoleon in Fontainebleau sich in ohnmächtigem Grimme verzehrte, wurde hier am Abend des 31. März 1814 sein Schicksal bei einem solennen Souper im Hotel Talleyrands

*) Metternich, Österreichs Teilnahme am Befreiungskriege, 787. Siehe auch Oncken, Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege, 729.

**) Talleyrand hatte einen mißgestalteten Fuß, der ihn verhindert hatte, sich der militärischen Karriere zu widmen und ihn anfänglich dem Priesterstande zugeführt hatte.

entschieden. Außer dem Fürsten von Benevent nahmen an dieser Beratung in der Straße Saint Florentin noch folgende sieben Personen teil: Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm III., Fürst Schwarzenberg, Fürst Liechtenstein, der Herzog von Dalberg, Graf Nesselrode und der Korse General Pozzo di Borgo. In der Beratung, die der Zar mit großer Gewandtheit leitete, verwarf man einstimmig jede Verhandlung mit Napoleon; auch eine Regentschaft der Kaiserin sollte nicht mehr in Betracht kommen. Obwohl Alexander mit Talleyrand bereits alles verabredet, wünschte er — geschickt seine Rolle in der Komödie spielend — von dem Fürsten Schwarzenberg sich erst bestätigen zu lassen, daß Kaiser Franz den Gedanken an eine Regentschaft seiner Tochter aufgegeben habe. Schwarzenberg erklärte, von dem österreichischen Kaiser bevollmächtigt zu sein, zu allem seine Zustimmung zu geben, was die beiden anwesenden Monarchen beschließen würden. Alexander, unzweifelhaft die ganze Situation hier beherrschend, schritt zwischen den Anwesenden mit verschränkten Armen wiederholt einige Male auf und nieder und sagte dann: „Er habe keinen Entschluß fassen wollen, bevor er mit Herrn von Talleyrand gesprochen. Man habe zwischen dreierlei zu unterscheiden: „1. den Frieden mit Napoleon zu schließen und sich dadurch volle Sicherheit gegen ihn zu verschaffen, 2. eine Regentschaft zugunsten des Sohnes Napoleons einzusetzen, 3. das Haus Bourbon zurückzurufen."

Die Erwähnung der Bourbons gab Talleyrand Gelegenheit, ihre Anwartschaft auf den Thron Frankreichs empfehlend zur Sprache zu bringen, worauf Fürst Liechtenstein bestritt, daß ihre Rückkehr von Frankreich gewünscht werde; nirgends während des ganzen Feldzuges sei den Verbündeten auf ihrem Marsche von Seiten der Bevölkerung ein solcher Wunsch geäußert worden. Auch Kaiser Alexander trat dieser Ansicht Liechtensteins, wenn auch nur, um den Schein zu wahren, bei. Aber Talleyrand blieb bei seinem Vorschlage. „Ich glaube mich nicht getäuscht zu haben", sagte er zum Zaren; „immerhin würde mein Irrtum geteilt von allen, welche Frankreich und den Zustand der öffentlichen Meinung am besten kennen." Als Zeugen dafür rief er seine Freunde de Pradt, den Erzbischof von Mecheln, und Baron Louis, die er im Nebenzimmer bereit hielt, in den Salon herrein. Alexander fragte sie, und de Pradt antwortete: „Wir sind alle Royalisten. Ganz Frankreich ist royalistisch!"*) „Ja", bestätigte Louis, „ganz Frankreich ist royalistisch." Es stößt Bonaparte von sich, will nichts mehr von ihm wissen: „Cet homme n'est plus qu'un cadavre, seulement il ne plus pas encore."**)

Als Alexander dann mit den Worten fortfuhr: „Noch sind nicht alle Möglichkeiten erschöpft" und dabei im Flüstertone den Namen „Bernadotte" aussprach, sagte Talleyrand:

„Nur zwei Fälle sind möglich, Napoleon oder Ludwig XVIII. Wen könnte man uns an Stelle des Kaisers vorschlagen? Einen Soldaten? Wir wollen keinen mehr. Wünschten wir einen, so würden wir den behalten, den wir haben; er ist der erste Soldat der Welt: nach ihm würde ein anderer nicht zehn Mann hinter sich herziehen. Mit einem Wort, alles, was nicht Napoleon oder Ludwig XVIII. heißt, ist nur Quertreiberei."

„Wohlan", nahm der Kaiser wieder das Wort, „es ist entschieden: mit Napoleon werden wir nicht mehr unterhandeln. Aber nicht an uns, den Fremden, ist es, ihn vom Thron zu stürzen; noch weniger können wir die Bourbonen auf den Thron berufen. Wer wird es auf sich nehmen, diese beiden Ereignisse herbeizuführen?"

„Die bestehenden Behörden, Sire", antwortete Talleyrand nach einigem Besinnen: ich mache mich anheischig, die Mitwirkung des Senates zu erlangen."***)

---

*) Später hat de Pradt offen das Geständnis gemacht: „Damals haben alle gelogen und ich auch."

**) „Dieser Mensch ist schon nichts mehr als eine Leiche, nur, daß sie noch nicht riecht." Nach de Pradt, „Récit historique."

***) Oncken, 800.

Daß Talleyrand des Senates so sicher zu sein glaubte, dieser Körperschaft, die in grenzenlosem Servilismus bisher vor dem Imperator sich im Staube gekrümmt hatte, auch dem leisesten seiner Wünsche mit Entäußerung jeder eigenen Meinung sofort nachgekommen war, das war nur zu verstehen unter dem Gesichtspunkte, daß niemand diese charakterlose Gesellschaft von Kriechern besser kannte als dieser schlaueste Kenner aller Menschen und Verhältnisse unter dem Kaiserreich. Um jeden Widerspruch der Anwesenden im Keime zu ersticken, zog Talleyrand aus seinem Portefeuille die lange vorbereitete Erklärung (déclaration) hervor und reichte sie Alexander mit einer leichten Verbeugung zur Unterzeichnung. Die Erklärung besagte:

„1. Daß die Souveräne nicht mehr verhandeln, weder mit Napoleon Bonaparte noch mit irgend einem Mitglied seiner Familie;

2. daß sie achten werden den unversehrten Besitzstand des alten Frankreich, so wie er unter seinen rechtmäßigen Königen war;

3. daß sie anerkennen und gewährleisten werden die Verfassung, welche die französische Nation sich geben wird.

Sie laden demzufolge den Senat ein, unverzüglich eine einstweilige Regierung zu bezeichnen, welche für die Bedürfnisse der Verwaltung sorgen und die Verfassung vorbereiten könnte, welche dem französischen Volke passen wird."

So die Erklärung. Draußen aber im Vorzimmer warteten bereits, von Talleyrand dorthin bestellt, die Gebrüder Richaud, die bekanntesten Drucker der Hauptstadt, auf das Manuskript, und in einer Stunde las man kopfschüttelnd und verblüfft an den Straßenecken das Verdammungsurteil über Napoleon. Obgleich der Name der Bourbons in der Erklärung noch nicht ausdrücklich erwähnt war, hatten die Royalisten ihren ersten Erfolg erreicht. Sie wußten schnelle und ganze Arbeit zu machen. Noch in der Nacht erschien eine Abordnung bei Kaiser Alexander, um ihn um seine Zustimmung zur Rückberufung Ludwigs XVIII. zu ersuchen. Die Maschine funktionierte vorzüglich; Talleyrand hatte alles vorbereitet. An Stelle des Kaisers, der bereits zur Ruhe gegangen war, gab ihnen Graf Nesselrode folgenden Bescheid: „Ich komme eben vom Kaiser und verbürge mich für seine Absichten. Kehren Sie zu Ihren Freunden zurück und verkünden Sie allen Franzosen, daß Se. Kaiserliche Majestät, gerührt von den Rufen, die Sie vernommen und von den Wünschen, die ihm heute so lebhaft ausgesprochen sind, die Krone demjenigen geben wird, dem sie zukommt. Ludwig XVIII. wird auf den Thron Frankreichs zurückkehren."*)

Schneller, als irgend jemand geahnt, entwickelte sich in dem leichtlebigen Paris der Umschwung der politischen Verhältnisse. Der Hauptakteur in dieser politischen Komödie war Alexander. Mit seiner berauschenden Liebenswürdigkeit hatte er die Herzen der Pariser, männlichen und weiblichen Geschlechts, im Sturm erobert. Für jeden hatte er ein freundliches Wort; alle Kreise und Parteischattierungen wußte er durch eine „charmante" Tat für sich zu gewinnen. Er besuchte so gut den Marschall Ney wie die verstoßene Kaiserin Josephine, Napoleons erste Gemahlin; und der autokratischste aller Souveräne beteiligte sich im Salon der Madame de Staël**) lebhaft an der liberalen Phrasendrescherei, die jetzt, wo der Gewaltige gestürzt war, sich ungenierter als je zeigen

*) Oncken, 799 nach Lubis I, 172/73.

**) Baronin von Staël, berühmte französische Schriftstellerin, hielt während des Kaiserreichs einen literarischen Salon in Paris, in dem viele bedeutende Männer verkehrten. In ihren Schriften fordert sie die Übereinstimmung von Dichtung, Philosophie und Leben. Wegen ihrer freien Geistesrichtung verbannte sie Bonaparte schon 1802 40 Meilen aus dem Umkreise von Paris. Sie bereiste später Deutschland, hielt sich lange in Berlin und Weimar auf und trat mit A. W. v. Schlegel in Verbindung. Ihr Werk „De l'Allemagne" (Aus Deutschland) ließ Napoleon einstampfen. Erst nach dem Sturze Napoleons kehrte sie dauernd nach Paris zurück.

konnte, bis ihr, es sollte nur wenige Stunden dauern, von neuem ein Schloß vor den Mund gelegt werden sollte. Indessen zog hinter den Kulissen der geheime Regisseur der neuen Regierung, Talleyrand, die Schnüre, an denen seine bezahlten Marionetten tanzten. Eins dieser feilen Subjekte der Bourbons, Monsieur Morin, hatte schon am Einzugstage Stimmung für den neuen Herrscher gemacht. Auf dem Wege, den die Monarchen während des Einzuges genommen, hatte er bezahlte Vivatschreier in verschiedenen Gruppen und an verschiedenen Stellen aufgepflanzt, andere dieser „Claqueurs" hatte er mit weißen Binden, Kokarden und Proklamationen zur Verteilung umhergeschickt, wobei man versichert hatte, daß es gegen Belästigungen kein zuverlässigeres Schutzmittel gäbe, als eine weiße Binde am Arm. Bald hatte sich die Industrie dieser Sache bemächtigt. Die Pariser Elegants und Modedamen fanden Gefallen daran, und schon am nächsten Tage fand man Tausende mit kleinen weißen Lilien aus Silber im Knopfloche, während die Damen diesen Schmuck am Hut trugen.

Diese Stimmungsmacherei war nur der Vorbote eines Gewaltstreiches gewesen, wie er rücksichtsloser und dreister selten vorgekommen. Bis zum Sturze Napoleons hatte der „Moniteur" die öffentliche Meinung beherrscht. Auch die Royalisten konnten die „siebente Großmacht", die Presse, nicht entbehren. Noch in derselben Stunde — es ging alles mit verblüffender Schnelligkeit — erschien bei dem russischen General von Sacken, welchen Alexander zum Militärgouverneur der Stadt Paris ernannt hatte, ein Marquis de Lagrange mit der weißen Kokarde am Hut, der den famosen Monsieur Morin, das schon genannte Haupt der Claque, gleichfalls als Royalisten vorstellte und ihn für einen wichtigen Auftrag empfahl. Welcher Art dieser Auftrag war, das sollten die guten Pariser gleichfalls am nächsten Morgen durch einen Befehl erfahren, den General Baron von Sacken kurzer Hand unterschrieben hatte: „Alle Zeitungen, welche in Paris erscheinen, sind von diesem Augenblicke an unter die Polizei des Herrn Morin gestellt, welcher nichts drucken lassen wird, ohne daß die anderen Zeitungen und genannten öffentlichen Blätter mir vorgelegt und meiner Billigung unterworfen werden. Alle Agenten und alle Behörden werden in bezug auf diesen Gegenstand der Polizei und des Druckerwesens den Befehlen des Herrn Morin gehorchen. Gez. Sacken. Paris, den 31. März 1814." Der vielgewandte Morin hatte sofort drei neue Zensoren für drei der bedeutendsten Blätter: „Journal des débats", „Journal de Paris" und die „Gazette de France" ernannt. In allen drei Blättern las das erstaunte Frankreich die auf Befehl gedruckte Lüge: Die Verbündeten seien bei ihrem Einzuge in Paris überall mit den Rufen „Vive le roi! Vivent les Bourbons!"*) empfangen worden. Die Toten reiten schnell. Noch am 30. März hatte die Pariser Tagespresse die Sache Napoleons und seines Hauses wütend verteidigt, zwei Tage später, am 1. April, war der gestürzte Imperator für sie nur noch der „Tyrann", der „Usurpator", der der Nation Freiheit und Frieden geraubt, als deren Hort nunmehr die Bourbonen gepriesen wurden.

Rasch vollendete sich nun der Abfall des Volkes von dem Kaiser. Der Pariser Gemeinderat machte am 1. April den Anfang. Ein schon vorliegender Aufruf, der Napoleon als den größten Würgengel der Zeit hinstellte, der Söhne, Brüder, Freunde und Verwandte auf den Schlachtfeldern hingemordet und das Volk mit mehr als „1500 Millionen Steuern belastet habe", fand bald die Unterschrift der Gemeindedeputierten.

Noch an demselben Tage — 1. April — versammelte sich auch der Senat. Er wagte nicht, sich dem Machtgebot des Zaren zu widersetzen; er wählte eine provisorische Regierung von fünf Mitgliedern unter dem Vorsitze Talleyrands! Aber den entscheidenden Entschluß des Senates sollte

*) „Es lebe der König! Es leben die Bourbons!"

doch erst die Sitzung am nächsten Tage bringen. Man wollte den Schein erwecken, wie schwer einem Napoleon gegenüber dem Senat der Entschluß wurde; man wollte zeigen, daß man dem Urteil der Welt, der Geschichte gegenüber auch Gründe habe. Indem der Senat in der Sitzung des 2. April diese „Gründe" vorbrachte, schrieb er sich selbst sein Todesurteil vor der Geschichte, machte er selbst seine Sünden vor aller Welt offenkundig; beschuldigte er doch Napoleon in diesen „Gründen", daß er eine Reihe von Kriegen ohne Zustimmung der Nationalversammlung geführt, daß er widerrechtlich Steuern auferlegt, die Verantwortlichkeit der Minister und die Preßfreiheit vernichtet, ein Regiment des Despotismus eingeführt habe u. s. w.

All dies war ja richtig; aber zu all diesen Dingen hatten sie ja selbst, als gefügige Werkzeuge des Imperators, stets ihr Ja und Amen gegeben. Was sie damals als höchste Weisheit gesetzgeberischer Maßnahmen gepriesen, das sollte heute zum Fallstrick für ihren Herrn und Meister werden, der sie aus dem Nichts erhoben, dem sie reiche Pfründen und Dotationen verdankten. Der Absetzungsbeschluß lautete: 1. „Napoleon Bonaparte ist des Thrones entsetzt und das in seiner Familie errichtete Erbrecht abgeschafft. 2. Das französische Volk und die Armee sind des Eides der Treue gegen Napoleon Bonaparte entbunden." Diesem Beschlusse traten am 7. April 77 Mitglieder des gesetzgebenden Körpers bei. Damit war die Entthronung des Kaisers gesetzmäßig ausgesprochen.

Mit diesem Beschluß in der Hand, beeilte sich Talleyrand, das Eisen zu schmieden, so lange es warm war. Den Aussprüchen des Senates und des gesetzgebenden Körpers ließ er auf dem Fuße eine Adresse der provisorischen Regierung an das französische Volk folgen, in welcher nach Ankündigung der Entthronung des Kaisers viel von der „väterlichen Regierung der Bourbons" die Rede war. Eine ähnliche Bekanntmachung wurde auch an das Heer gerichtet.

Daß eine solche Bewegung von einer verhältnismäßig so kleinen, allerdings durch den mächtigen Alexander gestützten Partei so schnell Wurzel fassen konnte, war nur zu verstehen unter dem Gesichtspunkte der völligen Haltlosigkeit der französischen Zustände. Napoleon erntete auch hier, was er gesäet hatte. Er, der die Verkörperung der Selbstsucht war, der alle Ideale gehöhnt, gehaßt, verfolgt, der die Menschen förmlich dazu erzogen hatte, ihr Ziel nur auf selbstsüchtige, materielle Interessen zu lenken, er durfte sich jetzt über die Folgen einer solchen Erziehung nicht wundern. Durch seine Willkürherrschaft, durch die Unterdrückung jeder freien Meinungs- und Willensäußerung, durch geheime und öffentliche Polizei, hatte er jede Selbständigkeit des Volkes im Denken, jeden Mut des freien Handelns völlig ertötet. Niemand von all denen, die er groß gemacht, gleichzeitig aber auch zu willenlosen Werkzeugen seiner maßlosen Herrschsucht erniedrigt, hatte den Mut, sich im gegenwärtigen Augenblicke an die Spitze einer Bewegung für den Mann zu stellen, der Frankreich zu einer unerhörten äußern Machtfülle emporgehoben, wenn er es auch innerlich arm gemacht hatte. Die Wenigen, die ihm treu blieben, waren zu schwach oder zu unselbständig. Die Massen waren ohne Führer, und da ihnen der Tagesgötze fehlte, haltlos und schwankend. Sie nahmen, was sich ihnen für den Augenblick bot. Sie waren matt, müde und abgestumpft.

Die einzige Hoffnung, die der Soldatenkaiser noch haben durfte, beruhte vielleicht auf dem Heer. Die Entscheidung darüber lag augenblicklich in den Händen des Marschalls Marmont, der mit den ihm noch verbliebenen 10000 Mann des 6. Armeekorps den Hauptkern der zertrümmerten Armee Napoleons ausmachte, die der Kaiser, nachdem er von der Marne zurückgekehrt war, jetzt in der Nähe von Fontainebleau und an der Essone sammelte. Aber sie waren in traurigem Zustande, physisch und moralisch geknickt und kampfunlustig.

Dennoch war der rastlose Napoleon geneigt, mit ihnen den Verzweiflungskampf gegen die Verbündeten zu wagen und setzte am Abend des 3. April die bei Fontainebleau stehenden Truppen vorwärts gegen Paris in Bewegung. Es war zu spät! Seine Marschälle und Offiziere hatten die Lust verloren, mit diesen demoralisierten Resten der Großen Armee gegen die Hunderttausende der Verbündeten den letzten Kampf zu wagen. Bei der Stimmung des Volkes sahen sie voraus, daß ein solches Opfer weder Napoleon noch dem Lande Nutzen bringen würde. Sie mahnten verblümt und unverblümt den Kaiser zur Abdankung.

Marmont, bisher einer seiner treuesten, tapfersten und begabtesten Feldherren, war der erste, der die Sache des Imperators fallen ließ und dadurch den Makel des Verrates auf sich lud, den auch seine späteren „Memoiren" nicht abzuwischen vermochten. Am 4. April teilte Fürst Schwarzenberg dem Marschall die Beschlüsse des Senates und gesetzgebenden Körpers über die Absetzung des Kaisers mit und ersuchte ihn, „im Namen seines Vaterlandes und der Menschlichkeit den Vorschlägen Gehör zu schenken und dem Blutvergießen seiner Tapferen ein Ziel zu setzen." In der zustimmenden Antwort Marmonts machte er nur die Bedingung, daß die französischen Truppen, die von Napoleon abfielen, mit Waffen und Munition sich nach der Normandie zurückziehen durften. Seinem Kaiser gegenüber glaubte der Marschall sein Gewissen dadurch entlastet, daß er die Bedingung stellte, falls Napoleon persönlich in ihre Hände fallen sollte, ihm Leben und Freiheit zu gewährleisten, und zwar innerhalb eines in einem begrenzten Gebiete liegenden Raumes, den die verbündeten Mächte und die französische Regierung zu wählen hätten."*) Nachdem Schwarzenberg ihm die Erfüllung dieser Bitte zugesagt, machte Marmont seinen Entschluß des Überganges in einem Tagesbefehl seinen Soldaten bekannt.

Inzwischen sahen sich auch die übrigen Marschälle: Berthier, Ney, Macdonald, Oudinot und Lefebvre vor die schwierige Frage gestellt, ob sie dem Beispiel Marmonts folgen oder ihrem Kaiser treu bleiben und mit ihm den letzten Verzweiflungskampf wagen sollten. Seit den Morgenstunden des 3. April berieten sie in langen, schweren Auseinandersetzungen. Die Rücksicht auf den Frieden des Landes, dem der Bürgerkrieg erspart blieb, siegte über die Treue zu ihrem Soldatenkaiser. Ihr Entschluß hat etwas Tragisch-Erschütterndes: Marschall Ney, der „Tapferste der Tapfern", wie er seit den furchtbaren Tagen in Rußland hieß, Berthier, Napoleons getreuer Schatten, durch ihn zum souveränen Fürsten von Neufchatel ernannt, Lefebvre, Marschall von Danzig, der einst in den Tiroler Bergen seine Sache gegen die unglücklichen Tiroler geführt; die alten, mit Wunden bedeckten, mit sklavischer Treue an ihm hängenden Marschälle Macdonald und Oudinot — sie faßten den Beschluß, den Kaiser zu bitten, „Frankreich dieses große Opfer zu bringen."

Es mochte für die alten Marschälle schwer sein, dem Kaiser den Absetzungsbeschluß des Senates zu überbringen. Aber in dem marmorbleichen Antlitz des Kaisers zuckte keine Miene, als ein Kabinettssekretär das verhängnisvolle Schreiben verlas. Noch war ihm der Abfall Marmonts nicht bekannt geworden, noch zählte er im letzten Grunde auf die Treue seiner alten Marschälle, und so machte er den Versuch, durch die Abdankung seinem Sohne die Herrschaft zu erhalten und unterzeichnete am 4. April nur eine darauf lautende bedingte Entsagungsurkunde. Aber die bald bekannt werdende Tatsache von Marmonts gänzlichem Abfall machte die letzten Hoffnungen Napoleons zu schanden; dieser Abfall entzog ihm den fünften Teil seines Heeres und zeigte auch die moralische Schwäche seiner Feldherren und Truppen in schrecklicher Deutlichkeit. Unter diesem Schlage sank sein letzter Widerstand zusammen. Jeder Versuch, den Kampf fortzusetzen,

*) Sa vie et sa liberté lui seraient garanties dans un espace de terrain et dans un pays circonscrit au choix des Puissances Alliées et du gouvernement français.

mußte als wahnsinnig erscheinen. Seine Sache war verloren. Unter dem niederschmetternden Eindruck dieser Nachricht unterzeichnete er am 11. April den unbedingten Entsagungsakt, welcher folgenden Inhalt hatte:

„Da die verbündeten Mächte verkündet haben, der Kaiser Napoleon sei das einzige Hindernis der Wiederherstellung des Friedens von Europa, so erklärt der Kaiser Napoleon, treu seinem Eide, daß er für sich und seine Erben dem Throne von Frankreich und Italien entsagt, und daß es kein persönliches Opfer gibt, selbst das seines Lebens nicht, welches er nicht dem Wohle Frankreichs darzubringen bereit ist."

Um den Preis dieser Entsagung gewährten die Verbündeten dem einst nach der Weltherrschaft strebenden Imperator die kleine Insel Elba als unabhängiges Fürstentum und — für sich und seine Familie — eine jährliche Dotation von zwei Millionen Francs. Den Kaisertitel sollte er bis zu seinem Lebensende beibehalten dürfen; auch ein Bataillon seiner alten Garde — 400 Mann — durfte ihm in die Verbannung folgen. Die Exkaiserin Marie Luise sollte als Schmerzensgeld die italienischen Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla erhalten; das Erbrecht sollte auf ihren und Napoleons Sohn, den einstigen schon in der Wiege gefeierten „König von Rom", übergehen.*)

Furchtbar schwer mußte der Gewaltige, der bisher Europa die Gesetze vorgeschrieben, vor dem die Fürsten zu Erfurt im Staube gelegen, von diesen Bestimmungen getroffen werden, die ihm, dem einst die Welt zu klein schien, das enge Asyl dieser kleinen Insel im Mittelmeer als Reich anwiesen. Aber er ertrug diesen gewaltigen Schlag mit derselben eisernen Ruhe, mit der er in seinem tatenreichen Leben die großen Glücksfälle wie die schlimmsten Katastrophen ertragen hatte. Seine Haltung war unverändert, wie Major Koch berichtet, der damals dem Stabe des Kaisers angehört hatte; sein Gesicht zeigte dieselbe Marmorruhe und Undurchdringlichkeit wie in den höchsten Tagen des Glückes.**) Daß ihn dennoch in einer schweren Stunde die Verzweiflung gepackt, erfahren wir aus den „Erinnerungen" seines ständigen Sekretärs, Baron Fain, welcher berichtet, daß Napoleon noch in Fontainebleau, in der Nacht vom 12. zum 13. April, Gift genommen habe, das er seit den Tagen von Moskau stets bei sich getragen habe. Das Gift habe aber, da es durch die Zeit gelitten, keine Wirkung mehr gehabt. Der Kaiser sei wieder genesen. Das Ganze hat etwas von dem Gepräge einer Komödie an sich und paßt schlecht in den Rahmen eines Charakterbildes Napoleons.

Bevor der Kaiser — es war am 20. April — die Reise nach Elba antrat, versammelte er auf dem Hofe des Schlosses von Fontainebleau noch einmal den Rest seiner alten Garde. Er verabschiedete sich von ihnen mit jener berühmten Rede, die unter dem Namen: „Les Adieux de Fontainebleau" in der Geschichte wie durch die Darstellungen der Kunst berühmt geworden ist. Von den glänzenden Namen, die einst seine Umgebung gebildet, waren nur wenige ihm treu geblieben. Auf die Rückkehr Berthiers hatte Napoleon mit schmerzlicher Ungeduld bis zum letzten Augenblick vergebens gewartet. Außer den 1200 alten Soldaten, die hier in Parade standen, und unter denen sich noch viele alte Schnauzbärte aus den Feldzügen in Italien, Ägypten, in Österreich, Preußen und Rußland befanden, hatten bis zu dieser schweren Stunde folgende Feldherren und Offiziere bei ihm ausgehalten: Bassano, Drouot, Bertrand, Corbineau, Ornano, Petit, Belliard, Bussy, Oberst Montesquiou, Graf Turenne, der Stallmeister General Fouler, Baron de la Place,

*) Der junge Prinz wurde zunächst mit seiner Mutter nach Wien gebracht; von Natur aus schwächlich und leidend, kränkelte er lange und starb dann als Titular-„Herzog von Reichsstadt" 1832 noch in Jünglingsjahren.

**) Koch, Mémoires sur la campagne de 1814. Paris 1819.

Mesgrigny, Oberst Gourgaud, Fain, Oberstleutnant Athalin, Lelorque, der Kabinettssekretär Jouanne, General Korsakowski und General Losakowski.

Der Kaiser musterte mit ernsten Blicken zum letzten Male die Reihen seiner Getreuen und sprach dann: „Grenadiere und Jäger meiner alten Garde, ich sage Euch Lebewohl! Während zwanzig Jahren habe ich Euch immer auf der Bahn der Ehre und des Ruhms gefunden. In der letzten Zeit, wie in der unseres Ruhmes, habt Ihr nicht aufgehört, Muster von Tapferkeit und Treue zu sein. Mit Männern wie Ihr wäre unsere Sache noch nicht verloren gewesen! Aber der Krieg wäre unabsehbar geworden und ein Bürgerkrieg, und Frankreich würde nur noch unglücklicher sein. Ich habe alle meine Interessen denen des Vaterlandes geopfert, ich reise ab. Ihr, meine Freunde, fahret fort, Frankreich zu dienen. Sein Glück war mein einziger Wunsch, es wird



König Ludwig XVIII. von Frankreich.

immer ein Gegenstand meiner Wünsche sein. — Adieu nun, Kinder! Ich würde Euch gern alle an mein Herz drücken, so will ich wenigstens Eure Fahne umarmen." In diesem Augenblicke ergriff General Petit den Adler und überreichte ihn Napoleon. Dieser schloß den General in seine Arme und drückte dreimal in tiefer Bewegung seine Lippen auf den Adler. Während dieser Szene herrschte Todesstille, die nur das Schluchzen der bärtigen Krieger unterbrach. Auch dem Kaiser traten Tränen in die Augen. „Noch einmal, lebt wohl, meine alten Kameraden", sagte er. „Möge dieser letzte Kuß in Eurem Herzen Widerhall finden." Dann verhüllte er sein Haupt und stieg in den Wagen.

Aber sein Abtritt von der Weltenbühne sollte sich nicht ohne den Beigeschmack recht bitterer Erlebnisse vollziehen, und die schöne Erinnerung an den Abschied von den alten Garden wurde durch recht häßliche Auftritte verwischt, die er auf seiner Reise nach Elba erlebte. Zwischen Laon und Valence wurde der Kaiser am 24. April von dem ihm begegnenden Marschall Augerau, einem Jugendfreunde, aufs gröblichste mit den Worten beschimpft: „Du hast nicht wie ein Soldat zu sterben gewußt, sondern hast dich benommen wie ein Hundsfott." Noch Furchtbareres sollte er auf der

Fahrt durch die Provinz erleben. Der gestürzte Kaiser kam hier mehrmals in Gefahr, von dem feigen und wütenden Pöbel fast zerrissen zu werden. Man erzählt, daß er nur in den abenteuerlichsten Verkleidungen — in österreichischer Uniform, mit preußischer Kopfbedeckung und in russischem Mantel — dem Tode entronnen sei. Am 4. Mai erst langte der tief Gedemütigte auf Elba an, die Marschälle, Minister und Senatoren des Verrates anklagend, die Monarchen Europas des schnödesten Undankes; Groll und Wut in der Brust und — wer mochte ihm in jenen düstern Stunden ins Herz schauen! — vielleicht auch damals schon — Rache und Vergeltung!

Frankreichs Thron bestieg der Bruder Ludwigs XVI., Stanislaus Xaver, der Graf von Provence, unter dem Titel Ludwig XVIII., König von Frankreich. Mit ihm schlossen die Verbündeten den Friedensvertrag; am 30. Mai 1814 wurde er zu Paris unterzeichnet. Der übel angebrachten Großmut des Zaren durften es die Franzosen danken, daß ihnen die verdiente Züchtigung nicht zu teil wurde. Frankreich behielt die Grenzen vom 1. Januar 1792 mit einer Abrundung an der deutschen, belgischen und savoyschen Grenze, die dem französischen Staat noch immer einen Zuwachs von anderthalb hundert Quadratmeilen und 450000 Einwohnern brachte. Auch die übrigen Bestimmungen des Friedensvertrages waren derart, daß die deutschen Patrioten aufs höchste entrüstet waren. Frankreich durfte seinen alten Raub, die deutschen Länder Elsaß und Lothringen, behalten. Für die unermeßlichen Beschädigungen, die schmählichen Erpressungen der Jahre 1806 bis 1808 hatte Preußen eine Entschädigung von 140 Millionen Francs und für die furchtbaren Lasten, die ihm der Durchzug der französischen Armee im Jahre 1812 auferlegt, einen Ersatz von 132 Millionen verlangt. Aber das bourbonische Königtum, kaum warm geworden auf dem Thron, den es vor allem auch der Mitwirkung Preußens verdankte, schlug einen überaus trotzigen Ton an, und der Eitelkeit des Zaren, der sich in der Rolle des großmütigen Siegers nicht genug tun konnte, so wie der Gleichgültigkeit Österreichs und Englands war es zu danken, daß Preußen, das so schwer gelitten, seine Forderungen nicht durchzusetzen vermochte. Ja, das Zartgefühl Alexanders und der Österreicher erstreckte sich sogar auf die Kunstschätze und Kostbarkeiten, welche Napoleon und seine Soldaten in den deutschen Landen und über deren Grenzen hinaus in schamlosester Weise zusammengeraubt und in den Museen des Louvre zu Paris aufgehäuft hatten. Schon vorher hatte Schiller über diesen sonderbaren Kunstenthusiasmus gespottet:

Was der Griechen Kunst erschaffen,<br>
Mag der Franke mit den Waffen<br>
Führen nach der Seine Strand,<br>
Und in prangenden Museen<br>
Zeigt er seine Siegstrophäen<br>
Dem erstaunten Vaterland.

Eine Ausnahme machte nur die „Viktoria“ vom Brandenburger Tor zu Berlin. Dem unausgesetzten Drängen des Königs und Wilhelms von Humboldt gelang es endlich, eine Zusage des Königs von Frankreich zu erhalten. Nach langen Jahren kam endlich das stolze Viergespann aus dem Schuppen hervor, und Jakob Grimm, der damals in Paris lebte, jubelte in seinem deutschen Herzen, als er sich eines Morgens auf die eherne Quadriga setzte und dort sein Frühstück verzehrte. Auch noch eine andere kostbare preußische Erinnerung fand sich wieder, der Degen Friedrichs des Großen. Außer einigen geraubten Schätzen der Kasseler Bibliothek, die Jakob Grimm noch glücklich entdeckt hatte, erhielt man jedoch fast nichts wieder, und Freiherr von Oelßen, den Friedrich Wilhelm im Spätsommer 1814 zur Abholung der preußischen Kunstwerke nach Paris schickte, wurde, wie der preußische Gesandte von der Goltz aus Paris berichtete, monatelang mit leeren Ausflüchten hingehalten und mit leeren Reden abgespeist.

Im übrigen lebte man in Paris, im Besitz des neuen Königs, „Seiner dicken gichtbrüchigen Majestät", der die Herrschaft eines Napoleon so leicht angetreten, in dulce jubilo. Da zahlreiche vornehme Ausländer, besonders reiche Engländer, nach Paris gekommen waren, floß das Geld in Strömen, und die Kaffeehäuser in den Galerien des Palais Royal sowie die Spielhöllen der Boulevards wurden den ganzen Tag nicht leer und machten glänzende Geschäfte.

Der „Marschall Vorwärts", wie er schon damals in aller Munde hieß, war in der französischen Hauptstadt eine volkstümliche Persönlichkeit geworden. Die wetterwendischen Pariser begrüßten ihn, wenn er durch die Straßen ritt, mit lebhaftem Tücherschwenken. Auch sonst war der derbe deutsche Held, der sich so ohne jede Form gab und sich an einem heißen Tage im Hotel ohne weiteres den Rock auszog, ein Gegenstand bewundernder Neugier. Am meisten Interesse bekundeten die Engländer an ihm; waren doch seine Siegestaten gerade ihnen zugute gekommen. „Es sind hier mehr als hundert Engländer angekommen", schreibt er, „bloß um mich zu sehen und kennen zu lernen. — Gestern ist der berühmte Lord Wellington hier angekommen, und ich bin auf drei Tage zu ihm gebeten." Und in einem anderen Briefe: „Der König von Frankreich hat mich öffentlich gedankt, daß ich anfänglich die ursache sei, daß er seinen trohn wider bestiegen. — Die Stadt London hat mich einen Ehren Degen verehrt, den ich da Empfangen werde. Der Degen, den ich vom Kaiser Alexander erhalte, ist vom hiesigen Jubelier uff 20000 Thaler taxiert. Nun kommt noch so ein Säbell aus Petersburg, was Teuffel sol ich mit alle Juwelen und Waffen!"

Der Aufenthalt der Sieger in Paris hatte sich bis Anfang Juni hingezogen. In den ersten Tagen dieses Monats verließen die Monarchen die französische Hauptstadt, um einer Einladung des Prinzregenten nach England stattzugeben. Am 3. Juni, noch in den letzten Stunden seines Pariser Aufenthaltes, drängte es den König von Preußen, seinen tapferen Feldherren und den übrigen Helfern an dem großen Befreiungswerke durch äußere Zeichen der Anerkennung zu danken. Sie erhielten reiche Ehrengaben in Gestalt von Dotationen und Landgütern. Blücher wurde zum Fürsten von Wahlstatt,*) Yorck zum Grafen von Wartenberg, Bülow zum Grafen von Dennewitz, Kleist zum Grafen von Nollendorf, Tauentzien zum Grafen von Wittenberg ernannt; auch Gneisenau erhielt den Grafentitel. Hardenberg, der dem König in seiner schwersten Zeit als Verwalter des Staates treu zur Seite gestanden, obwohl er in der äußeren Politik nicht immer eine glückliche Hand gehabt hatte und kein Finanzmann war, erhielt ebenfalls reiche Schenkungen und gleich Blücher den Fürstenhut.

Dann traten die Monarchen von Rußland und Preußen in Begleitung der vornehmsten Feldherren und Würdenträger ihre Reise nach London an. Vom englischen Volke wurden die Überwinder Napoleons mit großer Freude begrüßt. Am begeisterten zeigte sich aber der Jubel dem Feldmarschall Blücher gegenüber, dem alten „Marshall Forwards", der im richtigen Gefühl des Volkes als Hauptüberwinder des Napoleonismus gefeiert wurde. Es war für den alten Haudegen ein Triumphzug in des Wortes wahrster Bedeutung. Die Begeisterung der Engländer kannte keine Grenzen. Aus Boulogne schreibt Blücher seiner Gemahlin: „Gestern habe ich mit Herzog von Klarentz (Clarence) uf das Linien Schiff Imprenabel (das die hohen Gäste drei Tage später nach Dover führen sollte) gegessen; noch bin ich taub von allen Kanonendonner, und bey nah gestört von alle Ehrenbezeugungen. Wen das so fohrt geht, so werde ich in Engeland verrückt. In London soll ich mich mit Teuffels gewald bein Printz Regenten logiren; ich werde aber suchen, davon loß zukommen... Die Engelländer kamen hir, zu hunderten, um mich zu sehen, und jeden muß ich die hand geben, und die Damen machen mir förmlich die Cour. Es ist das nerrischte Volk was ich kenne. Ich

*) Nach dem Kloster auf der Wahlstatt an der Katzbach benannt.

bringe einen Degen und einen Säbell mit, woran für 40000 Thaler Juwelen befindlig. Die Stadt London hat mich gleichfalls einen Degen geschenkt. Ich bin in die Cloubs zu London ohne Ballotage aufgenommen worden und in Schottland hat man mich zu Edenburg zum Ehren mit glid der gelehrten gesellschaft Ereirr (kreiert). Wen ich nich nicht tohl werde, so ist es ein wunder."

Das alles war aber nur erst ein schwacher Vorgeschmack von der überflutenden Begeisterung, womit man ihn in England empfing. Als er in Dover den britischen Boden betrat, begrüßte man ihn mit brausenden Jubelrufen. Man hob ihn aus dem Boot, trug ihn im Triumphzuge durch das Wasser und begleitete ihn unter stürmischen Rufen: „Blücher for ever!" nach seiner Wohnung. Jeder wollte seine Hand fassen, jeder ein Andenken von ihm haben. Die zudringlichsten Verehrer hielten ihn an den Rockschößen fest, und um sich ihrer zu erwehren, mußte er ihnen schließlich seinen Überrock überlassen, der, bald von der Hand seiner Bewunderer in Hunderte von Fetzen zerrissen, ihnen als teure Reliquie dienen sollte. Die festlich gekleideten Ehrenjungfrauen der Stadt Dover boten alles auf, um einen Kuß von dem berühmten Helden oder wenigstens einen Händedruck von ihm zu erlangen. Ja, als er vor seinem Quartier angekommen war, forderten die Damen, die ihn feierlich begrüßten, sogar eine Locke von seinem Haupte.

Wie Blücher von Dover weiter nach London kam, erzählt er seiner Gattin in einem Briefe aus London vom 6. Juni 1814: „Libes mahlchen, gestern bin ich in England gelandet, aber ich begreiffe nicht, daß ich noch lebe; das Volk hat mich beynahe zerrissen; man hat mich die Pferde ausgespannt, und mich getragen; so bin ich nach London gekommen. . . . Das Volk trägt mich uf henden. Ich darf mich nicht sehen lassen, so machen sie ein Geschrey und sind gleich 10000 zusammen. In mondirung darf ich gar nicht erscheinen. . . ."

Daß Blücher bei diesen Schilderungen nicht übertreibt, geht aus dem Bericht seines Leibarztes Bieske hervor, welcher von seinen Ausfahrten in London erzählt: „Mußte der Wagen, wenn Blücher ausfuhr, zufällig halten, so wurden die Wagentüren aufgemacht, und das Volk in einem Zuge durch den Wagen, drückte und schüttelte ihm mit einem „Blücher for ever" die Hand und rief alsdann sein „Hep Hep Hurra!" Die reichsten und ersten Bürger, selbst Lords, bezahlten die Dienerschaft im Hotel, wo der Fürst wohnte, um, als Diener verkleidet, dem Fürsten beim Frühstück aufwarten zu dürfen." Und Blüchers Schwager, Major von Colomb, der stets an seiner Seite war, berichtet, daß, so lange England existiert, etwas Ähnliches noch nicht stattgefunden habe. „Die schönsten Weiber machen ihm förmlich die Cour, und er bekommt Küsse wie Sand am Meer; zu Pferde, zu Wagen, zu Fuß machen sie förmlich Fensterparade und lassen sich vom Pöbel beinahe erdrücken, nur um ihm die Hand zu reichen. Wo er sich sehen läßt, geht der Lärm gleich los, und man nimmt vom Kaiser und König gar wenig Notiz, wenn er da ist." Dabei gebrauchte der alte Haudegen oft die wunderlichsten Listen, um sich den zudringlichen Huldigungen zu entziehen. Man erzählte später scherzhafter Weise, daß er sich einen falschen Arm und einen ausgestopften Handschuh habe anfertigen lassen, den er bei stürmischem Gedränge aus dem Wagenschlage habe heraushängen lassen, „damit man ihm nicht den echten abrisse."

Den Höhepunkt aber all der Huldigungen bezeichnete der Augenblick, da die Universität Oxford den berühmten Feldherrn unter dem brausenden Jubel der Studentenschaft zum Doctor juris ernannte. Blücher, nie verlegen um eine treffende Scherzantwort, erwiderte auf der Stelle: „Nun, wenn ich Doktor werden soll, so müssen Sie den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn wir zwei gehören nun einmal zusammen." Endlich, am 11. Juli, verließ er den Boden des gastlichen England, das ihm so viel Huldigungen, aber auch so viel Strapazen gebracht, so daß er, in Deutschland angekommen, versicherte, er würde lieber noch einen Feldzug mitmachen,

als auf solche Art wieder nach England gehen. Auch seine Heimreise durch Deutschland war ein einziger großer Triumphzug. Mit rauschendem Jubel empfing man ihn auch in Berlin; die Begeisterung kannte auch hier keine Grenzen.

Anfang August war es dann, als auch König Friedrich Wilhelm mit den braven Truppen seinen feierlichen Einzug in Berlin hielt. Zwei andere frohe Tage hatte die Hauptstadt des preußischen Reiches nach soviel Jahren der Trübsal in diesem Frühjahr und Sommer schon gehabt. Es war an einem sonnigen Apriltage gewesen, als in den dichtgedrängten Massen der guten Berliner eine mächtige Bewegung entstand, und der Ruf von Mund zu Mund sich fortpflanzte: „Der Kurier! Der Kurier! Paris ist über!" Und dann war noch ein anderer großer Freudentag über die Berliner gekommen. Das war im Juli, als man die Heimkehr der „Viktoria auf dem Brandenburger Thor" erwartete. Stundenlang hatten die Berliner — schon während der lauen Sommernacht — ihrer Ankunft entgegen geharrt. Da kam denn endlich unter dem brausenden Jubelrufe der Menge ein riesiger Lastwagen herangerumpelt; wohl nahezu 20 Pferde waren davorgespannt, und oben thronten große Holzkasten, von oben bis unten bedeckt mit Inschriften, Versen und Namen, freudige Willkommensgrüße, die die begeisterten Preußen unterwegs auf das Holz geschrieben hatten.

Seit jenen bösen Tagen 1806, da der Imperator die Viktoria hatte herunternehmen lassen, hatte man mit stillem Ingrimm — denn laut durfte man ihn lange Zeit nicht äußern — zu der kahlen Eisenstange emporgeblickt, an der einst das schöne Viergespann Schadows befestigt gewesen war. Oft, wenn man davor gestanden, hatte man sich die Geschichte von dem Turnvater Friedrich Ludwig Jahn erzählt, der einmal einem oberflächlichen Jungen, welcher ihm auf die Frage, was er sich bei der leeren Stange denke, keine befriedigende Antwort zu erteilen wußte, eine echte teutonische Ohrfeige gegeben habe. Nun war die stolze Siegesgöttin wieder da, nun thronte sie wieder auf der stolzen Porta triumphalis als Symbol der wiedererkämpften Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes. Freilich, öffentlich durfte sich die Dame Viktoria noch nicht präsentieren; sie verhüllte noch erwartungsvoll ihr Angesicht; sie sollte sich erst zeigen am Tage des Einzuges des Königs und der Truppen.

Und endlich, am 6. August 1814, war dieser Tag gekommen. „Lebendig", so schildert Ludwig Rellstab diese große Stunde, „steht mir der Augenblick vor der Seele, wo der König Friedrich Wilhelm der Dritte als ruhmgekrönter Sieger, umjauchzt von der Liebe seines treuen, mutigen Volkes, heimkehrte nach Berlin! Er kam von Charlottenburg. Der Weg vom Brandenburger Tor bis zum Schloß war in eine lange Triumphstraße verwandelt. Weiße Kandelaber, in Gips geformt, standen, durch Kränze verbunden, auf beiden Seiten der Linden und sollten abends zur Illumination dienen. An der Brücke des Kupfergrabens, die Opernbrücke genannt, waren zwei hohe, runde Türme, die in Abstufungen emporstiegen, aus Waffen errichtet dergestalt, daß die unteren Absätze, als die tragenden, von aufrechtstehenden Kanonenrohren gebildet wurden, während die oberen mit Gewehrläufen, Lanzen, Säbeln und dergl. bekleidet wurden. Fahnen wehten von allen Abstufungen herab und zierten die Turmspitzen. Schinkel hatte die Zeichnungen dazu gemacht. Vor dem Brandenburger Tor war ein Halbrund von Säulen gebildet, auf dem die Gestalt der Viktoria (die so berühmt gewordene Figur Rauchs) stand. Kränze und Festons schmückten und verbanden die schlanken Säulen. Alle diese Einrichtungen erschienen mir zauberhaft, prachtvoll! —".

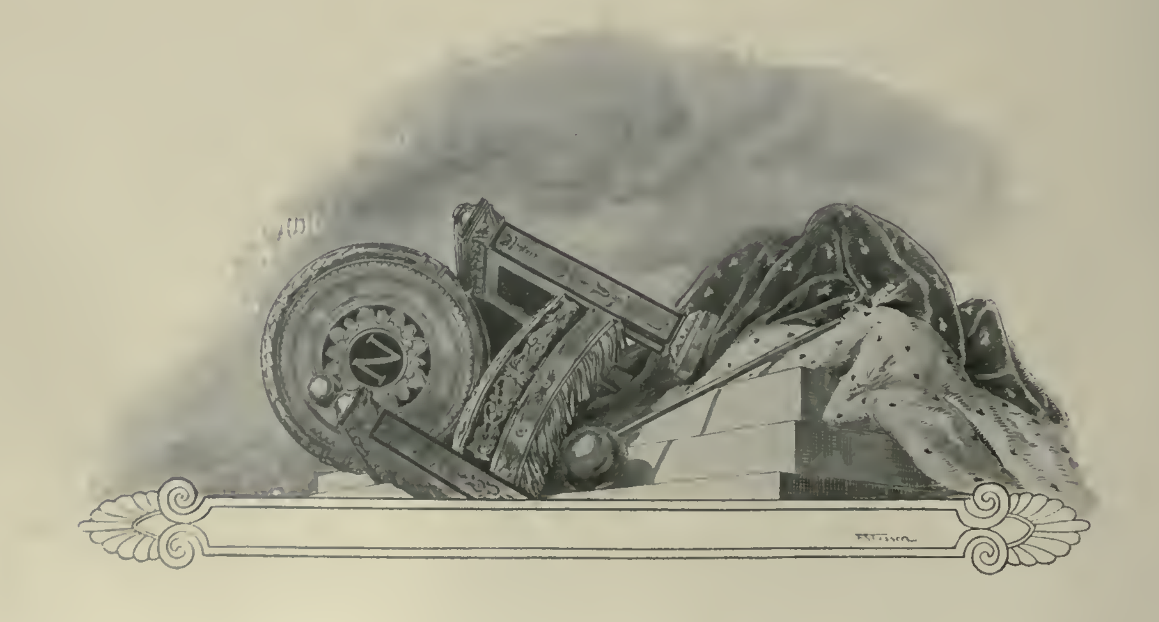
Aber noch eine andere „Viktoria" sollte heute das Interesse der jubelnden Bevölkerung in Anspruch nehmen, die auf dem Viergespann thronende Siegesgöttin auf dem Brandenburger Tor. Man wußte, wie ein Zeitgenosse berichtet,*) daß sie wieder aufgestellt und sinnreich verziert war;

*) George, Erinnerungen eines Preußen.

noch aber war sie mit einer zeltähnlichen Verhüllung umhangen, die in dem Augenblick fallen sollte, wenn die Truppen nahe genug waren, um die Gruppe sehen zu können. Dies wußte man, und jeder, der in der Stadt war, behielt daher das Auge fortwährend auf diesen Punkt gerichtet. Ein feiner Regen, der in der Morgenstunde fiel und die ganze Freude zu vereiteln drohte, wich bald der Sonne, welche durchbrach und bis zum Untergange in ungetrübtem Glanze schien, nachdem der Regen den übermäßigen Staub getilgt hatte. Endlich erschien das erwartete Zeichen. Im Nu fiel die Verhüllung der Siegesgöttin, und sie zeigte sich, strahlend im Sonnenlichte, und im vermehrten Schmuck durch das ihr beigegebene Eiserne Kreuz, in bezug auf den letzten glorreichen Krieg. Ein allgemeiner Beifallsruf ertönte; zugleich hörte man die Trommeln der anrückenden Garden und wandte die Augen begierig nach dem Eingange des Tors. Da zeigten sich die roten Büsche der Spielleute, und der Einzug nahm seinen Anfang.

Als der König, umgeben von seinen Generalen mit den siegreichen Truppen, in seine Hauptstadt einritt, nach so langer Abwesenheit, nach so schweren Kämpfen und Gefahren, als der Jubelruf des Volkes die Lüfte teilte, alle Glocken läuteten, die Kanonen — nicht mehr dumpf, schauerlich, wie am Tage von Großbeeren, sondern mit prachtvollem Donner — die Lüfte erschütterten, da war kein Herz, das nicht in Entzücken, kein Auge, das nicht in seligen Tränen schwamm. Abends war die Stadt ein Lichtmeer. Unzählige, glänzende Lampenfronten wetteiferten miteinander. „Allein den Sieg über alles gewann die Beleuchtung der katholischen Hedwigkirche, auf deren Kuppel ein einfaches Kreuz errichtet und mit Lampen bedeckt war, das, da das sonst unbeleuchtete im Dunkel dem Auge entschwand, wunderbar und hehr in den Lüften zu schweben schien mit seinem milden Glanz. Ein Symbol des Friedens, das Gott selbst aufgerichtet zu haben schien in seinem reinen Himmel."

Um den tapfern Kriegern, die in blutigen Schlachten Leben und Gesundheit eingesetzt für die Befreiung des Vaterlandes, ein sichtbares Zeichen seines Dankes zu geben, ließ der König aus dem Metall eroberter Kanonen eine Denkmünze prägen, um die Brust der heimgekehrten Sieger damit zu schmücken. Freilich, Tausende und Abertausende kehrten nicht wieder in die Heimat zurück. Sie schlummern in den großen Massengräbern von Großbeeren, Dennewitz, Leipzig oder gar in französischer Erde. Zum ewigen Andenken stehen die Namen der Gefallenen auf den Ehrentafeln in den Kirchen der Heimat, dem blonden Enkel und Urenkel erzählend, wie einst ihre Ahnen ihr Leben dahingegeben für die Befreiung des Vaterlandes.






# II. Der Wiener Kongreß.

Ueber den deutschen Landen schwangen zwar nicht mehr die Kriegsfurien ihre furchtbare Geißel; aber der blondlockige Friedensknabe wurde durch ein anderes Gespenst geängstigt: über den dunklen Rätseln der großen und allgemeinen Geschicke Deutschlands brütete dumpflastend die Diplomatie der Mächte und drohte, das im heißen Kampfe auf den Schlachtfeldern Errungene ihren selbstischen Zwecken dienstbar zu machen. Zwar die Dichter und frohen Träumer schwelgten vor der Hand noch in allen Himmeln. Zu groß, zu wunderbar war diese Zeit gewesen, da man das Vaterland befreite von schwerem Druck; zu groß, zu herrlich schien diesen glücklichen Träumern die Zukunft zu winken. „Durch alle Völkerschaften" hatte Görres im Vorwort zu seinem ‚Rheinischen Merkur' geschrieben, „durch alle Lande geht ein Geist freudiger Entsagung und mutigen Zusammenhaltens; eine schöne Begeisterung glüht in aller Herzen; statt der vorigen dumpfen Betäubung ist eine muntere Regsamkeit eingetreten, eine klare Anschauung der Weltverhältnisse nimmt die Stelle kläglichen Unverstandes ein; das Talent, das wie versiegt schien in flacher Erbärmlichkeit, hat in allen Fächern sich hervorgetan, und ein edler Gemeingeist, der dem Deutschen so fremd geworden, umschlingt den großen Bund." Noch einmal griffen die Dichter der Freiheitskriege in die Saiten, und der fromme Herold dieser Zeit, Max von Schenkendorf, hatte in seinem wunderbaren „Frühlingsgruß an das Vaterland" gesungen:

Wie mir deine Freuden winken, nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken hier in deiner Herrlichkeit!
Wo die hohen Eichen sausen, himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen: alles das ist deutsches Land.

Aber die Stimme der Wissenden klang anders. Immer offener machten sich Sonderbestrebungen, halbdeutsche oder ganz undeutsche Interessen geltend. Damals schrieb Justus Gruner: „Die deutschen Angelegenheiten werden nimmermehr auf eine die Erwartungen der Verständigen befriedigende Weise geordnet werden können. Bayern und Württemberg wollen sich nicht in das gemeinsame Band fügen. Metternich, durch seine partiellen Friedensschlüsse mit selbigen, hat den verbündeten Mächten die Möglichkeit genommen, auf sie einzuwirken; und nun begünstigt er, zum Vorteil Österreichs und zum Schaden Preußens, Bayerns Interesse auf eine unziemliche Art durch geschickte Machinationen."

Die Führer der geistigen Bewegung in Preußen und Deutschland mußten sich noch auf heiße Kämpfe gefaßt machen. Es war, als ob dies der sonst so arglos vertrauende Max von Schenkendorf schon in ahnender Dichterseele vorausgeschaut hätte, als er sang:

> Aber einmal müßt ihr ringen noch in ernster Geisterschlacht
> Und den letzten Feind bezwingen, der im Innern drohend wacht.
> Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen, Geiz und Neid und böse Lust;
> Dann nach schweren, langen Kämpfen kannst du ruhen, deutsche Brust.

Dichter sind Seher, und Schenkendorf hat hier prophetischen Blickes vorausgeschaut, was der nächsten Zeit ihr Gepräge geben sollte: nach dem Kampf mit dem Schwerte der öde, unfruchtbare Streit mit Worten, mit der Feder. Haß und Argwohn, Geiz und Neid waren die Furien, die jetzt ihre unheimliche Geißel schwingen sollten.

Nach dem ersten Pariser Frieden war noch eine Menge schwebender Fragen übrig geblieben, die ihrer Erledigung harrten. In dem Artikel 32 des Friedensvertrages vom 30. Mai war bestimmt worden, daß „in der Zeit von zwei Monaten alle am Krieg beteiligt gewesenen Mächte Bevollmächtigte nach Wien schicken sollten, um auf einem allgemeinen Kongreß die Verfügungen zu treffen, welche die Bestimmungen des gegenwärtigen Vertrages ergänzen sollten."

Zwei Hauptaufgaben waren es, die den Kongreß beschäftigen sollten: die territoriale Gestaltung Europas und die deutsche Verfassungsfrage. Beides schwierige Fragen von großer Bedeutung. Die territoriale Gestaltung der Länder hatte durch die früheren Verträge von Kalisch, Reichenbach, Teplitz und durch die Sonderverträge von Ried (mit Bayern) und von Fulda (mit Württemberg) nur eine vorläufige Regelung gefunden. Die beiden letztgenannten, von Metternich besonders stark betriebenen Verträge hatten in der Hauptsache nur den Zweck gehabt, die Souveränität der Rheinbundfürsten und die Sicherung ihres Länderbestandes zu garantieren. Diese Verträge hatten also nur dem einseitigen Interesse der betreffenden Staaten gedient, ohne Rücksicht auf die übrigen. Die Unzufriedenheit aller Beteiligten am Kriege bewies, wie wenig diese Sonderverträge befriedigt hatten. Hunderte von tief einschneidenden Lebensfragen der anderen Staaten, sowie des ganzen großen Deutschlands, harrten noch ihrer Erledigung.

Am besten war bei den Festsetzungen der Grenzen im ersten Pariser Frieden Frankreich fortgekommen. Es konnte sich dafür bei der schonenden Großmut Alexanders bedanken, die allerdings ihn selbst nichts kostete, dafür aber die Kosten auf Deutschland abwälzte. Nachdem der Rausch der Begeisterung verflogen war, warfen die Patrioten mit Recht die Frage auf, ob diese gewaltigen Opfer der Völker nur darum gebracht seien, damit Frankreich sich des alten Raubes an Deutschland auch weiterhin erfreuen, über die gutmütige Torheit der Sieger womöglich noch sein Gespött treiben könnte. Die schon jetzt durchsickernde, auf Kenntnis der Dinge beruhende Vermutung, daß die Mächte zur Wiedererlangung der früher von Frankreich geraubten Landesteile nicht einen Finger rühren würden, ja, daß statt der Abtretung von Elsaß und Lothringen noch

andere Landschaften, die vor der Revolution deutsch gewesen waren, den Franzosen überlassen werden sollten, erregte schon jetzt einen Sturm der Entrüstung bei allen deutschen Patrioten. Die Wissenden und Hellsehenden unter ihnen, wie der kluge Gneisenau, brachten den Verhandlungen des Wiener Kongresses, noch bevor sie begonnen, ein starkes Mißtrauen entgegen. Mit merkwürdig prophetischer Gabe schrieb Gneisenau damals an Ernst Moritz Arndt:*)

„Eilsen, den 28. August 1814.

Gern würde ich mit nach Wien gehen, wenn ich hoffen dürfte, daß meine Stimme gehört würde. Aber ich würde dort so wenig durchdringen, als es in Paris geschehen ist. Ich würde von den fremden, und selbst von den eigenen Diplomaten nicht gehört werden. Österreich ist gleichgültig gegen die Deutschen Angelegenheiten und richtet seine Erwerbungspläne nur gegen Italien und sein Mißtrauen gegen Rußland. Rußland trachtet, ganz Polen zu vereinigen und als Nebenreich sich anzueignen, dabei aber Österreichs Vergrößerung zu verhindern, und die von Preußen etwa nur zu dulden. England sorgt nur für die Festigung des neuen Niederländischen Staats und würde gern von Deutschland mehr abreißen, um die neue Schöpfung zu verstärken. Wer sollte sich noch um Deutschlands Wohl bekümmern, auf dessen abermalige Unterjochung die in Frankreich, mit wenigen Ausnahmen, immer noch herrschende Aristokratie der Verbrechen noch nicht verzichtet hat. Bei uns weiß Knesebeck seinen Ausgeburten den Anschein von Tiefsinn durch Systematisierung zu geben, und er trägt über mich den Sieg davon. Der Staatskanzler hört mich zwar an und scheint überzeugt von dem, was ich behaupte, aber nie habe ich erlebt, daß er meinen Ratschlägen gefolgt hätte. Was soll ich dort machen!

So habe ich geraten, lieber halb Belgien Frankreich zu lassen, als den Elsaß. Man wollte davon nichts hören und entschuldigt sich mit England, und wirklich würde dies gegen eine solche Vertauschung sich durchaus gesetzt haben. Das Einzige ist mir gelungen, daß ich Mainz noch, vor der Hand wenigstens, gerettet habe, denn noch war es durch die Bayern besetzt, das ich verhinderte, indem ich das Glück hatte, zeitig von deren, mit Metternich abgeredeten Vorhaben unterrichtet zu werden, und den Staatskanzler wiederholt zu warnen, obgleich er ungläubig und ärgerlich war. p. p."

Auch die Verfassungsfrage Deutschlands, die einen Hauptbestandteil der Kongreßverhandlungen bilden sollte, berührt Gneisenau in diesem Briefe, wenn er zum Schlusse schreibt: „Die Notwendigkeit, Preußen bald, sogleich eine Konstitution zu geben, habe ich mündlich und schriftlich dargetan und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunst angehören, gebieten dies. Es gibt kein festeres Band, um die Einwohner der zu erwerbenden Länder an unsre älteren zu knüpfen, als eine gute Konstitution. Überdies müssen wir dadurch die Meinung in Deutschland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geister. Der dreifache Primat der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaften ist es allein, der uns aufrecht zwischen den mächtigen Nachbaren erhalten kann. Von einem Montgelas, einem König von Württemberg und den anderen Rheinbündischen Regierungen darf man liberale Einrichtungen nicht erwarten; sie sind feindselig gegen uns gesinnt, wir müssen ihnen daher die Herzen ihrer meist neuen Untertanen dadurch abwendig machen, daß wir den unsrigen eine gute Verfassung und würdige Gesetze geben. Sie sehen, daß ich hier nur egoistische Gründe hierfür anführe, und die edleren nicht erst erwähnen will."

---

*) Die Briefe Gneisenaus an Arndt wurden im Jahre 1819, nachdem die berüchtigte Demagogenriecherei begonnen, mit Beschlag belegt. Von dem oben mitgeteilten war die Hälfte abgeschnitten gewesen, als er zurückkam. Auch die Worte „vor der Hand wenigstens" waren vom Untersuchungsrichter gestrichen worden.

Die Ansichten über die zu erwartende deutsche Reichsverfassung, welche die Völker, die auf den Schlachtfeldern geblutet hatten, als einen Hauptpreis für ihre Opfer erwarteten, gingen damals weit auseinander, waren vielfach verschwommen und unklar. Am konkretesten hat sie vielleicht Ernst Moritz Arndt in seiner auf Steins Veranlassung verfaßten Schrift: „Über künftige ständische Verfassungen in Deutschland“ dargestellt.*) Sie kam mit ihren Forderungen eines gemeinsamen Oberhauptes über alle Fürsten und Länder, mit der „gemeinsamen Kriegsordnung und Kriegsübung“ den für das ganze Reich geltenden Gesetzen, der Stiftung von Reichsgerichten und der Einsetzung eines deutschen Reichstages, der allerdings noch auf ständischer Grundlage gedacht war, der gegenwärtigen Reichsverfassung am nächsten.

Trotz all dieser Zweifel der Wissenden sah man doch in allen Ländern dem Zusammentritt des Wiener Kongresses mit größter Spannung entgegen. Die Eröffnung war schon für den 1. August 1814 festgesetzt worden, verzögerte sich aber bis zum 1. November, wenigstens was den geschäftlichen Teil der Versammlung angeht. Der festliche und gesellschaftliche Teil des Kongresses hatte schon im Oktober seinen Anfang genommen, nachdem sich Ende September nach und nach die europäische „Welt“ in ihren vornehmsten und glänzendsten Vertretern in der lebenslustigen Kaiserstadt an der Donau eingefunden hatte.

Die Hoffnung der deutschen Patrioten, durch ernste Arbeit auf dem Kongresse ihre dringendsten Wünsche erfüllt zu sehen, sollte vorerst noch lange der Erfüllung harren. Die ersten Monate des Kongresses vergingen mit glänzenden Festlichkeiten. Das ganze Leben und Treiben der in Wien versammelten Fürstlichkeiten und Würdenträger ließ sich zuerst an wie ein froher, übermütiger Karneval.

Vom September des Jahres 1814 ab kamen beinahe täglich, wie Karoline Pichler**) in ihren Denkwürdigkeiten erzählt, einer oder mehrere, größere oder kleinere Monarchen, Großfürsten, Herzöge u. s. w. an — „jene durch Glockengeläut und Kanonendonner dem Volke verkündet, die übrigen bloß durch das Gerücht bekanntgegeben. Endlich kam der Tag, an welchem die zwei mächtigsten unter allen, Alexander von Rußland und Friedrich Wilhelm von Preußen, die eigentlichen Alliierten unseres Kaisers, ihren Einzug zu Pferde unter lautem Jubel des Volkes zu beiden Seiten unsers Monarchen hielten. Zwei edle Gestalten, schlank, hoch, kräftig — doch jede in Ausdruck und Farbe ganz von der andern verschieden. — — — Nun wimmelte die Stadt von hohen und bedeutenden Fremden, nun wohnten in der Kaiserburg selbst mehrere der höhern Monarchen, und die andern, sowie die Gesandten derjenigen, die nicht selbst erschienen, ringsherum in der Stadt und den Vorstädten, wo eben anständige Quartiere nach dem Bedürfnis eines jeden aufzutreiben waren; denn diese Zusammenkunft so hoher Personen und die Wichtigkeit des Zeitpunktes überhaupt hatte eine Menge Neugieriger und bei den bevorstehenden Verhandlungen Beteiligter in Wien versammelt. Die Feste begannen — und eines der schönsten, die Jahresfeier der Leipziger Schlacht am 18. Oktober, eröffnete die Reihe.

„Das angenehmste Herbstwetter begünstigte die im Freien veranstaltete Festlichkeit. Am frühen Morgen war alles in Wien in Bewegung, und wer nur irgend konnte, schloß sich an Offiziere und deren Familien an, um Platz und Gelegenheit zu erhalten, alles zu sehen. Ein dichter Nebel lag auf der Gegend. — Die Monarchen und alle übrigen hier versammelten Großen der Erde befanden sich auf jener Erhöhung, wo die feierliche Messe gehalten wurde. Kanonenschüsse donnerten bei den wichtigsten Teilen derselben, und ihre Erschütterungen zerteilten die Nebel

*) E. M. Arndts Schriften, II, 67, 44.

**) Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten III, 32/36, 49/50.

und zeigten uns die helle Sonne am hellen Himmel; ein schönes Bild des erheiterten Himmels über Europas Schicksalen, der, auch von Kampf und Kanonendonner gereinigt, uns wieder lichte Hoffnungen und ruhige Klarheit zeigte.

„Endlich war es Zeit, uns nach dem Lusthaus und der Simmeringer Heide zu begeben. Hier war der Ort der Mahlzeit für die ganze damals in Wien anwesende Garnison — eine unabsehbare Menge von Tafeln war im Freien aufgeschlagen, an denen mehrere Tausend Krieger, meist solche, die den Freiheitskampf mitgestritten, bewirtet wurden. Im Lusthaus selbst waren die Tafeln für die Souveräne und was zu den respektiven Höfen gehörte. Alles war Leben, alles Fröhlichkeit, heiterer Mut und selige Hoffnung einer bessern Zukunft. Die Offiziere speisten meistenteils an demselben Tische mit ihren Gemeinen, und so sah man zunächst dem Lusthaus die Tafeln für Offiziere und Gemeine des berühmten Regiments, einst Dampierre, dann 1809 Hohenzollern, 1813 Großfürst Konstantin — und den Prinzen mitten unter seinen Kürassieren, ihr Mahl teilend ..........“

Und dann das große „Karussel“ „in der wunderbar ausgeschmückten und erleuchteten Reitbahn, wobei besonders die österreichische Kavallerie durch Prunk und Gewandtheit die Bilder einer fabelhaften Ritterzeit hervorrief.“ Enthusiastisch schreibt die gute Karoline Pichler in ihrer breiten, behaglichen Weise im echten Wiener Lokalpatriotismus darüber: „Die glänzendsten Feste schienen mir stets jene, bei welchen das gar so schöne Lokal des Reitschulsaales in Anspruch genommen wurde, z. B. jene Bal parés, bei welchen die Räume dieses und der beiden Redoutensäle sowie der dazu gehörigen Zimmer kaum für die geladene Menge hinreichten, und der Hof nebst allen seinen hohen und niedern fürstlichen Gästen, im größten Staat durch die ehrerbietig weichende und ebenfalls glänzend geputzte Versammlung in einer Polonaise daherschritt, der Kaiser von Rußland unsere Kaiserin, unser Kaiser die russische Kaiserin führend, dann die Könige von Preußen, Dänemark, Württemberg, Bayern u. s. w. nebst zahlreichen Großfürsten, Herzogen, Prinzen u. s. w.“

Die nach edlerer theatralischer Kunst Verlangenden setzte die berühmte Schauspielerin Sophie Schröder durch ihre geniale Darstellungskunst in begeistertes Erstaunen, während die vornehme an oberflächliche Genüsse gewöhnte Lebewelt sich von den französischen Buhl-Tänzerinnen Bigottini und Aimé entzücken ließ. Scharfe, blendend helle Streiflichter auf die äußere Gestaltung dieses seltsamsten der Kongresse aller Zeiten werfen die geistvollen, scharf pointierten Schilderungen Varnhagen von Enses,*) wenn er uns schildert, wie bei günstiger Witterung sich vornehmlich in der Nähe der „Bastei“ das politische Straßenleben vollzog. „Nicht bloß der Abend, fast jede Tageszeit hatte ihre besondere Schaulust. Frühmorgens zogen die Truppen zu Paraden und Kriegsübungen aus, wobei sehr oft die Monarchen selbst in zahlreicher Begleitung erschienen und durch ihre Beeiferung gern einen Stand und ein Fach ehrten, dem sie ganz persönlich angehören wollten. Die Mittagszeit bot häufig die auserlesensten Musikaufführungen, worin von jeher Wien durch die außerordentlichen Hilfsmittel, sowie durch wahre Liebe und großartige Pflege der Kunst, sich hervortat. Solange das Wetter günstig blieb, war die „Bastei“ der allgemeine Versammlungsort zum Spazierengehen. Hier sah man Arm in Arm den Kaiser Alexander mit dem Prinzen Eugen von Beauharnais, den Fürsten von Metternich mit dem Herzoge von Koburg, in Haltung und Benehmen die schönsten Erscheinungen, die man sehen konnte. Dagegen schritten Lord und Lady Castlereagh am hellen Sonnenlichte wie zum Maskenball einher, nicht merkend wie sehr sie bemerkt wurden. Die beiden Großfürstinnen, Katharina, verwitwete Herzogin von Oldenburg, und

*) Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften.

Maria, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar, geliebte Schwester des Kaisers Alexander, gewährten das schönste Bild der mit herrlicher Hoheit vereinten Frauenhuld und Liebenswürdigkeit, und nicht ohne freudigen Anteil vernahmen diejenigen, welche in der Großfürstin die seltenste Begabung geistigen Hochsinns und leuchtenden Verstandes näher zu würdigen imstande waren, daß diese Prinzessin aufs neue eine deutsche Landesmutter zu werden bestimmt sei ... Ferner sah man den zwar im letzten Kriege nicht zur Befehlsführung berufenen, aber darum nicht minder in Ruhm strahlenden Erzherzog Karl; den tapfern, so ritterlichen als freisinnigen Prinzen Wilhelm von Preußen; den in frischestem Kriegsruhme ausgezeichneten Kronprinzen von Württemberg mit dem Freiherrn vom Stein; den so früh für das Vaterland wie für Kunst und Bildung erglühten Kronprinzen von Bayern mit dem „Sieger von Hanau", dem Feldmarschall Fürsten von Wrede; den Großherzog von Baden, jung, blaß, ungünstig angesehen und wie zum Opfer vorherbestimmt; die Herzogin von Sagan nebst ihren Schwestern; den Grafen und die Gräfin von Bernstorff, letztere eine der ersten Schönheiten des Kongresses; den Grafen Kapodistrias und Pozzo di Borgo; den Kardinal Consalvi und an seiner Seite Bartholdy, der ihm die Menschen und Verhältnisse erkärte; den jungen Marquis von Custine mit dem Grafen von Noaille; den Großherzog von Sachsen-Weimar, auch hier der leutselige Fürst voll geistiger Aufmerksamkeit und menschenfreundlichen Sinns — doch jedes Aufzählen ist hier ein törichter Versuch, und mit einem Worte, ganz Wien und der ganze Kongreß flossen hier in bunter Mischung durcheinander, und man konnte die „Bastei" eine diplomatische Börse nennen, wo auch die Geschäfte gar sehr zur Sprache kamen. Nur Gentz und Humboldt wurden niemals dort gesehen, worin man etwas Bezeichnendes finden wollte. Dagegen versuchte der badische Forstjunker von Drais, in diesem bunten Gedränge seine fußgetriebenen Wagen und seine damals neu erfundenen Draisinen,*) welche der Großherzog von Weimar die fahrende Ritterschaft unserer Tage nannte, und in denen der Dr. Jassoy deutliche Sinnbilder der Kongreßbewegung sehen wollte.

Da war aber auch neben dem eben genannten Frankfurter Rechtsgelehrten und Sittenschilderer Dr. Jassoy der russische Oberst Karl von Nostitz,**) der seine Kongreßschilderungen mit der sarkastischen Lauge seines mephistophelischen Witzes übergoß und in seinem leider unvollständig gebliebenen Tagebuch am 24. Januar 1815 folgende Eintragung macht: „Unter den Zerstreuungen, die es hier gibt, gehörte auch das Seelenamt, welches man am 22. Jahrestage der Guillotinierung Ludwig XVI. (21. Januar) hier gehalten hat. Talleyrand hatte es in der St. Stephanskirche bereiten lassen, und es war wie eine schlechte Theaterdekoration anzusehen. Zu den mauvaises plaisanteries über den jetzigen König von Frankreich gehört: „Les Anglais ont nourri un cochon, les Français l'ont acheté pour XVIII. Louis, mais il ne vaut pas I. Napoleon." ***)

Über das tanzende und sich amüsierende Wien heißt es in einer Tagebuchnotiz, gleichfalls vom Januar: „Der Tanz ist langweilig und verändert wie ganz Wien. Sonst schwebte alles im Taumel des Walzers bunt durcheinander, und man erholte sich nur an Quadrillen und Ekossaisen; jetzt fast nichts als Polonaisen, die von alten Damen mit den großen Herren durch die Reihen der Zimmer abgetanzt wurden. Auf dem Theater hat die Pantomime ihre Meisterin in der Bigottini hier gehabt —: der höchste Stil im Ausdruck der Leidenschaft, die edelste Haltung und der gefühl-

*) Die Vorläufer des heutigen Zweirades.

**) Karl von Nostitz, Leben und Briefwechsel.

***) „Die Engländer haben ein Schwein gefüttert, die Franzosen haben es für XVIII Louis (Louisdor) gekauft, aber es ist nicht einen Napoleon (Napoleondor) wert."

vollste Ausdruck. Nina ist ihr Triumph; um nun den Sinn ihres Spieles zu erheben, sagt man, sie habe diese Wahnsinnige aus Liebe in dem Affekt wegen Durocs Tod so meisterhaft gegeben."

Treffend hatte Rahel Varnhagen*) das Leben und Treiben auf dem Kongresse mit den Worten gekennzeichnet: „Nun weiß ich, was ein Kongreß ist; eine Gesellschaft, die vor lauter Amüsement nicht scheiden kann." Die treffendste Charakteristik des Kongresses hat jedoch der alte 80jährige, stets zu Bonmots geneigte österreichische Feldmarschall Prince de Ligne mit seinem bekannten Witzwort gemacht: „Le congrès ne marche pas, il dance." (Der Kongreß kommt nicht vorwärts, er tanzt.) Friedrich Rückert hat wohl an dies Wort gedacht, als er in seinem berühmten Spottgedicht „Der Herr Kongreß" sang:

Was hat Herr Kongreß in Wien getan?
Er hat sich hingepflanzet
Und hat nach einem Plan
Anstatt zu gehen getanzet.

Frau Deutschheit war die Tänzerin,
Umtanzen mußt' sie her und hin,
Was war ihr Gewinn?
Im Schwung französischer Tänze
Verlor sie vom Haupt die Kränze.

Und so lebte das vornehme Wien mit der Unzahl seiner Gäste wochenlang dahin in sorglosem Behagen, im erfinderischen Luxus auserlesenster Genüsse. Ein Fest jagte das andere; Bälle, Komödien, Konzerte, Ballets, militärische Schaustücke und Paraden wechselten miteinander ab, und die Schilderungen, die besonders auf diesen Ton gestimmte Journalisten mit „dithyrambischer Feder" in langen Spalten im „Österreichischen Beobachter" erscheinen ließen, waren fast zwei Monate lang die einzigen Lebenszeichen des Kongresses.

Es schien, als ob die Versammlung gar keine Aufgaben zu erfüllen hätte, als ob sie nur des Genusses wegen zusammengetreten war, und als dann Anfang November endlich die Sitzungen begannen, da setzte die Arbeit nur langsam, zögernd und oberflächlich ein, und die Befürchtung ernster Naturen, daß die Erledigung der Geschäfte unter diesem frivolen Treiben leiden müsse, bewahrheitete sich leider. Die leichtfertige, oberflächliche Art des Genusses übertrug sich auch auf die Arbeit: „Auf einem Ball", sagt Graf de la Garde in einer Kongreßschilderung, „wurden Königreiche vergrößert oder zerstückelt, bei einem Mittagsmahl eine Schadloshaltung bewilligt, eine Verfassung auf der Jagd entworfen, und bisweilen brachte ein Bonmot, ein witziger Einfall eine Verhandlung zu Ende, einen Traktat zustande, den weder Konferenzen noch Noten zum Abschluß geführt hatten.**) Und Stein, einer der wenigen, die von diesem bacchantischen Taumel nicht erfaßt waren, schrieb, von Sorge erfüllt über die Zukunft Deutschlands und angewidert von diesem frivolen Treiben: „Es ist jetzt die Zeit der Kleinheiten, der mittelmäßigen Menschen. Alles das kommt wieder hervor und nimmt seine alte Stellung ein; und diejenigen, welche alles aufs Spiel gesetzt haben, werden vergessen und vernachlässigt." Das „politische Geträtsch" der Salons war dem ernsten Manne in tiefster Seele verhaßt; der Einfluß dieser „Politiker", die bei Trüffeln und Champagner die Geschicke Europas meisterten, schien ihm aufs höchste verderblich. Die politischen Salons vereinigten, wie Stein schreibt, „die Staatsmänner, die Ränkeschmiede und die Neugierigen"; sie erleichterten die Verbindungen und die Ausplaudereien. Und Karl von Nostitz, einst zu den Lieblingen der Tafelrunde des lebensdurstigen Prinzen Louis Ferdinand gehörig, als geistvoller Spötter die Dinge wohl mitgenießend, aber ihre verderbliche Tragweite klar erkennend, schrieb in einem ernsten Augenblicke: „Dringt man von der geglätteten trügerischen Oberfläche in den Sinn

*) Gattin Varnhagen von Enses, geistvolle Schriftstellerin, die in Berlin, Paris und Prag einen Kreis gelehrter Männer und Künstler um sich sammelte. Während der Befreiungskriege widmete sie sich mit großer Hilfsbereitschaft den Verwundeten, zur Zeit der Cholera 1831 der Pflege der Kranken.

**) De la Garde: Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne I, p 8, 9.

ein, so trifft man auf heillose Ränke, wo man Offenheit; auf Neid, wo man Vertrauen; auf Kleinlichkeit, wo man Liberalität erwarten sollte."*)

Zwei Männer waren es, die dem Kongreß ihr Hauptgepräge und den Verhandlungen ihre Richtung gaben: Fürst Metternich und Talleyrand. Metternich war ohne Zweifel die hervorragendste diplomatische Persönlichkeit auf dem Kongreß. Nicht nur wegen des Anteils, den er als „Minister der Koalition" an den entscheidenden Begebenheiten der letzten Jahre gehabt; sondern wesentlich auch darum, weil seine Individualität der Physiognomie des Kongresses am vollkommensten entsprach. Die vornehme Leichtfertigkeit seines Wesens, sein elastischer Geist und die Anmut der Formen, sein schlaues, gewandtes Wesen ohne sittlichen Ernst und wahre staatsmännische Tiefe — das mußte ihm von selber in dieser Gesellschaft eine Überlegenheit schaffen, denn er war ihr echtester Repräsentant. Engländer und Russen bewunderten ihn als einen feinen und durchtriebenen Diplomaten; durch seine natürliche Anlage zum Mystifizieren, so urteilen Kenner, hat er im Kabinet seine Fertigkeit gesteigert, welche durch Zartheit und studierte Unbefangenheit eine schützende Ägide für Österreichs sonstige Schwäche sein soll.**)

Über Metternichs frivole Behandlung der Geschäfte hat Stein in seinem Tagebuch ein geradezu vernichtendes Urteil gefällt. „Metternichs Frivolität zeigte sich ohnerachtet der Krisis der großen Angelegenheiten unvermindert. Er beschäftigte sich mit Anordnung der Hoffesten, Tableaus u.s.w. bis ins kleinste Detail, sah dem Tanz seiner Tochter zu, während Castlereagh und Humboldt zu einer Konferenz auf ihn warteten, legte den Damen, die bei den Tableaus erscheinen mußten, Rot auf. Metternich hat Verstand, Gewandtheit, Liebenswürdigkeit; es fehlt ihm aber an Tiefe, an Kenntnissen, an Arbeitsamkeit, an Wahrhaftigkeit. Er gibt Verwicklungen, weil sie ihn beschäftigen und es ihm an Kraft, Tiefe und Ernst fehlt zur Geschäftsbehandlung im großen und einfachen Stil. Er bringt auch oft durch seinen Leichtsinn, seine Geschäftsabneigung, seine Unwahrheit, solche Verwickelungen hervor, ohne es zu wollen. Er ist kalt und daher abgeneigt, die edleren Gefühle im Menschen anzusprechen. Er muß mit dem einen und dem andern unterhandeln und Mittelwege einschlagen, die äußerst verderblich sind."

Einen ebenbürtigen Genossen hatte Metternich unstreitig an Talleyrand. Seine überlegene Schlauheit, die Verschlagenheit und Unwahrhaftigkeit seines Wesens verstand er unter den feinsten Formen, unter der liebenswürdigsten und gewinnendsten Außenseite zu verstecken, so daß er auch auf dem Kongreß, gleich seinem sinnes- und geistesverwandten Kollegen Metternich, der Gegenstand der Bewunderung war. Namentlich Castlereagh, der Vertreter Englands, und Nesselrode, der Bevollmächtigte Rußlands, konnten sich in ihrer Bewunderung dieses Mannes nicht genug tun, den Napoleon mit dem tiefgründigen Blick des Menschenkenners schon in einem Brief an seinen Bruder Joseph vom 8. Februar 1814 folgendermaßen gekennzeichnet hatte: „Mißtrauen Sie diesem Menschen. Ich gehe seit 16 Jahren mit ihm um; ich habe ihn sogar begünstigt; aber er ist ganz gewiß der größte Feind unseres Hauses, jetzt, seitdem das Glück es seit einiger Zeit verläßt." Erzherzog Johann von Österreich fand sich leichter mit dieser verschlagenen Doppelnatur ab, wenn er am 22. Oktober 1814 in sein Tagebuch schreibt: „Ich sprach mit Talleyrand; welcher interessante Mann! Ein wurmstichiges Herz, aber ein trefflicher Kopf."

Diesen beiden Hauptpersonen des Kongresses gegenüber vermochten die beiden stillen und ernsten Vertreter Preußens, Hardenberg und Wilhelm von Humboldt, ein rechtes Gegengewicht nicht zu bieten. Hardenberg, obwohl welt- und menschengewandt, war doch nicht durchtrieben genug,

*) Karl von Nostitz, Leben und Briefwechsel, S. 134.

**) Häusser, IX, 584. Siehe auch Karl von Nostitz, S. 180 und Pertz, Stein, IV, 258.

den beiden anderen den Rang abzulaufen; Humboldt, fast allen übrigen an Geist und Bildung weit überlegen, war seiner ganzen spröden, ernsten und kalten Art nach nicht geeignet, sich und dem von ihm vertretenen Lande Geltung zu verschaffen. In diesem eigentümlichen Milieu stand Freiherr vom Stein fast allein wie eine einsame Eiche. Obwohl er keines Monarchen Minister war und an den Verhandlungen des Kongresses in amtlicher Stellung keinen Anteil nahm, war er doch „für sich selbst eine Macht“ und spielte zu Wien kraft seines Namens und Verdienstes, welches er sich um die Befreiung des deutschen Volkes erworben, eine bedeutende Rolle. Daß er mit den Verhandlungen des Kongresses nicht zufrieden war und nicht zufrieden sein konnte, ist schon gesagt worden. Wie er auch hier „aller Bösen Eckstein“ werden sollte, an dem sie Anstoß nahmen, schrieb Gneisenau schon im Sommer 1814 an Arndt: „Die Schwachen und Boshaften stehen im Bunde gegen Stein; jene fürchten, diese hassen ihn, und die österreichischen Diplomaten besonders halten ihn für einen leibhaften Satanas und möchten ihn aus ihrer Gegenwart heraus-exorcisieren.“

Bei weitem die meisten Schwierigkeiten in den Verhandlungen bot die sächsische und polnische Frage, während die Verfassungsfrage von Anfang an mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Die politische Stellung der vier großen verbündeten Mächte war zur Zeit des Kongresses etwa folgende: England und Österreich waren so gut wie gesättigt und schon dadurch Herren der Lage. Frankreich war bestrebt, Aufnahme unter den Großmächten zu finden und dafür einer freundlichen Behandlung seitens Österreichs und Englands ziemlich gewiß. Rußlands ganzes Streben war auf Polen gerichtet; Preußen wollte zur Entschädigung für all die großen Opfer, die es gebracht, sich an Gebietsteile von Sachsen halten. Der König von Sachsen hatte, nachdem er auch noch nach der Schlacht von Leipzig zu Napoleon gehalten, sich des Vertrauens und der Unterstützung der alliierten Mächte unwürdig gezeigt. König Friedrich August hatte am 23. Oktober Leipzig verlassen und war mit russischer und preußischer Eskorte nach Berlin gebracht worden. Sein Land war vorläufig an den Zentralverwaltungsrat übergegangen. Ein Generalgouvernement, an dessen Spitze der russische General Fürst Repnin stand, hatte die Verwaltung übernommen. Dieser Zustand wurde in den Augen der meisten als ein vorläufiger angesehen; es galt als ausgemacht, daß Sachsen an Preußen übergehen würde, um die verheißene Wiederherstellung des Besitzstandes von Preußen auf den Fuß von 1805 zu bringen. Rußland hatte sich, ebenso wie England, völlig geneigt gefunden, diesen Schritt gut zu heißen, anfänglich auch Österreich; nur von Kaiser Franz war es bekannt geworden, daß er der Wegführung Friedrich Augusts nach Berlin widerstrebt hatte.

Zur Zeit des Kongresses machte Kaiser Franz aus seiner Abneigung gegen die Entthronung des Königs von Sachsen kein Hehl; und auch Talleyrand zeigte von Anfang an auf dem Kongreß die Anmaßung, in dieser Sache mitzureden, die Frankreich nach den Bestimmungen des Pariser Vertrages garnichts anging. Stein riet dringend zu einem energischen Schritt. Unter der Einwilligung Alexanders machte er den Vorschlag, die Verwaltung Sachsens sofort Preußen zu überlassen. In einer Sitzung vom 28. September, an der außer Stein auch Hardenberg, Nesselrode und Wilhelm von Humboldt teilnahmen, wurde die Besitznahme beschlossen. Sachsen sollte zunächst als eigenes Königreich mit Preußen verbunden und derjenigen Rechte teilhaftig werden, welche die Verfassung den preußischen Landen zusichern würde. Die Verschmelzung der beiden Länder sollte aber erst nach und nach geschehen; vorläufig sollte auf Steins Rat der Bruder des Königs, der tapfere und edle Prinz Wilhelm, als Statthalter nach Dresden geschickt werden. Aber dem Charakter des friedliebenden Königs Friedrich Wilhelm widerstrebte dies Verfahren gegen den sächsischen

Monarchen, das, wie man es auch betrachten mochte, eine höchst unerquickliche Angelegenheit blieb. „Ich habe immer gesagt", so äußerte er sich später, „daß es ein voreiliger Schritt sei, haben aber alle klüger sein wollen."*) Trotzdem hatte er mit der seinem Wesen eigentümlichen Halbheit den Schritt geschehen lassen. Als dann am 8. November Fürst Repnin ankündigte, daß die oberste Verwaltung des Königreichs Sachsen, infolge einer zwischen Rußland und Preußen geschlossenen Übereinkunft, welcher auch Österreich und England beigetreten seien, in die Hände des Königs von Preußen übergegangen sei, glaubten viele, daß damit die Sache erledigt sei.

Nur die Eingeweihten wußten es anders. Die sächsische Angelegenheit sollte schließlich zu Verwickelungen führen, welche die sturmvollsten Verhandlungen des ganzen Kongresses mit sich brachten. Ermutigt durch die unentschlossene Haltung Friedrich Wilhelms und Hardenbergs wiesen die Einverleibungsgegner darauf hin, daß es hart sei, den persönlich ehrbaren Friedrich August zu entthronen, während der König Friedrich von Württemberg ohne Strafe ausgehen sollte, er, der noch während des Winterfeldzuges 1814 mit Napoleon Briefe gewechselt und ihm zu seiner glücklichen Wiederkehr nach Deutschland Glück gewünscht hatte. „Es ist halt hart, einen Fürsten vom Thron zu stoßen", meinte Kaiser Franz, und diese Gemütssaite wurde überall geschickt und rührig angeschlagen. Und auch nationale Gründe brachte man vor und nicht ganz ohne Berechtigung. Jetzt in dieser Zeit nationalen Aufschwungs, wo man allenthalben die alldeutschen Bestrebungen feierte, hatte es etwas Peinliches, Unnationales, einem der ältesten Stämme des deutschen Volkes gewissermaßen seine Selbständigkeit zu nehmen.

Aber es waren weniger diese edlen und berechtigten Gründe, von welchen die Gegnerschaft Preußens sich leiten ließ. Es waren in erster Linie doch diejenigen politischer Selbstsucht. Um Preußen einen Stein vor die Füße zu werfen und es mit den übrigen Mächten zu verfeinden, fing man in raffiniert geschickter Weise an, die sächsische Angelegenheit mit der polnischen Frage zu verquicken. Alexanders höchst temperamentvoll geäußerte Pläne, das Herzogtum Warschau mit Russisch-Polen zu vereinigen, trugen dazu bei, den Konflikt auf beiden Seiten zu verschärfen. Zwar versuchte er es, der auswärtigen Diplomatie gegenüber, seinen Einverleibungsplänen den Mantel der Beglückungspolitik umzuhängen. Schon während des Kongresses zu Châtillon hatte er dem Vertreter Englands gegenüber fortwährend von seinen „freisinnigen Absichten" und dem Bestreben gesprochen, Polen eine Verfassung zu geben. Daß die Vertreter der übrigen Mächte sich durch diesen höchst unwahrscheinlichen Vorwand nicht täuschen ließen, lag auf der Hand; sie erblickten in Alexanders Plänen nichts weiter als das nackte Streben nach russischer Machterweiterung und beschlossen, demselben fest und einmütig entgegenzutreten. Selbst Stein, in seinem hohen Sinn stets die Sache über die Person stellend, machte in zwei Denkschriften, deren eine Kaiser Alexander, deren andere Hardenberg erhielt, auf den Widersinn aufmerksam, Polen eine Verfassung zu geben, während Rußland noch keine besaß; er machte dem Zaren gegenüber gewichtige Bedenken gegen seinen Plan geltend, der eine Gefahr für ganz Europa bedeuten könne. Wie hartnäckig aber der Zar darauf bestand, geht aus seiner Unterredung mit Talleyrand hervor, deren Hauptinhalt dieser am 25. Oktober 1814 an König Ludwig XVIII. nach Paris schreibt:

„In Paris, sagte der Zar zu mir" — so berichtet Talleyrand in seinem Briefe — „waren Sie für ein Königreich Polen; wie kommt es, daß Sie Ihre Ansicht geändert haben?" „Meine Ansicht, Sire, ist noch die nämliche: in Paris handelte es sich um die Wiederherstellung von ganz Polen. Ich wollte damals, und ich will noch jetzt die Unabhängigkeit Polens. Aber jetzt handelt es sich um etwas ganz anderes: Die Frage ist einer Feststellung der Grenzen untergeordnet, durch

*) Häusser, Deutsche Geschichte IV, 589.

die Österreich und Preußen gesichert werden." „Diese Staaten brauchen sich nicht zu beunruhigen. Übrigens habe ich 200000 Mann in dem Herzogtum Warschau; man vertreibe mich doch! Ich habe den Preußen Sachsen gegeben, Österreich ist damit einverstanden." „Ich weiß nicht", entgegnete ich, „ob Österreich damit einverstanden ist. Ich kann es kaum glauben, so sehr widerspricht es seinem Interesse. Allein kann das Einverständnis Österreichs Preußen zum Eigentümer von dem machen, was dem König von Sachsen gehört?" „Wenn der König von Sachsen nicht abdankt, wird er nach Rußland gebracht und dort sterben. Es ist schon ein anderer König dort gestorben."*) „Ew. Majestät wollen mir gestatten, daran nicht zu glauben; der Kongreß ist nicht versammelt worden, um ein soches Attentat zu erleben." „Wieso ein Attentat? Ist nicht Stanislaus nach Rußland gegangen? Warum soll der König von Sachsen nicht ebenfalls hingehen? Der eine ist in dem Falle des andern. Für mich gibt es keinen Unterschied." — „Was hätte ich nicht alles antworten können. Ich gestehe Ew. Majestät, daß ich kaum meine Entrüstung beherrschen konnte!" bemerkte Talleyrand in seinem Briefe an Ludwig XVIII. und fährt dann in seinem Bericht über die Unterredung mit dem Zaren fort: „Der Kaiser sprach schnell. Eine seiner Äußerungen war: ‚Ich glaubte, daß Frankreich mir etwas verdanke. Sie sprechen immer von Ihren Prinzipien: Ihr öffentliches Recht existiert für mich nicht; ich weiß nicht, was das ist. Welchen Wert soll ich auf alle Ihre Pergamente und Ihre Verträge legen? (Ich hatte ihn an den Vertrag erinnert, in welchem die Verbündeten die Teilung des Großherzogtums Warschau unter den drei Höfen vereinbart hatten.) Für mich gibt es etwas, das mir über allem steht: das ist mein Wort. Ich habe es gegeben, und ich werde es halten. Ich habe dem Könige von Preußen in dem Augenblicke, wo wir uns wieder verbündeten, Sachsen versprochen.'" „Ew. Majestät haben dem Könige von Preußen neun bis zehn Millionen Seelen versprochen; Sie können sie ihm geben, ohne Sachsen zu zerstören." (Ich hatte eine Übersicht von den Ländern bei mir, die man Preußen geben könnte, und die, ohne die Vernichtung Sachsens, die Anzahl Untertanen ausmachen, welche die Verträge jenem Staate zusichern; der Kaiser nahm dieselbe an sich und behielt sie.) „Der König von Sachsen ist ein Verräter." „Sire, die Bezeichnung — Verräter — kann niemals einem Könige gegeben werden, und es ist von Wichtigkeit, daß sie ihm nie gegeben werden kann." Ich legte vielleicht etwas Ausdruck in diesen letzten Teil meiner Äußerung. Nach einem Augenblicke des Schweigens sagte der Kaiser: „Der König von Preußen wird König von Preußen und Sachsen sein, wie ich der Kaiser von Rußland und König von Polen sein werde. Die Gefälligkeiten, die Frankreich in diesem Punkte mir erweist, werden der Maßstab sein für die Gefälligkeiten, die ich ihm in allem erweisen werde, woran es beteiligt ist."**)

Auch Stein gegenüber hatte Alexander sich wiederholt in energischer Weise geäußert, daß er Krakau und Thorn haben müsse. Wie Stein in seinem Tagebuch vermerkt, hatte sich der Zar wegen seiner in den erwähnten Denkschriften ausgesprochenen freimütigen Ansichten sehr mißbilligend ausgesprochen und ihm in einer Unterredung vorgeworfen: „Auch Sie haben sich auf die Seite meiner Feinde gestellt; das hätte ich nicht erwartet." (Vous vous êtes aussi rangé du coté de mes ennemis, à quoi je ne m'attendais pas.) Stein hatte darauf geantwortet, Alexanders Nachbarn hätten Ursache, beunruhigt zu sein über den königlichen Titel, über seine Konstitution und über die Grenze. Er hatte darauf im Tone gekränktester Tugend mit der Erzählung geantwortet, „was er alles für Europa getan, einen gefährlichen Krieg fortgeführt, sein Leben ausgesetzt,

*) Stanislaus II.

**) Talleyrands Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Kongresses; herausgegeben von Pallain, übersetzt von Bailleu. Paris-Leipzig 1881, S. 65/67.

die Vergrößerung Österreichs in Italien zugelassen, Sachsen an Preußen überlassen; auf ein solches uneigennütziges, vertrauensvolles Verfahren habe er die Festigkeit der Allianz gebaut; nunmehr aber sehe er sich als einen Gegenstand des Mißtrauens, der Eifersucht, und bestreite man ihm die billigsten Forderungen. Er bedürfe Krakaus und Thorns, um seine polnischen Besitzungen auf dem linken Weichselufer zu decken. Alles vereinige sich gegen ihn; England trete auf, das die Sache gar nichts angehe; ich sollte meinen Einfluß anwenden, um Hardenberg zu bewegen, die Sache allein mit Rußland zu behandeln und nicht mit Österreich gegen ihn gemeinschaftliche Sache zu machen. Ohnehin habe ihm Österreich anbieten lassen, es wolle in allen polnischen Angelegenheiten nachgeben, wenn er Sachsen Preußen entziehe. Man wolle überhaupt eine Koalition gegen ihn bilden, er habe dieses schon in Paris bemerkt und müsse seine Maßregeln danach nehmen."

Mit Recht klagt Stein in der angezogenen Tagebucheintragung, daß durch diese polnische Angelegenheit der Geschäftsgang auf dem Kongreß zerrüttet und gelähmt sei. Der Same der Eifersucht sei zwischen den Mächten ausgestreut worden, der seine verderblichen Folgen auf alle Verhältnisse verbreitet, besonders zwischen Österreich, Preußen und Rußland eine Kälte verursacht, die ein nachdrückliches Eingreifen in die deutschen Angelegenheiten verhindert und Bayern und Württemberg gestattet, seine selbstsüchtigen Absichten zu fördern. „Der Kaiser erscheint in dem Licht, das Vertrauen, welches ihm seine Bundesgenossen geschenkt, mißbraucht zu haben, um die Entscheidung der polnischen Angelegenheit bis zu einer Zeit auszusetzen, wo er alles zu seinem Vorteil vorbereitet und eine drohende und entscheidende Stellung angenommen habe. Er erregt Mißtrauen in Europa, zieht den König von Preußen von dem allgemeinen europäischen Interesse ab, und er kränkt sein eigenes Volk, indem er Polen Vorrechte einräumt und die Einheit der Verwaltung zerrüttet!" *)

Steins Befürchtungen sollten sich nur zu bald bewahrheiten. Aus der Vermengung der sächsischen und polnischen Frage entstand der unselige Zwiespalt auf dem Wiener Kongreß, der, wie wir weiter sehen werden, durch Talleyrands und Metternichs „mystifizierende" Geschicklichkeit schließlich zur völligen Sprengung der Koalition führte. Vor der Hand war England ja geneigt, Preußens Wünsche auf Sachsen zu unterstützen, aber nur unter der Bedingung, daß es Rußlands Plänen in Polen sich widersetze. Da auch Metternich sich in demselben Sinne äußerte, schienen nunmehr die Ansprüche Preußens auf Sachsen allseitig anerkannt. Aber der arglose Hardenberg hatte hierbei doch übersehen, daß ihm in Metternich und Talleyrand zwei Männer gegenüberstanden, deren doppelzüngiger Natur er nicht gewachsen war, und die die krummen Schleichwege noch immer als die höchste Staatsweisheit der alten diplomatischen Schule hochhielten. Nachdem Metternich am 22. Oktober dem preußischen Staatskanzler vorgestellt, daß Österreich und Preußen ein gemeinsames Interesse hätten, Rußlands Übermacht zu hindern, nachdem er am 2. Dezember geäußert, die Nachwelt werde es nie verzeihen, daß man Rußland nicht auf angemessene Grenzen beschränkt habe, ging er zwölf Tage später zu Alexander, um ihm eine antirussische Denkschrift Hardenbergs aus dem Anfang November zu verraten, mit dem Bemerken, er habe solcher Schreiben noch mehrere Oder er bot unter den angeführten Bedingungen Preußen im Notfall ganz Sachsen an, indem er dabei auf die „vollständige Übereinstimmung beider Höfe in der polnischen Frage zählte, ging aber gleich darauf zu den Russen, um ihnen Österreichs Nachgiebigkeit in betreff Polens zu versprechen, wenn der Zar helfe, die Preußen um Sachsen zu bringen." **)

*) Max Lehmann, Tagebuch des Freiherrn vom Stein während des Wiener Kongresses. Hist. Zeitschrift, Bd. 60, S. 400/01.
**) Häusser, IV, 598.

Aber der Streich mißglückte. Der Zar war wahrhaftig genug, das Doppelspiel Österreichs dem König von Preußen mitzuteilen. In einer langen Unterredung vom 6. November 1814 erneuerten die beiden Freunde ihr Einvernehmen. Hardenberg, welcher das richtige Gefühl hatte, daß diese plötzliche Schwenkung ins russische Lager der natürlichen Stellung Preußens nicht förderlich sein könne und die Angelegenheit dieses Staatswesens unheilvoll verschob, fühlte sich sehr gekränkt. Aber der König verbot ihm, in der Sache ferner mit Österreich und England zu unterhandeln; Hardenberg gab wie immer nur allzu schnell nach, und die Diplomatie Metternichs und Talleyrands hatte einen großen Triumph erfahren. Friedrich Wilhelms Übergang ins russische Lager hatte zur Folge, daß Österreich, Frankreich und England am 3. Januar 1815 zur Abwehr der preußisch-russischen Ansprüche einen Bund schlossen, dem Bayern und andere Preußen ungünstig gesinnte ehemalige Rheinbundstaaten beitraten.

So war die große Koalition, welche Europa gerettet hatte, gesprengt, und es schien nicht unmöglich, daß die Welt das widernatürliche Schauspiel erleben konnte, Österreich, England und Frankreich gegen die beiden Staaten zu Felde ziehen zu sehen, welche 1813 am meisten zur Befreiung Europas beigetragen hatten. Schon hatte der „gute Kaiser Franz" geäußert: Der König von Sachsen muß sein Land wieder haben, sonst schieße ich; Frankreich und England rüsteten bereits, und auch in Böhmen sammelten sich große Heeresmassen. So weit war es gekommen durch Metternichs leichtfertiges und hinterlistiges Spiel. Den größten Anteil jedoch an der Sprengung der Allianz hatte Talleyrand gehabt, und triumphierend konnte er an Ludwig XVIII. am 4. Januar schreiben: „Heute, Sire, ist die Koalition aufgelöst, und sie ist es für immer. Nicht allein ist Frankreich nicht mehr isoliert in Europa, sondern Ew. Majestät haben schon ein Bundessystem, wie man es kaum als Ergebnis der Unterhandlungen eines halben Jahrhunderts hätte erwarten dürfen. Sie sind im Einverständnis mit zwei Großmächten, mit drei Staaten zweiten Ranges und bald mit allen den Staaten, die nicht revolutionäre Grundsätze und Maximen befolgen. Sie werden in Wahrheit das Haupt und die Seele dieses Bundes sein, der die Grundsätze verteidigen soll, die Sie zuerst verkündigt haben." Und mit widerlich heuchlerischer Frömmelei fügte er, seine und Metternichs Maulwurfsarbeit dabei in das rechte Licht stellend, hinzu: „Eine so große und glückliche Wendung kann nur dem Schutze der Vorsehung zugeschrieben werden, die sich durch die Zurückführung Ew. Majestät so sichtbar gezeigt hat. Nächst Gott sind die wirkenden Ursachen dieser Wandlung wir gewesen."

Aber zum Schlagen kam es glücklicherweise nicht. Die Kraft der Diplomaten lag mehr in ihrer Zungendrescherei und Federfuchserei als in mutigen, kraftvollen Entschlüssen. So ging der politische Kuhhandel noch eine Weile fort, so daß der alte Blücher mit seinem wunderbar gesunden Sinn in einem Briefe an Rüchel darüber spotten konnte: „Der guhte wiener Kongreß gleicht einem Jahrmagt in einer kleinen stadt, wo ein jeder sein vih hintreibt es zu verkaufen oder zu vertauschen; wir haben einen tüchtigen Bullen hingebracht und einen Schebiegen (schäbigen) ocksen eingetauscht, sagen die Berliner."

Allmählich begannen die Mächte einzulenken. England tat den ersten Schritt dazu, indem es erklärte, man müsse sich in Güte einigen. Castlereagh zeigte sich Preußen gegenüber besonders entgegenkommend, indem er den Österreichern zu verstehen gab, daß nicht etwa nur ¹/₅ von Sachsen, wie diese zuerst gewollt, sondern mindestens ³/₅ dieses Landes als Entschädigung an Preußen fallen müsse; unausgesetzt suchte er den eifrig widerstrebenden Kaiser Franz zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Die Verhandlungen wurden jetzt eifrig gefördert. Am 8. Februar konnte Hardenberg der Konferenz die Vorschläge vorlegen, die sich aus diesen Verhandlungen ergaben. Am 10. Februar erklärte

Österreich, ungeachtet des Widerstandes Sachsens, seine Zustimmung zu diesen Vorschlägen Preußens, welche darin gipfelten, daß Sachsen sowohl wie Polen geteilt wurden, und Preußen nicht ganz Sachsen, sondern nur einen großen Teil davon, und die noch fehlende Entschädigung am Rhein erhielt.

Ein langer, widerwärtiger Streit, der dem ganzen Kongreß seine Signatur gegeben, war damit geschlichtet. Preußen erhielt etwa drei Fünfteile von Sachsen und zwar die dünner bevölkerte nördliche Hälfte mit 855305 Einwohnern; für die ausgefallenen Teile in Sachsen sollten Preußen weitere Entschädigungen im Westen zuteil werden, wo das linke Rheinufer von Frankreich zurückgewonnen und das Großherzogtum Berg (Murat) und das Königreich Westfalen (Jerôme) aufgelöst worden waren. Aus den alten Besitzungen Kleve, Mark, Ravensberg u. s. w. schuf man in Vereinigung mit den ehemals weltlichen und geistlichen Gebieten am Rhein und in Westfalen drei neue preußische Provinzen: Westfalen, Kleve-Berg und Niederrhein, welche 1824 zur Rheinprovinz vereinigt wurden. Von den eingebüßten polnischen Gebieten, die in der ersten und dritten Teilung Polens an Preußen gefallen waren, erhielt es nur Westpreußen mit Danzig und Thorn und einen Teil von Großpolen, das heutige Großherzogtum Posen, im ganzen ein Gebiet mit 830268 Seelen. Anspach und Bayreuth fielen an Bayern, Ostfriesland, Hildesheim und Goslar an Hannover. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Hardenberg durch die Erwerbung von Schwedisch-Vorpommern und Rügen. Damit war der letzte Rest der skandinavischen Herrschaft an der Ostseeküste beseitigt.

Richtet man seinen Blick nur rein äußerlich auf den Umfang und die Seelenzahl der neu gebildeten preußischen Monarchie, so war Preußen, zumal wenn es seine Opfer und seinen Lohn mit dem verglich, was Österreich seit 1813 geleistet und geerntet hatte, bei der Länderverteilung auf dem Wiener Kongreß schlecht genug fortgekommen. Ja sein eigentlicher Gebietsumfang war seit 1806 sogar verkleinert und von 5700 auf 5050 Quadratmeilen zurückgeführt worden, und die Seelenzahl war um ganze 41600 Einwohner gewachsen. Die Erwartungen des preußischen Volkes waren arg getäuscht und die Verstimmung in den Kreisen der Patrioten deswegen allgemein, so daß es die Regierung für nötig hielt, in der Presse darüber eine halbamtliche Erklärung zu geben, in der sie darauf hinwies, „daß mehr zu erlangen, ihr durch Rücksichten und Verhältnisse unmöglich geworden sei.“ Es heißt dann in dieser Erklärung weiter: „Was die Entschädigung durch einen Teil von Sachsen betrifft, kommt folgendes in Betracht. Dieser Teil dient Preußen zur besseren Verbindung zwischen der Mark und Schlesien, zur Sicherstellung der offenen märkischen Grenze vor Berlin und Potsdam, und ist zur Behauptung der Saale, deren Wichtigkeit die letzten verhängnisvollen Jahre so dringend gezeigt haben, unentbehrlich. Hätten auch Rücksichten, vorzüglich auf das Wohl der sächsischen Nation selbst, wünschen lassen, daß ihr Land unzerteilbar einem Herrn angehörte, so blieb doch nichts als diese Teilung übrig, um die Ansprüche Preußens auf bessere Sicherheit für die Zukunft, deren Gerechtigkeit nicht verkannt werden konnte, mit der Teilnahme der großen Mächte an dem merkwürdigen Schicksal des königlich sächsischen Hauses zu vereinigen. Berlin wird künftig durch die Festungen Wittenberg und Torgau gedeckt; der ganze Lauf der Oder ist jetzt in preußischen Händen, die bisher mit Enklaven (kleinen ländlichen Besitzungen) übersäten Grenzen von Bunzlau bis Halle bilden einen zusammenhängenden Landstrich, und die für Bergbau und Landwirtschaft gleich interessanten Gegenden des nördlichen Thüringens kommen nun erst in eine zweckmäßige Verbindung. Die Pässe an der Saale und Festungswerke von Erfurt decken fortan den preußischen Staat von dieser Seite .... Die Gebiete in Westfalen und am rechten Rheinufer verbinden sich sehr zweckmäßig zu einem Ganzen mit den alten westfälischen Besitzungen Preußens, die Rheinlande enthalten die Städte Köln, Aachen, Trier und Coblenz und werden

durch die Festungen Wesel, Jülich und Ehrenbreitstein geschützt. Die deutschen Bundesfestungen Luxemburg und Mainz dienen als Vormauer; die Umgestaltung der deutschen Verfassung wird zudem Preußen eine beträchtliche Vermehrung seiner Militärmacht gewähren." —

Der größte Gewinn war, daß Preußen statt der polnischen Gebietsteile mit ihrer halb unkultivierten, zum Teil preußenfeindlich gesinnten Bevölkerung die schönen deutschen Gebiete am Rhein eingetauscht hatte. War Preußen durch die großen polnischen Gebietsteile seit 1795 zu einem vollen Drittel ein slavischer Staat gewesen, so konnte es sich jetzt — das Zehntel seiner polnischen Bevölkerung abgerechnet — als rein deutschen Staat betrachten, als den Hauptstaat Deutschlands, der mit seiner reindeutschen Bevölkerung die Wacht am Rhein und an der Weichsel und Memel hielt. So war es mehr ein nationaler und moralischer Nutzen, den Preußen aus der neuen Gestaltung der Dinge zog, und das war für die Zukunft Deutschlands und für die deutsche Nation ein größerer Gewinn, als Metternich ahnte. Niebuhr hat diesen moralischen und nationalen Gewinn, der Preußen schließlich die geistige Führerrolle in Deutschland verschaffte, in die treffenden Worte zusammengefaßt: „Preußen ist kein abgeschlossenes Land; es ist das gemeinsame Vaterland eines jeden Deutschen, der sich in Wissenschaften, in den Waffen, in der Verwaltung auszeichnet. Eben dadurch hat Preußen ein so frisches Leben in seiner Nation erhalten, daß die Völkerschaften, deren Gesamtname Preußen ist, von so großer Eigentümlichkeit sind, und daß der Staat immer froh gewesen ist, sich mit den Blüten Deutschlands zu schmücken."

Noch waren alle diese Fragen nicht zum vollständigen Abschluß gebracht — auch die Verfassungsfrage, das größte Schmerzenskind des Kongresses — hing noch in der Schwebe, als eine Nachricht in Wien eintraf, welche all die verworrenen Dinge und Verhältnisse, die man hier seit einigen Monaten mit Not und Mühe zusammenzuflicken suchte, von neuem auf den Kopf zu stellen drohte: Napoleon ist von der Insel Elba entflohen! Diese Schreckenskunde war es, die wie eine Bombe hineinfuhr in diese endlosen, vom Champagnergeist umnebelten Schmausereien und Gastereien, in dieses Meer von Tinte, in diese Riesenstöße von Akten, die man hier verschrieben hatte, und Feder, Tinte und Papier samt den Perücken der erschreckten Schreiber nach allen Richtungen der Windrose auseinanderflogen.





# III. Von Elba bis Paris.

Wie ein Todesschrecken war es den feingeputzten, wohlfrisierten und dito parfümierten Männlein und Weiblein auf dem Wiener Kongreß in die Glieder gefahren, als plötzlich dort die Nachricht eintraf, Napoleon habe die Insel Elba verlassen und sich mit 1000 Mann Soldaten auf sieben kleinen Fahrzeugen nach Frankreich eingeschifft. Eben hatte man wieder getanzt, als die Schreckenskunde, wie Graf de la Garde als Augenzeuge berichtet, auf dem glänzenden Ball anlangte. Diese Nachricht wirkte wie ein elektrischer Schlag: auf einmal stockte der Walzer, verstummte die Tanzmusik, man starrte einander an. Die vier Worte: „Er ist in Frankreich" wirkten wie der Schild des Ubaldo (in Tassos „befreitem Jerusalem"), der die Zauberkünste Armidas im Nu zu nichte machte.

Wie hätte man auch glauben können, daß der gewaltige, noch ungebrochene Mann, dem früher das ganze Europa nach seinem eigenen Ausspruch zum Ersticken eng vorgekommen war (qu'il étoffait en Europe), sich dauernd vom Herrn der Welt zum Souverän von Elba degradieren lassen würde; anstatt die Welt zu anderem Laufe zu zwingen, in Elba wie ein friedlicher Farmer seinen Kohl bauen würde. Er hatte die Verbannung nach Elba nur als eine vorübergehende Episode in dem schwertrasselnden Epos seines Lebens betrachtet und schon in Fontainebleau zu einem General, der ihm seine Verwunderung darüber ausgedrückt, wie er einen Sturz aus solcher Höhe ertragen könne, geantwortet: „Wenn Marius sich in den Sümpfen von Minturnä*) erdolcht hätte, würde er nicht siebenmal Konsul in Rom gewesen sein." Die Antwort mußte zu denken geben. Ja, selbst in den noch viel schwereren Stunden, da er sich von seinen Getreuesten verlassen

*) Wohin er auf Betreiben seiner Feinde als Gefangener gebracht worden war.

sah, da ihn der Pöbel (auf dem Wege nach Elba) öffentlich beschimpfte und sein Leben bedrohte, konnte in der Seele dieses eisernen Mannes noch der Gedanke Raum haben, daß sein Weltherrschaftstraum noch nicht völlig ausgeträumt sei. Zu Sir Thomas Usher, dem Kapitän der englischen Fregatte, die ihn nach Elba trug, hatte er, der das französische Volk in seiner innersten Seele kannte, die prophetischen Worte gesagt: „Die Bourbons werden dies leichtfertige und phantastische Volk nicht regieren; ihre Herrlichkeit wird in zehn Monaten aus sein.“ Schon in der Nacht zum 20. März 1815 sollte „Seine fettleibige Majestät“ Ludwig XVIII. den Thron verlassen. Napoleon hatte sich in seiner Prophezeiung nur um zehn Tage geirrt.

Und noch ein anderer Prophet hatte diese Dinge vorausgesagt: Fürst Metternich. Als man ihm am 10. April 1814 den vorwiegend durch die schonende Großmut Alexanders zustande gekommenen Vertrag von Fontainebleau vorlegte, hatte er all die Gefahren auseinandergesetzt, die mit diesem „Kaisertum Elba“ verknüpft waren und nur mit Rücksicht darauf, daß die Verhandlungen schon so weit gediehen waren, seine Zustimmung gegeben, indem er sagte: „Fürst Schwarzenberg hat an den Vorbesprechungen teilgenommen. Die Konferenz, in welcher der Vertrag unterzeichnet werden soll, ist schon versammelt. Ich werde mich hinbegeben und dort meinen Namen unter einen Vertrag setzen, der uns in weniger als zwei Jahren wieder auf das Schlachtfeld führen wird.“ Er hatte sich nur um ein Jahr verrechnet. Die Ritterlichkeit des Zaren sollte einigen hunderttausend Menschen das Leben kosten.

Unter welchen Umständen Metternich die Kunde von der Entfernung Napoleons von Elba empfing, darüber berichtet er später*) selbst in einem Briefe an Varnhagen von Ense:**) „In der Nacht vom 6. auf den 7. März brachte mir gegen 6 Uhr früh mein Kammerdiener die mittelst Estaffette angelangte, als ‚dringend‘ bezeichnete Depesche. Als ich auf dem Kouvert die Worte ‚Vom K. K. Generalkonsulate in Genua‘ las und kaum zwei Stunden im Bette war, legte ich die Depesche uneröffnet auf den Nachttisch und überließ mich wieder der Ruhe. Einmal gestört, wollte dieselbe mir jedoch nicht recht zu Gebote stehen. Gegen 7½ Uhr entschloß ich mich, die Schrift zu erbrechen. Sie enthielt in sechs Zeilen die Anzeige, der englische Kommissär Campbell sei soeben in dem Hafen erschienen, um sich zu erkundigen, ob sich Napoleon zu Genua nicht habe blicken lassen, denn von Elba sei er verschwunden. In wenigen Minuten war ich angekleidet und vor 8 Uhr bereits bei dem Kaiser: derselbe las den Bericht und sagte ruhig und gefaßt: ‚Napoleon scheint den Abenteurer spielen zu wollen, dies ist seine Sache. Die unsere ist, die Ruhe, welche er Jahre lang störte, der Welt zu sichern. Gehen Sie ohne Verzug zum Kaiser von Rußland und zum König von Preußen und sagen Sie ihnen, daß ich bereit bin, meiner Armee alsbald den Rückzug nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverstanden sein werden . . .‘ Um 8 Uhr war ich beim Kaiser Alexander, welcher mich mit denselben Worten beschied wie der Kaiser Franz. Um 8½ Uhr erhielt ich dieselbe Erklärung aus dem Munde des Königs Friedrich Wilhelm. Um 9 Uhr war ich zu Hause, wohin ich bereits den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg entboten hatte. Um 10 Uhr stellten sich auf meine Aufforderung die Minister der vier Mächte bei mir ein. Um diese Stunde waren bereits Adjutanten in allen Richtungen unterwegs, um den zurückziehenden Armeeabteilungen den Befehl des Haltmachens zu überbringen. Sie sehen, daß der Krieg in weniger als einer Stunde beschlossen war. Als sich die Minister bei mir einstellten, war ihnen das Ereignis noch unbekannt. Talleyrand war der erste, welcher eintrat. Ich gab ihm den Bericht aus Genua zu lesen. Er blieb kalt, und zwischen

*) Am 27. März 1840.

**) Briefe von Stägemann. Metternich. Heine und Bettina von Arnim an Varnhagen von Ense. Leipzig 1865. S. 119

uns fand das folgende lakonische Gespräch statt. Talleyrand: ‚Wissen Sie, wohin Napoleon geht?‚ Ich: ‚Der Bericht sagt hiervon nichts.‘ Talleyrand: ‚Er wird irgendwo an der Küste von Italien landen und wird sich in die Schweiz werfen.‘ Ich: ‚Er wird geradeaus nach Frankreich gehen.‘

Noch wollte man in gewissen Kreisen der leichtlebigen Donaustadt nicht an die ganze Größe der Gefahr glauben. Man dachte wohl mit dem alten guten Sprichwort: Weit davon ist gut vor'm Schuß und erging sich in den albernsten Prahlereien. Man vermaß sich, ihn „wie einen Straßenräuber zu fangen und aufzuhängen.“ Der König von Preußen hatte bei einer solchen Gelegenheit die eitlen Prahler sehr gut abgeführt. Es ist sehr ergötzlich, zu lesen, wie der Markgraf Wilhelm von Baden in seinen „Denkwürdigkeiten“ hierüber berichtet: „Plötzlich fuhr mitten unter die Monarchen, Heerführer und Diplomaten am 7. März die Nachricht wie ein Blitzstrahl, daß Napoleon von der Insel Elba verschwunden sei. Es wurden eben in der Hofburg von Liebhabern zwei französische Stücke „Les rivaux d'eux mêmes“ und „Le calife de Bagdad“ aufgeführt, und so hatte ich denn die beste Gelegenheit, zu beobachten, wie der elektrische Schlag auf die verschiedenen Physiognomien wirkte. Alles steckte die Köpfe zusammen, sprach von nichts als dem großen Ereignis des Tages und fragte sich in fiebrischer Unruhe, wohin Napoleon wohl gegangen. Ich hörte mehrere Generale und Diplomaten laut äußern, diesmal müsse man mit dem wortbrüchigen Despoten ohne Gnade und Barmherzigkeit verfahren, worauf ihnen der in der Nähe stehende König Friedrich Wilhelm mit der ihm eigenen Seelenruhe sagte: „Meine Herren, erst müssen wir ihn haben.“ Der „gute Kaiser Franz“ aber sagte zum Zaren: „Da sehen Sie, Sire — was aus Ihrer Begünstigung der Jakobiner in Paris entstanden ist.“ Worauf der Zar erwiderte: „Freilich, mein Herr Bruder. Um jedoch mein Unrecht zu sühnen, stelle ich meine Person und meine Heere Eurer Majestät zur Verfügung.“

In Berlin hatte die Kunde von Napoleons Rückkehr eine hohe politische Spannung erzeugt, die sich bis in die stillen Unterrichtsstunden der königlichen Prinzen erstreckte. Der militärische Lehrer des Kronprinzen schreibt darüber: „Täglich kamen Kouriere vom König aus Wien und berichteten, wie die Sachen standen. Natürlich war der Kronprinz sogleich von allem unterrichtet Er erzählte mir davon, und so geschah es wohl, daß in den Stunden oft mehr Politik als Kriegskunst getrieben wurde.“ In wechselnder Stimmung und oft hochsteigender Spannung war der März hingegangen. Bevor die Nachricht von Napoleons Wiedererscheinen eingetroffen, war man mit äußerstem Mißmut den Kongreßverhandlungen in Wien gefolgt. Mit der Lauheit der preußischen Vertretung war man garnicht einverstanden. Man schrie laut, Blücher müsse statt Hardenberg nach Wien geschickt werden, der würde dort Preußens Sache anders führen. Blücher, der gerade jetzt wieder der Mittelpunkt der Unzufriedenen geworden war, hatte es an den nötigen Donnerwettern und scharfen Ausfällen gegen die „Hundsfötter von Diplomatikern“ nicht fehlen lassen. Wenn ihm die „Kongreßluderei“ gar zu arg die Stimmung verdarb, wanderte er wohl nach der Hasenheide im Süden Berlins hinaus, um dort auf Jahns Turnplatz dem frisch-fromm-fröhlichen Treiben der jugendlichen Turner zuzuschauen und ihnen dann wohl in seiner derben Weise zuzurufen: „Macht nur so fort, bis ihr 24 Jahr alt seid, und ihr sollt, Gott verdamm mir! die schönsten und besten Weiber kriegen und werdet ein gesundes und fröhliches Alter haben.“ *) Als dann die Kunde eintraf, daß es wiederum Krieg gäbe, war mit einem Schlage die Stimmung in Berlin völlig verändert. Ein von Stägemann damals gedichtetes Lied ging durch Abschrift von Hand zu Hand. In trutzigster Weise bekamen darin nicht nur die Franzosen, sondern auch die „Mameluken und Jesuiten“ auf dem Kongreß ihren Teil ab:

*) Pröhle, Jahns Leben.

1. Die Fahne Brandenburgs, mein Lied,
Die schwinge noch einmal!
Und noch einmal, erzürnt Gemüt,
Ergreif den tapferen Stahl!

2. Denn dort ein feiger Mameluk
Und hier ein Jesuit —
Das grinst uns an, weil uns ein Schmuck
Von Ehren reich umblüht.

3. Das hängt an unser Hochgesims
Pechkranzes brennend Reis
Und hetzt die Hund auf uns voll Grimms
Und mehr noch voll Geschreis.

4. Die Hunde Frankreichs, noch nicht heil
Von Wunden unserer Jagd.
Auf Kugelblitz! Auf Lanzenpfeil!
Die Hunde wollen Schlacht.

5. Sie haben sie! Geschoß Apolls,
Verkünd es durch die Gaun:
Was sie geschürzt, das Eisen soll's
Auf ihrem Kopf zerhaun!

Endlich ertönte das erlösende Wort, daß es wieder „los ging". Von Wien aus hatte der König am 7. April wieder zu den Waffen gerufen: „Wir müssen von neuem in den Kampf", hieß es in dem Aufruf; „den Mann, der zehn Jahre hindurch unsägliches Elend über die Völker verbreitet, hat eine verräterische Verschwörung nach Frankreich zurückgeführt. Er steht an der Spitze eidbrüchig gewordener Soldaten, die den Krieg verewigen wollen. Mit euren alten Siegesgefährten, durch neue Waffenbrüder verstärkt, geht ihr, brave Preußen, mit mir, mit den Prinzen meines Hauses, mit den Feldherren, die euch zu Siegen geführt, in einen notwendigen gerechten Krieg."

Auch diesmal sollten den König Friedrich Wilhelm seine beiden Söhne in den Feldzug begleiten; hatte doch auch schon der jüngere, Prinz Wilhelm, seinen ersten Feldzug mit Ehren bestanden. Nur konfirmiert war er noch nicht, da nach alter preußischer Hofsitte die Prinzen des königlichen Hauses erst in dem Alter reiferer Überlegung — der Prinz war 18 Jahre alt — das öffentliche Bekenntnis ihres christlichen Glaubens ablegten. Neun Tage vor seiner Konfirmation, am 30. Mai, war es, als der Prinz im stillen Mausoleum des Charlottenburger Schloßgartens das von Rauchs Meisterhand geschaffene Marmorbild seiner heimgegangenen Mutter betrachtete, das vor kurzem hier aufgestellt worden war, und das der Künstler eben noch einmal mit prüfendem Blick musterte. Da brachte der junge Prinz Karl dem Künstler die Nachricht, Se. Majestät der König sei soeben von Wien zurückgekehrt und werde gleich da sein mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm, um sich das Marmorbild seiner Luise anzusehen. Wenige Augenblicke später stand der König mit seinen Söhnen an der weißen in kararischem Marmor nachgebildeten Gestalt der unten im Grabgewölbe ruhenden Königin. Wie vor vier Jahren, da er zum ersten Male das Modell des Monumentes gesehen, ergriff ihn und seine Söhne mit Himmelsgewalt der Anblick der rührend schönen, wie im leisen Schlummer daliegenden Königin, deren Marmorbild Theodor Körner einst begeistert hatte zu dem Klagelied:

Du schläfst so sanft, die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder,
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und sanfter Friede schließt die klaren Augen.

Noch einmal sollte jetzt das Bild der Frühverklärten als Schutzengel den Scharen in den Kampf voranziehen. Napoleon, der ihr und dem Hohenzollernhause so viel Bitteres zugefügt, hatte nach seinem jähen Sturze sich wieder erhoben und war waffenklirrend, von der Menge des französischen Volkes umjubelt, am 20. März 1815 in die Hauptstadt Frankreichs eingezogen, während König Ludwig XVIII. in hilflosem Zustande nach Belgien fliehen mußte.

Es war ein Vorgang von unerhörter Kühnheit, wie er in der Geschichte kaum seinesgleichen findet, erklärlich nur unter dem Gesichtspunkte, daß es die bourbonische Regierung nicht im ge-

ringsten verstanden hatte, sich die Sympathie des Volkes zu erwerben. Schon der Unterschied in der Person! Wie sollte gegenüber der schon jetzt von dem Schimmer der Legende umstrahlten Heldengestalt des „kleinen Korporal" die schwerfällige, fettleibige Person des 18. Ludwig aufkommen, der bei seinem Einzuge in Paris, die gichtischen Füße in Decken und Kissen gehüllt, schon den kläglichsten Eindruck gemacht hatte. Und dann auch die Schwierigkeiten, die der Bruder des hingemordeten Ludwig XVI. bei der Wiedereinnahme des Thrones vorgefunden. Auch einer fähigeren und geschickteren Hand hätte es in diesem Augenblicke schwer fallen müssen, die Zügel der Regierung fest in der Hand zu halten. Zu groß war die Kluft, die zwischen dem alten und dem neuen Frankreich klaffte. War doch in diesem Frankreich, seit es die Bourbons flüchtend verlassen, alles anders geworden. Gesetze und Einrichtungen, wie Häusser treffend ausführt, Personen und Verhältnisse, Sitten wie Lebensanschauungen, das Wesen der Dinge wie die äußeren Zeichen und Symbole, die friedliche wie die kriegerische Vergangenheit dieses Landes, alles stand fremd, ja zum Teil feindselig und anklagend, dem wiedergekommenen Königshause gegenüber. Es hätte einer seltenen Weisheit und Selbstverleugnung, einer ungewöhnlichen Hochherzigkeit bedurft, um über alle diese peinliche Eindrücke hinwegzukommen und sich allmählich einzuleben in das neue Frankreich. Gleich in den Anfängen der Restauration sah man ein, daß die wieder zurückgekehrten Bourbons nicht jene hochsteigenden Erwartungen erfüllen konnten, die man in sie setzte. Und doch zeigten die ersten Momente noch nicht den tiefen Gegensatz, der sie und die Nation entzweite. Ihre Wiederkehr war vielmehr, wie auch Republikaner und Bonapartisten bezeugen, von einem aufrichtigen Jubel der Freude, ja der Begeisterung verherrlicht. Hatte es doch rein menschlich etwas tief Bewegendes, das schwer heimgesuchte Haus der alten Könige Frankreichs nach wunderbaren Fügungen des Schicksals auf einen Thron zurückgeführt zu sehen, mit dem es durch schmerzliche, aber auch durch große Erinnerungen verknüpft war. Und es kam jetzt, um den Frieden und die bürgerliche Freiheit zurückzubringen, um die königliche Ordnung mit der Revolution gleichsam zu versöhnen. Die erste Verheißung der Bourbons war gewesen, die Geißel der Konskription und der droits réunis, durch die das Kaiserreich auch die Geduldigsten ermüdet, abzuschaffen; darauf war die Verkündigung einer Verfassung erfolgt, die, wenn sie ehrlich gegeben, und auf beiden Seiten treu gehalten ward, für die friedliche Wohlfahrt des Landes eine bessere Zeit begründen konnte. Nach dem eisernen Druck eines straffen, militärischen Regimentes, unter dem alle freie Diskussion, aller geistiger Verkehr und selbst die ungestörte Bewegung gesellschaftlichen Lebens hatte schweigen müssen, war man doppelt empfänglich für den Reiz der wiedergewonnenen Freiheit, die sich in der Presse, auf der Tribüne, in der Gesellschaft einen Ausdruck suchte. Nach einer Zeit, wo alles Persönliche und alles Halbe dem schrankenlosen Gebot eines Einzigen ohne Rücksicht untergeben war, sah man mit Verlangen einem Regiment entgegen, das gesetzlichen Schutz, Sicherheit der Personen und des Eigentums verhieß, unter dessen mildem Szepter Handel und Gewerbe sich aus ihrer tiefen Zerrüttung emporheben konnten. Man war an der glänzenden aber kostspieligen Größe vorerst hinlänglich übersättigt, um einer Politik der Erhaltung und des Friedens sich aufrichtig entgegenzusehnen.*)

Die Bourbons verstanden es trefflich, die in sie gesetzten Hoffnungen des Volkes schnell und gründlich zu zerstören. „Die Verheißungen verfassungsmäßiger Freiheit waren nicht viel aufrichtiger gemeint, als es Napoleon mit Konstitutionen zu halten pflegte; stand bei diesem Gewohnheit und Neigung militärischen Befehlens entgegen, so brach bei den Bourbons sehr bald aus der dünnen konstitutionellen Hülle die Neigung zu altköniglichem Absolutismus unwiderstehlich

*) Häusser, IV, 623.

hervor. Wie gewöhnlich war das Gefolge des restaurierten Königtums viel schlimmer als dieses selbst. Mit dem absolutistischen Gelüste ging das feudale Hand in Hand; der verblendete Emigrantenadel träumte von unbedingtester Wiederherstellung, verriet unklug schon in den ersten Momenten die geheimen Gedanken, die ihn bewegten, oder nährte mit unsinnigem Begehren der Rachsucht die gleich anfangs gegen ihn wachgewesene Abneigung des Volkes. Mit ihm um die Wette tobte die Geistlichkeit für ihre hierarchischen Ansprüche und ihre verlorenen Güter. Diese Elemente waren es, die den bittersten Haß aussäeten. Das Gelüste der bourbonischen Fürsten, in die gewohnten Wege des Absolutismus einzulenken, ihre Abneigung gegen eine Revolution, die ihre Verwandten auf das Schaffot geliefert, und den Widerwillen gegen einen Mann, der seinen Thron auf dem frischen Grabe Enghiens aufgerichtet — dies alles hätte das Volk ihnen noch zu gute halten können, aber den frechen Übermut der emigrierten Junker und Priester, ihre Rachsucht und Habgier vermochte niemand zu ertragen. Daß der König und sein Haus es nicht über sich vermochten, ihre Sache von dem blinden Gebaren dieser Elemente zu trennen, das ist den Bourbons sehr rasch zum Verderben ausgeschlagen; denn nicht vom Throne, sondern namentlich von diesen kam das geflissentliche Hervorsuchen aller gehässigen Traditionen, der unvernünftige Haß gegen die neuen Erinnerungen und Symbole, die Rachepredigten gegen alles, was seit 1789 geworden war, das taktlose Zurückholen von Dingen, welche durch Gewöhnung und Sitte verurteilt waren. Von dieser Seite vornehmlich geschah es, daß die großen Schöpfungen der Revolution und des Kaiserreiches mit Widerwillen und Geringschätzung angesehen, die Armee wie eine Räuberbande behandelt und im Unverstande das völlige Wegstreichen aller Ordnungen und Gesetze, die seit 25 Jahren entstanden, gefordert ward; von dieser Seite kam der abgeschmackte Krieg gegen die drei Farben; von hier ging es aus, wenn gegen Protestanten die alte Unduldsamkeit herausgekehrt, oder Schauspielern das kirchliche Totenamt versagt ward. Restaurationen zeigen in der Regel eine beklagenswerte Geschicklichkeit, das wahrhaft Gute revolutionärer Erschütterungen zu mißachten, aber in ihre schlimmen und herben Gewöhnungen sich rasch einzuleben; auch die bourbonische ist in großen und kleinen Dingen diesem Schicksale nicht entgangen.*)

Zu all diesen Fehlern, deren sich die Bourbons in immer steigendem Maße ganz offenkundig schuldig machten, und die ihnen schließlich zum Verderben wurden, kam noch eine andere weit schwerere Gefahr: die Unzufriedenheit im Heere. Zunächst hatte die Entlöhnung der Offiziere und Mannschaften, die nur äußerst langsam und ungenügend vor sich ging, einen wahren Zündstoff von Erbitterung angehäuft, was umso gefährlicher war, als die Armee noch immer durch und durch napoleonisch gesinnt, und das bloße Dasein des Bourbonismus den alten Soldaten, die jetzt in Masse aus festländischer und britischer Gefangenschaft zurückkehrten, ein tödlicher Schimpf war. In den Herzen dieser napoleonischen Soldaten, die, aus der Gefangenschaft nach und nach zurückkehrend, zu Hunderttausenden anwuchsen, nahm der „kleine Korporal" noch immer die erste Stelle ein. Ihre nationale Eitelkeit log ihnen vor, daß ihres großen Kaisers und ihr eigenes Mißgeschick nur durch Verrat entstanden sei. Diese alten wettergebräunten, narbenbedeckten Kriegsleute waren dem bürgerlichen Leben zu lange fremd gewesen, um noch Geschmack an bürgerlichen Verrichtungen zu haben. Wie einst den Wallensteinischen Horden dünkte es ihnen als des Lebens höchstes Ziel, unter den siegreichen Adlern ihres vergötterten Lieblings durch die Länder und Städte Europas zu ziehen, heute hier und morgen da.

Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Los,
Braucht nichts mit Müh' zu erstreben.

*) Häusser IV, 624.

Und den Offizieren, den jüngeren wie den älteren, winkten verführerisch die Generalsepauletten und Marschallsstäbe; hatte doch ihr großer Kriegsmeister gesagt, daß jeder von ihnen einen solchen im Tornister trüge. Diese alten skrupellosen Soldaten brannten darauf, dem vorübergehend zu Boden gestürzten Napoleonismus wieder zu neuem Glanze zu verhelfen. Sie waren die stärkste Stütze, die größte Hoffnung des „Empereurs“; sie spielten in seinen von neuem erwachten Weltherrschaftsillusionen, in seinen Wahrscheinlichkeits- und Wirklichkeitsberechnungen die größte Rolle, wenn er grollend und brütend auf der fernen Insel saß, und, dem gefangenen Löwen gleich, darüber nachdachte, wie er dem verhaßten Käfig entfliehen könnte.

Auch den übrigen Dingen da draußen in der weiten Welt, dem Verlauf der politischen Ereignisse, war er von seinem Exil mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt. Die ohnmächtige Schwäche, die Mißgriffe und Verkehrtheiten der Bourbons waren ihm durch seine Zuträger, deren er unter seinem Pariser Anhange genügend besaß, bis auf die kleinsten Einzelheiten bekannt. Er wußte von der ungeheuren Erbitterung der außer Zahlung gesetzten Beamten, die ihre Einkünfte und gesellschaftlichen Vorteile eingebüßt hatten und sich in ohnmächtigem Groll gegen die neue Regierung verzehrten. Diesen Groll durch seine Agenten, seine heimlichen Hetzapostel zu vermehren, war der Hauptinhalt der Tätigkeit seiner Anhänger. Ebenso vortrefflich war er von den Verhandlungen des Wiener Kongresses unterrichtet. Heimlichen Nachrichten- und Kundschafterdienst zu organisieren, darin war er, wie wir oft gesehen, von jeher Meister gewesen. Das Zerwürfnis der Mächte, wie es besonders durch die Streitigkeiten über die sächsisch-polnische Frage entstanden war, konnte ihm nur im höchsten Maße erwünscht sein; schlummerte doch im Hintergrunde die Möglichkeit der Tatsache, daß, durch diese Streitigkeiten begünstigt, vielleicht dieser oder jener seiner früheren Bundesgenossen, der sich nur mit Widerstreben der Koalition gegen ihn angeschlossen, sich ihm wieder zuwenden würde, wenn sein Gestirn wieder von neuem aufging.

So entschloß er sich, der Macht seines Namens und der Erinnerung an seine einstmalige Größe trauend, zu jenem kühnen Schritt, der in der Geschichte nicht seines gleichen hat: zu dem vom Zauber des Wunderbaren und Unerhörten umflossenen Abenteuer, allein, nur mit einer Handvoll Soldaten, gegen einen Bund der mächtigsten Reiche Europas zu Felde zu ziehen. „Ich bin entschlossen“, hatte er zu den Abgesandten seines ehemaligen Kriegsministers Maret gesagt, „ich werde abreisen. Das Unternehmen ist groß, schwierig, gefährlich; aber es ist nicht überwältigend für mich (mais elle n'est point au dessous de moi). Das Glück hat mich bei großen Gelegenheiten noch nie im Stich gelassen. Ich gehe.“*)

Es begann der 20tägige Adlerflug von Elba nach Paris, welchen er selbst in einem stolzen prophetischen Worte vorausgesagt hatte, als er nach seiner Landung seinen Soldaten zurief: Der Adler mit den nationalen Farben wird von Kirchturm zu Kirchturm fliegen bis auf die Türme von Notre-Dame.“**) Nie ist ein Unternehmen kühner, vermessener, mit genialerem Wagemut ins Werk gesetzt als dieser seine ganzen übrigen Taten in den Schatten stellende Zug von Elba nach Paris, durch den er mehr als 20 Millionen Menschen zwang, sich abermals den phantastischen, abenteuerlichen Plänen eines einzelnen Menschen zu unterwerfen und das Geschick Frankreichs an die Spitze seines Degens heftete.

Freilich, die Blindheit, Leichtfertigkeit und Feigheit seiner Gegner machte es ihm leicht genug. Während im Süden Frankreichs (Bordeaux) die Herzogin von Angoulême, „der einzige Mann in der bourbonischen Familie“, wie Napoleon spöttisch gesagt hatte, mit ihrer ganzen

*) Meneval, Napoléon et Marie Louise II, 442.

**) „L'aigle avec les couleurs nationales volera de clocher en clocher jusqu'aux tours de Notre-Dame.“

fanatischen Wut noch für die Aufrechterhaltung der weißen Fahne bemüht war, hatte das Unternehmen des Grafen von Artois, des zur „Vernichtung“ des „Räuberhauptmannes“ Bonaparte nach Lyon entsandten Bruders des Königs, schon ein klägliches Ende gefunden. Aber auf den Pariser Boulevards wollten die Agenten der Bourbons davon noch nichts wissen und belogen noch in schamloser Weise die Menge, und auf dem Tuilerienhof hatte der Graf de Barruel-Beauvert noch die Stirn, auf die Frage: „Wie steht es im Süden?“ die prahlerische Antwort zu geben: „Herrlich, herrlich! Se. Kgl. Hoheit Monseigneur der Graf von Artois hat mit eigener Hand das Ungeheuer in einem Treffen bei Marais-Bourgoin getötet.“ Und diese Lüge geschah in demselben Augenblicke, als das „Ungeheuer“, umjubelt von den Massen, in Lyon eingezogen war.

Wankelmütigkeit, Charakterlosigkeit war die Signatur jener Tage; als ihr Symbol konnte die Wetterfahne gelten. Bei niemandem zeigte sich dieses in krasserer Weise als bei den gefeierten Marschällen Napoleons — Ney und Soult. Noch am 8. März, bei der Nachricht von Napoleons Landung in Frankreich, hatte Soult, damals Kriegsminister der Bourbons, in einer Proklamation seinen ehemaligen Abgott als „Abenteurer“, als „Verräter“ und „Wahnsinnigen“ bezeichnet. Einige Tage später ließ er es sich gefallen, von eben diesem „Wahnsinnigen“ als Generalsstabschef ernannt zu werden. Noch krasser zeigt sich diese Gesinnungslosigkeit bei Marschall Ney, dem „Bravsten der Braven“. Noch 1813 hatte er zu dem weimarischen Kanzler Müller von seinem Verhältnis zum Empereur gesagt: „Ich bin nur ein Atom vor dem großen Manne; ich bin eine geladene Flinte, der Kaiser befiehlt, und der Schuß geht los.“ Nach dem Sturze Napoleons von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt, erhielt er den Befehl über die 6. Militärdivision. Noch bei Bekanntwerdung der Landung Napoleons hatte er zu dem Könige gesagt: „Sire, indem sich Bonaparte in solch ein Unternehmen eingelassen, hat er verdient, in einen eisernen Käfig eingesperrt zu werden.“ Kaum 14 Tage später führte er das ihm anvertraute Armeekorps bei Auxerres wieder zu seinem alten Schlachtenkaiser über.

Nichts kennzeichnet den Wankelmut der Bevölkerung, die zur feilen Dirne herabgesunkene öffentliche Meinung besser, als die wechselnden Äußerungen der Pariser Tagespresse, womit sie den Beginn und Verlauf des Napoleonischen Unternehmens von Elba bis Paris begleitete. Einige sarkastisch veranlagte Zeitgenossen haben sich die Mühe gemacht, die wie eine Barometerskala ändernden Redewendungen zusammenzustellen. Eine davon lautet:

Das Ungeheuer ist seiner Verbannung entronnen, und von der Insel Elba entwischt. — Der korsische Werwolf ist bei Lux-Juan ans Land gestiegen. — Der Tiger hat sich zu Gap gezeigt. Truppen sind auf allen Seiten gegen ihn in Bewegung. Er endet damit, als elender Abenteurer in den Gebirgen umherzuirren; entrinnen kann er nicht. — Das Ungeheuer ist wirklich, man weiß nicht, durch welche Verräterei, nach Grenoble entkommen. — Der Tyrann hat in Lyon verweilt; Entsetzen lähmte alles bei seinem Anblicke. — Der Usurpator hat es gewagt, sich der Hauptstadt bis auf 60 Stunden zu nähern. — Bonaparte nähert sich mit starken Schritten, aber niemals wird er bis Paris gelangen. — Napoleon wird bis morgen unter den Mauern von Paris sein. — Der Kaiser ist in Fontainebleau. — Se. Kaiserliche Majestät wird noch heute Abend in den Tuillerien sein.“*)

Wahrlich, die Spalten des „Moniteur offiziel“ vom 10. bis 31. März 1815 sind ein reiches Zeugnis von der ganzen Gesinnungslosigkeit und Niedertracht der herrschenden Kreise Frankreichs in jenen Tagen. Während das amtliche Blatt in der Zeit vom 10. bis 20. März angefüllt war mit den Adressen von Generalen und Stabsoffizieren, Verwaltungsbeamten, Richtern und

*) Reiche, Memoiren II. 118/119. Siehe auch die Schrift von Lamotte Langon III. 90

Magistraten, welche sich beeilten, den bisherigen Abgott zu beschimpfen und dem wieder hergestellten Königtum Liebe und Treue zu schwören, wimmelten die Spalten desselben Journals vom 20. März an, da Napoleon unter dem Jubel der Bevölkerung in Paris eingezogen war, von Ergebenheitsadressen derselben Personen, derselben Behörden, und in diesen Adressen wurden die Bourbons in allen Tonarten verwünscht und Napoleon von neuem als Retter Frankreichs gepriesen. Ja, so rasch hatte sich dieser einzigartig in der Geschichte dastehende Umschwung vollzogen, daß eine große Anzahl der an Ludwig XVIII. gerichteten Adressen den bereits auf der Flucht befindlichen König nicht mehr traf und dem wieder zurückgekehrten Imperator gleichzeitig mit den an ihn persönlich gerichteten Ergebenheitserklärungen in die Hände fiel. Als ihm diese ihrem Inhalte nach so ganz entgegengesetzten Zuschriften unter die Augen kamen — in den einen wurde die „Vernichtung“ des „Korsen“, des „Usurpators“ und „Tyrannen“ vom Himmel und vom König erfleht, in den andern der „Kaiser“ seiner „wunderbaren Rückkehr“ wegen beglückwünscht und als „Held“, als „Befreier“ und als „rechtmäßiger Souverän“ gefeiert — ja, als er diese von denselben Leuten und Behörden innerhalb weniger Tage ausgefertigten Urkunden menschlicher Erbärmlichkeit in Händen hielt, mochte in seiner Seele, wie Scherr sagt, ein Meer von Ekel Wogen schlagen. Als aber Fleury de Chaboulon, welchen er zu seinem Kabinettssekretär gemacht hatte, über solche Fingerfertigkeit im Fache der Adressenmacherei die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, sagte der Empereur mit einem Lächeln der Verachtung nur: „So sind die Menschen!“ (Voilà les hommes.)*)

Aber Napoleon wußte mit diesen Menschen zu rechnen; er wußte vor allem, daß es die Armee war, auf die er sich verlassen konnte; nichts konnte ihm erwünschter sein als die Unzufriedenheit der Offiziere mit dem neuen Regiment. Alle ihm von Ludwig XVIII. entgegengesandten Truppen waren zu dem bewunderten, in so vielen Schlachten bewährten Führer übergegangen. Nach einem beispiellos schnellen Siegeszuge hatte er bereits am 11. März in Lyon Heerschau abgehalten. Von hier gab er schon am 13. März ein ganzes Bündel von Dekreten aus, worin er alles, was Ludwigs XVIII. bisher getan, als nicht geschehen erklärte. Die Kammer der Pairs und der Abgeordneten wurde aufgelöst, Talleyrand, Marmont und Pasquier und die Mitglieder der provisorischen Regierung in die Acht getan. In Fontainebleau hatten ihn dann 10 000 auf Halbsold gesetzte Offiziere empfangen. Umgeben von einem Schwarm jauchzender Bauern und Soldaten war er am Abend des 20. März in den Hof der Tuilerien eingezogen. Noch an demselben Abend hatte er dann das neue Ministerium gebildet: Davout hatte den Krieg, Caulaincourt das Ministerium des Auswärtigen, Carnot das des Innern, Fouché die Polizei übernommen. Ohne daß ein Schuß gefallen wäre, mit einer Handvoll Leute, hatte er sich wieder in den Besitz der alten Macht gesetzt. Der Thron der Bourbons war wie ein Kartenhaus weggeblasen. Der Erfolg des ans Wunderbare grenzenden Unternehmens brachte ihm wieder seine alte Zuversicht; der Glaube an seinen Stern war zurückgekehrt, sein Vertrauen auf die noch zu überwindenden Schwierigkeiten so groß, daß er zu seinem Vertrauten Molé den stolzen Ausspruch tat: „Das Unmögliche ist nur ein Hirngespenst der Furchtsamen und eine Ausflucht für Feiglinge.“

Aber es sollte sich bald zeigen, daß diese schnellen Erfolge des Zurückgekehrten mehr glänzende als dauernde waren. Die Wissenden und die Ehrlichen mußten sich gestehen, daß das neue Regiment auf einer einzigen großen Lüge aufgebaut war, und daß es sich nur durch Lügen erhalten könnte. Alle, die bei dem Schauspiel mitwirkten, das nicht selten zur possenhaften Komödie ausartete, waren mit einem Eidbruche auf die neue Bühne getreten, um bald inne zu werden, daß sie von dieser mit einem neuen Falscheide wieder abtreten mußten. Der zurückgekehrte Usurpator

*) Fleury de Chaboulon Mém. I, 300; siehe auch Scherr, Blücher III, 443.

wußte, daß er nur durch einen glänzenden Sieg seine Stellung wieder machtvoll gestalten konnte. Die Stärke der Armee war aber unter Ludwig XVIII. wesentlich herabgesetzt worden. Sie wieder auf die von ihm gewünschte Höhe zu bringen, war in dem gegenwärtigen Augenblicke um so schwieriger, als das französische Volk sich nach Frieden und Ruhe sehnte und die furchtbare Konskription mit allen ihren verderblichen Folgen in tiefster Seele haßte. Zudem hatte er auf seinem Zuge nach Paris, um die Nation zu beruhigen, nur Worte des Friedens gesprochen. Er mußte alles tun, um sie vorläufig in dem Glauben an seine Friedensabsichten zu erhalten.

Als sich dann infolge seines Auftretens die feindlichen Absichten der Mächte nicht mehr verheimlichen ließen, — am 13. März hatten ihn die Mächte in die Acht getan und erklärt, daß Napoleon Bonaparte sich außerhalb des bürgerlichen und gesellschaftlichen Rechtes gestellt und daß er als Feind und Friedensstörer der Welt der allgemeinen Rache verfallen wäre — als diese Absichten der Mächte bekannt wurden, suchte er sie so darzustellen, als seien sie gegen die Freiheit und Unabhängigkeit der Nation und nicht gegen seine Person gerichtet. Ja, das politische Taschenspielertum des zurückgekehrten Usurpators ging so weit, daß er die erwähnte Achterklärung der Mächte von dem Staatsrat und seinen Ministern für gefälscht erklären ließ, um die Gefahr des von dem Volke so gefürchteten Weltkrieges zu leugnen. Diese politischen Falschmünzer erniedrigten sich zu willfährigen Marionetten in der größten Komödie, die unter dem Empire gespielt worden war, zu der Glaubhaftmachung der Tatsache, Napoleon habe allen Ernstes eine freiheitliche Verfassung für das Volk geplant. Benjamin Constant, noch vor kurzem einer der eifrigsten Hetzer gegen Napoleon, gab sich zu der Komödie her, in einer Unterredung vom 14. April die Versprechungen Napoleons über die von ihm zu gewährende Verfassung, an welche er selbst nicht glaubte, entgegenzunehmen und sie gleich darauf dem Volke bekannt zu geben. In der Rede heißt es: „Ich bin nicht, wie man gesagt hat, der Kaiser der Soldaten, ich bin der Kaiser der Bauern, der Plebejer Frankreichs — sie betrachten mich als ihren Halt, ihren Retter gegen die Edelleute. Ich brauche nur ein Zeichen zu machen, nur den Blick zu wenden, und die Edelleute werden geschlachtet in allen Provinzen, aber ich will nicht der König eines Bauernkrieges (jacquerie) sein. Ist es möglich, mit einer Verfassung zu regieren, gut so! . . . Ich habe die Weltherrschaft gewollt, und um sie zu erringen, habe ich eine Gewalt ohne Grenzen nötig gehabt. Um Frankreich allein zu regieren, ist eine Verfassung vielleicht besser. Öffentliche Verhandlungen, freie Wahlen, verantwortliche Minister, freie Presse, das alles ist recht. — Freiheit der Presse vor allem. Sie zu ersticken, ist abgeschmackt. Darüber bin ich belehrt . . . Ich bin der Mann des Volkes; wenn das Volk wirklich die Freiheit will, so bin ich sie ihm schuldig. — Ich sehe einem schweren, einem langwierigen Kriege entgegen. Um ihn zu bestehen, muß die Nation mich unterstützen; aber zum Dank dafür wird sie, glaube ich, Freiheit verlangen. Sie soll sie haben. — Die Lage ist neu. Ich wünsche mir nichts Besseres, als aufgeklärt zu werden. Ich werde alt. Mit 45 Jahren ist man nicht mehr, was man mit 30 war. Die Ruhe eines verfassungsmäßigen Königs kann mir passen. Noch besser wird sie meinem Sohne passen."

Diese Verfassungskomödie, von welcher Napoleon hoffte, daß sie die immer mehr um sich greifende Enttäuschung wenigstens so lange hintanhielt, bis er selbst so weit war, mit Trommelwirbel und Trompetengeschmetter die Unzufriedenheit zu übertönen, wurde durch Benjamin Constant geschickt weiter gespielt. Napoleon übertrug ihm das Amt eines Staatsrates, ließ von ihm eine Verfassungsurkunde ausarbeiten, die er am 22. April mit der gleichzeitigen Ankündigung einer allgemeinen Volksabstimmung bekannt machte. Der neue Verfassungsentwurf, obwohl er verschiedene Freiheiten gewährte, befriedigte doch nur wenig, schon weil er sich als „Zusatzakte zu der Verfassung

des Kaiserreiches" (acte additionel aux constitutions de l'Empire) bezeichnete und damit die Erinnerung an Napoleons frühere despotische Regierung wachhielt. Zudem glaubte man den Zusicherungen seiner Ehrlichkeit nicht mehr, weil man zu oft getäuscht war. Aus der dünnen konstitutionellen Umhüllung schauten die Züge des militärischen Zäsarentums nur zu deutlich hervor. Den Schärferblickenden wurde es immer klarer, daß es dem Kaiser eine vergebliche Arbeit sein würde, zwischen der Militärdiktatur des Kaiserreiches, auf welchem er einzig und allein seine Macht aufzubauen imstande war, und dem Jakobinertum von 1789 eine Brücke zu schlagen. Napoleon war nur er selbst; ein konstitutioneller Napoleon war ein Unding. Dem liberalen Bürgertum war er auch in dieser Umkleidung zu militärisch; seine ganze kriegerische Vergangenheit schien ihr Mißtrauen zu rechtfertigen, daß er das Land wieder in einen neuen Krieg stürzen würde.

So mußte der große Feldherr — und das war für ihn das Tragische — es erleben, daß der Zauber seines Namens verblaßt war, noch bevor er ihn wieder als Paladium in den Kampf führen konnte. Auch die Volksabstimmung, die am 1. Juni auf dem Marsfelde unter großen pomphaften Festlichkeiten unter dem lächerlichen Namen „Maifeld" über die „Zusatzakte zur Verfassung" stattfand, war ziemlich dürftig ausgefallen. Bei der Volksabstimmung im Jahre 1804, also vor 11 Jahren, war er von $3^1/_2$ Millionen Menschen zum Kaiser ausgerufen worden; die Zahl der gegenwärtigen Abstimmung betrug nur etwa 1 Million zu seinen Gunsten. Nichts ist bezeichnender für die gegen früher veränderte Lage Napoleons, als daß er erst am 3. Juni, am Tage des Zusammentritts der Deputierten, kurze Zeit bevor er zur Armee abging, es wagte, die Jahresklasse 1815 einzuberufen, aber auch jetzt hatte er auf Anraten des sonst so energischen Davout das verhaßte Wort „Konskription" ausdrücklich vermieden. Auch von anderer Seite sollte der Kaiser an demselben 3. Juni eine tiefe Demütigung erfahren. Bei dem Zusammentreten der Deputiertenkammer erlag sein Bruder Lucian, der Held des 19. Brumaire, den Napoleon selbst zum Vorsitzenden vorgeschlagen hatte, mit einer lächerlichen Minorität seinem Gegenkandidaten Lanjuinais, ebenso die übrigen kaiserlichen Kandidaten. So viel Namen, so viel Faustschläge ins Gesicht des Kaisers. In der Nacht zum 12. Juni verließ Napoleon die Hauptstadt, um sich an die Spitze seiner Armee zu setzen. Mit größerer Berechtigung denn jemals konnte er sagen, daß sein Schicksal auf die Scheide seines Schwertes gestellt war. Es war der letzte Adlerflug.





## IV. Ligny und Quatrebras.

Die Nachricht, daß Napoleon mit dem Rest seiner Getreuen, wie ein Gespensterzug am hellen Mittage, von Elba aufgebrochen sei, um dem „grandiosen Abenteuer des Napoleonischen Kaisertums in einem stürmischen Nachspiele ein würdigen Abschluß zu geben“, hatte den Wiener Kongreß gerade in dem kritischen Augenblicke getroffen, da er gänzlich aus den Fugen zu gehen drohte. Aber Napoleon hatte sich doch arg verrechnet, wenn er geglaubt hatte, daß er auf die Zwietracht des Kongresses bauen könnte. Der neuen Gefahr gegenüber vergaßen die Fürsten und Diplomaten plötzlich all ihren Zwist, und der wieder zurückgekehrte Imperator glich hier der Mephistophelischen Kraft, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“ Die Situation auf dem Kongreß konnte mit den Worten Shakespeares aus Richard III.*) treffend gekennzeichnet werden:

> Wie fletschet ihr die Zähne, da ich kam.
> Bereit, schon an der Gurgel euch zu packen.
> Und kehrt ihr nun all euren Haß auf mich?

Die Herren auf dem Wiener Kongreß hatten schnell einander von der Gurgel losgelassen und sich auf ihre eigene heile Haut besonnen. Diejenigen, die auf dem Kongreß bis jetzt das beste Geschäft gemacht, fürchteten um ihren neuen und ihren alten Besitz, da der große Ruhestörer wieder da war; diejenigen, die, wie Preußen, unter der unheimlichen Übermacht des Ränke- und Intriguenspiels der anderen schlecht abgeschnitten hatten, hofften durch einen neuen Krieg zu einer vorteilhafteren Gestaltung ihrer staatlichen und politischen Verhältnisse zu gelangen. „Vortrefflich, das gibt Bewegung!“ hatte Wilhelm von Humboldt bei der Nachricht von der Rückkehr Napoleons

*) Akt 1, Szene 3.

ausgerufen, und Blücher hatte zu einem Freunde gesagt: „Das ist das größte Glück, welches Preußen begegnen konnte. Nun wird der Krieg von neuem anfangen, und das Heer wird alle in Wien begangenen Fehler wieder gut machen.“

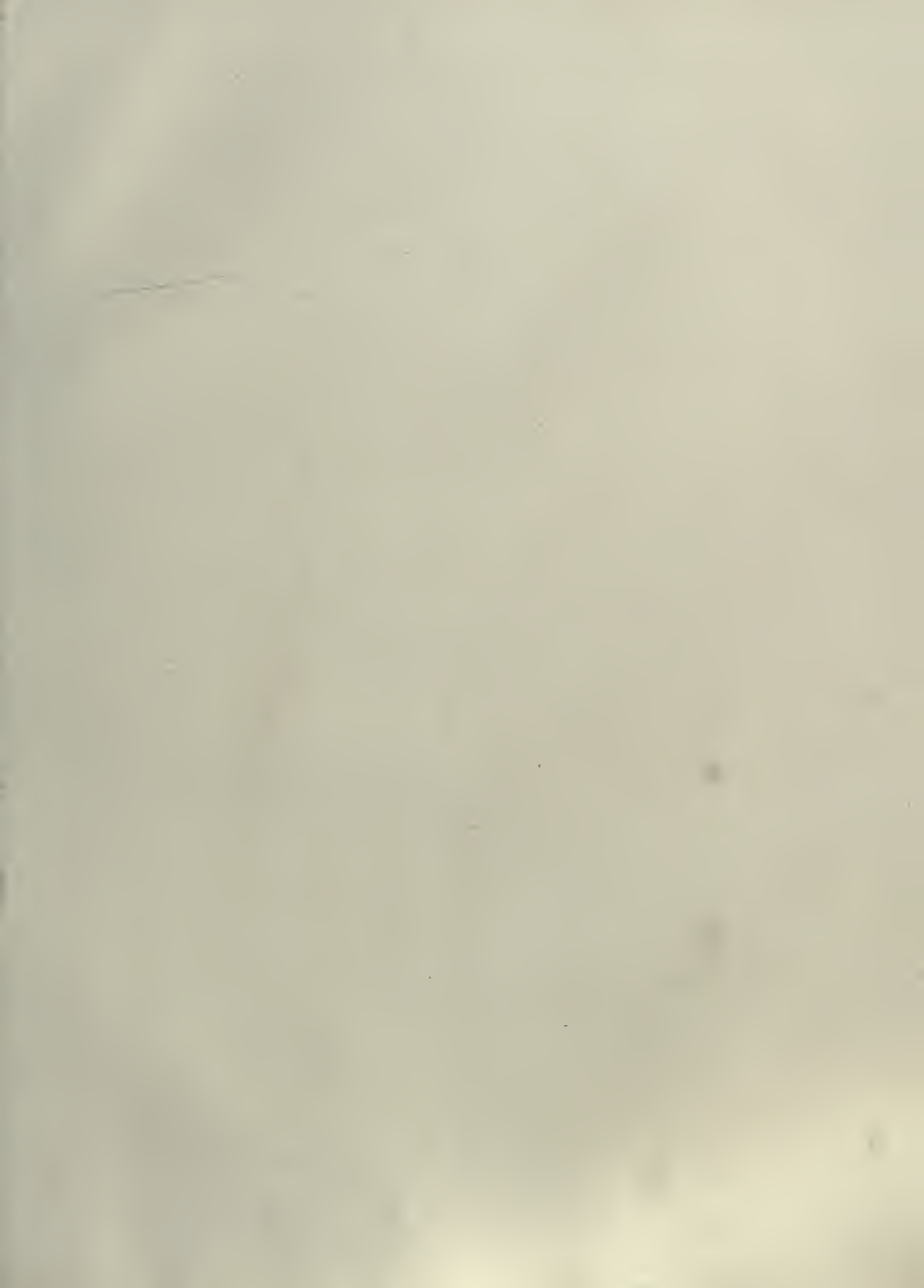
Daß man auf dem Kongreß vor allem wieder sein Auge auf die allein noch kriegsgerüstete Armee Preußens warf, zeigte sich sofort, und Gneisenau sagte sehr treffend in diesen Tagen: „Nun werden die Preußen wieder gut genug sein.“ Die Sprache Metternichs den preußischen Vertretern gegenüber wurde mit einem Male wieder geschmeidig, Talleyrands Benehmen verbindlicher und rücksichtsvoller, Wellingtons Verhalten viel anerkennender für die preußischen Bevollmächtigten. Alles auf dem Kongreß war eitel Versöhnung und Eintracht. Selbst der Zar, dem man geschickt die Urkunde des Dreibundes vom 3. Januar in die Hände gespielt, söhnte sich mit Metternich aus



Arthur Wellesley, Herzog von Wellington.

Sofort wurden die unerläßlichsten Maßregeln zum Schutze gegen den Ruhestörer erlassen, der wie ein hungriger Wolf in die friedlichen Horden der befreiten Völker eingebrochen war, und den das deutsche Volk noch einmal herunterschleudern mußte von dem Throne, den er nun zum zweiten Male sich angemaßt hatte.

Die deutschen Patrioten schöpften von neuem Hoffnung. Der Wiener Kongreß hatte ihre Erwartungen gröblichst getäuscht. Es hatte sie in innerster Seele empört, welchen Einfluß man dem Ränkespinner Talleyrand auf dem Kongresse eingeräumt hatte; erst jetzt erkannte man, wie unendlich matt und schwächlich der Pariser Friedensschluß gewesen, und wie schlecht und ungesichert die Westgrenze war. Die alte, uneingelöste Forderung erklang von neuem, noch lauter und bestimmter: „Heraus mit dem Raube Frankreichs! Heraus mit Elsaß Lothringen!“ Die ganze Presse, durch die wieder ein frischer, fröhlicher Zug ging, war auf diesen Ton gestimmt; allen voran erhob Görres im „Rheinischen Merkur“ seine Stimme: „Die Zeit ist von neuem aus ihren Fugen gewichen. Wehe denen, die geboren sind, sie wieder einzurichten! So mag die Zaghaftigkeit reden:







Schlacht bei Lign

Gneisenau, in der Abenddämmerung auf der Höh

Original von J




Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

ım 16. Juni 1815.
on Brye haltend, befiehlt den Rückzug auf Wavre.
ssor R. Knötel.



wir aber müssen ohne Verzug zum Werke gehen, soll nicht alle Vorkehr unmöglich werden, und das Verderben uns im Herzen unseres eigenen Landes überraschen. Darum, ihr, unsere Fürsten, eint euch schnell und rasch! Laßt ihr euch noch einmal säumig finden, in einem Jahre sind die zehn Jahre abgelaufen, nach deren Verflusse er gesagt, daß seine Dynastie die älteste in Europa sein werde. — Eine Verschwörung ist angelegt worden, wie sie nicht die Geschichte kennt. Über ganz Frankreich hat sie sich verbreitet, und Paris ist ihr Feuerherd gewesen; die Flamme läuft schnell von Süden heran, und mit einem Schlage ist die neue Ordnung in die Luft gesprengt, und der Vertriebene hat sich wieder in den Mittelpunkt der ganzen Kraft des Landes hineingeschwungen, und die Hölle ist wieder aufgegangen. Mit einer Hohnlache wird er die Welt begrüßen und darauf zerschmettern, was er nicht wohlgerüstet trifft. — Wahret euch wohl, daß jene Verschwörung ihre Zweige nicht in unsere eigne Mitte selbst hinein verbreite, und das Verderben uns aus eignem Schoße geboren werde! Ihr kennt sie, die gefährlich sind; Deutschland kennt sie nicht weniger, darum sorgt, daß es euch nicht wie den Bourbonen ergehe! — Auch die Verfassung werde in Schnelle danach eingerichtet, wie es die dringende Not der Zeit verlangt, kurz, energisch, kraftvoll in wenig Formen und Behörden: aber ruft das Volk hinzu und gewinnt dem Werke ferner sein Vertrauen, denn ihr werdet es nur allzu sehr nötig haben. Ruft alle auf zur Wehr, was Waffen tragen mag, es ist nicht gemeine Not, die andringt, auch ist sie nicht mit gemeinen Mitteln zu bezwingen: dem Ungeheuern muß das Ungeheure entgegentreten, soll es gebändigt werden. Sie lassen nicht ab, wenn nicht ganz Europa in Waffen steht; sinnt ihr aber und zagt und zögert, dann überfällt er euch wieder mitten in euren Plänen, und Europa ist verloren auf immerdar."*)

Auch die Koalitionsmächte ließen es an Kundgebungen nicht fehlen, daß sie bereit seien, den Störer des Pariser Friedens zu züchtigen. Schon am 8. März hatte Stein die Ächtung des Friedensbrechers vorgeschlagen; vornehmlich auf seinen Rat hatten sich die Bevollmächtigten Österreichs, Rußlands, Frankreichs, Preußens, Englands, Schwedens, Spaniens und Portugals zu einer gemeinsamen öffentlichen Erkärung, dem Manifest vom 13. März, geeinigt, worin Napoleon wegen öffentlichen Friedensbruches außer Gesetz gestellt und für vogelfrei erklärt wurde. Die Achtung lautete:

„Die Mächte erklären: daß Napoleon Bonaparte sich außer den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen gesetzt und als ein Feind und Störer der Ruhe der Welt sich der öffentlichen Rache überliefert habe." So wenig aber war man in Wien über den Zustand der Dinge in Frankreich und die Stimmung der Nation und des Heeres unterrichtet, daß hinzugefügt wurde: „Obwohl vollkommen überzeugt, daß ganz Frankreich, um seinen legitimen Herrscher sich scharend, diesen letzten Versuch eines verbrecherischen und ohnmächtigen Wahnsinns auf der Stelle in sein Nichts zurückzukehren zwingen wird, erklären die sämtlichen Souveräne Europas, beseelt von denselben Gefühlen, geleitet von denselben Grundsätzen, daß, wenn aller Berechnung entgegen, irgend eine wirkliche Gefahr aus diesem Ereignis hervorgehen sollte, sie bereit sein werden, dem Könige von Frankreich und der französischen Nation, oder einer jeden anderen angegriffenen Regierung auf Verlangen die zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe nötige Hilfe zu leisten und gemeinschaftliche Sache gegen alle zu machen, welche sie zu stören unternehmen würden."

Vergessen waren dem neu erschienenen Feinde gegenüber alle Sonderbestrebungen und Sonderbünde, selbst der unglückliche Dreibund vom 3. Januar 1815. Dagegen wurde der schon am 1. März 1814 zwischen den vier Mächten Österreich, England, Rußland und Preußen abge-

*) „Rheinischer Merkur" vom 19. März 1815.

schlossene Friedensvertrag von Chaumont erneuert, und in dem neuen am 25. März 1815 abgeschlossenen Bundesvertrag verpflichteten sich die Bundesmächte in neun Artikeln, je ein Heer von 150000 Mann gegen den gemeinschaftlichen Feind ins Feld zu stellen und (Artikel 3) die Waffen nicht anders niederzulegen als nach gemeinschaftlichem Beschluß, bevor nicht der im Artikel 1 bezeichnete Zweck erreicht und Bonaparte in die Unmöglichkeit versetzt worden sei, Unruhen zu erregen und seine Absicht, sich der höchsten Gewalt in Frankreich zu bemächtigen, aufgegeben hätte.

Wie einst in den erhebenden Tagen zu Beginn der Freiheitskriege König Friedrich Wilhelms „Aufruf an mein Volk" die Begeisterung des Volkes zum Kampfe hatte schüren helfen, so ließ er es sich auch diesmal nicht nehmen, vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten zu seinem Volke zu reden. Bereits von Wien aus hatte er am 7. April 1815 folgenden Aufruf erlassen:

„An mein Volk!

Als Ich in der Zeit der Gefahr Mein Volk zu den Waffen rief, um für die Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes zu kämpfen, da zog die gesamte Jugend wetteifernd zu den Fahnen, um mit freudiger Entsagung ungewohnte Beschwerden zu ertragen und entschlossen, selbst dem Tode entgegenzugehen; da trat die Kraft des Volkes unerschrocken in die Reihen Meiner tapferen Soldaten, und Meine Feldherren führten mit Mir ein Heer von Helden in die Schlacht, die des Namens ihrer Väter als Erben ihres Ruhmes sich würdig erwiesen. So eroberten wir und unsere Verbündeten, von Siegen begleitet, die Hauptstadt des Feindes; unsere Fahnen wehten in Paris, Napoleon entsagte der Herrschaft; dem deutschen Vaterlande war Freiheit, den Thronen Sicherheit und der Welt die Hoffnung eines dauerhaften Friedens zurückgegeben.

Diese Hoffnung ist verschwunden, wir müssen von neuem in den Kampf. Den Mann, der zehn Jahre hindurch unsägliches Elend über die Völker verbreitet, hat eine verräterische Verschwörung zurückgeführt. Das bestürzte Volk hat seinen bewaffneten Anhängern nicht widerstehen können; seine Thronentsagung, obwohl er selbst, noch im Besitz einer beträchtlichen Heeresmacht, sie für ein freiwilliges, dem Glück und der Ruhe Frankreichs dargebrachtes Opfer erklärt hatte, achtet er, wie jeden Vertrag, für nichts; er steht an der Spitze eidbrüchig gewordener Soldaten, die den Krieg verewigen wollen; Europa ist von neuem bedroht; es kann den Mann auf Frankreichs Thron nicht dulden, der die Weltherrschaft als den Zweck seiner stets erneuten Kriege laut verkündigte, der die sittliche Welt durch fortgesetzte Wortbrüchigkeit zerstörte und deshalb für eine friedliche Gesinnung keine Bürgschaft bieten kann.

Von neuem also in den Kampf! Frankreich selbst bedarf unserer Hilfe, und ganz Europa ist mit uns verbündet. Mit euern alten Siegesgefährten verbunden, durch neue Waffenbrüder verstärkt, geht ihr, brave Preußen, mit Mir, mit den Prinzen meines Hauses, mit den Feldherren, die euch zu Siegen geführt, in einen notwendigen, gerechten Krieg. Die Gerechtigkeit der Sache, die wir verfechten, sichert uns den Sieg.

Ich habe eine allgemeine Bewaffnung mittels Ausführung Meiner Verordnung vom 3. September 1814, die in allen meinen Staaten vollzogen werden soll, befohlen. Das stehende Heer soll ergänzt, die Abteilungen der freiwilligen Jäger sollen gebildet, die Landwehren sollen berufen werden. Die Jugend der gebildeten Stände vom vollendeten 20. Jahre hat die Wahl, ob sie in die Landwehr des ersten Aufgebots treten oder in die Jägerkorps des stehenden Heeres aufgenommen sein will. Jeder Jüngling, der sein 17. Jahr vollendet hat, kann bei gehöriger körperlicher Stärke dem Heere nach eigener Wahl sich anschließen; Ich

lasse dieserhalb eine besondere Verordnung ergehen. Über die Bildung der einzelnen Korps und der Landwehr wird in jeder Provinz die Bekanntmachung der beauftragten Behörden erscheinen.

So treten wir bewaffnet mit dem gesamten Europa wider Napoleon Bonaparte und seine Anhänger noch einmal in die Schranken. Auf denn! Mit Gott, für die Ruhe der Welt, für Ordnung und Sittlichkeit, für König und Vaterland.

Friedrich Wilhelm."

Der Aufruf des Königs brachte eine große Wirkung hervor, wenn auch nicht eine gleich gewaltige wie im Frühling 1813. Wieder eilte die Jugend zu den Waffen; zahlreiche Jünglinge, welche vor zwei Jahren wegen allzu großer Jugend hatten zurückgewiesen werden müssen, waren unter der kräftigenden Übung der Turnschulen zu sehnigen, jungen Männern herangewachsen; sie vor allen Dingen drängten sich zu den Fahnen. Das freiwillige Jägerkorps wurde von neuem errichtet, und der Landsturm abermals unter die Waffen gerufen. Zahlreiche freiwillige Jäger, welche in dem Freikorps Lützows und anderer kühner Parteigänger die Feldzüge von 1813 und 14 mitgemacht hatten, erlebten die Freude, jetzt als Offiziere in die neugebildeten Landwehrregimenter eingestellt zu werden. Wieder ging ein Zug frischer und froher Kriegsbegeisterung durch das preußische, das deutsche Volk.

Da die Kassen der alliierten Mächte durch den langen Krieg erschöpft waren, übernahm es das wohlhabende England, die nötigen Hilfsgelder zu schaffen. Am 30. April 1815 wurde in Wien zwischen den drei verbündeten Hauptstaaten und England ein besonderer Subsidienvertrag geschlossen, demzufolge England bis zum 1. April 1816 eine Geldunterstützung von fünf Millionen Pfund Sterling zu gleichen Teilen an die verbündeten Hauptmächte zahlte. Außerdem wurden noch dem Herzog Wellington zwei Millionen Pfund zur Unterstützung an verschiedene kleinere deutsche Fürsten zur Verfügung gestellt. Durch den Beitritt zahlreicher anderer mittlerer und kleinerer Staaten wuchs das Bündnis zu einem europäischen an. Am 7. April trat Hannover bei und versprach, außer der deutschen Legion, eine Macht von 26400 Mann zum Kriege zu stellen. Hierauf folgten Portugal und Sardinien, und am 15. April Bayern, das eine Feldarmee von 60000 Mann auszurüsten sich verpflichtete. Am 28. April trat der König der Niederlande mit einem Kontingent von 50000 Mann dem Bunde bei. Die kleineren deutschen Fürsten, Anhalt, Braunschweig, Kurhessen, Hohenzollern, Liechtenstein, Lippe, Mecklenburg, Nassau, Oldenburg, alle thüringischen Herzöge, Waldeck und die vier freien Städte erklärten in einer gemeinsamen Urkunde vom 27. April ihren Beitritt zur großen Allianz und versprachen ein Kontingent von mindestens 38510 Mann bereit zu halten, wogegen ihnen zugesagt ward, daß ihre Interessen kräftig gewahrt und der Stand ihrer Besitzungen, wie ihn der Kongreß bestimmte, nicht ohne ihre freie Einwilligung geändert werden solle. Am 12. Mai schloß sich Baden mit einem Kontingent von 16000 Mann, am 23. desselben Monats Hessen-Darmstadt, mit der Verpflichtung, 8000 Mann zu stellen, dem Bündnisse an. Eine gleiche Zahl verhieß Sachsen (27. Mai), dessen König sich endlich den Bedingungen des Kongresses unterworfen. Zuletzt von allen deutschen Fürsten trat der König von Württemberg bei (30. Mai); sein Kontingent belief sich auf 20000 Mann.*)

Noch bevor man in den Kampf zog, wollte man auf dem Wiener Kongreß, nachdem die leidige sächsisch-polnische Angelegenheit geordnet war, verschiedene andere Dinge unter Dach und Fach bringen. Vor allem sollte alles aufgeboten werden, die wesentlichsten Grundlagen zu dem zu erwartenden neuen deutschen Bundesvertrage zu schaffen, „in dem nicht bloß das recht-

*) Häusser IV, 630, auf Grund der von Klüber gesammelten Aktenstücke.

liche Verhältnis der Bundesgenossen unter sich im allgemeinen bestimmt, ihre Selbständigkeit und Integrität garantiert, sondern auch zu gleicher Zeit den deutschen Staatsbürgern eine freie, geordnete Verfassung durch Erteilung gehöriger staatsbürgerlicher Rechte zugesichert wurden." Einige zwanzig Bevollmächtigte der „Vereinigten souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands" richteten deswegen am 27. März 1815 an den „kaiserlich österreichischen und königlich preußischen ersten Herrn Bevollmächtigten" eine dahin gehende Note, die allseitig die entgegenkommendste Aufnahme fand. Die vorbereitenden Arbeiten wurden beschleunigt, so daß noch vor der großen Entscheidung auf dem Schlachtfelde am 8. Juni 1815 die deutsche Bundesakte von den Teilnehmern des neu gebildeten Deutschen Bundes unterzeichnet werden konnte. Die Hauptbestimmungen, soweit sie auf den Fortgang der kriegerischen Ereignisse Einfluß hatten, sollen hier folgen. Eine Würdigung dieses Vertrages, welcher Jahrzehnte lang die Geschicke Deutschlands regelte, soll im letzten Kapitel dieses Werkes, bei der Darstellung der Gestaltung Deutschlands, erfolgen.

## Die deutsche Allianz vom 8. Juni 1815.

### Artikel I.

Die souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands mit Einschluß Ihrer Majestäten des Kaisers von Österreich und der Könige von Preußen, von Dänemark und der Niederlande, und zwar der Kaiser von Österreich, der König von Preußen, beide für ihre gesamten vormals zum Deutschen Reich gehörigen Besitzungen, der König von Dänemark für Holstein, der König der Niederlande für das Großherzogtum Luxemburg vereinigen sich zu einem beständigen Bunde, welcher der Deutsche Bund heißen soll.

### Artikel II.

Der Zweck desselben ist Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten.

### Artikel XI.

Alle Mitglieder des Bundes versprechen, sowohl ganz Deutschland als jeden einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen und garantieren sich gegenseitig ihre sämtlichen unter dem Bunde begriffenen Besitzungen.

Bei einmal erklärtem Bundeskrieg darf kein Mitglied einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden schließen.

Die Bundesglieder behalten zwar das Recht der Bündnisse aller Art, verpflichten sich jedoch, in keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wären.

### Artikel XIII.

In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden.

### Artikel XVI.

Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien kann in den Ländern und Gebieten des Deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte begründen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Inzwischen hatten die Vorbereitungen zum Kriege auf beiden Seiten ihren Fortgang genommen. Die Heere der Verbündeten waren sofort nach dem Bekanntwerden von dem Entweichen Napoleons auf Kriegsfuß gesetzt worden. Den Oberbefehl über die gesamte Armee hatte Feld-

marschall Blücher erhalten. Zum Generalquartiermeister (Generalstabschef) war ihm wieder Gneisenau beigegeben worden, der allerdings schmerzlich davon enttäuscht war, daß er — das Ziel langer Wünsche — nicht die Stelle eines kommandierenden Generals erhalten hatte. Blücher war vorläufig noch in Berlin geblieben. Bis zum gemeinsamen Angriff, dessen Beginn der Festsetzung der verbündeten Heerführung vorbehalten blieb, war die Aufstellung der Heeresteile folgende: Längs der französischen Grenze vom mittleren Rhein bis zur Schweiz stand Fürst Schwarzenberg mit den Österreichern, Württembergern und Badensern; zum Schutze der nordwestlichen Grenze Deutschlands hatte die Preußische Armee in Belgien und dicht neben ihr der englische Feldherr Lord Wellington mit den vereinigten Engländern, Niederländern, Hannoveranern, Nassauern und Braunschweigern Stellung genommen.

Die Verbündeten hatten schon in Wien einen gemeinsamen Kriegsrat gebildet; die hervorragendsten Mitglieder waren: Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm, dessen Generaladjutant Knesebeck und der österreichische General Langenau, Schwarzenbergs Vertrauter. Über den Zeitpunkt, wann man mit dem Angriff beginnen werde, war man sich von Anfang an nicht einig gewesen; er war erst auf den 1. Mai, dann auf den 1. Juni, später auf den 16. Juni und schließlich — auf Schwarzenbergs Rat — auf den 27. Juni verschoben worden. Das bei den Verbündeten so beliebte Zögern und Aufschieben hatte wieder seinen Anfang genommen. Auch verschiedene Feldzugspläne waren ausgearbeitet worden, so von Schwarzenberg, von Wellington und Gneisenau. Da Napoleon, wie wir sehen werden, seine Gegner auch diesmal mit dem Angriff überraschte, wurden die Angriffspläne dadurch gegenstandslos, und es erübrigt, sie hier des näheren auszuführen. Der Feldzugsplan Gneisenaus, den dieser am 3. April dem König einsandte, hat insofern Interesse, als er darin warnt, sich wieder „auf künstliche, mit einem Anstrich von Gelehrsamkeit versehene Feldzugspläne" einzulassen; vielleicht gerade wegen dieser seiner freimütigen Äußerungen wurde sein „ganz nach einfachen Momenten aufgefaßter" Plan von dem Wiener Kriegsrat verworfen. Der Versammlung schien sein Entwurf „zu urwüchsig und einfach." „Was sollte ein Plan", hieß es, „der die Kombination ablehnt, auf welcher doch nach den Regeln der Strategie jeder militärische Erfolg beruhe!"*) Man merkt, daß die Versammlung noch ganz unter dem Einfluß des gelehrten Kriegskünstlers Knesebeck stand.

Was die Anzahl der verfügbaren Heereskräfte der Verbündeten betraf, so waren sie denen Napoleons allerdings weit überlegen. Jede der verbündeten Hauptmächte hatte sich nach dem Bündnis vom 25. März zu 150000 Mann verpflichtet; in Wahrheit ging Preußen (mit 246000 Mann), Österreich (mit 210000 Mann), Rußland (mit 168000 Mann) noch weit über diese Verpflichtungen hinaus. Dazu kamen die Truppenkontingente der übrigen deutschen Bundesgenossen: Bayern, Württemberger, Hannoveraner, im ganzen etwa 180000 Mann. Von den niederländischen, portugiesischen und sardinischen Hilfstruppen, die zusammen etwa 100000 Mann betragen sollten, standen viele nur auf dem Papier, viele erreichten nicht die angesetzte Höhe. England, das sich vorbehalten hatte, die fehlenden Truppen durch Hilfsgelder zu ersetzen, stellte unter dem Oberbefehl Wellingtons etwa 94000 Mann,**) so daß im ganzen bis Juni immerhin 600000 Mann zum Kampfe bereit stehen konnten.

Wie war demgegenüber die Stärke und innere Tüchtigkeit des Heeres beschaffen, von dem

---

*) Hans Delbrück. Gneisenau II, 158.

**) Davon waren: 37000 Deutsche, 25000 Niederländer und nur etwa ein Drittel: 32000 Mann Engländer. Diese aber waren wohlgedrillte, kriegsgeübte Veteranen. Auch die ruhmreiche, etwa 7000 Mann starke deutsche Legion sowie die „Schwarze Schar" des Herzogs Oels von Braunschweig stand unter dem Oberbefehl Wellingtons.

allein das Geschick Napoleons abhing? Alles in allem betrug die französische Armee etwa 200000 Mann, und sie befand sich unstreitig in besserer Verfassung, als die in den beiden letzten Jahren meist aus jungen, eben ausgehobenen Mannschaften gebildeten Heere. Der größte Teil bestand jetzt aus alten, ausgedienten Soldaten, die ihrem Kaiser auf Tod und Leben ergeben waren; waren es doch vielfach die aus der Gefangenschaft zurückgekehrten alten Veteranen des Kaisers. Es war bewundernswert, wie es dem großen Kriegsmeister gelungen war, in so kurzer Zeit wieder ein solches Heer zusammenzubringen, und dennoch — überschaute man die damalige Lage Napoleons genauer, so erscheint sie gegenüber derjenigen seiner Feinde als eine verzweifelte, und man wird die Seelenstärke, die ungeheure Kraft seines Willens bewundern müssen, womit er den Kampf gegen die Riesenübermacht von neuem aufnahm. Freilich, seine ganze Hoffnung war von Anfang an darauf gerichtet, die Gegner zu überraschen und — ehe sie sich vereinigt hatten — zu schlagen, was ihm ja auch im Anfang, wie wir sehen werden, gelang.

Blücher war am 10. April, nur von seinen Adjutanten Nostitz und Brünneck begleitet, aus Berlin abgereist. Am Abend vor dem Scheiden hatten noch die Offiziere der Berliner Garnison unter Teilnahme der ganzen Bevölkerung dem volkstümlichen Helden bei Fackelschein und mit rauschender Feldmusik ein feierliches Lebewohl gebracht. Mit folgendem Aufruf wandte sich der Feldmarschall an seine Waffengenossen: „Kameraden! Seine Majestät der König haben mir wieder den Oberbefehl über die Armee anzuvertrauen geruht. Mit gerührtem Dank weiß ich die mir dadurch zuteil gewordene Gnade zu erkennen. Ich freue mich, Euch wiederzusehen, Euch wiederzufinden auf dem Felde der Ehre, zum neuen Kampfe bereit, zu neuen Hoffnungen berechtigt. Noch einmal soll es uns vergönnt sein, für die große Sache, für die allgemeine Ruhe zu kämpfen. Ich wünsche Euch Glück. Die Bahn des Ruhmes ist Euch wieder geöffnet; die Gelegenheit ist da, den erlangten Waffenruhm durch neue Taten zu erhöhen. An Eure Spitze gestellt, bin ich des ehrenvollen Ausganges, auch des glücklichen, gewiß. Schenkt mir in dem neuen Kampfe das Vertrauen wieder, das Ihr im vorigen mir bewiesen habt, und ich bin überzeugt, daß wir die Reihe glänzender Waffentaten glorreich verlängern werden.

Blücher."

Im Einverständnis mit Wellington waren die Truppen auf das belgische Gebiet vorgeschoben und bereit, den Gegner zu bekämpfen. Wie immer, drängte er zum sofortigen Angriff, und es war ihm im höchsten Grade wider den Strich, daß man erst den Vorstoß Napoleons abwarten wollte, wie der hochweise Kriegsrat in Wien bestimmt hatte. Als der alte Feldmarschall am 19. April in Lüttich anlangte, fand er die Armeeverwaltung in peinlichster Verlegenheit. Der König der Niederlande, welcher die verbündeten Heere zuerst nicht schnell genug zu seiner eigenen Sicherheit im Lande haben konnte, tat jetzt für die Verpflegung der Truppen in dem reichen Lande so gut wie garnichts, und Blücher sah sich genötigt, die Regimenter nördlich der Sambre in weitläufige Quartiere auseinander zu legen. Im übrigen war der Alte, wie früher, guten Mutes, seine Krankheit hatte er ganz überwunden. Mit seinem sichern Blick durchschaute er die innere Schwäche des neuen Kaiserreiches: „Die große Macht, die sich die Sicherheitskommissare von Bonaparte träumen, ist ein Hirngespinst", schrieb er an Hardenberg.*)

Das Warten und Zögern war ihm in tiefster Seele verhaßt. Seine Regimenter waren in Märschen von über fünf Meilen täglich hierher geeilt, und nun lagen sie hier untätig. In seinem Unmut schrieb Blücher an den Staatskanzler: „Wenn der Befehl zum Vorwärtsgehen aus-

*) Blücher an Hardenberg, Namur, 2. Juni 1815.

bleibt, die Unruhen in Frankreich zunehmen, so mache ich es wie in Schlesien und schlage los. Wellington akkompagniert mich sicher."

Mit dem englischen Oberfeldherrn lebte Blücher in bestem Einvernehmen. Er kam ihm mit seinem kindlichen Vertrauen entgegen und setzte dieselbe Gesinnung bei dem Briten voraus. Von dem kurzen, sichern soldatischen Wesen Wellingtons sehr erbaut, schrieb er: „Wellington ist die Gefälligkeit selbst und ein sehr bestimmter Mann, wir werden eine gute Ehe miteinander führen." Der scharfblickende Gneisenau war dagegen der Meinung, daß sich von dem englischen Feldherrn „zwar der zäheste und tapferste Widerstand gegen den Feind, aber weder eine kühne Unbotmäßigkeit, noch irgend eine Aufopferung für die Verbündeten erwarten ließe."

Wellington zählt nach der glänzenden Charakteristik, wie sie uns Treitschke überliefert hat, „zu jenen seltenen Männern, die ohne schöpferisches Genie, fast ohne Geist, allein durch die Kraft des Charakters, durch die Macht des Willens und der Selbstbeherrschung zu den Höhen historischen Ruhmes emporstiegen. Ein Sohn jener hochkirchlichen Toryfamilien, die sich als Eroberer in Irland niedergelassen hatten, und inmitten der feindlichen Kelten den Rassen- und Standesstolz, die Art und Unart des englischen Mutterlandes nur umso starrer bewahrten, hatte er nach altenglischem Adelsbrauche die subalternen Stellen im Heere durch Geld und Gunst rasch übersprungen, schon mit 25 Jahren in dem Revolutionskriege ein Regiment befehligt. Sodann lernte er in Ostindien die Kunst des Herrschens, unter den Augen seines Bruders Richard Wellesley, des genialen Begründers der britischen Großmachtstellung im Oriente. Streng gegen sich und andere, unverbrüchlich gehorsam und pflichtgetreu, gerecht und ehrenhaft, kalt, sicher und verständig in allem, zeigte er sich jeder der schwierigen militärischen und politischen Aufgaben, welche das indische Leben dem Heerführer stellt, vollauf gewachsen; und wie verwegen der Bedachtsame, der alle Möglichkeiten peinlich genau vorher erwog, zur rechten Stunde das Glück zu packen wußte, das lehrte der glänzende Sieg von Assaye über die sechsfache Übermacht der Hindus und der kühne Reiterzug in die Berge der Mahratten. Nach Europa zurückgekehrt, nahm er teil an der berüchtigten Raubfahrt nach Kopenhagen, tapfer und tüchtig wie immer, aber auch vollkommen gleichgültig gegen das traurige Schicksal des ruchlos überfallenen schwachen Gegners. Denn niemals war ein Sohn Britanniens so ganz durchdrungen von der altnationalen Ansicht: „Right or wrong, my country!"*) Nachher übernahm er den Oberbefehl über Portugal, von Haus aus voll ruhiger Siegeszuversicht; trocken erklärte er: „Ich werde mich behaupten." Der theatralische Prunk der neufranzösischen Kriegsherrlichkeit machte auf diesen nüchternen Kopf gar keinen Eindruck; an dem Sturze Napoleons zweifelte er niemals. Während der sechs Jahre des Halbinselkrieges erzog er seine Söldner zu Virtuosen in allen Künsten der altüberlieferten Kriegsweise. Von Neuerungen und durchgreifenden Verbesserungen hielt er nichts; niemals hat er irgend ein Verdienst begünstigt, niemals eine Beförderung außer der Reihe vorgeschlagen. Selbständig denkende Generale waren ihm unbequem, während sein weitherziger Bruder Richard begabte Untergebene in ungestörter Freiheit schalten ließ. Er brauchte zuverlässige, geschickte Werkzeuge und fand sie mit sicherer Menschenkenntnis heraus. Seine Adjutanten waren meist junge Lords, die auf den besten Pferden der Welt die Befehle des Feldherrn pünktlich überbrachten und auf jede eigene Meinung gehorsam verzichteten. Seine Generale durften während der Schlacht in der angewiesenen Position alles tun, was sie für gut hielten, aber das nächste Hindernis vor ihrer Front war ihre unüberschreitbare Grenze, bei Strafe des Standesrechts. Die Offiziere liebten den Gestrengen wenig, der nie in kameradschaftlicher Herzlichkeit auftaute, nie einen Anflug von Wohlwollen oder Großmut verriet, auch nicht, wenn

*) „Recht oder Unrecht — es ist mein Land!"

der Dienst dabei keinen Schaden nehmen konnte. Der durchbohrende Blick der kalten Augen, die stolzen Züge mit der Adlernase und dem fest geschlossenen unbeweglichen Munde, der scharfe befehlende Klang der Stimme verboten jede vertrauliche Annäherung. Aber alle gehorchten. Alle fühlten sich stolz, dem schwer zu Befriedigenden genug zu tun; ein Tadel oder auch nur ein Urteil über die Maßregeln des Feldherrn wagte sich selbst im vertrauten Gespräche der Offiziere nicht heraus. Sie folgten seinem Befehle blindlings wie den unerforschlichen Ratschlüssen des Schicksals; selten einmal würdigte er sie einer Ansprache und setzte dann in langsamer Rede schwerfällig und unschön, aber bestimmt und deutlich seine Absichten auseinander. Wellington hatte in Spanien sein kleines Heer mit bedachtsamer Umsicht geschont, nur von Zeit zu Zeit, wenn alle Anzeichen den Erfolg verbürgten, einen kühnen Angriff gewagt, ohne je das Dasein seiner Armee aufs Spiel zu setzen. Dem Imperator selber war er niemals auf dem Schlachtfelde begegnet; die großartige, durch ungeheure Massenschläge den Sieg mit einem Male erzwingende Kriegsweise Napoleons blieb ihm unbekannt. Ganz unbefangen hielt er jene altväterisch bedachtsame Kriegsführung, die ihm selber in den ungewöhnlichen Verhältnissen des spanischen Kriegsschauplatzes so große Erfolge bereitet hatte, für die einzig richtige. Auf die Volksheere sah er mit der ganzen Verachtung des Berufssoldaten herunter. „Der Enthusiasmus", schrieb er in seiner ungelenken Weise an Castlereagh, „ist in der Tat keine Hilfe, um irgend ein Ding zu vollbringen und ist nur eine Entschuldigung für die Unordnung, womit jedes Ding getan wird, und für den Mangel an Manneszucht und Gehorsam in den Heeren."*)

Im übrigen war er, neben seiner Tätigkeit als Feldherr, auch in den Geheimnissen der Kabinette gründlich bewandert und hatte schon während des Wiener Kongresses in diplomatischer Sendung das Gewicht der englischen Macht zugunsten der Wiedereinsetzung des legitimen Königtums in Frankreich mit Eifer und Entschiedenheit geltend gemacht.

Der berechtigte Stolz auf seine Taten in Spanien, die nach der Meinung seiner Landsleute den Sturz Napoleons allein herbeigeführt, ließ ihn auf der anderen Seite wieder die höchste Vorsicht ergreifen. Der Ruhm der englischen Waffen durfte nicht durch einen Mißerfolg aufs Spiel gesetzt werden. Eine Niederlage des englischen Heeres mußte unter allen Umständen vermieden werden. Die ganzen kriegerischen Maßnahmen Wellingtons während des Feldzuges 1815 sind deswegen von der höchsten Vorsicht diktiert, hielten sich streng in den Vorschriften des Wiener Kriegsrates und richteten sich deswegen auf eine äußerst behutsame Verteidigung ein. Die Sicherstellung der Verbindung seines Heeres mit England über Antwerpen und Ostende schien ihm zunächst das Wichtigste; seine Reserven behielt er seiner streng methodischen Kriegsführung gemäß bei Brüssel zurück. Bei seiner ganzen Unkenntnis der Kriegsweise Napoleons nahm er an, dieser werde in mehreren Kolonnen an verschiedenen Stellen Belgiens zugleich durchbrechen und verteilte in dieser Annahme seine Armee auf der weiten Linie von Quatrebras bis westlich in die Gegend von Gent, anstatt sie nahe an das belgische Heer heranzuschieben. Ganz anders der alte Feldmarschall, welcher, trotzdem er durch die Verpflegungsschwierigkeiten gezwungen worden war, seine Truppen nördlich der Sambre auseinanderzulegen, doch ihre Verteilung so eingerichtet hatte, daß er im Notfalle imstande war, in 24 Stunden sein gesamtes Heer versammeln zu können. Die weit auseinander gezogene Stellung des Wellingtonschen Heeres jedoch verringerte die Möglichkeit eines schnellen Zusammenwirkens mit Blücher. Gelang es Napoleon, der im ganzen jedem einzelnen seiner beiden Gegner überlegen war, sich schnell zwischen die beiden Armeen zu drängen, so war ihm ein Sieg gewiß.

*) Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 732.

So hatten die militärisch Einsichtigen gefürchtet, und so traf es ein. Dem scharfsichtigen Auge Napoleons waren die Blößen der Verbündeten nicht entgangen. Er raffte den ihm unbedingt ergebenen Teil des Heeres zu einem schnellen Vorstoß gegen die belgisch-französische Grenze zusammen. Gelang ihm dieser, so hoffte er auf nichts Geringeres als auf die Sprengung der großen Koalition und durch einen entscheidenden Sieg auf die Stärkung der inneren Verhältnisse seines Landes und die Befestigung der eigenen Macht.

In merkwürdig richtiger Einschätzung seiner beiden Gegner hatte Napoleon beschlossen, den ersten Angriff nicht gegen die Engländer, sondern gegen die Preußen zu richten. Über die Gründe, die ihn dazu bestimmten, hat er sich später auf St. Helena in seiner „Geschichte des Feldzuges 1815" selber in bemerkenswerter Weise geäußert: „Bei den Berechnungen, gegen wen der erste Angriff zu richten sei, mußte der Charakter der beiden Oberbefehlshaber von entscheidendem Gewicht sein: die Husarennatur des Generals Blücher, seine Tätigkeit, sein entschiedener Charakter kontrastierten sehr mit dem umsichtigen Charakter, der langsamen und methodischen Art und Weise des Herzogs von Wellington. Auch war vorauszusehen, daß die preußische Armee die zuerst vereinigte sein, sowie auch mehr Entschiedenheit und Pünktlichkeit zeigen würde, wenn es gälte, seinem Verbündeten zu Hilfe zu eilen. Und wenn Blücher nur zwei Bataillone beisammen gehabt hätte, würde er sie zur Unterstützung der Engländer verwendet haben, während man denken konnte, daß Wellington, bevor er nicht seine ganze Armee versammelt gehabt hätte, die Franzosen nicht angreifen würde, um Blücher frei zu machen. Alle diese Gründe entschieden dafür, den ersten Angriff gegen das preußische Heer zu richten."*)

Mit seiner unübertroffenen Geschicklichkeit in der schnellen Bewegung großer Massen hatte Napoleon noch am Abend des 14. Juni seine Heere unmittelbar an der belgisch-französischen Grenze, dem belgischen Städtchen Charleroi gegenüber, vereinigt, bereit, sich auf die einzelnen Teile der auseinander gezogenen Alliierten zu stürzen. Bei diesen war infolge der fortwährend einlaufenden, aber einander völlig widersprechenden Nachrichten so gut wie nichts geschehen, um die Bewältigung der vorgeschobenen feindlichen Streitkräfte abzuwenden. Wellington hatte bis jetzt noch gar keine Anordnungen getroffen und war ruhig in Brüssel geblieben. Blücher und Gneisenau hatten sich abwartend verhalten. Noch am 13. Juni hatte Wellington geschrieben: „Ich denke, wir sind jetzt hier zu stark für ihn." Blücher hatte sich am Abend des 14. bereits zur Ruhe begeben, als spät in der Nacht noch zwei Überläufer — gut unterrichtete französische Offiziere — mit der Meldung eintrafen, Napoleon sei am 13. Juni bei der Armee eingetroffen und werde am 15. bestimmt angreifen. Da der Feldmarschall schon schlief, und Gneisenau den Alten nicht stören wollte, unternahm er es auf eigene Verantwortung, die nötigen Befehle für die sofortige Sammlung der Armee zu treffen. Das Korps Pirch sollte sich 14 Kilometer westlich von Namur bereitstellen, das Korps Thielmann wurde nach Namur auf das nördliche Maasufer herangerufen; den General von Bülow forderte Gneisenau auf, am 15. in die engere Umgebung um Hannut, 30 Kilometer nordöstlich von Namur zu rücken. Zieten hatte bereits für den Fall eines überlegenen Angriffes den Befehl zum Zurückweichen auf Fleurus, 20 Kilometer westlich von Namur, wo schon seit Wochen eine Stellung erkundet war, in der man eine Schlacht annehmen wollte. An das Bundeskorps Kleist bei Trier ging der Befehl, in der Richtung auf Namur anzutreten.

Am 15. gegen 9 Uhr morgens ging von dem General von Zieten die Meldung ein, daß er auf seinem rechten Flügel seit ½5 Uhr mehrere Kanonenschüsse, um 5 Uhr auch Kleingewehr-

*) Campagne de 1815, écrit à St. Hélène, Berlin 1819. Der Feldzug von 1815 ist, mit Ausnahme des italienisch-ägyptischen, der einzige, den Napoleon in seiner Verbannung auf St. Helena selbst beschrieben hat.

feuer höre; er wisse aber noch nicht, was dort vor sich gehe. Zieten erhielt nun die Befehle für die anderen Korps und die Anweisung, den Gegner genau zu beobachten, auch die Gegend westlich von Charleroi zu überwachen. Etwa um 11 Uhr kam ein Bericht Zietens, daß der Feind längs der Sambre auf beiden Ufern vordringe und die preußischen Vorposten schon bis sieben Kilometer von Charleroi zurückgedrängt habe. Südlich von Charleroi hätten die Franzosen die Grenze noch nicht überschritten. Napoleon sei mit seinen sämtlichen Garden zugegen; der Feind zeige besonders viel Kavallerie. Die beiden vorgeschobenen Brigaden würden sich bis hinter Charleroi in die Linie Gosselies=Gilly zurückbegeben müssen. Dem Herzog von Wellington habe er gleichfalls gemeldet und ihn ersucht, sich nunmehr bei Nivelles zu versammeln, wie er durch Müffling in Aussicht gestellt habe. Blücher entschloß sich nun, die Armee morgen bei Sombreffe zu vereinigen und



General Hans Ernst Karl von Zieten.

schon heute das Hauptquartier dorthin zu verlegen. Zieten wurde angewiesen, heute womöglich nicht weiter als bis Fleurus zurückzugehen. Sodann wurde Bülow aufgefordert, sobald sein Korps bei Hannut die nötige Ruhe genossen habe, spätestens aber am 16. früh mit Tagesanbruch aufzubrechen und nach Gembloux, sieben Kilometer von Sombreffe, heranzukommen. Wellington wurden in der Mittagsstunde die bisherigen Vorgänge und die Absicht des Feldmarschalls mitgeteilt, bei Sombreffe die Schlacht anzunehmen. Der Herzog wurde um schleunige Angabe ersucht, was er beschlossen habe.*)

Am Nachmittag desselben Tages ritt Blücher mit seinem ganzen Stabe nach Sombreffe. Je mehr er sich dem Orte näherte, desto mehr konnte er sich davon überzeugen, daß die Brigaden Pirch und Steinmetz schon im Feuer waren. Bald darauf vernahm man auch Kanonendonner aus der Gegend von Quatrebras, dem Kreuzungspunkte der Straßen von Sombreffe nach Nivelles und von Charleroi nach Brüssel. Diese Tatsache war schon bedenklich. Der Feind schien also schon auf der Straße nach Brüssel vorzudringen, wodurch die Verbindung zwischen der englischen und Blücherschen

*) Unger, Blücher II, 277.

Armee bedroht war. Wollte Wellington den Feind daran hindern, so stand er schon am nächsten Tage vor der Entscheidungsschlacht. Das Wellingtonsche Hauptquartier zeigte aber, wie die eingetroffenen Nachrichten besagten, noch die größte Sorglosigkeit. Man lebte in Brüssel noch im tiefsten Frieden, trotzdem bereits am Vormittage die Nachricht vom Angriff der Franzosen angelangt war. Erst in den späten Nachmittags- und Abendstunden wurden die nötigen Anordnungen zum Aufbruch der Truppen getroffen.

Wellington selbst, in völliger Unkenntnis der Feldherrnpersönlichkeit seines großen Gegners, war so wenig von dessen ernsten Absichten überzeugt, daß er noch einen Teil der Nacht auf einem Balle der Herzogin von Richond zubrachte. Blücher, von dem Vordringen bei der englischen Armee noch immer ohne Kenntnis, schickte den Obersten von Pfuel am 15. Juni nach Brüssel, um Gewißheit zu erhalten. Dem rauhen Marssohne wurde es schwer, im Ballsaal vorzudringen, wo man eben den Freuden der leichtgeschürzten Muse Terpsichore huldigte. Der Herzog war als gefeierter Held des Tages von einer undurchdringlichen Schar schöner Damen umringt. Erst mit Hilfe des zum englischen Hauptquartier kommandierten Generals von Müffling gelang es dem Obersten, seine Meldung bei dem Herzog anzubringen. Dieser versicherte mit der Seelenruhe eines englischen Lords, Blücher sei durchaus im Irrtum, wenn er annehme, daß Napoleon den ersten Angriff auf die Preußen machen werde. „Ich bin von allem wohl unterrichtet", sagte er „und habe meine Maßregeln so getroffen, daß ich in sechs Stunden die Meldungen von meinen Vorposten haben kann; acht Stunden sind erforderlich zur Überbringung meiner Befehle; acht Stunden sind dann hinreichend, die Truppen auf dem Schlachtfelde vereinigt zu sehen. Sagen Sie dem Feldmarschall Blücher, der Herzog von Wellington wird 22 Stunden nach dem ersten Kanonenschuß seine Armee nach den eintretenden Umständen bei Quatrebras oder Nivelles konzentriert haben."

22 Stunden nach dem ersten Kanonenschuß! Als ob nicht schon zwei Stunden hingereicht hätten, den ganzen Feldzug zu verlieren! Erst nachdem noch um 10 Uhr abends von Blücher wiederholte Meldung eingetroffen war, daß Napoleon die Sambre bei Charleroi überschritten habe, wurden die Marschbefehle erlassen. Den wiederholten eindringlichen Vorstellungen des Herzogs von Braunschweig, welcher Wellington aus dem Ballsaal fortzog, war es vornehmlich zu danken, daß er den Befehl zum Aufbruch gab.*) „Welche Verspätung bei so ausgedehnter Kantonierung!" ruft General Hoffmann in seiner trefflichen Geschichte des Feldzuges 1815 aus. Hielt Wellington auch den Angriff an der Sambre gegen Blücher für bloßen Schein und für den wirklichen den gegen sich von Maubeuge aus auf Soignies, Nivelles und Quatrebras gerichteten, so mußte er auch für diesen Fall bei der ersten Meldung seine Truppen schleunigst bei Soignies, Nivelles und Quatrebras konzentrieren, denn beide Angriffe waren sicher gleichzeitig. Es ist, als ob beide Feldherren das Gewöhnlichste versäumen sollten, um nachher Ungewöhnliches zu tun."**)

Nur der zufällige Umstand, daß Napoleon durch die Verspätung seiner Korps an diesem Tage verhindert wurde, Fleurus und Quatrebras zu besetzen, machte es ihm unmöglich, die Verbindung des englischen mit dem Blücherschen Heere zu hindern; ein Glück für die Verbündeten, insbesondere für Wellington, sonst hätte schon hier die Versäumnis auf dem Balle die schwersten Folgen für ihn tragen können. Daß Quatrebras nicht verloren ging, war einzig und allein das Verdienst zweier Korpsführer, des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar und des Generals v. Perponcher. Aber — das ist nicht aus der Welt zu schaffen — wenn der Herzog erst am

*) Die Szene ist später von dem Maler W. Hensel im Auftrage des Herzogs von Braunschweig in einem großen historischen Gemälde dargestellt.

**) Hoffmann, Geschichte des Feldzuges 1815.

16. Juni von Brüssel nach Quatrebras aufbrach, so lag es auf der Hand, daß er Blücher, der sich an diesem Tage gegen Napoleon schlug, keine Hilfe mehr bringen konnte.

Als Wellington von Brüssel aufbrach, hatte er vornehmlich Waterloo als das Ziel seines Vorgehens angegeben. Hier, wo sich der Weg teilt, wollte er sich entschließen, ob er sich gegen Quatrebras oder Nivelles wenden wolle; er entschied sich für Quatrebras. Bald darauf erhielt er die Nachricht, daß die Franzosen bereits unmittelbar vor Quatrebras ständen. Die ungeheure Gefahr, in welcher er nun schwebte, war ihm auf einmal klar geworden; seine Divisionen waren noch zwei Meilen von einander entfernt, und auf dem Platze befanden sich nur 7000 Mann. Er besichtigte selbst die Gegend, ritt die Vorposten ab und sagte dann in seiner gewohnten kalten Weise zu dem Prinzen von Oranien: „Sie werden hier bald angegriffen werden." Seine ganze



Prinz Wilhelm von Oranien (später Wilhelm I., König der Niederlande).

Hoffnung war nun auf die Preußen gerichtet, die nach der erhaltenen Meldung die Schlacht bei Sombreffe annehmen wollten. Freilich hatten sie diesen Entschluß nur gefaßt in Erwartung der Hilfe des englischen Feldherrn. Er mußte alles aufbieten, um dieser Erwartung zu entsprechen, schon aus dem Grunde, damit nicht Belgien mit Brüssel, wo der König der Niederlande, und Gent, wo der vertriebene König Ludwig XVIII. residierte, in die Hände der Franzosen fiel. Er schrieb zwischen 10 und 11 Uhr einen eigenhändigen, noch heute im Kriegsarchiv des Großen Generalstabs zu Berlin aufbewahrten Brief in französischer Sprache an den Fürsten Blücher, worin er ihm mitteilte, „daß von seinen vier Armeekorps das [illegible] bei Nivelles und Quatrebras stehe, das zweite bei Braine le Comte, drei Meilen von [illegible]bras, das Reservekorps werde um 12 Uhr in Genappe, eine halbe Meile von Quatrebras, [illegible]ein, das Kavalleriekorps in Nivelles.*) Es ist jetzt ausgemacht, daß die Angaben dieses Briefes mit der tatsächlichen Stellung der Korps nicht übereinstimmen. Von der ganzen Armee konnte nach Lage der Sache, bis auf die 7000 Mann, die schon vorher dort standen, nicht eine einzige Abteilung zu der angegebenen Zeit an den be-

*) Delbrück, Gneisenau II, 178.

zeichneten Orten sein, und es ist unverkennbar, daß der Herzog Blücher die Stellung seiner Armee günstiger darstellen wollte, als sie in der Tat war, in der Hoffnung, daß er selbst das durch seine Schuld Versäumte wieder einholen könnte. Auf jeden Fall mußte er Gewißheit haben, wie es bei dem preußischen Oberfeldherrn stand. Nachdem er die Stellung bei Quatrebras abermals besichtigt, ritt er selbst zu den Preußen hinüber, um die nötigen Verabredungen mündlich zu treffen.

Bevor wir ihm folgen, wollen wir uns nach dem Schicksal der preußischen Korps umschauen. Blücher war mit Tagesanbruch des 16. Juni zu Pferde gestiegen. Nachdem er seinen Adjutanten Major von Brünneck nach Quatrebras gesandt, um Nachrichten von Wellington einzuholen, begab er sich auf die Windmühlenhöhe zwischen Ligny und Brye. Am Westfuße dieser Anhöhe zogen sich die durch Gärten und Gebüsche unterbrochenen Gehöfte von Brye und St. Amand in ununterbrochener Kette hin; der Ostfuß des Rückens wird von dem Lignebach begleitet, an den sich unterhalb Ligny eine Reihe morastiger, fast unpassierbarer Wiesen lehnen. Ligny selbst und die übrigen sich an den Bach lehnenden Dörfer boten mit ihren Mauern und ihren steinernen Gehöften, oft in mehreren Reihen hintereinander, der Verteidigung von selbst natürliche Stützpunkte. Vom Rücken der Windmühlenhöhe ziehen sich zum Lignebach mehrere flache Vertiefungen hinunter, welche die gedeckte Aufstellung größerer Truppenkörper ermöglichten. Östlich des Lignebaches läuft die Straße von Fleurus über Tongrienne nach Namur. Das war das Hauptkampffeld des 16. Juni.

Beim Eintreffen Blüchers waren einige Bataillone des Korps Zieten bereits dabei, die Dörfer St. Amand und Ligny und Brye zu besetzen. Zietens Reservekavallerie hielt mit einer Batterie südlich Ligny an dem sogenannten „Grab" (Tombeau de Ligny), einem hervortretenden Erdhügel. Gegen 10 Uhr wurde der Anmarsch einer feindlichen Infanteriekolonne auf Fleurus gemeldet. Etwa eine halbe Stunde später rückte nördlich von Sombreffe her das Korps Pirch als Reserve hinter dem Korps Zieten ein. Wieder eine Stunde später — zwischen ½12 und 1 Uhr — traf das Korps Thielmann ein; es erhielt seine Stellung östlich von Sombreffe zu beiden Seiten der Straße nach Namur. Die eintreffenden Korps wurden von Blücher mit anfeuernden Worten begrüßt. Das Korps Bülow war leider noch nicht heran, obwohl Bülow die Ordre Gneisenaus zum Eingreifen schon am 15. morgens in Lüttich erhalten hatte, welche die ausdrückliche Mitteilung enthielt, „es sei unverzüglich der Angriff von Seiten des Feindes zu erwarten." General von Bülow, von Eifersucht gegen Gneisenau erfüllt, und noch immer unter dem Eindruck früherer Mißhelligkeiten stehend, glaubte mit Rücksicht auf das Wohl der angestrengten Mannschaften die Verantwortung auf sich nehmen zu können, mit der Ausführung des erhaltenen Befehls zu zögern und die vorgeschriebene Bewegung erst später auszuführen. So blieb Blücher nur die in Aussicht gestellte Hilfe der englisch-niederländischen Armee. Aber das preußische Hauptquartier war — hauptsächlich unter der Einwirkung Grolmanns, der unter Wellington in Spanien gedient hatte und dessen Eigenheiten kannte — nicht ohne ein gewisses Mißtrauen gegen diesen.

Gegen 10 Uhr vormittags ging dann eine Meldung des Majors von Brünneck ein, die er gegen 7 Uhr aus Quatrebras ein[illegible]ndt hatte; er habe den Prinzen von Oranien mit sieben Bataillonen dort gefunden, der Feind [illegible]ei Frasnes gegenüber und verhalte sich bis auf vereinzelte Kanonen- und Gewehrschüsse ruhig. [illegible] Prinz von Oranien glaube, daß in Zeit von drei Stunden die ganze belgische und der größte Teil der englischen Armee bei Nivelles konzentriert sein könne. — 17 englische Bataillone sind von Brüssel aus zur Unterstützung des Punktes von Quatrebras in Marsch gesetzt worden.*) Endlich gegen Mittag traf das oben gekennzeichnete Schreiben des Herzogs von Wellington ein, das dieser gegen 10½ Uhr aus Quatrebras abgesandt

*) Generalleutnant W. von Unger, Blücher II, 284.

hatte und jene unrichtigen Angaben über seine Stellungen enthielt. Der englische Oberfeldherr mochte wohl im Bewußtsein der von ihm verschuldeten Versäumnis das dringende Bedürfnis haben, Klarheit zu geben und Klarheit selbst sich zu verschaffen. Er entschloß sich deshalb, zu einer mündlichen Unterredung sich zum Feldmarschall zu begeben. General von Müffling berichtet über diesen Besuch Wellingtons im Blücherschen Hauptquartier:

„Um 12 Uhr mittags (den 16.) vor Frasnes den Feind beobachtend, mußten wir annehmen, Napoleon hat mit der Kolonne des rechten Flügels bei Fleurus und mit der des linken in der Gegend von Gosselies zugebracht. Er wird diese beiden Flügel zum Angriff auf Blücher vereinigen. Was sich bei Frasnes befindet, ist unbedeutend. — Diese Betrachtung drängte mir den Wunsch auf, der Herzog möchte sofort den Befehl zum Vorrücken nach Frasnes erteilen; allein die Frage, ob Blücher die Schlacht annehmen wird, war immer noch nicht gelöst, denn es hing nicht allein vom Zustande des Korps von Zieten ab, sondern auch von der Vereinigung sämtlicher vier preußischen Korps.

‚Kommen Sie, wir reiten zu Blücher', sagte Wellington zu mir, ‚dort gewinnen wir eine klare Ansicht.'

„Wir fanden den Fürsten Blücher an der Windmühle von Brye, entschlossen, die Schlacht anzunehmen, obgleich das Korps von Bülow noch fehlte. Napoleon war bereits im Vorrücken von Fleurus begriffen. Von seinem linken Flügel, welcher die Nacht in Gosselies zugebracht haben mußte, hörte und sah man nichts. Es blieb daher völlig ungewiß, ob Napoleon sich zum Angriff des rechten Flügels, des Zentrums oder des linken Flügels der preußischen Armee konzentrieren werde .... Wie der Herzog die Sache ansah, weiß ich nicht, indes schlug er vor, mit der englischen Armee auf Frasnes vorzurücken und bei der Schlacht in der Richtung gegen die Römerstraße sich an die preußische Armee anzuschließen. Ich erwartete, daß dieser Vorschlag angenommen werden würde; allein der Wortführer, General von Gneisenau, unterstützt vom General von Grolmann, trat dem Herzog mit der Ansicht entgegen, daß Napoleon den linken preußischen Flügel angreifen werde, und daß die von ihm, dem Herzoge, vorgeschlagene Bewegung so viel Zeit erforderte, daß sie der Absicht, die preußische Armee dadurch zu unterstützen, in keiner Weise entspreche. In dem Augenblicke, als dies besprochen wurde, sah man tiefe Infanterie-Kolonnen aus Fleurus sich nähern, ohne eine bestimmte Richtung erkennen zu können; dagegen war von der Seite von Gosselies nichts zu gewahren.

„Wellington äußerte sich nicht, sondern fragte: ‚Nun gut, was wollen Sie, daß ich tun soll?' Worauf Gneisenau äußerte: Alles von Quatrebras auf der Chaussee nach Sombreffe bis an die Römerstraße marschieren und dort als Reserve für die preußische Armee aufstellen zu lassen. ‚Das kann', entgegnete Wellington, ‚doch nur für den Fall eintreten, wenn ich nicht selbst bei Quatrebras angegriffen werde?' Dies wurde bejaht. Wellington stieg wieder zu Pferde und ritt im Galopp nach Quatrebras zurück .... ‚Ich verweilte', so schließt Müfflings Aufzeichnung, ‚noch bei Blücher, um gegen Gneisenau und Grolmann meine Überzeugung auszusprechen, daß die Divisionen Picton und Herzog von Braunschweig vor abends 6 Uhr nicht bei Quatrebras eintreffen könnten; daß Wellington angegriffen werden würde und sie daher auf eine Unterstützung nicht zu rechnen hätten. Daß Bülow nicht ankommen konnte, war um diese Zeit (2 Uhr nachmittags) gewiß. Ich holte den Herzog von Wellington ein; wir fanden bei unserer Ankunft in Quatrebras den Marschall Ney bereits dergestalt im Angriff, daß ich dem Fürsten bestimmt melden konnte: der Herzog kann keine Hilfe senden."

Über die bei dieser denkwürdigen Zusammenkunft getroffenen Verabredungen, insbesondere

über die von Wellington erteilte Zusicherung, Blücher kräftig zu unterstützen, weichen die Berichte der dabei gegenwärtigen Zeugen in dem wesentlichsten Punkte ab. Müffling will nichts von einer Zusage Wellingtons gehört haben; dagegen berichtet Damitz nach Grolmanns Aufzeichnungen: „Man kam über die Art, sich gegenseitig zu unterstützen, darin überein, daß eine Operation mit allen disponiblen Kräften des Herzogs über Frasnes nach Gosselies den Feind in Flanke und Rücken nehmen und seinen Rückzug nach Charleroi bewerkstelligen würde. Jedoch mußte dies Vorrücken mit sehr überlegenen Kräften, womöglich mit der ganzen englischen Armee geschehen, und man mußte bis 4 Uhr nachmittags den Erfolg dieser Operationen absehen können. Von 5 Uhr an lag es in der Natur der Dinge, daß die Wechselfälle in der Schlacht eintreten mußten, und dann wurde eine Unterstützung durch ein englisches Korps vorteilhafter, als eine entfernte Angriffsbewegung. Diese direkte Unterstützung dem preußischen rechten Flügel zuzuführen, sollte den eingetretenen Umständen und dem Ermessen des Herzogs überlassen bleiben."

Während dieser Besprechung war die französische Armee über Fleurus vorgerückt. Der Herzog schien jetzt erst die bestimmte Überzeugung zu gewinnen, daß Napoleon mit seiner Hauptstärke gegen die Preußen operierte. Bis 1¾ Uhr wartete er die völlige Entwickelung des französischen Heeres ab und eilte dann erst zu seinem Heere zurück. Als der Herzog von Wellington die bestimmte Versicherung der Hilfeleistung gab, bediente er sich der Worte: „Ich bin überzeugt, daß um 2 Uhr so viel Truppen versammelt sein werden, daß ich die Offensive sogleich ergreifen kann." Nach anderen Ohrenzeugen rief der Herzog, als er wieder zu Pferde gestiegen war, dem Feldmarschall zu: „A 4 heures je serai ici!" („Um 4 Uhr werde ich hier sein!")*) Dieser festen Zusicherung trauend, beschloß man preußischerseits erst eigentlich definitiv die Schlacht.

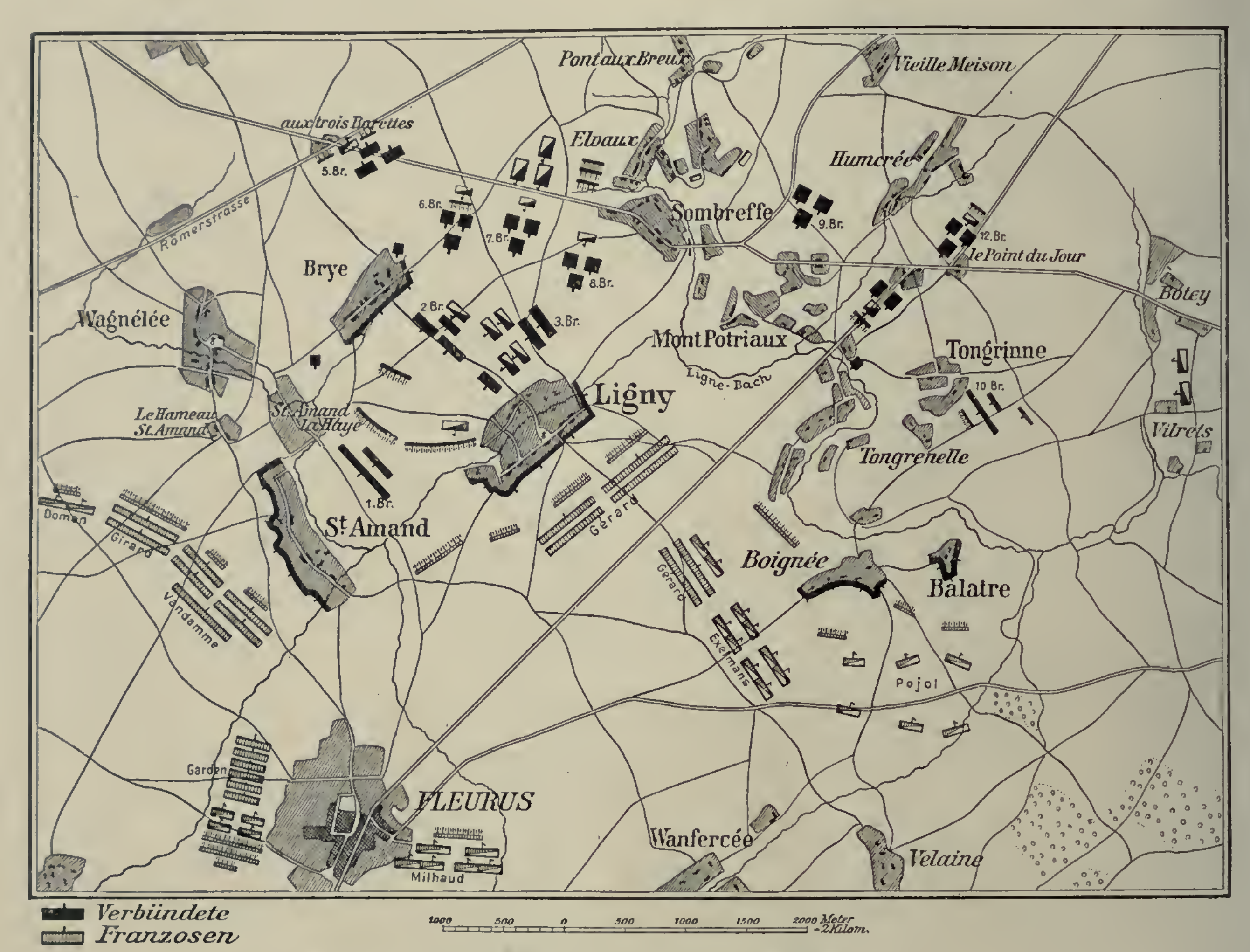
Glühend heiß brannte die Junisonne auf die Gefilde herab; aber noch immer ließ der Feind auf sich warten. Napoleon hatte absichtlich mit dem Beginn des Angriffs gezögert, um den ungestümen Blücher aus seiner Stellung herauszulocken. Da aber auch Blücher auf sich warten ließ, sagte der Kaiser zu seiner Umgebung: „Le vieux renard ne débusque pas" („Der alte Fuchs geht nicht aus seinem Bau heraus") und begann den Angriff. Es war gegen 2½ Uhr, als bei St. Amand die ersten Schüsse fielen, und bald war das Gefecht auf der ganzen Linie entbrannt. Gegen die Süd- und Westseite bei St. Amand rückte das Korps Vandamme, die linke Flanke deckte die Kavalleriedivision Domon. Die Division Girard vom 2. Korps rückte auf St. Amand-la Haye los. Ligny und der südlichen Umgebung des Lignebaches gegenüber stand das Korps Gérard, das noch verstärkt worden war. Die Reiterei von Grouchy sowie Gérards Kavallerie Maurin bildete einen rückwärts gebogenen Haken von der Chaussee nach Balâtre zu bis gegenüber Tongrinne. Ein paar Stunden rückwärts stand als Reserve das Korps von Lobau. Die Truppen betrugen zusammen etwa 60000 Mann. Den übrigen Teil des französischen Heeres, das Korps Erlon und das Korps Reille sowie Valmys Reiterei — im ganzen etwa 45 bis 50000 Mann — führte Marschall Ney auf der nach Brüssel führenden Straße gegen das englisch-niederländische Heer bei Quatrebras. Ney sollte diese Armee zunächst festhalten, während Napoleon Blücher überwältigen wollte. Noch am Morgen hatte er an Ney geschrieben: „Ich werde den Feind angreifen, wann ich ihn treffe und die Straße bis Gembloux freimachen, und dort werde ich, je nachdem was geschehen wird, meinen Entschluß fassen, vielleicht um 3 Uhr mittags, vielleicht am Abend. Meine Absicht ist, daß Sie bereit sind, auf Brüssel zu marschieren; ich werde Sie zu Fleurus oder Sombreffe mit der Garde unterstützen und möchte morgen früh zu Brüssel eintreffen."

Napoleon erwartete offenbar, daß Ney bei Quatrebras keinen großen Widerstand finden

*) Clausewitz, Hinterlassene Schriften, Bd. XIII, 1815, S. 67. Siehe auch Fr. Förster III, 852.

werde; wenn der Marschall von dort her den Preußen in Rücken und Flanke fiel, so hätte der Angriff im Süden von Ligny unzweifelhaft zur Vernichtung der Preußen führen müssen. Er schickte deshalb nachmittags 2 Uhr folgenden Befehl an Ney:

„Herr Marschall! Der Kaiser trägt mir auf, Sie zu benachrichtigen, daß der Feind ein Truppenkorps zwischen Sombreffe und Brye vereinigt hat, und daß der Marschall Grouchy um 2½ Uhr dasselbe mit dem 3. und 4. Armeekorps angreifen wird.

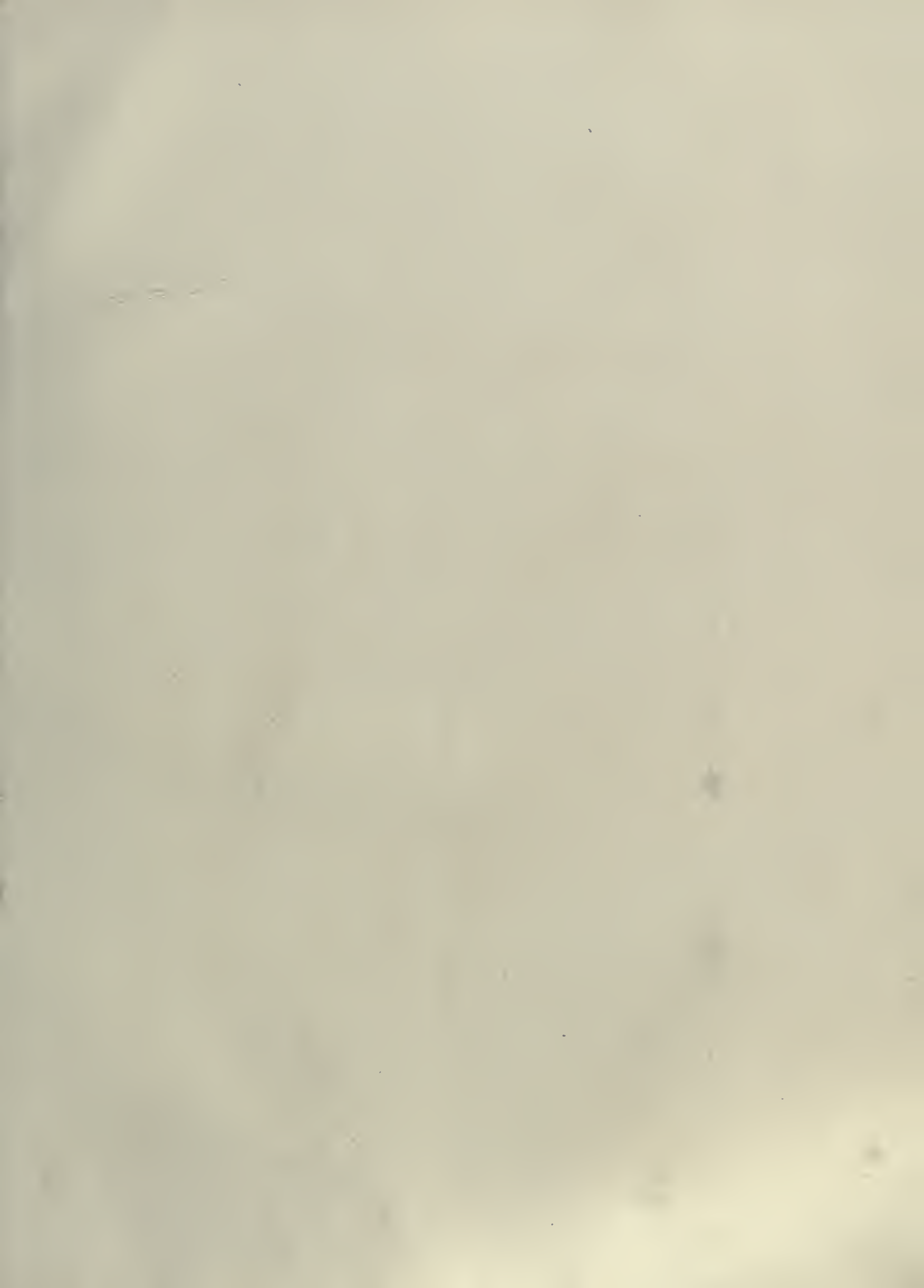



Plan zur Schlacht bei Ligny am 16. Juni 1815.

„Der Wille Seiner Majestät ist, daß auch Sie dasjenige angreifen, was Sie vor sich haben, und nachdem Sie den Feind kräftig zurückgeworfen, abschwenken und in Verbindung mit uns das Korps umfassen (envelopper le corps), von dem ich soeben gesprochen habe. Sollte dieses Korps schon vorher geschlagen sein, so würde Seine Majestät in Ihrer Richtung manövrieren, um in gleicher Weise Ihre Operationen zu beschleunigen. Unterrichten Sie den Kaiser sogleich von Ihren Dispositionen und von dem, was sich vor Ihrer Front zuträgt."

Um 3¼ Uhr wurde diese Aufforderung in sehr dringender Weise wiederholt:

„Herr Marschall! Vor einer Stunde habe ich Ihnen geschrieben, daß der Kaiser den Feind in seiner Stellung zwischen Brye und Sombreffe angreifen werde. In diesem Augenblick ist der Kampf sehr lebhaft. Seine Majestät befiehlt mir, Ihnen zu sagen, Sie sollen auf der Stelle derart manövrieren, daß Sie den rechten Flügel des Feindes umfassen und mit voller Kraft in







Schlacht bei Belle-A

Der englische Oberst Hugh Halkett nimmt an der Spitze des Landwe

Original von



Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

...ce am 18. Juni 1815.

...Bataillons „Osnabrück" den französischen General Cambronne gefangen.

...ſor R. Knötel.



seinen Rücken fallen (tomber à bras raccourcis sur ses derrières). Diese Armee ist verloren, wenn Sie energisch operieren. Das Schicksal Frankreichs liegt in Ihren Händen. Deshalb zögern Sie keinen Augenblick, die Bewegung auszuführen, welche der Kaiser Ihnen befiehlt, marschieren Sie auf die Höhen von Brye und St. Amand, um zu einem vielleicht entscheidenden Siege mitzuwirken. Der Feind ist in dem Augenblick, in welchem er sucht, sich mit den Engländern zu vereinigen, auf frischer Tat ertappt worden."

Wir werden bald sehen, daß Ney diese Befehle nicht ausführen konnte, da sich das Treffen von Quatrebras zu einer so ernsthaften Schlacht entwickelte, daß Ney selber dringend Unterstützung fordern mußte. Inzwischen hatte sich um die Dörfer St. Amand und Ligny ein Kampf entwickelt, der zu den furchtbarsten der Kriegsgeschichte gehört. Mit wechselndem Erfolge wurde fünf Stunden lang um den Erfolg dieser Dörfer gestritten. Lange hatten die Preußen sie behauptet, aber allmählich gerieten sie in eine immer nachteiligere Lage. Die übermäßige Ausdehnung der preußischen Schlachtlinie nach links, um die Rückzugslinie zu decken, nach rechts, um den Alliierten die Hand zu reichen, hob die Überlegenheit der Zahl wieder auf. Für die Leitung einer langdauernden komplizierten Defensivschlacht war Blücher nicht der geeignete Feldherr, führte aber doch nach den unmittelbaren Eindrücken des Augenblickes selbständig das Kommando, so daß für Gneisenaus Tätigkeit während der eigentlichen Schlacht wenig Raum blieb. Da Wellington nicht kam, so hätte man die Schlacht defensiv bis zum Abend mit möglichster Schonung der Kräfte hinhalten müssen, um sich in der Nacht zurückzuziehen, wenn man den Kampf am anderen Tage nicht mehr fortzusetzen vermochte. Das hätte Blücher aber nimmermehr ertragen: Napoleon vor sich zu haben, ohne ihm selbst auf den Leib zu gehen. Wenn die Alliierten auch ausblieben, so sollte der Vorstoß auf dem rechten Flügel doch unternommen werden. Die Reserven wurden dorthin gezogen, ehe sie durch die zu spät herangerufenen Brigaden des 3. Korps im Zentrum ersetzt sein konnten. Das Zentrum wurde dadurch geschwächt, und die Offensivbewegungen waren dennoch zu schwach, um einen rechten Erfolg zu haben. Dabei wirkten die von zwei Stellen zugleich zum Angriff vorgehenden Truppen nicht recht zusammen. Ganz ebenso wurden auch an anderen Orten vereinzelte und ungenügende Vorstöße gemacht; namentlich mißglückte ein Ausfall des 3. Korps gänzlich. Das Ineinanderschieben des 1. und 2. Korps störte die Einheitlichkeit des Befehls; die beiden Korpskommandeure hatten keinen Wirkungskreis, die einzelnen Brigadegenerale hatten nicht den genügenden Überblick. So konnte es geschehen, daß in dem Augenblick, wo die Franzosen sich zu ihrem letzten entscheidenden Stoß auf Ligny rüsteten, die letzte dort stehende Reserve auf die falsche Bestellung eines Adjutanten nach Sombreffe abrückte, wo überhaupt kaum ein Kampf stattfand. Ehe sie wiederkam, war die Schlachtlinie eben an jener Stelle durchbrochen.*)

Die in Ligny und an zahlreichen Stellen der Umgegend entbrannten Kämpfe sind nur in großen Umrissen mit einiger Zuverlässigkeit zu schildern, da selbst die gewissenhaftesten Berichte, auch die von Wagner, Hoffmann und Damitz sehr von einander abweichen und oft zu entgegengesetzten Angaben kommen. Mit furchtbarer Wut wurde der Kampf auf beiden Seiten geführt, namentlich in und um Ligny. Hier war der ganze Ort mit Kämpfenden angefüllt. Niemand dachte an Schonung. Jeder Reihenkampf war aufgehoben; in wild durcheinander wirbelnden Gruppen schlug man mit Bajonett und Kolben aufeinander ein. Verwundete, Sterbende und Leichen füllten die Straßen und Gassen des Orts. Dazwischen brüllten die Kanonen, und die Flammen des brennenden Dorfes beleuchteten die entsetzlichen Bilder des Schreckens und der Zerstörung. Mit wildem Grimm kämpften die alten, aus der Gefangenschaft zurückgekehrten

*) Delbrück, Gneisenau II.

napoleonischen Soldaten; sie hätten ihren Kaiser aus der Hölle herausgeholt. Ihre Führer wußten ihren Grimm ins Ungemessene zu steigern. Der französische General Rouget hatte seinen Gardegrenadieren befohlen, kein Pardon zu geben; „wer ihm den ersten gefangenen Preußen bringe, den würde er füsilieren lassen." Mit wilder Wut wurde der Kampf besonders an der Brücke über den Lignebach bei der Ferme d'En Bas geführt.

Das sich westlich an St. Amand-la Haye anschließende Dorf Wagnelée wurde der Schauplatz zahlreicher erbitterter Einzelkämpfe. Ein Mitkämpfer entwirft folgende Schilderung:




Schlacht bei Ligny am 16. Juni 1815.
Kampf an der Brücke über den Lignebach bei der Ferme d'En-Bas.

„Wir hatten mit großen Tirailleurschwärmen die Feldgärten eines Gehöftes umstellt, welches von Wagnelée etwas entfernt lag; wie es sich nachher zeigte, war es von Voltigeur- und zwei Grenadier-Kompagnien des 70. französischen Regiments besetzt, welche als Reserve für die in den Dörfern selbst fechtenden dienen mochten. Die äußere Umfassung der Gärten wurde von einer Hecke und einer Anzahl junger, aber hochgewachsener Pappeln gebildet. Hier standen die Unsrigen ziemlich sicher; allein sowie man durch die Einfriedigung in den Garten selbst vordrang, war das feindliche Feuer, das aus den Fenstern, Dächern und Mauerluken erfolgte, so wirksam, daß die Angreifer reihenweise stürzten. — Nachdem einige Angriffe gegen die durch Hecken und Bäume verdeckten Häuser vergeblich gemacht worden waren, sah man ein, daß auf diesem Wege nicht einzudringen sei, aber eine Umgehung von der Feldseite her zum Ziele führen konnte.

Leutnant Schmied, zugleich Auditeur, forderte Freiwillige auf und ging unter dem Rufe: „Es lebe der König!“ voran; eine Anzahl Jäger und Füsiliere folgten ihm. Zwischen den Getreidefeldern und den Hecken drang man trotz des feindlichen Feuers vor. Etwa 30 bis 40 Mann mit ihrem Führer erreichten den hinteren Ausgang des Gehöftes; die französischen Voltigeure waren im Begriff, sich auf uns zu stürzen; eine Salve aus unseren Büchsen auf zehn Schritt streckte eine so große Zahl von ihnen nieder, daß der Ausgang mit Toten und Verwundeten versperrt war. Über die Leichname brach jetzt eine Anzahl beherzter Feinde hervor, von einem alten Kapitän geführt, welcher mit gezogenem Degen auf uns eindrang. Der Füsilier Alte von der 4. Kompagnie des 25. Regiments rannte ihm das Bajonett durch den Leib, und als er sich noch einmal erhob, erhielt er von dem Jäger Stosch einen Schlag mit dem Büchsenkolben gegen den Schädel, daß er tot niedersank. Alte riß dem gebliebenen Offizier die Epauletten ab, Stosch nahm den Degen und suchte nach anderer Beute. Da stürzten plötzlich aus derselben Tür die noch zurückgebliebenen französischen Grenadiere heraus, den Adler und zwei dreifarbige Fahnen in ihrer Mitte. Die Unseren empfingen sie mit einem Kugelregen; einer der Fahnenträger stürzte, auf den Kopf getroffen; krampfhaft hielt er die Fahnenstange fest, auf welcher, als er im Todeskampfe noch einmal aufsprang, der bisher durch das dreifarbige Fahnenblatt verdeckte Adler sichtbar wurde. Mit Hurra stürmten die Jäger darauf los; da sie aber Büchsen ohne Bajonett führten, vermochten sie nicht in die geschlossene Schar der Grenadiere, welche ihnen ihre ellenlangen Gewehrspieße entgegenhielten, einzudringen; Verstärkung kam ihnen zu Hilfe und deckte ihren Rückzug.“

Auch an anderer Stelle geschehen Taten von heldenhafter Tapferkeit. „Haltet Euch brav, Kinder“, rief der alte Blücher den Bataillonen zu, die er in die Dörfer führte; „laßt die Nation nicht wieder Herr über euch werden.“ Aber schon jetzt war zu sehen, daß die Preußen auf die Dauer unterliegen mußten. Sie hatten ihre Kräfte zu wenig geschont. Im Verlauf einiger Stunden hatten sie bei St. Amand und Ligny gegen 50 Bataillone und einen Teil ihrer Reiterei im Feuer gehabt; nur noch acht frische Bataillone waren ihnen verblieben. Noch bis zuletzt hatte Blücher die Hoffnung auf eine Unterstützung durch Wellington nicht aufgegeben; erst gegen 7 Uhr hatte er die bestimmte Nachricht erhalten, daß Wellington bei Quatrebras selbst Mühe hatte, sich zu behaupten. Als dann noch etwa um dieselbe Zeit die voreilig ausgesandten Adjutanten dem Feldmarschall die Kunde brachten, daß der Feind auf beiden Flügeln sich zurückziehe, glaubte Blücher, daß jetzt ein Vorgehen im Zentrum von entschiedenem Erfolge sein müsse. Er schickte vier Bataillone der 8. Brigade nach Ligny, drei andere führte er selbst nach St. Amand-la Haye.

Dadurch aber hatte er sein Zentrum in verhängnisvoller Weise geschwächt. Mit scharfem Blick hatte Napoleon es bemerkt, und als der drückend heiße Tag sich seinem Ende nahte, da schickte sich der Schlachtenmeister an, die Stellung der Preußen bei Ligny und unterhalb des Dorfes bis Sombreffe zu durchbrechen. Auf der südlich von Ligny liegenden Anhöhe „Tombe de Ligny“ (das Grab von Ligny) haltend, rief er mit dämonischer Freude: „Die Preußen haben keine Reserven mehr!“ Von dem Dunkel eines vorüberziehenden Gewitterschauers unterstützt, brach er gegen 8½ Uhr abends mit 16 Bataillonen Garde und seinen Kürassieren an dem unteren Ende von Ligny durch das preußische Zentrum. Blücher warf dem Feinde das in der Nähe befindliche 6. Ulanenregiment entgegen. Oberst von Lützow war es, der das wackere, aus der berühmten schwarzen Reiterschar gebildete Regiment gegen den Feind führte. In ruhiger Haltung, mit einer furchtbaren Gewehrsalve empfing dieser die anstürmenden Reiter. Lützow selbst sinkt schwer verwundet nieder. Der tapfere Angriff der Reiter ist abgeschlagen.

Blücher selbst hielt in dem Augenblicke, da die französische Infanterie siegesgewiß im Sturm-

schritt auf Ligny vordrang, seitwärts auf dem Felde in der Nähe einiger Regimenter seiner Reservekavallerie. Gneisenau war in diesem Augenblicke der Not nach dem rechten, Grolmann nach dem linken Flügel geeilt, um Verstärkungen heranzuholen. In dieser kritischen Lage erwachte wieder die alte Husarennatur bei dem Feldmarschall. Die Gelegenheit war günstig, ein Reiterstücklein auszuführen. „Nostitz", rief er seinem Adjutanten zu, „Sie bleiben bei mir!" Dann ließ er „Marsch, Marsch!" blasen, setzte sich an die Spitze des nächstbesten Reiterregiments und stürzte sich, gefolgt von der gesamten Reiterschar, in den Feind. Er stieß, wie sein Adjutant Major Graf von Nostitz selber berichtet, auf eine Kolonne französischer Kürassiere, welche ihn mit einer Salve aus ihren Karabinern empfing, wodurch sein Pferd tödlich, das des Grafen von Nostitz durch den Hals verwundet wurde. Der Angriff der preußischen Reiterei mißlang; der Feldmarschall war zum Rückzug genötigt, eine feindliche Abteilung folgte hinterher. Bei diesem Zurückreiten machte Graf Nostitz den Fürsten darauf aufmerksam, daß sein Pferd dicht hinter dem Sattelgurt stark blute und bat ihn dringend, so sehr als möglich zu eilen, um seine Person in Sicherheit zu bringen. Der Fürst gab diesen Vorstellungen Gehör; er hatte bereits einigen Vorsprung vor dem Feinde gewonnen, als er an den konvulsivischen Bewegungen seines Pferdes bemerkte, daß es dem Hinfallen nahe sei. Er hatte nur noch so viel Zeit, zu sagen: „Nostitz, nun bin ich verloren!" als er niederstürzte. In dem Augenblick, in welchem Nostitz diesen Unfall bemerkte, sprang er vom Pferde und stellte sich dicht neben den, unter seinem in Todeskrämpfen zuckenden Pferde liegenden Fürsten, entschlossen, ihn zu verteidigen oder sein Schicksal zu teilen. Einige Augenblicke waren in dieser höchst kritischen Lage vergangen, als die feindlichen Kürassiere, die preußischen verfolgend, so dicht vorübersprengten, daß sie das Pferd des Grafen Nostitz, welches etwas schräg stand, nahezu berührten.

Vielleicht daß Nostitz bei der Hitze des Verfolgens nicht bemerkt wurde, vielleicht aber auch, dies ist das Wahrscheinlichste, daß keiner der Kürassiere absteigen konnte, um die Verwundeten auszuplündern; denn das Gefecht war noch nicht beendet, und ein rasches Vordringen der Preußen würde die abgesessenen schwerfälligen Kürassiere selbst der Gefahr, gefangen zu werden, ausgesetzt haben. Die preußische Kavallerie hatte sich während der Zeit gesammelt, warf die sie verfolgende Abteilung des Feindes zurück, und zum zweiten Male sprengten die Kürassiere auf ihrem Rückzuge bei dem Feldmarschall vorüber.

Dem ersten preußischen Reiter, den Nostitz erblickte, fiel er in die Zügel, befahl ihm zu halten und abzusteigen und rief den andern zu, ihrem unter dem Pferde liegenden Feldmarschall aufzuhelfen. Alles geschah, und in größter Eile wurde nun das tote Pferd von dem Fürsten heruntergehoben. Er war von der Heftigkeit des Sturzes noch betäubt und konnte sich nicht gleich von dem Gefährlichen seiner Lage überzeugen; Nostitz mußte ihn fast wider Willen auf das Pferd heben lassen, welches er für ihn ausgesucht; das seinige konnte er ihm nicht anbieten, da es verwundet war. Der Fürst hatte kaum den Fuß über Sattel genommen, als die Kavallerie, abermals von dem Feinde geworfen, fast zugleich mit diesem an uns herankam; der Fürst eilte nun zu der zunächst stehenden Infanterie, und seine Rettung war gelungen. Ein Zeitverlust von einigen Minuten würde die Gefangennahme des Fürsten unzweifelhaft nach sich gezogen haben, weil er alsdann nicht vor der Ankunft des Feindes angekommen wäre, und der Feind das Terrain, wo der Feldmarschall fiel, nicht mehr zum zweiten Male verloren hatte. Das Entscheidende bestand also darin, daß Graf Nostitz dicht neben dem unter dem Pferde liegenden Fürsten stand und daher alle Mittel zu seiner Rettung rasch benutzen konnte; schon eine Entfernung von zehn Schritten würde dies unmöglich gemacht haben. Der Fürst trug an diesem Tage einen blauen

Überrock mit rotem Kragen und war ohne alle Abzeichen. Seine Mütze war durch den Sturz heruntergefallen und lag dicht neben ihm. Das Pferd, welches ihm totgeschossen wurde, war ein großer Schimmel, ein Nationalengländer, den er vom Prinzregenten zum Geschenk erhalten hatte. Die Kugel war dicht am Sattelgurt in den Leib des Pferdes eingedrungen; obwohl in die linke Seite geschossen, war es doch auf die rechte gefallen.

„Der Graf Nostitz", so heißt es zum Schluß des Berichtes, „trug einen blauen Überrock mit grünem Kragen und eine gewöhnliche Feldmütze. Er ritt einen Schimmel mit langem Schweif, dessen Halswunde stark blutete. Als der Fürst gestürzt war, stellte Graf Nostitz sich an den Kopf seines Pferdes nach der Seite des Fürsten zu. Der erste preußische Reiter, den Nostitz anhielt, war der Ulanen-Unteroffizier Schneider vom Regiment des Obersten Lützow; der Feldmarschall bestieg das Pferd dieses Ulanen. Fast zu gleicher Zeit kamen mehrere Reiter von verschiedenen Regimentern. Fünf bis sechs Mann waren zur Weghebung des Pferdes vom Fürsten nötig."

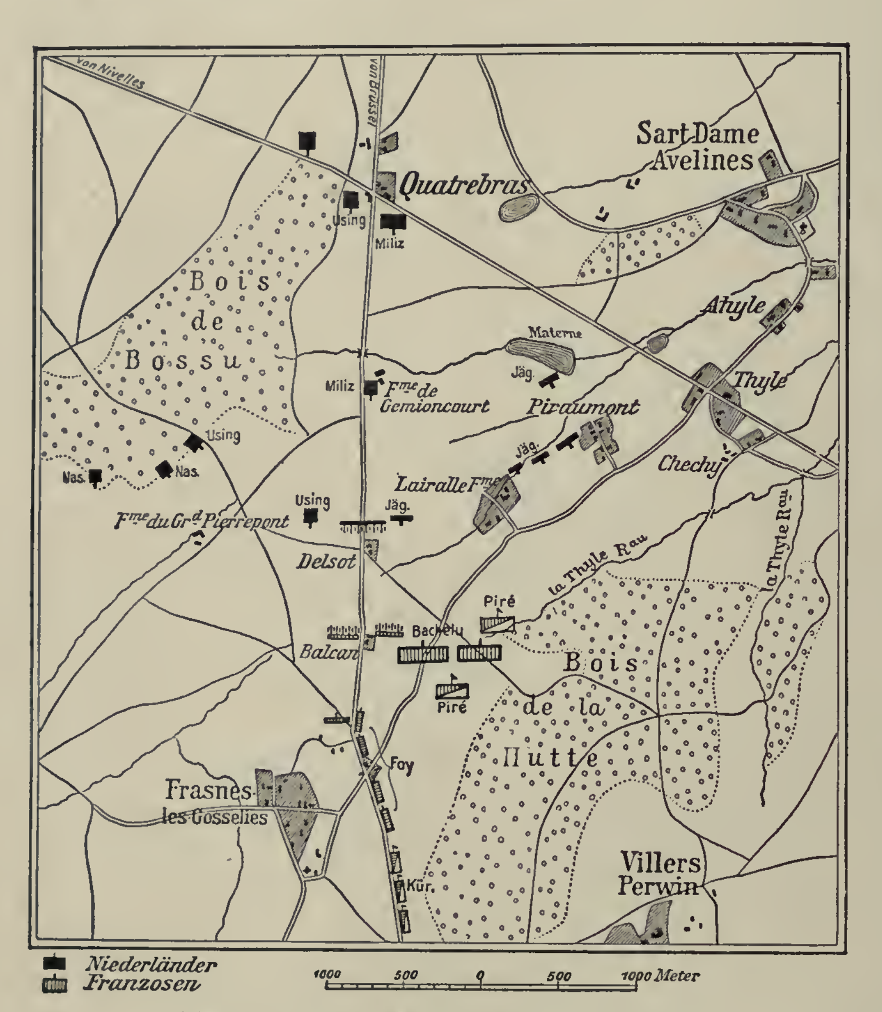
Noch bis tief in die Nacht wurde der Kampf auf beiden Seiten mit grimmer Todesverachtung geführt. Aber die Niederlage für die Preußen war nicht mehr abzuwenden. Das Zentrum war durchbrochen, und während der linke Flügel unter Thielmann sich noch mit aller Anstrengung behauptete, der andere auseinander gesprengt war, trat nicht nur für das Preußische, sondern für das gesamte englisch-niederländische Heer, somit für den ganzen Feldzug ein Augenblick der höchsten Gefahr ein. Der preußische Oberfeldherr war verschwunden. Aber weder für einen Ersatz des Feldmarschalls noch für die nötigen Angaben über die Rückzugslinie und die Sammelpunkte war nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht gesorgt worden. Doch gottlob, es waren noch zwei Männer zur Stelle, zwei ganze Männer, welche diese große Gefahr abzuwenden den Mut und auch das Zeug hatten. „Da traten", wie General Hoffmann*) bemerkt, für den abhanden gekommenen greisen Feldmarschall zwei große Generäle ein. Der Generalquartiermeister Grolmann war, sobald er sich überzeugt hatte, der Feind sei nicht mehr zurückzuwerfen, nach Brye geeilt, forderte den eben eingetroffenen General Pirch I auf, hier die zurückkommenden Truppen bis zum erfolgten Eintreffen von Jagow zu sammeln; dann eilte er gegen Sombreffe, wo er das Kolberger Regiment traf und es mit dem von Brye herangezogenen 3. westfälischen Bataillon Gylnhausen an den dortigen Hohlweg postierte. Beide Punkte wurden bis nach Mitternacht gehalten und dadurch der Abzug des Zentrums gesichert.

Auf der Höhe von Brye sehen wir — es ist kurz vor Sonnenuntergang — den anderen der beiden Getreuen halten, Gneisenau, den Chef des Generalstabs. Er wirft einen Blick auf die Karte: „Wir müssen in Verbindung mit den Engländern bleiben." Das ist das kurze, aber entscheidende Ergebnis seiner Überlegung. Und so befiehlt er laut und vernehmlich den nächsten Generalen und Adjutanten den Rückzug auf Tilly und Wavre. Es war dieser Entschluß Gneisenaus in allem Unglück ein großes Glück, „eine wahrhafte Inspiration des Genius unseres Gneisenau", wie Reiche, der Chef des Generalstabs vom 1. Armeekorps, bemerkt, wurde doch durch das Einschlagen dieser Rückzugslinie einzig und allein die Verbindung mit den Engländern und dem nicht zur rechten Zeit eingetroffenen Korps Bülow ermöglicht. Freilich, das Wagnis war nicht gering. Nach Tilly und Wavre führten nur einzelne kleine Wege; die Nacht war bereits hereingebrochen, und das Gewagteste war, wie General Hoffmann bemerkt, daß man die direkte Verbindung mit dem Rheine aufgegeben hatte. Aber gerade das Verlassen der großen Heerstraße und das Ein-

*) Hoffmann, Geschichte des Feldzuges 1815.

schlagen der kleinen Seitenwege ließ den Rückzug glücken. Der Feind fürchtete, durch allzu rasche Verfolgung in einen Hinterhalt zu geraten; das machte seine Verfolgung lau und unwirksam.

Bald hatte man auch die Freude, den alten Feldmarschall wieder zu sehen. Mit Nostitz war er in der Richtung auf Wavre vorwärts geeilt. In einem Dorfe, etwa 7 Kilometer vom Schlachtfelde entfernt, stieg der verwundete Held, der es vor Schmerzen kaum aushalten konnte, in einem Bauernhause ab. Bald gelangte auch Gneisenau hierher und eine Anzahl höherer Offiziere, die sämtlich der weiteren Befehle harrten. Alles scharte sich um den geliebten Feldmarschall, der ungebrochenen Mutes war, obwohl ihm die ganze rechte Seite, besonders Schulter und Bein, stark gequetscht waren. Zu Gneisenau, der sich ebenfalls beim Sturze mit seinem erschossenen Pferde verletzt hatte, sagte er: „Wir haben Schläge gekriegt und müssen die Scharte wieder auswetzen.“ Dann gab er Befehl, die Offiziere zu bewirten, so gut es anging. Aus einem Stalleimer tranken sie Warmbier, indes der Feldmarschall und Gneisenau weiter berieten, was zu tun sei.




Plan zum Treffen bei Quatrebras am 16. Juni 1815.

Auf dem Wege nach Wavre, wohin Blücher voraus ritt, jubelten die Truppen in heller Freude auf, als sie ihren geliebten Führer wieder erblickten, den sie, wie das Gerücht schon gelautet hatte, schwer verwundet und gefangen geglaubt hatten. Sie brannten vor Verlangen, das Mißgeschick des gestrigen Tages wieder gut zu machen. „Von dem Augenblicke an“, sagt Grolmann, „wo man über den Weg des Rückzuges einen festen Entschluß gefaßt hatte, trat neues Leben und neue Tätigkeit in alle Anordnungen, und es eilte ein jeder mit dem regsten Eifer, den ausgesprochenen Gedanken zur Tat werden zu lassen. Der gefaßte Entschluß war groß, und die Kriegsgeschichte kann kein Beispiel aufstellen, in welchem eine geschlagene Armee ihre Rückzugslinie mit so geringen Mitteln und in so guter Haltung verändern durfte.“ Mit diesem meisterhaften Rückzuge war der glorreiche Tag von Belle-Alliance vorbereitet. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während bei Ligny die Armee Blüchers am 16. Juni so schwer gerungen, hatte auch das vereinigte englisch-niederländisch-braunschweigische Heer bei Quatrebras gegen Marschall Ney und Napoleons Bruder Jerôme einen schweren Stand gehabt. Napoleon wollte hier gewaltsam durchbrechen, um das britische und preußische Heer voneinander zu trennen. Der Punkt war von den

Franzosen nicht ungeschickt gewählt, denn hier durchkreuzten sich zwei Straßen. Ein am Wege stehender Wegweiser mit vier Armen hat dem daneben stehenden Wirtshaus und dem ganzen Orte den Namen Quatrebras (vier Arme) gegeben.

Marschall Ney hatte für den 16. Juni zunächst nur eine allgemeine Weisung erhalten, da Napoleon den für ihn so günstigen Verlauf des Kampfes bei Ligny nicht geahnt hatte. Er sollte zunächst bei Quatrebras Stellung nehmen und von hier aus, wo die Straßen nach Brüssel und Nivelles sich kreuzen, gegen diese beiden Punkte, „auf welche sich der Feind wahrscheinlich zurückgezogen habe", rekognoszieren. Als Ney gegen 2 Uhr in der Ausführung dieses Befehls mit dem linken Flügel seines Heeres auf der Straße nach Brüssel gegen Quatrebras vorging, mußte er bald erfahren, daß die englische Macht, welche ihm gegenüber stand, von Napoleon zu gering eingeschätzt worden war. Freilich, zuerst war er nur auf geringe Truppenteile gestoßen; je weiter er aber gegen die englische Stellung vordrang, auf desto größere Massen traf er, und er überzeugte sich bald, daß es ihm schwer, fast unmöglich werden würde, „sie mit einem raschen Stoß niederzuwerfen", wie Napoleons Befehl lautete; er durfte schon zufrieden sein, wenn es ihm gelang, die Engländer bei Quatrebras festzuhalten, damit sie nicht den Preußen bei Ligny zu Hilfe eilen konnten.

Freilich, da die Heeresteile der englisch-niederländischen Armee weit auseinander standen, so konnten sie, aus weiter Entfernung herbeieilend, immer erst nacheinander in den Kampf geworfen werden. Als Ney gegen 2 Uhr zum Kampf anrückte, fand er südlich Quatrebras in der Nähe von Gemioncourt zunächst nur ein aus 16 Bataillonen Nassauern und Niederländern bestehendes Heer von etwa 6000—7000 Mann, mit 16 Geschützen unter dem Oberbefehl des Prinzen von Oranien. Der rechte Flügel dieses Heeres lehnte sich an das Gehölz von Bossu. Ney, der mit seinen 11500 Mann zunächst in bedeutender Übermacht war, griff den Feind, den er für ungleich stärker hielt, mit Ungestüm an, entriß den Niederländern Gemioncourt und warf sie auf das Gehölz von Bossu zurück. Da versuchte die niederländische Reiterei, in einer Stärke von 1100 Pferden das Gefecht herzustellen; vergebens, auch sie wurde von dem allgemeinen Rückzug mit fortgerissen. So war die verbündete Armee in eine ernstliche Bedrängnis geraten und lief Gefahr, den wichtigen Kreuzpunkt von Quatrebras zu verlieren, um so mehr, da durch das Erscheinen einer neuen Division Neys Heer bis auf 17000 Mann verstärkt worden war.

Da nahte im höchsten Moment der Gefahr zwiefache Hilfe. Wellington war soeben von seiner vorn erwähnten Unterredung mit Blücher zurückgekehrt. Unter der Hand des kundigen Feldherrn nahm die Schlacht sofort eine günstigere Wendung. Dann trafen — es war zwischen 3 und 4 Uhr — die freilich von Wellington schon viel früher erwarteten Regimenter der Reserve von Brüssel ein: zwei britische Brigaden von der Division Picton, von der hannoverschen Brigade Best und der größte Teil des braunschweigischen Korps unter dem Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels mit seiner schwarzen Schar.

Obwohl Wellingtons Heer jetzt 19000 Mann mit 30 Geschützen zählte, gelang es dem tapferen Angriff all dieser Brigaden zunächst nicht, den unaufhaltsam vordringenden Feind zum Stehen zu bringen. Auf beiden Flügeln drangen die Franzosen vor, und in ihrem Zentrum war eben eine starke Angriffskolonne im Begriff, von Gemioncourt her auf Quatrebras vorzudringen. Da warf sich ihnen unter dem heftigsten Geschützfeuer der tapfere englische General Picton mit seinen britischen Veteranen entgegen; ihr Bajonett räumte furchtbar auf unter dem überraschten Gegner. Weniger glücklich waren die Verbündeten auf dem rechten Flügel ihrer Stellung. Unter dem Schutze ihres überlegenen Artilleriefeuers drangen die Franzosen aus dem Gehölz von Bossu gegen die Braunschweiger vor.

Da versuchte der tapfere Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels die Entscheidung zu bringen. Dem gegen Quatrebras vordringenden französischen Fußvolke führte er sein Ulanenregiment entgegen. Aber der Feind empfing die Reiter mit voller Ladung; die Ulanen machten Kehrt, und der Herzog sah sich bei der Übermacht gezwungen, sein Fußvolk ebenfalls den Rückzug antreten zu lassen. Das Leib-Bataillon, in dessen Mitte sich der Herzog zu Pferde befand, marschierte links seitwärts der Chaussee an der Schäferei vorüber, um die Straße von Namur zu erreichen. Kanonenkugeln, welche in die gedrängte Masse einschlugen, veranlaßten Verwirrung, die noch ver-




Bei Quatrebras am 16. Juni 1815.
Die Braunschweiger in dem Kampfe mit Marschall Neys Truppen.

mehrt wurde, als ein französisches Kürassier-Regiment herantrabte. Vergebens bemühte sich der Herzog, sein Fußvolk zu einem festgeschlossenen Viereck zu sammeln; keiner seiner Adjutanten war bei ihm. Da er zu Pferde war, mit lauter Stimme und hochgeschwungenem Säbel kommandierte, ward er von den umherschwärmenden Tirailleuren zur Zielscheibe gewählt und sank, von einer Gewehrkugel getroffen, vom Pferde. Die französischen Kürassiere waren im Verfolgen begriffen; zum Tode verwundet, lag der tapfere Vorkämpfer deutscher Freiheit bewußtlos zwischen Feind und Freund. Der Korporal Külbel vom Leib-Bataillon rief zwei Kameraden, den Hornist Aue und den Jäger Reckau herbei; alle drei wagten entschlossen ihr Leben, daß nur ihr Herzog nicht in Feindes Hand fallen möge. Für eine sanftere Tragbahre, als die drei Gewehre sie darboten, konnte nicht gesorgt werden. Erst als sie den Schwerverwundeten bis hinter das zweite Treffen getragen,




Bei Quatrebras am 16. Juni 1815.
Angriff der Engländer auf den rechten Flügel der Franzosen.



gelang es, ihn auf das Plaid eines Gefallenen zu legen und auf dieser wollenen Decke weiter zu tragen. Der Herzog erwachte jetzt aus seiner Ohnmacht; er klagte über brennenden Durst, vermochte aber nicht, das ihm gereichte Wasser hinunterzuschlucken. In der Nähe einschlagender Kanonenkugeln war ein längeres Rasten gefährlich. Noch einmal öffnete der Herzog die Augen; seine letzten Gedanken beschäftigten sich mit der Sorge für seine Truppen; sein letztes Wort war: „Olfermann!" (Kommandeur des braunschweigischen Armeekorps). Jetzt fanden sich Major Wachholz und Adjutant Kübeck ein und sorgten dafür, daß der Herzog in ein an der Brüsseler Straße gelegenes Haus, „la Baraque" genannt, getragen wurde. Als der Stabsarzt Dr. Pockels herbeikam, hatte der tapfere Herzog seine Heldenseele bereits ausgehaucht.*) In deutschen Landen aber lebte der Held im Liede**) fort; bald sang man:

Bei Quatrebras, da fiel ein Schuß,
Der ging unserm Herzog durch die Brust,
Unsern Herzog, den haben wir verloren,
O, wäret ihr Welschen nie geboren!
Wir Schwarzen, wir rufen: Hurra, hurra!
Ganz mutig stehn wir da!"

Der Tod ihres Herzogs entflammt die tapferen Braunschweiger zu höchster Wut; in Todesverachtung werfen sie sich dem übermächtigen Feinde entgegen und rächen ihres Herzogs Blut in dem der Feinde. Aber vergebens. Der Anprall der siegreich vorstürmenden Reiterei ist zu groß; sie drängt bis Quatrebras vor und erscheint schon im Rücken eines britischen und eines schottischen Hochlandsbataillons. Die englischen Veteranen Pictons aber lassen die französischen Reiterscharen ruhig in ihrem Rücken heranbrausen, den Anschein erweckend, als seien sie auf der Flucht; da aber machen sie plötzlich „kehrt!" Ihr wohlgezieltes Feuer empfängt den verblüfften Feind mit einem vernichtenden Hagel von Geschossen, daß er eilig sich wendet und mit beträchtlichem Verlust zurückjagt. Nicht minder wirkte an anderer Stelle der kaltblütige Mut der schottischen Hochlandskinder. Rasch haben sie sich in Vierecken geordnet und trotzen in bewundernswürdiger Ruhe und Ausdauer den immer und immer wieder erneuten Angriffen der französischen Reiterei, bis in den Augenblicken höchster Not — es mochte schon 5 Uhr nachmittags sein — der größte Teil der Division Alten eintraf, vier britische Bataillone von der Brigade Sir Colin Halketts und sechs hannoversche unter Graf Kielmannsegge; namentlich die britischen Brigaden Kempt und Pack (von der Reserve) gaben hier den Ausschlag. Die Division Alten begann sich sofort im Walde von Bossu auszubreiten.

Marschall Ney hatte längst die Hoffnung aufgegeben, Blücher bei Ligny in die Flanke zu fallen, wie Napoleons Befehl es angeordnet; er war zufrieden, wenn es ihm gelang, die englisch-niederländische Armee von der Brüsseler Straße abzudrängen. Der tapfere Marschall stand schon längst nicht mehr auf der Höhe seines alten trotzigen Soldatenmutes. Eine fiebrige Unruhe, die ihn nicht zum rechten Gebrauch seiner überlegenen Feldherrngaben kommen ließ, quälte ihn schon während des ganzen Feldzuges. War es der Eidbruch, den er begangen, der ihm seine Ruhe raubte? Der ihm eine schmachvolle Zukunft vor die Augen stellte? Seine glänzende Vergangenheit als Soldat stand auf dem Spiele. Leidenschaftlich erregt, dringt er in seinen tapferen Landsmann Kellermann (beide waren Elsaß-Lothringer), mit einem wuchtigen Angriff, wie einst bei Marengo, Frankreichs Zukunft zu retten. Wie ein Sturm braust die übermächtige französische Reiterei

*) Diese, von dem Korporal Külbel, der später in Braunschweig Tischlermeister war, überlieferte Erzählung, stimmt mit dem, in der Geschichte des braunschweigischen Armeekorps (Braunschweig, Vieweg 1816) enthaltenen Bericht überein.

**) An seinen Heldentod erinnert an der Stelle, wo er fiel, ein in Kupfer getriebener Löwe auf 8 Meter hohem Granitsockel.

heran; aber ihr Versuch, die Reihen der Gegner zu durchbrechen, scheitert an der Ruhe der englischen Veteranen Pictons, die einst, wie ihre Vorfahren bei Minden, das Gewehr zur Attacke rechts nehmen und mit dem Bajonett den Reitern zu Leibe gehen.

Während Altens tapfere Regimenter das Gehölz von Bossu völlig in ihre Gewalt brachten, war auch von anderer Seite, freilich etwas spät, Hilfe eingetroffen. Schon dämmerte der Abend herein, als von der Brüsseler Straße her Wellingtons Reserven eintrafen; es waren die letzten Braunschweiger und die englischen Garden unter Cook. Da Wellington jetzt über eine bedeutende Überlegenheit verfügte (32000 Mann, 70 Geschütze, 18300 Franzosen und 52 Geschütze), konnte der Widerstand des Feindes als gebrochen betrachtet werden. Die meisten Stellungen, die er bereits am Mittag besaß, hatte er wieder aufgegeben; der Wald von Bossu war längst von ihm geräumt; auch die so tapfer verteidigte Stellung bei Gemioncourt mußte er aufgeben und sich eilig auf Frasnes zurückziehen. Die Franzosen hatten im Gefecht bei Quatrebras 4000 Mann verloren; die Verluste der Deutschen und Engländer zusammen betrugen 3436 Mann, die der Niederländer gegen 1000 Mann. Viel stärker waren die beiderseitigen Verluste bei Ligny gewesen. Die der Franzosen betrugen 7500 Mann; die Preußen hatten den schweren Tag mit 11500 Mann bezahlen müssen, darunter mehrere hohe Offiziere.

Dagegen war der britischen wie der deutschen Infanterie bei Quatrebras ein großer Triumph gelungen. Aber auch Ney, obwohl er den Rückzug hatte antreten müssen, hatte seinen Zweck erfüllt. Faßt man das Gefecht, wie es durch die Sachlage nicht anders geboten erscheint, im Zusammenhang mit der Schlacht von Ligny auf, so hatte für beide Teile der Verlust der einen Schlacht den Gewinn der anderen aufgewogen. Ney hatte durch seinen starken Widerstand Wellington verhindert, Blücher zu Hilfe zu eilen; Wellington hatte durch seinen Sieg den französischen Marschall festgehalten und ihn gehindert, den Plan Napoleons auszuführen. Die Wage, die der Schlachtengott emporhielt, stand gleich. Der nächste Tag, vielleicht die nächsten Stunden, mußten entscheiden, nach welcher Richtung sie niedersinken sollte.





## V. Belle-Alliance.

Es war ein Moment von großer historischer Tragweite, ein Augenblick, der das Geschick des ganzen Feldzuges entschied, als Gneisenau, in der Abenddämmerung des 16. Juni auf der Höhe von Brye haltend, die Karte in der Hand, den Rückzug in nördlicher Richtung über Tilly nach Wavre befahl. Gab man auch mit dem Einschlagen dieser Richtung die Verbindung mit dem Rheine auf, war auch die Wahl dieses Zieles schon deshalb ein Wagnis, weil nach Tilly und Wavre nur einige kleine Wege führten, was in der Dunkelheit verhängnisvoll werden konnte, so wurden doch alle diese Gedanken zurückgedrängt durch den einen großen Gewinn, daß man mit dem Einschlagen dieser Rückzugslinie die Verbindung mit den Engländern und dem Korps Bülows ermöglichte.

Napoleons Feldzugsplan hatte sich, wie wir gesehen haben, auf die Hoffnung gestützt, die Gegner, die ihm vereint um das Doppelte überlegen waren, vereinzelt zu schlagen. Die weit auseinander gezogene Aufstellung der Verbündeten war ihm dabei entgegengekommen. Die Ausführung seines Planes schien ihm auch ungemein erleichtert durch die von den Verbündeten getroffene Wahl der Rückzugslinien, welche in divergierender Richtung weit auseinandergingen. Zudem hatte der erste Stoß bei Ligny sie schon über ihren Vereinigungspunkt hinausgeführt. Die Führung des ganzen Feldzuges war bei dem Kaiser auf die Voraussetzung gebaut, daß die Preußen im Falle einer Niederlage die Richtung nach Osten, der deutschen Grenze zu, nehmen müßten; sie waren dann für immer von den Engländern getrennt, und mit diesen wollte er schon fertig werden. Jetzt aber hatten die Preußen auf Gneisenaus Entschluß ihre ursprüngliche Rückzugslinie auf-

gegeben, um den Engländern die Hand zu reichen. Damit hatte Gneisenau Napoleons ganze Berechnung zu schanden gemacht.

Die Erkenntnis dieser Tatsache brachte bei den Führern der preußischen Armee einen Umschwung in der Stimmung herbei, die sich trotz der erlittenen Niederlage schon am nächsten Tage in einer trotzig-heitern Siegeszuversicht äußerte. Ganz besonders bei Blücher. Gegen 6 Uhr früh des 17. Juni war er in Wavre eingetroffen. Eine Herzensstärkung war es für den alten Helden gewesen, daß er auf dem Wege hierher von den vorüberziehenden Truppen fortwährend Beweise ihres alten Kampfesmutes erhalten hatte. So freute er sich besonders über die Mitteilung, daß die geschlagenen Truppen den herankommenden Mannschaften Bülows, welche sie mit den Worten trösten wollten: „Kameraden, kehrt Euch an nichts, wir wollen Euch schon rächen!" die stolze Antwort gegeben hatten: „Das habt Ihr nicht nötig; wir werden uns schon selbst rächen!" So konnte Blücher mit Genugtuung schreiben: „Der Geist der Armee ist noch derselbe."

Und diese Genugtuung half ihm über die heftigsten Schmerzen hinweg, welche die angeschwollene rechte Seite ihm „vom Kopf bis zur Zehe" verursachte. Seine Pfeife rauchend, lag er angekleidet auf einem Ruhebette und hörte mit Vergnügen, wie die eingehenden Meldungen besagten, daß der Feind in der Verfolgung saumselig gewesen und über die Richtung des preußischen Marsches in Ungewißheit sei. Nebenbei vergaß er nicht, für seine körperliche Pflege zu sorgen. Er kannte ja besser als der Arzt, welcher Wassersuppen verordnet hatte, was ihm dienlich war, und so rief er denn, als jener fortgegangen, seinen Leibhusaren Petri heran und sagte zu ihm in seiner derben Art: „Petri, dem Quacksalber wollen wir 'ne Nase drehen; er hat mich bepflastert und eingesalbt, aber das Innerliche will ich mich selbst verschreiben. Hol Er mich eine Flasche Champagner, aber heimlich." Petri tat, wie ihm geheißen war, er brachte die Flasche glücklich durch und reichte den Inhalt in einem Bierglase dem Kranken, welcher mit Behagen trank und das letzte Glas seinem Mundschenken überließ. „So", sprach Blücher darauf, „jetzt ist mich schon besser zu Mut, Er sagt aber dem Doktor nichts, sonst hol ihn das Donnerwetter." „Und so haben wir öfter", pflegte Petri bei der Erzählung dieser Geschichte nachdrücklich hinzuzufügen, „was Innerliches gebraucht, sonst hätten wir die Campagne nicht so gut durchgemacht."*)

Seine unverwüstliche Natur und seine starke Willenskraft machten es ihm sogar möglich, mehrere Briefe zu schreiben. An seine Frau schrieb er:

„Wavre, den 17. Juni 1813.

Napoleon hat mich gestern nachmittag um 3 Uhr mit 120000 man linien Truppen angegriffen daß gefechte dauerte bis in die nacht, beide armeen haben ville menschen verlohren, ich habe mich heutte neher an den lord Wellington gezogen, und in einigen Tagen wird es wahr scheinlich wider zur Schlacht kommen, alles ist voll muht und wenn Napoleon noch einige solcher Schlachten liffert, so ist er mit seine armeh fertig, vorgestern ist ein Divisions-Generall nahmens Bourmont mit seinen gantzen stabe zu mich über gegangen und gestern wider ein Obriste und mehrere offizier, ich bin in der afair damit weggekommen, daß sie mich einen schönen Englischen Schimmel erschossen haben, Gneisenau hat dasselbe Schicksahl gehabt, wihr sind beide von den Fallen mit den Pferden etwaß mitgenommen sonst bin ich und meine Umgebung gesund nur mein adjutant major von Winterfelld ist schwehr Blessiert Gebhard ist gantz gesund und mein kreuz braffer Nostitz hat mich einen großen Dienst getahn, da er mich unter dem Pferde herauß geholffen.

Du kannst diesen briff in Berlin bekannt machen und nuhr sagen, daß sie negstens mehr erfahren sollten, den schlagen werden wihr uns nun öffter bis wihr wider in Paris sind; meine

*) Blasendorf, Blücher 323.

Truppen haben wie löwen gefochten, aber wir wahren zu schwag, den 2 von meine Corps wahren nicht bey mich, nun habe ich alles an mich gezogen. lebe wohl und grüße alles waß dich umgibt
Blücher."

Obwohl sein körperlicher Zustand leidend war, „sein Geist war frei und heiter." Wie Nostitz berichtet, sprach er sich sehr bestimmt dahin aus, daß, sein Befinden möge sein, welches es wolle, er sich eher auf dem Pferde anbinden lassen, als der Führung der Armee entsagen werde. Der Durst, blutige Rache zu nehmen, hatte sich seines ganzen Willens und Denkens bemeistert. Den Geist der Hoffnungsfreudigkeit atmet auch der in Blüchers Auftrag von Grolmann aufgesetzte Schlachtbericht, den er noch an demselben Tage an den König schickte:

„Die verlorene Schlacht", heißt es darin, „kann nicht von bedeutenden Folgen sein, da ich bis morgen früh hier ganz vereinigt sein werde, auch Wellington mir so nahe steht, daß keine geteilte Schlacht mehr vorfallen kann. Auch der Feind scheint erschöpft; noch ist er mir nicht gefolgt. General Kleist (er organisierte ein Armeekorps am Rhein und stand bei Arlon) ist angewiesen, im möglichen aber nicht wahrscheinlichen Falle Köln zu verteidigen. Was der Feind unternehmen möchte, wäre vielleicht Lüttich zu gewinnen, den Rhein hinaufzugehen, die russischen Kolonnen in der Flanke anzugreifen und Schwarzenbergs Operationen zu bedrohen. Daß man Bonaparten erlaubt hat, vor unserer Front so viele Kräfte zu konzentrieren, ist die Wirkung nicht zu erklärender Zögerungen im Marsch der alliierten Armeen (der Russen und Österreicher) und von Mangel an Verschwiegenheit (Metternich-Fouché) über die beschlossenen Entwürfe. Nichts indessen ist verloren, wenn nur Schnelligkeit und Entschlossenheit in die Operationen gelegt wird" u. s. w. In den gleichzeitig an Schwarzenberg und Wrede abgesandten Schreiben wurde ausdrücklich betont, daß Wellington mit Blücher entschlossen sei, dem Feinde eine Schlacht zu liefern, falls er sich gegen sie wende, und daß sie erwarteten, daß die alliierten Armeen, denen nur geringe Streitkräfte gegenüberständen, nun mit größter Tätigkeit und auf den kürzesten Linien ihre Operationen anfangen würden. Auch der König wurde über die Lage aufgeklärt. Gneisenau schrieb aus Wavre am 17. Juni zwischen 12 und 2 Uhr an den General v. d. Knesebeck, der sich bei Friedrich Wilhelm in Berlin aufhielt: „Aus der nur eine halbe Stunde weit gedauerten Verfolgung des Feindes dürfen wir schließen, daß selbiger gleichfalls erschöpft ist; noch ist er nicht gefolgt, und das Schlachtfeld ist nur mit Vedetten*) besetzt" u. s. w.

Die fortwährend eingehenden Meldungen im Hauptquartier ließen den alten Feldmarschall trotz seines leidenden Zustandes wenig zur Ruhe kommen. Wie Nostitz berichtet, sei der Geist Blüchers in steter Beschäftigung geblieben. „Von allen Truppen gingen Rapporte ein, und Befehle wurden für die neuen Bestimmungen ausgestellt. Dies machte vielfältige Besprechungen mit den Generalen Gneisenau und Grolmann und einer Menge anderer nötig." Aber je mehr sich der alte Held mit all diesen Dingen, die eine neue Wendung in dem Feldzuge herbeiführen sollten, beschäftigte, desto besser wurde seine Stimmung. Während Gneisenau ihm den vorn erwähnten, von Grolmann abgefaßten Bericht an den König vorlas, war der Wundarzt beschäftigt, ihm die gequetschten Stellen mit Spiritus einzureiben. „Was reiben Sie da ein?" fragte Blücher. „Spirituosa, Durchlaucht", war die Antwort. „Auswendig hilft es bei mir nichts", sagte der Alte und gab dem Diener einen Wink. Dieser verstand ihn sofort, ließ den Kork einer Champagnerflasche knallen und schenkte ihm ein. Der Fürst trank dem Kurier, welcher den Brief an den König bringen sollte, zu und rief ihm dann nach: „Sagen Sie man Sr. Majestät, ich hätte kalt nachgetrunken, morgen würde es besser gehen."

*) Vorgeschobene Posten einer Kavalleriefeldwache.

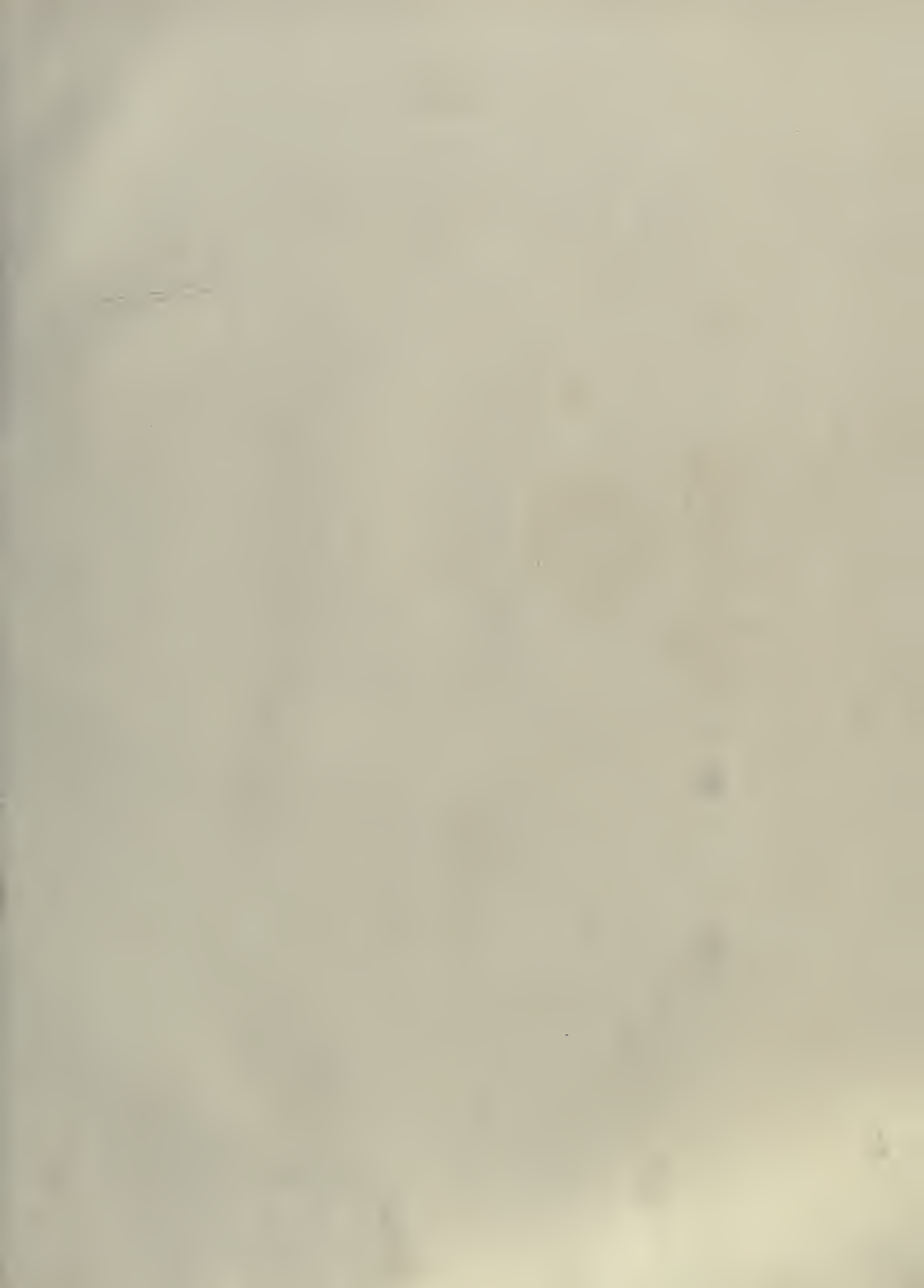
Wenige Beispiele zeigt die Kriegsgeschichte, da nach einer verlorenen Schlacht eine solche frohe Siegeszuversicht herrschte. Es lag wie eine Vorahnung großer herrlicher Dinge auf allen Gemütern. Diese zuversichtliche Stimmung zeigte sich vor allem auch im Blücherschen Hauptquartier, und der russische Militärbevollmächtigte General von Toll kam übel an, als er mit der etwas hochmütigen Miene des Gönners Nostitz zu trösten suchte und ihn auf die Hilfe der großen Armee Schwarzenbergs hinweisen zu müssen glaubte. Nostitz berichtet darüber in seinem Tagebuche: „Gegen Mittag ließ sich der russische General von Toll melden, er kam von Brüssel und wollte nach dem Hauptquartier seines Kaisers. Mit stolzem Selbstgefühl des eigenen Wertes verband der General eine oft verletzende Überschätzung der Allmacht des russischen Reiches und des entscheidenden Einflusses, welchen sein Kaiser als Chef der Koalition auf alle übrigen Monarchen ausüben müsse. Der Fürst hatte seit der Schlacht bei Brienne diesem General einen gewissen inneren Groll bewahrt; er wollte ihn nicht sehen und trug mir auf, während dessen zweistündigen Aufenthalts für seine Unterhaltung zu sorgen. Wie es schien, hatte der General sich hier die Aufgabe gestellt, mir und durch mich zugleich dem ganzen Hauptquartier tröstende Worte sagen und frischen Mut einflößen zu wollen. Er fing also damit an, die Verfassung zu loben, in welcher er die Truppen unserer Armee gesehen, bei welchen keine solche Auflösung, keine solche Entmutigung sichtbar sei, wie sie oft den Tag nach einer verlorenen Schlacht selbst bei den besten Truppen einzutreten pflegten; dem Feldmarschall würden daher immer noch hinlängliche Kräfte zu Gebote stehen, das weitere Vordringen des Feindes zu erschweren; im allgemeinen müsse man aber auch berücksichtigen, daß wir und die Engländer doch eigentlich nur die Avantgarde der großen Armee bildeten, welche in Eilmärschen herbeieile und gewiß nicht versäumen werde, vor dem Feinde die errungenen Vorteile zu entreißen. Nachdem er in diesem Sinne mit großem Aufwande von Worten und schönen Phrasen gesprochen, fügte er die Versicherung hinzu, daß er sich nach Möglichkeit beeilen werde, das Große Hauptquartier zu erreichen, um daselbst wahrscheinlich allen übertriebenen Gerüchten von der erlittenen Niederlage der preußischen Armee widersprechen zu können."

Ich hatte den Fluß der Rede mit keiner Silbe unterbrochen, es auch nicht unternommen, ein treues Bild der Ereignisse des vorigen Tages zu entwerfen; nachdem der General aber geendet, fühlte ich mich notgedrungen, seine Ansichten in der Art zu berichtigen, daß ich ihm die Versicherung gab, wie sich unsere Armee in einer Verfassung befände, jeden Augenblick eine neue Schlacht annehmen zu können; daß weder der Herzog Wellington, noch Fürst Blücher weichen würden, es daher nicht nur wahrscheinlich, sondern gewiß sei, daß in den nächsten Tagen und bevor er seinen Kaiser erreicht haben würde, eine zweite Schlacht stattfinden werde. „Wenn wir diese verlieren", setzte ich hinzu, „so wird die englische Armee sich nach Antwerpen, die preußische über den Rhein zurückziehen. Was in diesem Fall die Monarchen tun werden, wenn sie ihre beiden größten Feldherren aus dem Felde geschlagen sehen, wage ich nicht zu beurteilen, glaube aber, daß ein solches Resultat einen mächtigen Einfluß auf ihre ferneren Entschlüsse ausüben würde."

„Sollten wir aber in dieser zweiten Schlacht Sieger bleiben, dann könnte ich ihm die Versicherung erteilen, würden wir der Mitwirkung der Großen Armee nicht bedürfen, um durch die Einnahme von Paris unseren Monarchen eine abermalige Gelegenheit für die Abschließung eines ehrenvollen Friedens zu bereiten."

Dem General erschien diese Äußerung etwas kühn, vielleicht anmaßend; ich aber glaubte nichts gesagt zu haben, als was die Würdigung beider Feldherren und ihrer Armeen mir in den Mund gelegt.

„Als der General abgereist war, und ich dem Fürsten die mit ersterem gehabte Unterredung








Die Schlacht bei Belle

Sturm der Franzosen auf das von dem 2. leichten Bataillon der en

Original von



Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

lliance. 18. Juni 1815.
ch-deutschen Legion unter Baring verteidigte Gehöft La Haye-Sainte.
essor R. Knötel.



wiederholte, sagte er: „Wir bedürfen weder des guten Rats, noch des Trostes dieses weisen Herrn; bin ich erst mit den Engländern vereinigt, wollen wir die Sache schon ohne ihn und seine Russen zu Ende führen."*)

Als dann im Laufe des Nachmittags und Abends auch die beiden Korps Bülow und Thielmann bei Wavre anlangten, und auch die lang ersehnten Munitionskolonnen eintrafen, waren preußischerseits alle Korps vereinigt, und es handelte sich jetzt nur noch um die allerdings sehr wichtige Frage, wie weit man auf die Unterstützung Wellingtons mit der englisch-niederländischen Armee rechnen konnte.

Wellington war die Nacht vom 16. zum 17. in völliger Ungewißheit über den Ausgang der Schlacht bei Ligny geblieben. Freilich, die letzten Nachrichten vom vorhergehenden Abend ließen vermuten, daß der Ausfall nicht günstig gewesen. Vielleicht nicht ohne Einwirkung des quälenden Bewußtseins, daß er durch seinen späten Aufbruch am 16. nicht in der Lage gewesen war, Blücher bei Ligny Hilfe zu senden, beschloß er, heute alles aufzubieten, um die Scharte wieder auszuwetzen. Schon bei Sonnenaufgang des 17. war er bei den Vorposten, um sich über die Lage zu vergewissern. Er sandte zuerst seinen Adjutanten, den Oberst Gordon, mit einer Kavalleriebedeckung in der Richtung auf Sombresse. Dieser Aufklärungsritt hatte, da man auf französische Vorposten stieß, weiter keinen Erfolg, als daß man den Rückzug der Blücherschen Armee auf Wavre erfuhr. Müfflings Adjutant, Leutnant Wucherer, wurde hierauf beauftragt, Blücher in Wavre anzuzeigen, daß er bereit wäre, bei Quatrebras die Schlacht anzunehmen, wenn die preußische Armee noch heute wieder vorrücken könne. Sollte dies nicht möglich sein, so würde er sich in die Stellung von Waterloo zurückziehen und dort die Schlacht annehmen, wenn auch nur ein preußisches Korps zur Unterstützung gewährt würde. Nach einem Berichte Wucherers,**) habe dieser in Wavre durch die offene Tür vernommen, wie der Feldmarschall zu Nostitz gesagt habe: „Lassen Sie dem Herzog sagen, heute könnte ich nicht wieder vorkommen, morgen aber komme ich mit dem frischen Korps und den anderen." Wucherer war sofort nach Quatrebras zurückgekehrt; hier fand er bereits den von Gneisenau abgesandten Leutnant von Massow vor, der dem Herzog die Zusammenziehung der preußischen Armee bei Wavre gemeldet und gefragt hatte, „ob er entschlossen sei, in Verbindung mit der preußischen Armee Napoleon anzugreifen." Nach den Mitteilungen Müfflings habe Wellington geantwortet: „Der gestrige Tag hat in meiner Absicht zu einer vereinten Offensive nichts geändert. Ich gehe in mein Lager von Mont St. Jean zurück, und wenn ich mit einem preußischen Korps unterstützt werde, so nehme ich dort morgen eine Defensivschlacht an. Kann ich diese Unterstützung nicht erhalten und führt Napoleon alles, was er hat, gegen mich, so kann ich die Schlacht nicht annehmen, sondern müßte auf Brüssel zurückgehen."***)

Aus all diesen Unterhandlungen geht mit Sicherheit hervor, daß beiderseitig die festen Absichten zu gemeinsamem Handeln bestanden, nur mit dem Unterschiede, daß Wellington — in Rücksicht auf die Sicherheit des Königs von Frankreich und des Prinzen der Niederlande — die Deckung von Gent und Brüssel dabei im Auge hatte, während für Blücher die völlige Versammlung seiner Armee die Grundbedingung war. Gegen 10 Uhr, unmittelbar nachdem Wellingtons Truppen das Abkochen beendet, brach er von Quatrebras auf, wie er gewohnt war: in aller Seelenruhe, um den zu erwartenden Schlag mit wohlverpflegten, anspannungsfähigen Soldaten zu führen.

---

*) Nostitz, Tagebuch II, 34/35.

**) Nach Jahren in einem Briefe des späteren Geheimen Rats Wucherer an General von Hofmann veröffentlicht. Dem Briefe fehlt das Datum. Hofmanns Geschichte des Feldzuges 1815. 2. Aufl., 139.

***) v. Lettow-Vorbeck, Generalmajor, Napoleons Untergang 1815, 360.

In der Nähe von Genappe, wo die Dyle, ein kleines Flüßchen, die Landstraße nach Brüssel durchschneidet, gerieten sie noch mit den verfolgenden Franzosen in einen heftigen Reiterkampf. Aber Lord Uxbridge ließ die schweren englischen Reiter des Leib-Garderegimentes (life guards) vorrücken; die großen Leute auf ihren schweren Pferden ritten die leichten Lanziers bei der ersten Attacke nieder, und der englische Rückzug vollzog sich ohne weitere Kämpfe bis in die Stellung des Mont St. Jean und des dahinter liegenden Waterloo. Die Position war zur Annahme einer Schlacht für Wellington die denkbar günstigste. Sie breitete sich zwischen dem Städtchen Braine l'Alleud und den Hügeln des Mont St. Jean über La Haye Sainte bis zu dem Meierhofe Papelotte östlich der großen nach Brüssel führenden Straße aus. Vor ihm lagen einige zur Verteidigung wie geschaffene Gutshöfe, hinter ihm der schützende Wald von Soigne.

Bald nachdem die Armee Wellingtons in die eben bezeichneten Stellungen eingerückt war, ließ der Herzog — es war gegen 9½ Uhr abends — durch Müffling an den Fürsten schreiben, daß er gesonnen sei, die Schlacht in der eingenommenen Stellung anzunehmen. Der Bote traf in der Nacht ein. Blücher wurde geweckt und gab in Gemeinschaft mit Gneisenau dem General Müffling folgende endgültige Antwort:

„Hauptquartier Wavre, den 17. Juni 1815.

Ew. Hochwohlgeboren benachrichtige ich, daß ich im Gefolge der mir gemachten Mitteilung, daß der Herzog Wellington morgen einen Angriff in der Stellung von Braine l'Alleud bis la Haye annehmen will, meine Truppen folgendermaßen in Bewegung gesetzt habe: Das Korps von Bülow bricht morgen früh mit Tagesanbruch von Dion-le-Mont auf, geht durch Wavre gegen St. Lambert vor, um des Feindes rechte Flanke anzugreifen. Das II. Korps wird ihm unmittelbar folgen, und das I. und III. Korps halte ich bereit, dieser Bewegung zu folgen. Die Erschöpfung der Truppen, die zum Teil noch nicht angekommen sind, macht es unmöglich, früher vorzugehen. Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich dagegen, mich zeitig zu benachrichtigen, wann und wie der Herzog angegriffen wird, um danach meine Maßregeln nehmen zu können."

In großer Spannung hatte der Herzog den Boten zurückerwartet. Als er — in der Morgenfrühe des entscheidenden 18. Juni — mit der zusagenden Antwort Blüchers eintraf, war Wellington fest entschlossen, die Schlacht zu schlagen in der ebenso festen Zuversicht auf einen guten Erfolg.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen des verhängnisvollen 18. Juni 1815 war angebrochen. Ein Sonntag! Diesmal aber nicht dem stillen Frieden gewidmet, sondern wüstem Kriegslärm, dem Würgen, dem Morden, dem Verderben. Die Nacht über hatte es in Strömen gegossen; erst mit Tagesanbruch hörte vorübergehend der Regen auf. Der Himmel blieb bedeckt, ab und zu einen Schauer auf die Erde sendend. Durch die Straßen von Wavre und die umliegenden Ortschaften rasseln die Wagen und Kanonen, hallen die Marschtritte der aufbrechenden Kolonnen. Der alte Feldmarschall ist bei Zeiten zum Aufbruch gerüstet. Schon sind zahlreiche Regimenter an seinem Hause vorbeimarschiert. Blücher hatte die Nacht, wie Nostitz berichtet, zwar mit vielen Unterbrechungen, doch gut geschlafen. Freilich die Schmerzen hatten nicht abgenommen; auch sein Leibarzt Bieske berichtet, daß er darüber klagte; dennoch wollte es Blücher nicht zulassen, daß der Arzt ihm die gequetschten Glieder mit Spiritus einreiben wollte. „Nein, Doktor", sagte er, „heute mag es den alten Knochen gleich sein, ob sie balsamiert oder nicht balsamiert in die Ewigkeit gehen; geht es aber heute gut, wie ich hoffe, so wollen wir uns bald alle in Paris waschen und baden." Da tönt lautes Hurra an sein Ohr. Das erste pommersche Regiment zieht vorüber und begrüßt den Feldmarschall begeiste-

rungsvoll. Das tut seinem Herzen wohl. Ja, die Pommern! Von ihnen hatte er immer viel gehalten. Er erscheint in der Tür und winkt ihnen dankend zu. Aber die frohe Gemütserregung hat den Alten vorübergehend ergriffen; er wankt plötzlich und faßt den Türpfosten, um sich zu halten. Ein ergreifender Anblick für die kampfesfrohe Schar, als sie sieht, daß er, durch Alter und die Folgen der Quetschungen geschwächt, heute nicht fehlen will an diesem entscheidungsvollen Tage. Ja, auf seine braven Truppen konnte er sich verlassen, das wußte er. War es doch auch ein preußischer Soldat gewesen, ein tapferer märkischer Landwehrmann, der in der Schlacht von Ligny, als die Brigade Steinmetz im Dorfe St. Amand sich mit dem Feinde im erbitterten Handgemenge „verbissen hatte", drohend die Faust geschüttelt und den Franzosen das Wort zugerufen hatte: „Ut is dat noch nich!" Der schlichte märkische Bauer war so eine Art „Blücher im Landwehrkamisol" gewesen. „Aus ist das noch nicht!" hatte auch Blücher nach der Schlacht bei Ligny in dem Dörfchen Gentinnes gesagt, als er seinen Offizieren Warmbier aus dem Pferdeeimer kredenzen ließ. Heute wollte er sein Wort auslösen. Als der kranke Held erst wieder zu Pferde sitzt, da ist alle Schwäche vorüber; er ist wieder Blücher, der alte Husar, der Marschall Vorwärts, den auch im Fortgang des Tages, als sich die Schleusen des Himmels wieder öffnen, die heftigsten Regenschauer nicht genieren: „Das sind unsere Alliierten von der Katzbach", sagte er, „da sparen wir dem Könige wieder viel Pulver."

Obgleich Blüchers letzte Zusage zur Unterstützung Wellingtons schon in dessen Händen sein mußte, hielt es der Alte mit der Gewissenhaftigkeit und Feinfühligkeit des rechten Feldherrn dennoch für notwendig, seinem Waffengenossen auch heute noch einmal die Gewißheit zu geben, daß er sich fest auf ihn verlassen könne. Am Morgen des 18. hatte er durch einen Adjutanten dem General von Müffling noch folgenden von ihm selbst diktierten Brief schreiben lassen:

„Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich namens meiner dem Herzog Wellington zu sagen, daß, so krank ich auch bin, ich mich dennoch an die Spitze meiner Truppen stellen werde, um den rechten Flügel des Feindes sofort anzugreifen, sobald Napoleon etwas gegen den Herzog unternimmt; sollte aber der heutige Tag ohne einen feindlichen Angriff hingehen, so ist es meine Meinung, daß wir morgen vereint die französische Armee angreifen.

Ich trage Ew. Hochwohlgeboren auf, dies als Resultat meiner innigen Überzeugung dem Herzog mitzuteilen und ihm vorzustellen, daß ich diesen Vorschlag für den besten und zweckmäßigsten in unserer gegenwärtigen Stellung halte.

Wavre, den 18. Juni 1815 um ½10 Uhr.

(gez.) Blücher."

Graf Nostitz hatte diesen Brief, bevor er an das englische Hauptquartier ging, Gneisenau gezeigt. Der Generalstabschef war mit dem Inhalt einverstanden; indes geboten dem vorsichtigen Manne die bei Ligny mit Wellington gemachten Erfahrungen, durch Nostitz folgenden Zusatz schreiben zu lassen:

„Der General ist mit dem Inhalt dieses Briefes einverstanden, bittet aber Ew. Hochwohlgeboren, genau zu erforschen, ob der Herzog auch wirklich den festen Vorsatz hat, sich in seiner Stellung zu schlagen, oder ob es vielleicht bloße Demonstrationen sind, welche für unsere Armee nur höchst nachteilig sein können. Ew. Hochwohlgeboren werden wohl die Gnade haben, mir Dero Ansichten darüber mitzuteilen, da es von der höchsten Wichtigkeit ist, von dem, was der Herzog tun wird, genau unterrichtet zu sein, um darauf unsere Bewegung basieren zu können. Graf Nostitz."

Nicht Mißtrauen in den guten Willen des Herzogs war es, welcher Gneisenau zu diesem Zusatz veranlaßte; bei dem zu übermäßiger Vorsicht neigenden Wellington aber war es immerhin

möglich, daß dieser bei dem Eintreten irgend eines „unvorhergesehenen" Hindernisses von neuem mit einem Bedenken gegen ein ernsthaftes Engagement kam; darauf wollte, darauf konnte Gneisenau sich bei der bevorstehenden Schlacht nicht einlassen. Die Lage der preußischen Armee wäre dadurch aufs höchste gefährdet worden.

Aber schon in der Frühe des 18. Juni war es zu sehen, daß der Herzog es diesmal nicht auf „eine bloße Demonstration" abgesehen hatte. Versetzen wir uns eine Weile in sein komfortables Hauptquartier nach Waterloo. Die ganze Nacht hindurch hatte Wellington Depeschen empfangen und abgesandt. In seiner kaltblütigen Weise hatte er gegen 3 Uhr morgens an Sir Charles Stewart, nicht ohne einen Stich ins Sarkastische, geschrieben: „Die Preußen wollen diesen Morgen wieder zu allem in Bereitschaft sein (will be ready for anything). Bitte, beruhigen Sie die Englischen, wenn Sie es können. Lassen Sie alle zum Aufbruch sich fertig halten, aber weder in Überstürzung, noch in Furcht, da alles sich noch zum Guten wenden wird." Nach einer kurzen Nachtruhe finden wir dann den stählernen Mann gegen 8 Uhr morgens bei einem nachhaltigen Frühstück (a substantial breakfast): Buttertoast, Beafsteak, Eier und Tee. Nach 9 Uhr wurden die Pferde vorgeführt, und der Herzog stieg zu Rosse, um die gesamte Aufstellung seines Heeres von einem Flügel zum anderen in Augenschein zu nehmen.

Das Äußere des englischen Oberfeldherrn wird nach der Schilderung eines Kampfgenossen also gezeichnet:*) „Der Herzog war in seinen gewöhnlichen Feldanzug gekleidet; er trug einen blauen Zivilfrack und kurzen Überrock von derselben Farbe, weiße Halsbinde, weiße Buckskin-Pantalons, hessische Stiefeln mit Troddeln, einen nachenförmigen, flachen Hut (a plain low cocked hat) ohne Feder, wie bei dem Besuche, den er am 16. Juni Blücher machte, mit vier Kokarden, der großen schwarzen englischen und drei kleineren, der spanischen, portugiesischen und niederländischen. Das kleine Säbelchen, welches er über dem Oberrock trug, würde nicht ausgereicht haben, einen Frosch aufzuspießen. Er ritt heute sein Leibroß, den kastanienbraunen „Copenhagen." In seiner Rechten hielt er ein langausgezogenes Feldteleskop von Dollond. Oft hielt er an, doch war seine Aufmerksamkeit weniger auf seine eigenen Truppen, als auf die Stellungen und den Anmarsch der Franzosen gerichtet. Das kluge Pferd wußte genau, daß es sich nicht rühren durfte, so oft der Herzog die Zügel ihm auf den Hals legte, um mit beiden Händen das Fernglas zu halten; wie eine Mauer stand es beim Donner der Geschütze und dem Geknatter der Gewehre. Im Gefolge befanden sich außer seinem Stabe der österreichische General Baron Vincent, der preußische General Freiherr v. Müffling, der russische Graf Pozzo di Borgo, der spanische Graf Alava, sämtlich in glänzenden Uniformen. Der Herzog ritt immer allen voraus allein; nur von Zeit zu Zeit rief er einen Adjutanten heran und schickte Befehle ab. Von der Begleitung war General Müffling der einzige, dem er seine Beobachtungen mitteilte, und den er um seine Meinung befragte; jedoch war Müffling nur kurze Zeit in seiner Nähe, da er sich, sobald die Besichtigung der Aufstellung beendet war, über Smouhain auf die Anhöhe von Plancenoit begab."

Die Gesamtstärke des Wellingtonschen Heeres betrug 90000 Mann; von diesen nahmen jedoch nur etwa zwei Drittel an der Schlacht Anteil. Der Kern dieses Heeres bestand aus 21000 Engländern, Schotten und Irländern; der größte Teil von ihnen waren kampferprobte Soldaten, die bereits in Spanien, Portugal und Indien gefochten hatten. Auch der alte Stamm der Braunschweiger hatte sich bereits in Spanien ausgezeichnet; ebenso waren die Nassauer und die „deutsche Legion" gediente Soldaten, während die Hannoveraner meist aus neu gebildeten Truppen

*) Nach der Schilderung eines Mitkämpfers bei Friedrich Förster, Geschichte der Befreiungskriege, III, 913.

bestanden. Den Beschluß machte die holländische Armee, die ebenfalls neu formierte „Koningklyke Nederlandsche Armee."

Dieses buntscheckige Heer zu einem einheitlichen Heereskörper umzugestalten, war eine schwierige Aufgabe Wellingtons gewesen. „Der englische Soldat, wie er in zeitgenössischen Berichten geschildert wird, stammte meist aus der verderbten Masse des Volks, aus Gesindel und Taugenichtsen, um ein gutes Stück Handgeld angeworben, war nur durch die strengste Mannszucht in Ordnung zu halten. Zur Verhütung der Völlerei und Trunkenheit wurde täglich dreimal Appell gehalten. Allein ebenso, wie der englische Arbeiter, verlangt auch der englische Soldat täglich seine tüchtige Portion Fleisch nebst Tee und Porter; dafür ist er auf dem Marsch und im Lager ausdauernd, im Gefecht schwerfällig, aber brav, dabei stolz in dem Gefühl, ein Engländer zu sein und für Alt-England zu sterben; genügsamer, jedoch nicht minder tapfer, ist der Schotte; der Irländer träg und ohne Ausdauer. Von den Hilfstruppen war „der beidlebige Holländer, der stets mit ausgekrätschten Beinen steht" (wie Goethe im „Egmont" ihn schildert) am wenigsten geeignet und geneigt zu kriegerischen Unternehmungen; der Wallone neigte seiner Gesinnung nach zu den Franzosen, und „die belgischen Jongens" galten für eine unzuverlässige Mannschaft. Unter den deutschen Truppen spielten die Hannoveraner, weil sie englische Uniformen und englische Wappen trugen, gern den Engländer, und ihr Offizierkorps, größtenteils Junker vom reinsten Wasser, gefiel sich in dem Ton der preußischen Gardeoffiziere von 1806. Die Nassauer hielten sich zu den Holländern, die tüchtigsten unter den deutschen Truppen waren die Braunschweiger, obschon aus den Zeiten, da sie ein Freikorps waren, stark an das Beutemachen gewöhnt."

Die Buntscheckigkeit dieser Truppenmassen erklärt Damitz*) mit der Gepflogenheit der Engländer, ihre nationalen Truppen mit Verbündeten oder in Sold genommenen fremden Truppen zu vereinigen, denen die Strapazen des Feldzuges, Vorpostendienst u. s. w. überwiesen wurden, während jene für die Schlacht aufbewahrt wurden. „Das national-englische Heer hatte noch ganz die Einrichtungen der früheren, aus Friedrichs II. Zeit herrührenden Taktik beibehalten; es hatte keine Kolonnenaufstellung, und die Formation der Infanterie zu starken Massen und ihr Tirailleursystem war noch das der ehemaligen Scharfschützen. Die Hauptstärke des englischen Fußvolkes bestand in einem richtigen, mit Ruhe angebrachten Bataillonsgewehrfeuer, womit es jeden Angriff der Reiterei abwies. Eine bei weitem größere Beweglichkeit als das Fußvolk hat die Reiterei, welche die bestberittenste der Welt ist. Daher ist das Loslassen von Reiterbrigaden im rechten Augenblick die eigentliche Angriffsbewegung des englischen Heeres, immer unwiderstehlich, alles vor sich niederwerfend, allein hierdurch oft in Gefahr, zu weit vorgegangen zu sein und von ihrem Rückhalt abgeschnitten zu werden. Die englische Artillerie gehört, was die Bespannung und Beweglichkeit — zumal der berittenen — betrifft, zu der ausgezeichnetsten und durch die vortreffliche teuflische Erfindung der Congreveschen Raketen zu der wirkungsvollsten gegen Kavalleriemassen."

Das waren die Truppen Wellingtons, die ihrem alten Schlachtenruhme von Spanien her heute so unverwelkliche Lorbeeren hinzufügen sollten. Daß die Verbündeten nach dem schweren Tage von Ligny den verwegenen Gedanken einer erneuten Entscheidungsschlacht mit dem Imperator fassen durften, das war nur möglich geworden durch die Fehler und Unterlassungssünden, deren sich unzweifelhaft Napoleon in diesen Tagen schuldig gemacht. Die französischen Truppen hatten die Nacht nach dem Siegestage von Ligny auf dem Schlachtfelde zugebracht, erhoben von dem Bewußtsein des Sieges, aber matt und müde von den Anstrengungen des hartnäckigen Kampfes, denn die Preußen hatten es ihnen wahrlich nicht leicht gemacht. Die ersten Morgenstunden waren ver-

*) Grolman-Damitz, Geschichte des Feldzuges von 1815 in den Niederlanden und Frankreich. Siehe auch Friedrich Förster III, 912.

gangen, ohne daß die beiden Hauptquartiere von Ney und Napoleon voneinander Mitteilungen erhalten hatten. Der Nachrichten- und Kundschafterdienst, sonst bei Napoleon auf der Höhe, war in sträflicher Weise vernachlässigt. Kaum 300 Meter waren am Abend des 16. Juni die französischen Reiterposten von den preußischen Kolonnen entfernt gewesen; dennoch war ihnen gänzlich die Richtung der auf Tilly und Wavre eingeschlagenen Rückzuglinie entgangen; vielmehr hatten sie diese auf der östlichen Straße von Namur und Lüttich gesucht. Der Umstand, daß ihnen auf dieser Straße eine Anzahl Versprengter sowie eine zu spät zur Schlacht eingetroffene Batterie in die Hände gefallen waren, hatte sie in dem Glauben bestärkt, die preußische Armee ziehe sich gänzlich auf den Rhein zurück. So hatte sich Napoleon den Preußen gegenüber in Sicherheit gewiegt und hielt bezüglich ihrer Verfolgung besondere Eile nicht für notwendig. Erst um 11½ Uhr diktierte er seinem Großmarschall Bertrand für den Marschall Grouchy den Befehl, die Preußen mit 33000 Mann zu verfolgen. Die Truppen setzten sich jedoch erst gegen 2 Uhr in Bewegung, und der herabströmende Regen hielt sie in ihrem Vorwärtsdringen auf. Der erhaltene schriftliche Befehl lautete:

„Vorwärts von Ligny (ohne Zeitangabe).

Herr Marschall, begeben Sie sich mit Ihren Korps nach Gembloux. Sie werden die Richtungen von Namur und Mästricht aufklären lassen und den Feind verfolgen. Beobachten Sie seinen Marsch und melden Sie mir seine Bewegungen, so daß ich seine Absichten erkennen kann. Ich verlege mein Hauptquartier nach Quatrebras, wo an diesem Morgen die Engländer standen. Wir werden auf der großen Straße von Namur in unmittelbarer Verbindung stehen. Wenn der Feind Namur geräumt hat, so schreiben Sie dem Kommandanten in Charlemont, daß er diesen Platz besetzt. Es ist wichtig, genau zu erfahren, was der Feind will; entweder er trennt sich von den Engländern, oder sie wollen sich noch vereinigen, um mit Hilfe einer neuen Schlacht Brüssel und Lüttich zu decken. In jedem Falle halten Sie Ihre Korps stets eng vereint, und stellen Sie überall Kavallerieabteilungen zwischen uns auf, um stets mit dem Hauptquartier verkehren zu können."

Über den von Napoleon an Grouchy ergangenen Befehl der Verfolgung des Feindes hat sich unter Historikern und Kriegstheoretikern eine heftige Polemik für und wider Napoleon entwickelt, die bei den beiderseitigen Parteien allerdings mehr von dem Bestreben eingegeben ist, die von ihnen verteidigten Personen zu rechtfertigen, als von unbeeinflußter Liebe zur historischen Wahrheit.*) Wie dem auch sei, die Tatsache der überaus lässigen Verfolgung bei einem Soldaten wie Napoleon, zu dessen Feldherrnnatur es sonst gehört, nach einem Siege sich erbarmungslos dem Gegner an die Fersen zu hängen, ist nicht wegzuleugnen, und der Irrtum Napoleons über den Verbleib seines geschlagenen Gegners bleibt eine interessante psychologische Erscheinung bei einem Feldherrn von den Eigenschaften Napoleons.

Ein Blick auf die Karte muß die verhängnisvolle Unterlassung der Verfolgung des Feindes noch heute verwunderlich erscheinen lassen. Eine einzige Streifpatrouille hätte Napoleon Sicherheit über den Verbleib des Gegners schaffen müssen; aber nicht die geringste Aufklärung geschah in der

*) Der Marschall Grouchy behauptet, er habe überhaupt nur eine mündliche Ordre bekommen, welche die Verfolgung in der Richtung auf Namur angeordnet habe, während General Gérard bestimmt versichert, Napoleon habe seinem Marschall dringend eingeschärft, den Preußen auf der Spur zu bleiben, zugleich aber mit ihm selbst sich in Verbindung zu halten. Die vorstehend abgedruckte schriftliche Ordre will Grouchy überhaupt nicht erhalten haben. Erst nach seinem Tode soll sie sich unter seinen Papieren gefunden haben. Die Verfechter Napoleons leiten daraus die Behauptung ab, Grouchy habe diese Depesche unterschlagen und — da ursprünglich „keine Zeitangabe darin enthalten war, später aber „3 Uhr" statt „11½ Uhr" darin stand — sie nachträglich noch gefälscht.

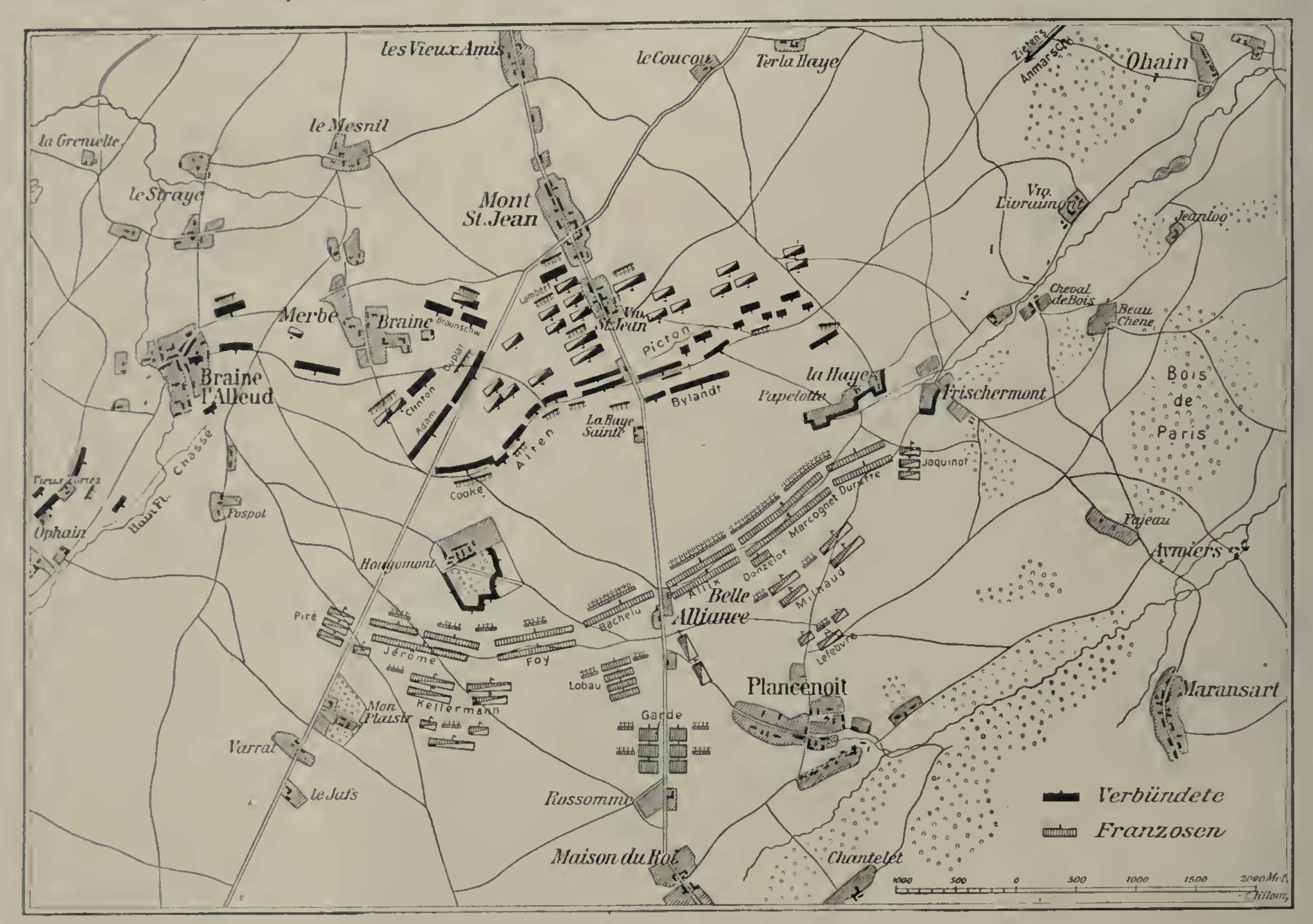
Richtung auf Wavre. Man hat versucht, dies mit den ungewöhnlichen Anstrengungen des 15. und 16. Juni zu erklären, die den Kaiser abgespannt haben bis zur Apathie; aber diese Erklärung reicht nicht aus; bei viel größeren Anstrengungen hat sich der Kaiser eine so schwere Unterlassungssünde nicht zu schulden kommen lassen und hat sich erst der Ruhe hingegeben, wenn alle Möglichkeiten der Vernichtung des Feindes erschöpft waren. Viel eher kommt man zu einer psychologisch befriedigenden Erklärung dieser Erscheinung, wenn man sie in dem Wesen des Imperators selbst sucht. Es war nicht Schwäche, nicht Kleinmut, die ihn eine so wichtige Sache außer Acht setzen ließen — es war der Rausch des Sieges, jene Selbstverblendung und stolze Unterschätzung des Gegners, die ihn nach Erfolgen, wie bei Dresden oder nach den Februartagen 1814, jede Vorsicht vergessen ließen Der Gedanke, durch die Trennung der beiden Heere jedes von ihnen einzeln zu schlagen, war ihm so zur zweiten Natur geworden, daß die entgegengesetzte Möglichkeit seinem Ideenkreise ganz entschwunden war. So nur ist es zu erklären, daß am Abend des Sieges nichts zur Verfolgung des Besiegten geschah, und daß der Kaiser am anderen Tage in der Zeit, in welcher Wellington in größter Gemütsruhe seinen Rückzug auf Waterloo ausführte, sich mit Dingen beschäftigte, die dem Feldzug gänzlich fremd waren. „Nach einem Ritt über das Schlachtfeld stieg er wie Grouchy berichtet, „vom Pferde und unterhielt sich mit dem General Gérard und mit mir über die öffentliche Meinung in Paris, über die Kammern der Repräsentanten und die Jakobiner und andere Dinge, die den Gedanken, die ihn jetzt beschäftigen sollten, ganz fremd waren."

So war es denn gekommen, daß der 17. Juni trotz des Sieges über das Blüchersche Heer ein verlorener Tag für die Franzosen war. Dies Bewußtsein schien sich jetzt wie ein Bleigewicht auf die Seele des Kaisers zu legen. Dem Gewaltigen hatte es heute an der entscheidenden Tat gefehlt, und als er am Abend in der Farm Caillou nahe dem Weiler Maison du Roi (Königshaus) auf dem Hügel Mont St. Jean sein Hauptquartier bezog, rief er unbefriedigt aus: „Hätte ich heute nur die Macht Josuas, die Sonne stille stehen zu machen! Noch zwei Stunden länger Tag, und ich könnte eingreifen." Aber statt der Strahlen des ersehnten Tagesgestirns umfing ihn eine düstere, stürmische Gewitternacht. Nach der großen Hitze des Tages gingen fortgesetzt wahre Wolkenbrüche nieder. Heulend und klatschend fegten die Regenstürme um die Hügel des Mont St. Jean. Kalt und ungemütlich war es in den Biwaks der lagernden Truppen. Unaufhörlich goß der Regen herab. Jede Ackerfurche wurde zu einem förmlichen Gießbach. Fröstelnd lagen und standen die Soldaten auf den nassen Lagerplätzen umher; trotz der Ermüdung fanden sie keine Ruhe und mußten sich hin und her laufend zu erwärmen suchen.

Um 10 Uhr abends hatte der Kaiser sein Lager aufgesucht. Ohne den Degen von sich zu legen, hatte er nur einen kurzen, unruhigen, von Träumen unterbrochenen Schlummer gehalten. Waren es die Geister der von ihm Hingemordeten, die seine Träume ängstigten: der Herzog von Enghien, der unschuldig hingerichtete Buchhändler Palm? Knallten ihm die Schüsse in die Ohren, womit seine Schergen den treuen Andreas Hofer zu Mantua niederstreckten, oder die edlen Schillschen Offiziere zu Wesel? Oder erschien ihm das bleiche, anklagende Gesicht der von ihm verstoßenen Josephine? Und wie einst König Richards III. Seele gepeinigt wurde von Mißtrauen und Argwohn, seine Feldobersten könnten ihn verlassen und verraten, so war auch seine Seele in dieser Stunde von solchen Gedanken nicht frei. General Bourmont war bereits zum Feinde übergegangen; Mortiers Krankmeldung vom vorigen Tage erschien ihm schon wie der Vorbote seines Abfalls; Ney, Grouchy und andere Marschälle hatten ihm in den Tagen vorher schon so viel Zeichen der Widerspenstigkeit und des Ungehorsams gegeben, daß seine Befürchtungen nicht unberechtigt erschienen.

Um der peinigenden Gedanken Herr zu werden, erhob er sich gleich nach Mitternacht, weckte

Bertrand (nach anderen den Marschall Soult), hüllte sich in seinen Mantel, besichtigte im strömenden Regen noch einmal die eigenen Vorposten und versuchte, aus der Richtung der feindlichen Wachtfeuer einen Schluß auf die englische Aufstellung zu ziehen. Was er da vor sich sah, mußte einen anderen Mann als ihn allerdings mit Schrecken und Besorgnis erfüllen. Der ganze Wald von Soigne schien aufzuflammen; es waren die Hunderte und Aberhunderte von den englischen Biwaksfeuern, die sich zwischen dem genannten Walde und La Haye Sainte hinzogen. Sinnend stand er eine Weile da, dieses Lichterspiel beobachtend. Sein Plan war gefaßt. Noch immer in der Meinung,




Plan zur Schlacht bei Belle-Alliance am 18. Juni 1815.

daß er es an diesem Tage nur allein mit dem englischen Heere zu tun haben werde, wollte er einen Scheinangriff auf den linken feindlichen Flügel unternehmen, durch einen wirklichen Angriff auf dem rechten den Feind stark beschäftigen; den entscheidenden Hauptstoß aber wollte er dann auf das Zentrum führen. Mit gewaltiger Wucht, wie er es so oft in seinem schlachtenreichen Leben getan, wollte er es durchbrechen, das englische Heer nach zwei Richtungen hin auseinander sprengen, um vielleicht schon am Abend als Sieger in Brüssel einzuziehen. Nachdem er dann noch verschiedene Befehle abgeschickt und eine Anzahl von Marschällen und höheren Offizieren zu einem Kriegsrat um 8 Uhr morgens nach seinem Hauptquartier Caillou beschieden hatte, um dort seine Befehle für die bevorstehende Schlacht in Empfang zu nehmen, legte sich der rastlose Mann noch einmal zum Schlummer nieder, der ihm dem verhängnisvollsten Tage seines Lebens entgegenführen sollte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir hatten den Herzog Wellington verlassen, als er am Morgen des 18. Juni kurz nach 9 Uhr sein Pferd bestiegen, um die gesamte Aufstellung seines Heeres von einem Flügel zum anderen abzureiten. Das Gelände, auf welchem Wellington die Defensivschlacht gegen Napoleon annehmen wollte, war zu einer wirkungsvollen Verteidigung wie geschaffen. Seine Stellung stützte sich in der Hauptsache auf zwei vor ihm liegende Vorwerke: rechts Hougomont, links La Haye Sainte. Er hatte, nachdem er ihre hohe Bedeutung als eine Art kleiner Vorfestungen für seine Hauptstellung erkannt, sie stark besetzt; beide mußten zuvor genommen werden, wenn Napoleon an die englischen Reihen heran wollte. Bei dem rückwärts gelegenen Dorf Mont St. Jean vereinigen sich die von Nivelles und Genappe kommenden Straßen, um von hier aus als Hauptstraße nach Brüssel durch den Wald von Soigne weiterzugehen. Vor dem Dorfe zieht sich, von Westen nach Osten streichend, ein lang gestreckter Höhenrand hin, der gerade hier von der Brüsseler Landstraße durchschnitten wird. Auf diesem flachen Höhenrücken hatte Wellingtons Heer Aufstellung genommen. Das im Rücken dieses Höhenzuges sanft abfallende Gelände gestattete dem Herzog, die Reserven und die Reiterei so aufzustellen, daß sie dem anrückenden Feinde verborgen blieben. Der hinter Mont St. Jean und Waterloo sich ausbreitende, von der Brüsseler Landstraße durchschnittene Wald von Soigne bot für den Fall des Rückzuges eine vorzügliche Deckung. In dieser zur Aufstellung einer Schlachtordnung von der Natur begünstigten Stellung glaubte Wellington bestimmt, den Angriff Napoleons bestehen zu können, wenn Blücher mit seiner Hilfe rechtzeitig eintraf.

Die Truppen seines bunt zusammengewürfelten Heeres waren auf dem bezeichneten Gelände in folgender Weise verteilt: Auf dem äußersten rechten Flügel, der zugleich die Verbindung mit den westwärts detachierten Korps unterhielt, beim Orte Braine l'Alleud, standen 12 Bataillone Niederländer unter General Chassé; ihm zunächst einige britische von der Brigade Mitchell und die Division Clinton, zu welcher eine leichte Brigade Briten, die Brigade du Plat von der Deutschen Legion und die von Oberst Halkett kommandierten vier Landwehrbataillone Bremervörde, Osnabrück, Quakenbrück und Salzgitter gehörten. In zweiter Linie hinter diesen Truppen war das braunschweigische Korps aufgestellt. Im Zentrum zwischen den beiden Straßen von Nivelles und Genappe hielten die britischen Garderegimenter, an die sich die Division Alten reihte, erst Colin Halketts britische Brigade, hierauf Kielmannsegge mit den hannoverschen Feldbataillonen Bremen, Verden, York, Lüneburg, Grubenhagen und dem Feldjägerkorps, dann die Brigade Ompteda von der Deutschen Legion. Als zweites Treffen und als Reserve schloß sich daran das nassauische Kontingent. Jenseits der Genapper Straße folgten Picton mit den britischen Brigaden Kempt und Pack und fünf Bataillone Niederländer. Daran reihten sich als linker Flügel die hannoverschen Brigaden Best und Vincke mit den Landwehrbataillonen Verden, Lüneburg, Osterode, Münden Hameln, Gifhorn, Hildesheim und Peine. Den äußersten linken Flügel bildeten drei Regimenter Reiterei unter Vivian, teils Briten, teils von der Deutschen Legion. Im zweiten Treffen war die Masse der Reiterei aufgestellt; rechts die Brigaden Grant, Dörnberg, Arentschildt, aus Briten und aus Kavallerie der Deutschen Legion gebildet, dann Lord Edward Somerset mit der englischen Leibgarde und Ponsonby mit den Königsdragonern, den „schottischen Grauen“ und den irischen Dragonern. Eben dort hielt auch die niederländische Reiterdivision Collaert, die mit dem braunschweigischen Korps und einer eben erst angelangten Brigade unter Lambert die Reserve bildete. Vor der Front des Zentrums, zwischen den beiden Heerstraßen, lag das Schloß Hougomont, das mit seinen massiven Gebäuden, Gärten und Gehölz sich trefflich zum Stützpunkt des Widerstandes eignete. Während der Nacht zur Verteidigung eingerichtet und von einigen Kompagnien britischer Garde, einem Bataillon Nassauer und einer Abteilung Hannoveraner besetzt, hat dieser Punkt einen

bedeutsamen Anteil an den Ereignissen der Schlacht gewonnen, teils durch die wütenden Angriffe der Franzosen, teils durch den heroischen Widerstand, womit diese abgeschlagen worden sind. Weiter links und näher vor der Front der Alliierten lag das Vorwerk La Haye Sainte, durch ein Bataillon von der Deutschen Legion besetzt; vor dem äußersten linken Flügel die Gehöfte Papelotte und la Haye, deren Verteidigung der nassauischen Brigade unter Herzog Bernhard, die in niederländischem Solde stand, anvertraut war.*)

Die einzige Sorge bereitete dem Herzog der Gedanke, Napoleon könne den rechten Flügel seiner Stellung bei Hall umgehen. Schon um 3 Uhr morgens am 18. Juni hatte er an den Herzog von Berry aus Waterloo dieserhalb geschrieben: „Ich hoffe, und mehr noch, ich habe allen Grund, zu glauben, daß alles gut gehen werde; allein man muß allem vorsehen, wenn man keine großen Verluste haben will. Deshalb ersuche ich Ew. Hoheit, alles zu befolgen, was dieser Brief enthält. Se. Majestät Ludwig XVIII. möge nach Antwerpen gehen, nicht auf einen blinden Lärm, sondern bei der ersten gewissen Nachricht, daß der Feind, ohne daß ich es zu hindern vermochte, in Brüssel eingezogen ist, mich bei Hall umgehend.“

Die angedeutete Besorgnis hatte den vorsichtigen Herzog, wie wir aus der angeführten Truppenaufstellung ersehen, veranlaßt, noch weit über Hougomont hinaus bis Braine l'Alleud Stellung zu nehmen, um einem etwaigen Umgehungsversuch nach dieser Richtung sofort wirksam entgegenzutreten. — — —

Kehren wir in Napoleons Hauptquartier zurück. Der Morgen graute soeben. Bald nach 4 Uhr hatten sich die Krieger von ihrem nassen Lager erhoben, mürrisch und zerschlagen von der schlechten Nachtruhe. Bald knallten überall Flintenschüsse; die Gewehre waren feucht geworden; man mußte sie entladen und dann wieder einölen. Allmählich kam Leben in die Masse. Das Heer des Kaisers rückte in seine Schlachtordnung ein, zunächst noch in gedrückter, abwartender Stimmung. Allerlei dumpfe Gerüchte waren seit dem Morgengrauen durch das Lager geeilt. Die Marschälle, so raunte man sich zu, besaßen nicht mehr das Vertrauen des Kaisers, selbst Ney nicht mehr, „der Bravste der Braven“, auch Soult nicht, der dem Kaiser offenen Ungehorsam gezeigt habe. Auch wurden allerorts im Heere geheimnisvolle Sendschreiben gezeigt, die in dunkel gehaltenen Worten Napoleons Sturz voraussagten. Unbekannte Hände hatten sie unter die Soldaten verteilt, und wie ein Gespenst ging von Mund zu Mund die alte Sage, auf den Ebenen Belgiens würde des Kaisers Reich sein Grab finden.

Auch zu Napoleon waren diese Nachrichten gedrungen. Unkenrufe! So sehr er auch manchmal abergläubischen Anwandlungen zugängig war — sie sollten ihn heute nicht stören! Er wollte sie abschütteln durch Taten; er wollte noch heute beweisen, daß er noch sein Schicksal in der Hand hatte. Er glaubte wieder an seinen Stern; dieser konnte, dieser durfte nicht trügen!

In diesem Sinne sprach er sich zu einer großen Anzahl von Marschällen, Generalen und höheren Offizieren aus, die er um 8 Uhr versammelt hatte, um ihnen die Befehle für den heutigen Tag zu geben. Vor kurzem war sein Bruder Jerôme von Genappe angekommen; er hatte die Nachricht mitgebracht, Blücher sei von Wavre abmarschiert, um sich mit Wellington zu verbinden. Jeder andere Feldherr wäre betroffen gewesen und hätte die Nachricht mindestens auf ihre Wahrscheinlichkeit geprüft. Aber der Zäsarenwahn, daß es so sein müsse, wie er es wünsche, wie es in seinen Ideenkreis paßte, hatte den Kaiser wieder verblendet. Er sagte zu dem ihn umgebenden Kreis von Generalen: „Das preußische Heer ist völlig geschlagen, es kann sich in drei Tagen erst wieder vereinigen. Ich werde die englische Armee angreifen und schlagen. Die Stadt Brüssel

*) Häusser, IV, 556.

erwartet mich mit offenen Armen, und die englische Opposition wartet nur darauf, ihr Haupt zu erheben. Adieu dann Subsidien, adieu Koalition!"

Die Generale Reille und Erlon, welche die Schlagfähigkeit der Engländer oft an ihrer eigenen Haut erfahren, gaben dem Kaiser, der noch nie den Engländern selber gegenübergestanden, den Rat, sie aus ihren Stellungen herauszumanövrieren, anstatt sie mit Gewalt daraus zu vertreiben. Wolle man ein englisches Heer aus einer festen Position mit Gewalt vertreiben, „so fließe Blut wie Wasser." Aber allen diesen Ratschlägen gegenüber zeigte sich der Kaiser sehr skeptisch; die englischen Gegner unterschätzte er bei weitem. Auch Soult, den er um seine Meinung nach der Siegesaussicht fragte, mußte dies erfahren. Als er dem Kaiser sagte: „Diese Leute werden sterben, wo sie stehen, ohne daß sie weichen", da brauste Napoleon auf: „Sie halten Wellington für einen großen General, weil er Sie geschlagen hat; ich aber, ich sage Ihnen, daß er ein Stümper ist! Was ich bisher gesehen, bestätigt nur meine Meinung: er ist zu großen Unglücksfällen bestimmt. Er ist bloß General, er hat keinen Geist!" „Sire, es möge so sein", antwortete Soult bescheiden; er wußte, daß gegen die Meinung des Kaisers in solchen Momenten nicht aufzukommen war. Auch Marschall Ney sollte dies erfahren, als er die allerdings auf falschen Meldungen beruhende Nachricht brachte, Wellington habe bereits den Rückzug durch den Wald von Soigne angetreten. „Sie haben sich täuschen lassen", antwortete der Kaiser; „zum Rückzug hat Wellington keine Zeit mehr; er hat die Würfel geworfen, sie sind ganz für uns gefallen ... Jetzt, meine Herren, wenn es gefällig, schreiben Sie!" Die Generale zogen ihre Brieftaschen heraus, und der Kaiser diktierte in großen Zügen die Anordnungen zur Schlacht. Teils stehend, teils auf den Knien schrieben die Generale die Befehle nieder; der ganze große Stab von Adjutanten und Ordonnanzoffizieren flog dann nach allen Richtungen auseinander, um die Ordres den einzelnen Korps, Divisionen und Regimentern zu überbringen. Bald darauf begann der Aufmarsch des Heeres.

Napoleon hatte seine Aufstellung auf den Höhen von Belle-Alliance gewählt; zwischen diesen und den von den Engländern besetzten Hügeln befand sich ein Talgrund von etwa 2000 Schritt Breite. Sein äußerster rechter Flügel, zumeist aus Reiterei bestehend, lehnte sich an das Schloß Frischermont, daran schloß sich nach links die Infanterie des Korps Erlon in zwei Treffen; diese Linie zog sich bis zur Meierei la Belle-Alliance, welche etwa das Zentrum der französischen Aufstellung bildete. Westlich davon, den linken Flügel der französischen Aufstellung bildend, stand das Korps Reille. Aus drei Divisionen Infanterie und einer Division leichter Reiterei bestehend, war es auf den Höhen südlich und südöstlich von Braine l'Allend aufgestellt. Hinter diesen beiden Armeekorps, welche die vordere Schlachtordnung bildeten, hatte Napoleon auf dem rechten Flügel die berühmten Kürassiere Milhauds und die leichte Gardereiterei, hinter dem linken Flügel Reilles das dritte schwere Reiterkorps unter Kellermann. Hinter diesem Zentrum hatte das Korps von Lobau Stellung genommen; eine Strecke weiter rückwärts nördlich Rossomme standen als Hauptreserven die Garden zu Fuß nebst ihrer schweren Kavallerie. Die Infanterie Napoleons war an Stärke der englischen Armee etwa gleich, dagegen war seine Reiterei und Artillerie der feindlichen bedeutend überlegen. Im ganzen betrug seine Heeresstärke 71 900 Mann; seine Artillerie war mit 246 Geschützen der des Gegners um 100 Kanonen überlegen.

„Diese bewundernswerte Schlachtordnung", sagt der englische Geschichtsschreiber Siborne, „war großartig, einfach und imposant und gewährte ihrem geschickten Leiter alle Mittel, einen Angriff von jedem Punkte aus unmittelbar und kräftig zu verstärken und überall mit hinreichenden Massen einer feindlichen Offensive entgegenzutreten; sie zeichnete sich durch die Regelmäßigkeit und Präzision aus, mit welcher die verschiedenen Kolonnen — man zählte deren 13 — ihre Positionen ein-

nahmen, und gewährte ein glänzendes Schauspiel durch den kriegerischen Pomp und die militärische Haltung, welche die Truppen bei ihrem Aufmarsche entfalteten. Die Bewegungen geschahen unter dem tobenden Schalle von Hörnern, Trompeten und Trommeln, begleitet von den anfeuernden Gesängen der Republik und des Kaiserreiches."*)

Es war ein prachtvoller Anblick für Freund und Feind, dies glänzende militärische Schauspiel, und so oft der Einsame auf St. Helena später dieser Stunde gedachte, schlug sein Herz höher; er selbst schrieb in der Erinnerung an diesen Augenblick: „Die Musiken lassen die Weisen erklingen, die den Soldaten die Erinnerung an hundert Siege zurückrufen. Die Erde schien stolz, so viele Helden zu tragen. Das Schauspiel war prachtvoll, und der Feind, der so aufgestellt war, daß er alles bis auf den letzten Mann sehen konnte, mußte davon betroffen werden: die Armee mußte ihm doppelt so stark erscheinen, als sie wirklich war." Napoleon verriet in diesen Worten selbst, was er mit dieser glänzenden Parade beabsichtigt hatte. Sie sollte den Feind schrecken und die Zuversicht des eigenen Heeres steigern. Er selbst berauschte sich und seine Scharen ein letztes Mal an einem Schauspiel, das seinen Truppen nach all den Strapazen der verflossenen Tage, nach der eben vollbrachten fürchterlichen Nacht einen neuen Impuls geben sollte. Da standen sie nun zum letzten Male in Parade vor ihrem Kriegsherrn, die Veteranen von den Pyramiden, von Austerlitz und Borodino, die so lange der Schrecken der Welt gewesen und jetzt aus dem Schiffbruch der alten Herrlichkeit nichts gerettet hatten als ihren Soldatenstolz, ihre Rachgier und die unzähmbare Liebe zu ihrem Helden. Die Trommler schlugen an; die Feldmusik spielte das „Partant pour la Syrie!" In langen Linien die Bärenmützen der Grenadiere, die Roßschweifhelme der Kürassiere, die betroddelten Czakos der Voltigeure, die flatternden Fähnchen der Lanciers, eines der prächtigsten und tapfersten Heere, welche die Geschichte sah. Die ganze prahlerische Glorie des Kaiserreiches erhob sich noch einmal, ein überwältigendes Schauspiel für die alten Soldatenherzen; noch einmal erschien der große Kriegsfürst in seiner finstern Majestät, sowie der Dichter sein Bild kommenden Geschlechtern überliefert hat, mitten im Wetterleuchten der Waffen zu Fuß, in den Wogen reitender Männer. Die brausenden Hochrufe wollten nicht enden; hatte doch der Abgott der Soldaten vorgestern erst aufs neue seine Unbesiegbarkeit erwiesen. Und doch kam dieser krampfhafte Jubel, der so seltsam abstach von der gehaltenen Stille drüben im englischen Lager, aus gepreßtem Herzen: das Bewußtsein der Schuld, die Ahnung eines finstern Schicksals lag über den tapferen Gemütern.**)

11½ Uhr war es geworden, da begann Napoleon die Schlacht***) mit dem Angriff einer Division von Reilles Armeekorps gegen das Gehölz und das stark befestigte Schloß Hougomont. Der Angriff wurde von Napoleons Bruder Jerôme geleitet, der hier um „sein" verloren gegangenes „Königreich" Westfalen kämpfte. Er führte das zweite französische Armeekorps gegen dieses Vorwerk, welches von etwa 1000 Mann der englischen Garde besetzt war, denen später noch Braunschweiger und Nassauer zu Hilfe kamen; und so tapfer verteidigten sich diese trefflichen Krieger, daß jene sie nicht vom Platze verdrängen konnten, selbst nachdem sie den Hof in Brand geschossen hatten.

Namentlich das nassauische Regiment hat sich hier für ewige Zeit mit unsterblichem Ruhm bedeckt; jeder Baum, jeder Strauch, jeder Graben, jeder Stall und jede Scheune wurde von den tapferen Nassauern mit Todesverachtung aufs wütendste verteidigt; ihrem unvergleichlichen Ver-

*) Siborne, Geschichte des Krieges in Belgien und Frankreich im Jahre 1815, I, 285.

**) Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, I, 743.

***) Drei Kanonenschüsse der Garde bei Belle-Alliance hatten um 11 Uhr 35 das Zeichen zur Eröffnung des Feuers gegeben.

halten war es vorzugsweise zuzuschreiben, daß das Vorwerk Hougomont den größten Teil des Tages in den Händen der Engländer verblieb.

Da der Kampf um diesen Meierhof Napoleon zu lange dauerte, um den Hauptangriff noch hinzuzögern, beschloß er mit einem gewaltigen Stoße gegen den linken englischen Flügel vorzugehen. Eingeleitet wurde dieser Kampf mit einem Artilleriefeuer aus 80 Geschützen. Marschall Ney sollte mit dem Erlonschen Armeekorps und einem Teil der Kellermannschen Reiterei gegen die Vorwerke La Haye Sainte und Mont St. Jean vorgehen, sie wegnehmen, das feindliche Zentrum durchbrechen




Bei Belle-Alliance am 18. Juni 1815. Die Nassauer im Kampfe bei Hougomont.

und den linken Flügel umgehen. Der Marschall hatte alles vorbereitet. In dem Augenblicke, als er den Kaiser melden ließ, daß er fertig sei und nur auf das Zeichen zum Angriff warte, entdeckte Napoleon bei einem letzte Blicke über das Schlachtfeld durch das Fernrohr im Nordosten über dem weißen Glockenturm von Saint Lambert eine bewegliche Wolke, welche marschierenden Truppen glich. Was war das? Waren es Truppen von Grouchys Korps oder Truppen von Blüchers Heer? „Marschall", sagte Napoleon zu seinem Majorgeneral, „was sehen Sie über Saint Lambert?" „Ich glaube, dort sind 5000—6000 Mann; es ist wahrscheinlich eine Abteilung Grouchys." Alle Fernrohre des Stabes richteten sich auf diesen Punkt. Es war ziemlich nebelig. Die einen meinten, es seien gar keine Truppen, sondern Bäume, die anderen, es seien stehende Kolonnen, wieder andere, es seien Truppen im Marsch. Da ward ein schwarzer preußischer Husar gefangen eingebracht, der von Bülow an Wellington gesandt war, um diesem seine Ankunft anzuzeigen; jene

Truppen waren die Vorhut der Preußen, die von Wavre kamen, und der Husar sagte aus, in Wavre hätten auch die drei anderen Korps übernachtet und keinerlei Franzosen vor sich.*)

Auf der Stelle ließ Napoleon durch Soult an Grouchy im Anschluß an einen allgemeinen Überblick über die gegenwärtige Schlachtlage folgende Mitteilung schreiben: „Ein soeben aufgefangener Brief enthält die Nachricht, daß General Bülow unsere rechte Seite angreifen werde. Wir glauben, dies Korps auf den Höhen von St. Lambert zu bemerken; verlieren Sie also keinen Augenblick, sich uns zu nähern, uns zu erreichen und Bülow zu vernichten, welchen Sie auf frischer Tat ertappen werden“ (pour écraser Bülow que vous prendrez en flagrant délit).

Durch diesen Zwischenfall hatte sich der Angriff Neys auf La Haye Sainte bis 2 Uhr nachmittags hingezogen. Um diese Zeit erhielt Ney Befehl, das Feuer der aufgefahrenen 80 Geschütze vorläufig einzustellen und das erste Korps gegen Wellingtons Stellung von La Haye Sainte bis Smouhain zu führen. Der ganze große Heereskörper — 17000 Mann — setzte sich in Bewegung, zuerst Tirailleurs in kleinen Trupps, mit unübertrefflicher Gewandtheit Baum und Strauch, Hecke und Graben benutzend, bald liegend, bald kriechend, dann in vier geschlossenen Heeressäulen vier Divisionen des Korps von Erlon. Sie steigen in den tiefen Talgrund hinab, gedeckt durch das furchtbare Feuer ihrer Geschütze, welche jetzt wieder, nachdem die englischen und niederländischen Regimenter in gedrängten Stellungen zusammengezogen waren, ihre Schlünde auf deren Reihen richten. Auf das Vorwerk La Haye Sainte vorwiegend ist der Angriff gerichtet. Napoleon hat die Wichtigkeit dieser Stellung des Feindes schnell genug erkannt. Es gelang Erlon im ersten Ansturm, die niederländische Brigade Byland, etwa 3000 Mann, aus holländischen und belgischen Bataillonen bestehend, zum Weichen zu bringen. Mit Zischen, Hohn und Schimpfworten wurden die Fliehenden empfangen, als sie bei den britischen Kolonnen vorbeiliefen; ja ein Teil des „Royal Scotts Regimentes“ konnte nur mit Mühe abgehalten werden, auf die Flüchtlinge zu schießen. Blücher hatte ganz richtig geurteilt, wenn er gesagt hatte, „die Belgier schienen keine reißenden Tiere zu sein.“ Nur ein Teil der Truppen des jungen Königreiches bewährte sich. Umso mutvoller drangen jetzt die französischen Divisionen vor. Während Durutte Smouhain und Papelotte vorübergehend besetzte, nahm die Division Donzelot die Gärten von La Haye Sainte.

In diesem kritischen Moment brach das englische und hannoversche Fußvolk hinter den schützenden Hecken hervor, die hannoverschen Jäger unter dem Major Busche, die Engländer unter ihrem heldenmütigen Führer General Sir Thomas Picton, der schon bei Quatrebras wie ein Löwe gekämpft und eine Wunde, die er dort empfangen, heldenmütig verborgen hatte. Nur 3000 Mann betrug die englisch-hannoversche Schar; ihnen entgegen stürmten 13000 siegestrunkene Franzosen, angefeuert von dem Sturmschlage von mehr als hundert Trommeln. Picton führte die Brigaden Kempt und Pack den von der Höhe herabkommenden Franzosen entgegen und warf diese nach einem überaus heftigen, aber glänzenden Gefechte den Abhang hinunter. Das 79. Regiment der Bergschotten führte die Spitze. Zwei vorliegende Weißdornhecken, welche eine, wenn auch nachgebende, so doch undurchdringliche Wand bildeten, hielten diese tapfere Schar um so mehr auf, als Dorngebüsche ihre kurzen Weiberröcke und Plaids festhielten und ihre unbehosten Schenkel verwundeten. Ihre Reihen lösten sich auf, und es kam hier zu hartnäckigem Einzelgefecht. Der Fähnrich Birthwhistle, welcher die Fahne des Regimentes trug, wurde schwer verwundet. Leutnant Blecher empfing das Banner aus der Hand des niedersinkenden Kameraden. Auf diesen drang ein französischer Offizier zu Pferde ein, ergriff die Fahne und hielt sie, obschon ihm sein Pferd von Gewehrschüssen und Bajonettstichen getötet wurde, im Sturz noch krampfhaft fest. Nicht minder fest hielt der Schotte

*) Correspondance de Napoléon I. XXXI, 189

den Schaft mit der Hand und, als diese ihm von dem Gegner abgehauen ward, die flatternde Standarte mit den Zähnen fest. Dennoch wäre sie ihm entrissen worden, wenn nicht der zur Deckung der Fahnen bestimmte Sergeant Swizzer den Franzosen mit seiner Hellebarde durchbohrt und der Flügelmann Lacy ihm eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte, ohne dem Zurufe seines Majors Toole: „Rette den braven Franzmann!" Gehör zu schenken. — Nach Durchbrechung der Hecken war die Ordnung bald wieder hergestellt, Reih und Glied formiert, die Bajonette gefällt und dem Feinde entschlossen auf den Leib gerückt, dessen Kolonnen an dieser Stelle den Anlauf nicht aushielten.*)

Aber teuer sollte der Sieg erkauft werden. Während dieses Vorgehens der tapferen Bergschotten traf ein schwerer, unheilvoller Schlag das britische Heer und versetzte die ganze Nation in Trauer über den Verlust eines Führers, dessen glänzende Laufbahn ihre Bewunderung gewonnen, dessen ruhmvolle Taten ihren Stolz erregt hatten. Der Generalleutnant Sir Thomas Picton, Befehlshaber der 5. britischen Division, wurde, während er die Seinen hoch zu Roß mit gezogenem Säbel zum Kampfe führte, von einer feindlichen Kugel in die rechte Schläfe getroffen. Auf der Stelle getötet, blieb er dennoch einige Minuten fest im Sattel, bis sein Adjutant, Hauptmann Taylor, mit Hilfe eines Soldaten ihn vom Pferde hob. So fiel der tapfere Picton, welcher sich bereits in dem Kriege in Portugal und Spanien einen unvergänglichen Namen in der Geschichte des britischen Heeres erworben hatte.**)

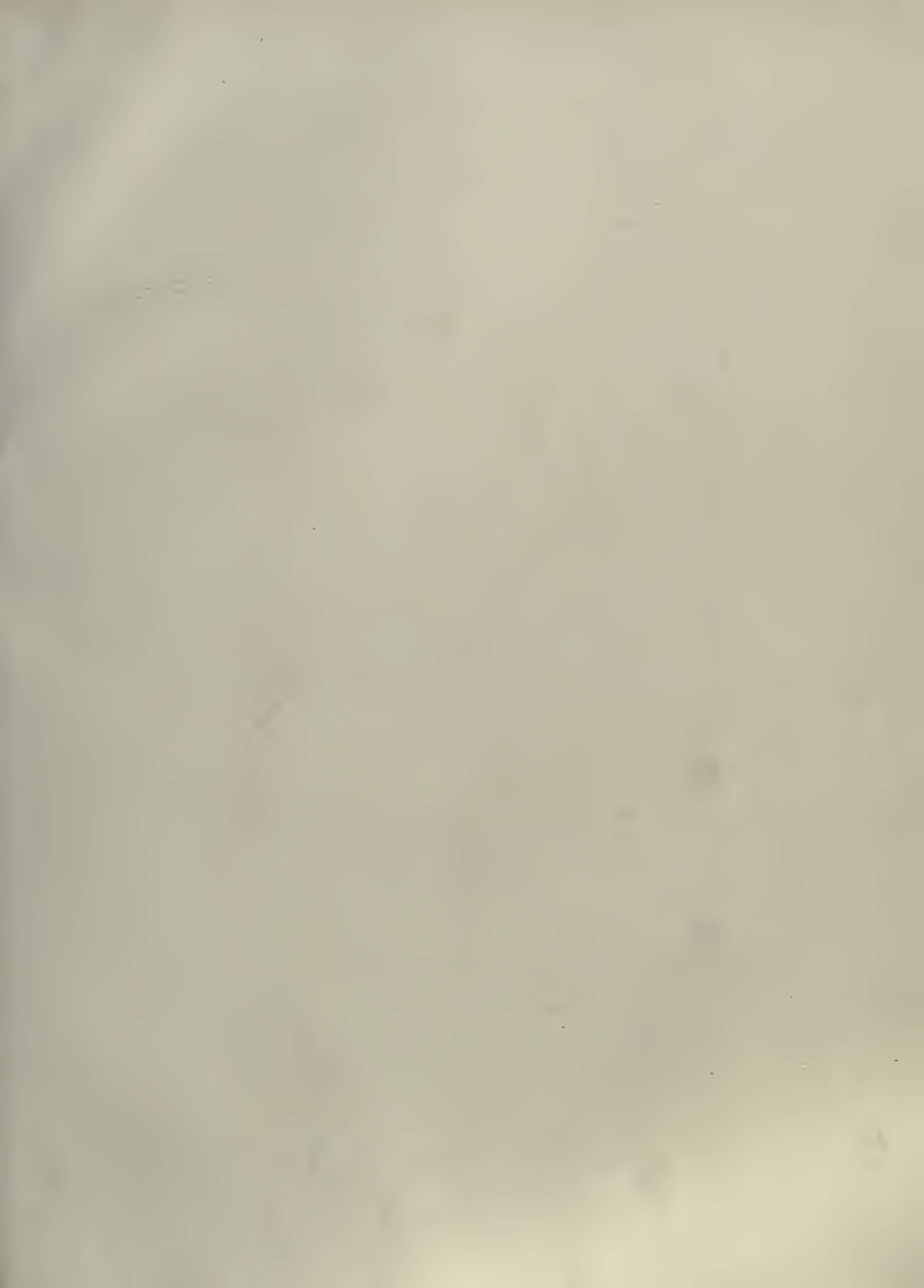
Aber auch der Tod eines so heldenmütigen Führers durfte keine Stockung eintreten lassen. Dafür sorgten die unübertroffenen Reiterscharen unter Uxbridge, Somerset und Ponsonby. Lord Uxbridge, der Führer der Kavallerie, eine Husarennatur vom Schlage Blüchers, hatte schon bei dem Anrücken der französischen Reiterei auf La Haye Sainte eine Attacke mit den schweren Reiterbrigaden Somersets und Ponsonbys unternommen. Es waren die auserlesensten Reiter des britischen Heeres, die Garden, die Königsdragoner und die „schottischen Grauen". Jetzt griffen sie ein. Die Attacken, die sie jetzt ausführten, gehörten zu den glänzendsten Waffentaten der Kriegsgeschichte Somersets Garden warfen in einem furchtbaren Handgemenge die feindlichen Kürassiere nieder und drangen bis in die französische Stellung von Belle-Alliance vor; die Königsdragoner ritten die Spitze der Division Alix über den Haufen; die „schottischen Grauen" und die Irländer richteten in den Reihen des französischen Fußvolkes Schrecken und Verwirrung an. In der heißen Glut des Kampfes auseinander gekommen, sprengten sie tollkühn und „verheerend wie ein Heuschreckenschwarm" in die Reihen der Feinde hinein. „Um den Kürassieren näher zu kommen", sagt ein Schlachtbericht, „suchten sich die Briten zwischen die Pferde ihrer behelmten Gegner einzudrängen, deren Schwerter viel länger und deren Brust und Rücken durch Eisenharnische gedeckt waren, während sie selbst keine dergleichen Schutzwaffen hatten. Mit der Schnelligkeit des Blitzes zuckten die Schwerter und schlugen Funken aus den ehernen Panzern, wenn sich nicht eine Blöße für einen sicher geführten Stoß zeigte. In das Getöse der rings umher entbrannten Schlacht mischte sich hier, wo Mann gegen Mann, Pferd gegen Pferd in wildester Wut fochten, ein Fluchen, Trompetengeschmetter, Gewieher und Schreien, welche durch Kanonendonner und Gewehrfeuer kreischend hindurchdrangen. Wie verzweifelt und blutig aber auch dieser Kampf war, so kurz war dennoch seine Dauer. Die größere Körperkraft der Briten, das Feuer und die Ausdauer ihrer gutgeschulten, vortrefflichen Pferde machten sich sehr bald geltend. Die Kürassiere wurden geworfen

*) Nach den Berichten des englischen Geschichtsschreibers Siborne (Geschichte des Krieges in Belgien und Frankreich) abgedruckt bei Fr. Förster III, 945.

**) Ebendaselbst.

und gezwungen, die Anhöhe, welche sie in siegestrunkenem Jubel rasch erstiegen hatten, noch rascher zu verlassen."

Mit schweren Verlusten hatte Napoleon den Angriff auf das eiserne Zentrum Wellingtons bezahlen müssen; gegen 3000 Gefangene, mehrere eroberte Adler und viele erbeutete Pferde hatten die tapferen Brigaden Ponsonby, Somerset, Pack, Kempt und Best in ihre gesicherten Stellungen hinter La Haye Sainte und nach der Anhöhe von Mont St. Jean zurückgebracht. Aber auch ihre Verluste waren groß gewesen, als sie den Angriff Napoleons abschlugen und die Reiterei bei der Verfolgung der Feinde sich allzu verwegen und zu weit fortreißen ließ; aber dieser unvergleichliche Angriff der englischen Reiterbrigaden, unterstützt von der tapfer aushaltenden Infanterie, wird in der englischen Kriegsgeschichte stets eine der glänzendsten Waffentaten bilden, und noch in der Erinnerung ruft der englische Geschichtsschreiber, hingerissen von Bewunderung, seinen Landsleuten zu: „Briten! Bevor andere Szenen Euren Augen enthüllt werden, blickt noch einmal zurück auf dies ruhmvolle Schauspiel. Seht in dem Vordergrunde eine britische Kavallerielinie zur Attacke vorgehen, freudestrahlend in dem Bewußtsein ihres angeborenen Muts, ihres unzähmbaren Geistes, der Kraft ihres Armes. Während ihr noch die schöne Ordnung und die vollständige Festigkeit ihres Vorgehens bewundert, werden eure Augen plötzlich von dem funkelnden Glanze einer Linie eisenbepanzerter Krieger mit wehenden Roßschweifen auf schimmernden Helmen angezogen, welche von drüben her den Abhang ersteigen und jetzt auf den Gipfel der Höhe gelangt sind. Es sind die weltberühmten Kürassiere Frankreichs, geführt von einem Kellermann, dem tapferen Sohne des Herzogs von Valmy, gefürchtete Krieger, welche auf hundert Schlachtfeldern die schönsten Truppen der Welt überwunden haben und unter Siegen ergraut waren. Die Trompeten schmetterten zum Angriff; einen Augenblick darauf hört ihr den dumpfen Donner des Hufschlages ihrer Pferde; eure atemlose Aufregung ist bis auf den höchsten Grad gespannt, als ihr die beiderseitigen Geschwader so jäh aufeinander losstürzen seht, daß der Zusammenstoß nur mit der Vernichtung beider enden zu müssen scheint. Beobachtet die Briten, als sie einen Augenblick zweifelhaft scheinen, wie ihrem Gegner beizukommen sei. Da treiben sie ihre gelenken Rosse mit Sporn und Zuruf grad' auf den Feind und drängen sich in die Zwischenräume der Kürassiere. Hoch in den Lüften schwingen sie ihre scharfgeschliffenen, stahlharten Klingen; diese zucken wie flammende Blitze durch die Reihen, schlagen hier mit denen der Feinde zusammen und treffen dort mit durchdringenden Streichen auf Helme und Küraß. Doch nur eine kurze Weile ist der Kampf zweifelhaft; die Kürassiere, erschöpft unter der Last ihrer Harnische, weichen der überlegenen Stärke, Geschicklichkeit und Tapferkeit; Reiter und Pferde stürzen zu Boden, Lücken entstehen in ihren Reihen, viele brechen heraus, andere machen Kehrt, ihre ganze Linie wankt und bricht in Trümmer zusammen. Im nächsten Augenblick sehen wir sie, wie von der Windsbraut erfaßt, von der Anhöhe fortgeweht; von den unsern eingeholt, stürzt sich das Getümmel des wütenden Heeres in die Ebene hinab, dann wieder bergauf und entschwindet unseren Blicken. Aufs neue wird unser banges Erwarten unwiderstehlich von dem, was sich im Vordergrunde unmittelbar vor uns begibt, aufs äußerste gespannt und bewegt. Eine Linie britischen Fußvolkes rückt an und bricht sich Bahn durch die Dornenhecken auf dem Kamme des Höhenrückens, wo sie von feindlichen Kolonnen empfangen wird, welche mit dem Schlachtrufe: „Vive l'Empereur!" unter Sturmschlag der Trommeln die Anhöhe von jenseit erstiegen haben. Ein heftiges Gewehrfeuer wird von beiden Seiten eröffnet, bald sind Freund und Feind durch den Pulverdampf unseren Augen entzogen. Schon ergreift uns Besorgnis für den Ausgang des Kampfes, da sprengt unsere Reiterei heran, das Fußvolk gibt Raum, die Schwadronen ziehen sich durch die geöffneten Reihen und stürzen sich auf die feindlichen Kolonnen.








Schlacht bei Belle-Al

Das zweite Regiment erstürmt den von der fr

Original von P



Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

nce am 18. Juni 1815.

öſiſchen Garde beſetzten Kirchhof von Plancenoit.

ſſor C. Röchling.



Die englischen, schottischen und irländischen Dragoner brechen ein in die dichtesten Haufen, die wütende Heftigkeit ihres Anlaufes zersprengt die Mauer entgegenstarrender Bajonette; die goldnen Adler auf hohen Stangen sind die Lockvögel, nach welchen den tollkühnen Reitern unwiderstehlich gelüstet; sie brechen sich blutige Bahn zu ihnen, und zwei von ihnen werden als köstlicher Siegespreis den Feinden entrissen. Es gibt kein Halten mehr, die Flucht beginnt; der ganze Abhang ist bald mit zerstreuten Trümmern der feindlichen Heersäulen bedeckt.

„Unsere Blicke folgen jetzt der verwegenen Reiterschar, welche in aufgelöster Ordnung dem auseinander gesprengten Feinde nachsetzt und, durch den glücklichen Erfolg berauscht, auf keinen Ruf der Führer, auf kein Signal der Trompete hört. Allen voran die „Schottischen Grauen", die sich, vom wildesten Schlachtengeiste erfaßt, auf die furchtbare Linie der Batterien stürzen; sie hauen die Artilleristen zu Boden, erstechen die Pferde und mähen nieder, was ihnen vor die Klinge kommt. Aber physische Kräfte haben ihre Grenze, wie mächtig sie auch entfaltet werden können; die Arme der Schnitter des Schlachtfeldes ermüden von der blutigen Arbeit, die feurigsten Rosse stehen zuletzt atemlos und kein Sporn bringt sie mehr vorwärts. Jetzt erst nehmen die verwegenen Reiter auf den Rückzug Bedacht.

„Da fliegen, wie vom Sturm hergeweht, blaurotweiße Flaggen heran; sie schmücken die Lanzen einer feindlichen Reiterschar, die sich auf Rossen, die heute noch nicht in der Schlacht waren, auf die Unsern stürzten. Nur einer geringen Anzahl gelingt es, den feindlichen Lanzen zu entrinnen, die Mehrzahl sieht sich umringt und wurde in ein verzweifeltes Gefecht verwickelt. Schon gaben wir die tapferen Schotten verloren, sieh, da eilt eine befreundete Reiterschar herbei; sie wirft sich den französischen Lanciers in die rechte Flanke; diese, im Schwenken und Handhaben des langen Speeres nicht so geübt, wie der Kosak und Baschkir, geraten in Verwirrung; sie sind ihrer durch das Fähnlein scheu gewordenen Pferde nicht mächtig; eben noch Sieger, wenden sie sich zur Flucht; die Lanciers stürmen in Verwirrung der Ebene, von der sie hinaufkamen, wieder zu. Die im Galopp aufgefahrene Raketenbatterie sendet ihnen verderbensprühende Drachen nach; mit einem glänzenden Feuerwerke schließt das grauenvolle Spektakelstück unter fürchterlichem Knalleffekte; der Kampf ist zu Ende, den Siegespreis haben die tapferen Reiter von Uxbridge, Somerset, Ponsonby heut ruhmbedeckt gewonnen." *)

Ponsonby selbst und eine Menge höherer Offiziere sind gefallen. Aber die große gewaltige Attacke des Feindes, auf die Napoleon solche Hoffnungen gesetzt, war mißglückt. Nahezu 3000 Mann vom Korps Erlons gerieten in Gefangenschaft. Zahlreiche Geschütze waren zum Schweigen gebracht worden; die verwegenen Reiter hatten die Bedienung niedergehauen. So war der Versuch, das Zentrum Wellingtons zu durchbrechen, bei La Haye Sainte wie bei Hougomont glücklich abgeschlagen.

Bald aber sammelten die Franzosen neue Kräfte zu neuem Ansturm. Napoleon ließ durch Ney einen Massenangriff von zwei Kürassierregimentern unter Milhaud unternehmen, um das englische Zentrum zwischen den eben bezeichneten Punkten zu durchbrechen. Inzwischen sollte die Infanterie ihre Angriffe auf die Vorwerke und Gehöfte richten. Es war ein glänzender Anblick, als die schwer gepanzerten Kürassiere mit einer Wucht heranbrausten, daß die Erde unter den Hufen ihrer Rosse erdröhnte, hinter ihnen die Lanciers und die Chasseurs der Garde. Unerschüttert von dem Kartätschenhagel der Engländer, ersteigen sie die vor ihnen liegende Anhöhe; unwiderstehlich dringen sie vorwärts, ein Triumphgeschrei erhebend, als sie die englischen Geschütze ungedeckt vor sich sehen. Aber sie rennen in eine Falle. Es war nur eine englische Kriegslist, um sie

*) Siborne, Geschichte des Krieges in Belgien und Frankreich im Jahre 1815.

heranzulocken. Die Bedienungsmannschaften der Artillerie haben sich in die nächsten Karrees zurückgezogen. Hier, schachbrettartig aufgestellt, lassen sie den feindlichen Reiterhaufen bis nahe an sich heranbrausen und geben dann auf 30 Schritt Feuer. Die Wirkung ist furchtbar. Die Reiter stürmen in größter Verwirrung den Abhang hinunter. In diesem Augenblicke sind die Artilleristen wieder bei ihren Kanonen und überschütten den weichenden Feind mit ihren Geschossen. Ein zweiter, nach einer Weile wiederholter Angriff der französischen Reiterei hat kein besseres Schicksal. Da erscheint Kellermann, der tapfere Sohn des Herzogs von Valmy, mit seiner schweren Reiterei und dem Rest der Garde. Einer wogenden See gleich — es sollen 77 Schwadronen gewesen sein — stürmen sie den Rand der Höhe. Aber auch diese Reitermassen brechen sich an der unerschrockenen Haltung der jungen Braunschweiger wie der alten britischen Veteranen.

Napoleon hatte auf einem Hügel unweit der Meierei Belle-Alliance, von wo aus er das Schlachtfeld überblicken konnte, mit seinem Stabe Aufstellung genommen. Dieser Widerstand des englischen Heeres, über das er so geringschätzig gedacht hatte, erregte seinen Zorn aufs heftigste. Als wollte er das Schicksal, welches ihm so oft im Leben hold gewesen, gewaltsam herausfordern, hatte er schon um 3 Uhr nachmittags einen Siegesboten nach Paris abgeschickt und die Mitglieder seines Stabes eingeladen, mit ihm in Brüssel zu Abend zu speisen. Immer noch drehte sich vorwiegend der Kampf um den Pachthof La Haye Sainte, das wichtigste Bollwerk Wellingtons, das jetzt von dem tapferen Major Baring nur mit einigen Bataillonen der Deutschen Legion gegen eine ganze Division des Korps Erlon gehalten wurde. Mit einer Bravour ohnegleichen verteidigten sich die Angehörigen dieser heldenmütigen Truppe gegen die Übermacht. Im furchtbaren Einzelkampf waren schon zahlreiche von ihnen durch Brandwunden und Kugeln verletzt oder gefallen; ein grauser Kampf hatte besonders an der westlichen Einfahrt der großen Scheune getobt. Hier hatte man vorher die Türflügel herausgenommen, sie aber jetzt durch vorgelegte Balken und Bretter ersetzt. Hier verteidigten die Wackeren jeden Fuß breit, jede Latte, jede Planke. „So lange noch die Offiziere aushalten, und wir noch Arme und Beine regen können, verläßt keiner von uns seinen Posten!" hieß es bei den Braven. Aus gesicherter Stellung sandten sie ihre Schüsse auf die Anstürmenden, die vor dieser Tapferkeit wieder zurückweichen müssen.

Es war 4 Uhr nachmittags, und Napoleon wurde mehr und mehr beunruhigt durch den drohenden Anmarsch der Preußen; er hatte bereits das sechste Korps (Lobau) und die junge Garde gegen sie abgeschickt. Entrüstet darüber, daß der Durchbruch des Zentrums noch immer nicht gelungen war, forderte er Ney vor sich und ließ ihn unwillig an, daß der Pachthof La Haye Sainte noch immer nicht in seinen Händen sei. Der Marschall erwiderte, daß er ohne Verstärkung an Fußvolk und schwerem Geschütz nichts ausrichten könne. Napoleon herrschte ihn von neuem an; in bewußter oder unbewußter Variierung des Dichterwortes: „Kann ich Armeen aus der Erde stampfen? Wächst mir ein Kornfeld auf der flachen Hand?" sagte er: „Où voulez-vous que j'en prenne? Voulez-vous que j'en fasse?" „In einer halben Stunde muß der Pachthof gewonnen sein!"

Gab es einen seiner Marschälle, das Unmögliche möglich zu machen, so war es Ney. Er gab die Rüge des Kaisers weiter an General Danzelot, dem er Vorwürfe machte, daß er schon zweimal vergeblich gestürmt habe und sagte ihm, was der Kaiser von ihm verlangte. Von neuem führte Danzelot seine Sturmkolonnen gegen den Pachthof. Erhitzt durch den langen Widerstand dieser Handvoll Verteidiger, kamen die Franzosen mit verdoppelter Wut heran. Sie steckten die Scheuer in Brand, um die braven Verteidiger daraus zu vertreiben; aber der Besatzung gelang es, das Feuer zu ersticken. Vergebens hatte Major Baring wiederholt um Munition gebeten; nur drei Patronen noch konnten dem einzelnen Mann zugeteilt werden; bald aber waren auch diese

verschossen, und die Leute riefen: „Major, schaffen Sie uns Pulver und Kugeln!“ — Die Franzosen bemerkten, wie Siborne berichtet, bald die verzweifelte Lage der Verteidiger; jetzt gelang es ihnen, das Tor am Ende des Stallgebäudes zu erbrechen; allein da sie im Innern von der Besatzung mit Bajonett und Kolbenschlägen empfangen wurden, suchten sie auf anderem Wege in den Hof zu gelangen. Kecke Burschen erkletterten die Mauer, stiegen auf das Dach des langen Stalles und schossen von oben herab auf die Verteidiger, welche das Feuer nicht erwidern konnten. Gleichzeitig drangen die Franzosen mit wütendem Geschrei durch die Scheuer vor; nur Schritt vor Schritt wich die Besatzung der Übermacht. Der Durchgang durch das Wohngebäude nach dem Garten war schmal; die deutschen Offiziere ließen, um den vordersten den Abzug möglich zu machen, die Nachhut halten und führten sie zu einem neuen Angriffe vor. Da die Franzosen ganz nahe in das dichte Gedränge schossen, kam es zum blutigen Handgemenge. Fähnrich Frank sah, daß ein Voltigeur sein Gewehr auf den Leutnant Gräme anschlug, der eben seine Leute mit gefälltem Bajonett vorgehen ließ. Frank stieß den Voltigeur nieder; ihm wurde dagegen von einer feindlichen Kugel der Arm zerschmettert. So schwer verwundet er war, gelang es ihm, sich in ein Zimmer des Hauses zu schleppen und sich unter einem Bettgestell zu verbergen. Zwei Mann der Deutschen Legion in grüner Uniform, die in demselben Zimmer Zuflucht suchten, wurden von den Franzosen mit dem Rufe: „Pas de pardon à ces coquins verts! (Den grünen Schurken kein Pardon!) niedergeschossen. Die beiden Leichen bildeten ein schützendes Versteck für Frank, der dahinter verborgen blieb, bis am folgenden Tage die Unsern als Sieger hier einzogen.

„Als Major Baring“, so berichtet Siborne weiter, „sich überzeugt hatte, daß die Besetzung des Wohnhauses durch den Feind den Garten unhaltbar machte, auch seine Offiziere derselben Meinung waren, ließ er seine Leute sich einzeln nach der Hauptposition zurückziehen. Es war 6 Uhr des Abends; die Mehrzahl stieg, von ihrem tapferen Major geführt, durch eine Öffnung des hohen Randes auf der Nordostecke des Gartens hinab nach der Chaussee und zog sich unter Deckung des daneben hinlaufenden Grabens zurück. So erreichte Baring mit den wenigen Leuten, die ihm geblieben waren, die beiden Kompagnien des ersten Bataillons der Deutschen Legion, welche in dem Hohlwege nahe zur Rechten der Straße postiert waren.

„Als dem Kaiser ein lautes Triumphgeschrei und die auf dem Dache wehende dreifarbige Fahne die Einnahme von La Haye Sainte verkündete, befahl er Ney, den entscheidenden Angriff auf das Zentrum der englischen Stellung auszuführen.*)

Die Wegnahme von La Haye Sainte durch die Franzosen bedeutete die größte Gefahr für Wellington, indem sie den Durchbruch seines Zentrums erleichterte. Gelang dieser den Franzosen, so war seine Sache so gut wie verloren, was umso schwerer zu ertragen gewesen wäre, als ihm der Anmarsch Blüchers bereits gemeldet war. Schon hatte er seine ganzen Reserven aufgeboten; sein linker Flügel war fast entblößt, um nur den Durchbruch des Feindes im Mittelpunkt zu verhindern. Sein Heer zählte kaum noch 30000 waffenfähige Krieger, die übrigen lagen entseelt um ihn oder waren kampfunfähig. Die tapferen Überlebenden hatten fast Unmenschliches geleistet; dennoch hatten sie es nicht verhindern können, daß die Vorwerke Hougomont und La Haye Sainte wieder von den Franzosen besetzt wurden. Und immer neue Scharen stürmten auf den schwächer und schwächer werdenden linken Flügel Wellingtons an. Dem sonst so kaltblütigen Mann wird es heut zum ersten Male schwül ums Herz. Abwechselnd richtet er sein Fernrohr bald auf Frischermont und Plancenoit, von wo die Preußen kommen mußten, bald auf Belle-Alliance, von wo die furchtbaren Franzosenmassen sich seinem Zentrum näherten. Das waren die bangen Minuten, wo er, zu Lord

*) Nach Siborne, des englischen Geschichtsschreibers Bericht bei Friedrich Förster, 961 f.

Hill gewendet, die weltbekannten Worte sprach: „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen.“ *)

Als er bald darauf auf dem rechten Flügel und im Rücken des Feindes Kanonendonner hörte, da wußte er, daß die Hilfe nahe sei, und erleichtert rief er aus: „Gottlob, da ist der alte Blücher!“ Es war die höchste Zeit gewesen, daß Hilfe erschien, denn mit Ausnahme der holländischen und belgischen Regimenter, welche, zum Teil aus eigenem Antriebe, zum Teil auf Befehl in das Hintertreffen geraten waren, auf die aber nicht weiter gerechnet werden konnte, zeigten die Regimenter des Wellingtonschen Heeres nur noch „die Trümmer jener stolzen Pracht, welche sie noch am Morgen entfaltet hatten.“ **)

Trotzdem es unzweifelhaft feststeht, daß nur durch das rechtzeitige Eintreffen Blüchers Wellington aus seiner furchtbaren Lage befreit wurde, ist dem Feldmarschall und seinen Preußen dennoch später von englischer Seite diese Retterrolle arg verkümmert worden. Daß Wellington mit einer so geschmolzenen Mannschaft den letzten Sturm Napoleons nicht abgewartet haben und, wenn er es tat, unterlegen sein würde, ist außer allem Zweifel. „Blücher oder die Nacht!“ hatte er, wie schon erwähnt, zu Lord Hill geäußert. Wäre Blücher nicht erschienen, so würden die zum Rückzug bereits getroffenen Anordnungen zur Ausführung gekommen sein; es wäre unmöglich gewesen, die Stellung bei Mont St. Jean zu behaupten. Während der Herzog von Wellington, so lautet die Ansicht eines kriegskundigen Mitfechters, nur mit äußerster Anstrengung seine Front hielt, war im Rücken die Chaussee mit zurückeilendem Fuhrwerk und Flüchtlingen aller Art bedeckt, deren mehrere Tausende in dem Walde von Soigne gewesen sein sollen. Schrieb doch Wellington selbst später an seinen Bruder Wellesley: „Ich gab gegen 7½ Uhr die Schlacht für verloren, als zu unserer Rettung Blücher in meiner linken Flanke erschien.“ In seinem amtlichen Schlachtberichte und in dem Schreiben, worin der Herzog dem Feldmarschall die Mitteilung des von dem Parlamente ihm und dem preußischen Heere votierten Dankes macht, spricht er es ehrlich und offen aus, daß die Schlacht ohne die Hilfe Blüchers und der Preußen verloren war.

Schauen wir uns jetzt nach dieser Hilfe um. Vier Korps standen dem Feldmarschall zur Unterstützung Wellingtons zur Verfügung: das 1. unter General von Zieten, das 2. unter General von Pirch I, das 3. unter General von Thielmann und das 4. unter Bülow. Blücher hatte für den Vormarsch seines Heeres auf Belle=Alliance folgenden Befehl ausgegeben: „Das vierte, erste und zweite Armeekorps marschieren in zwei Kolonnen so ab von Wavre, daß sie den Herzog Wellington unterstützen und Bonaparten eine Diversion im Rücken und seiner rechten Flanke machen können.

„Das vierte und zweite Armeekorps machen die Kolonnen des linken Flügels; sie marschieren über Neuf=Cabarets bis St. Lambert. Das erste Armeekorps hat die rechte Flügelkolonne; es marschiert über Fromont gen Ohain.

„Das dritte Armeekorps ist bestimmt, im Fall eine feindliche Kolonne vorrückt, die Stellung bei Wavre zu verteidigen, oder im anderen Falle dort nur ein paar Bataillone stehen zu lassen und gleichfalls rechts abzumarschieren, um jenen beiden Kolonnen als Reserve zu dienen und nach den Umständen gebraucht zu werden.

„Der Rückzug des niederrheinischen Heeres soll im Fall eines unglücklichen Ausganges auf Louvain (Löwen) über Ober=Uschke gehen.“

---

*) Nach anderer Lesart: „Blücher oder die Nacht!“

**) „. . . presented but a mere wreck of that proud array, which it hat displayed in the morning.“

Kaum jemals ist aus dem Hauptquartier Blüchers ein gleich genialer, in seinen Folgen schwerwiegenderer Marschbefehl ausgegeben worden. Kühnheit und Vorsicht zeichneten ihn aus. Während das 1., 2. und 4. Korps dazu dienten, Wellington gegen die Übermacht Napoleons Luft zu machen, war das 3. dazu bestimmt, den vormarschierenden drei anderen den Rücken zu decken. Wir werden später sehen, wie Thielmann dieser Aufgabe gegen das von Napoleon auf Wavre abgesandte Korps Grouchy sich entledigte. Verfolgen wir zunächst das Vorrücken der drei übrigen Kolonnen.

Blücher hatte auf dem grundlosen, vom Regen aufgeweichten Boden, besonders in den Hohlwegen von St. Lambert, einen überaus schwierigen Marsch gehabt. Der fette, lehmige Boden hatte sich unter der Einwirkung des Regens in zähen Schlamm verwandelt; dieser klebte an Stiefeln und Pferdehufen fest und schlang sich, mit Kraut und Kornhalmen untermischt, in klumpigen Massen um die Räder der Fahrzeuge, die auf dem glitschigen Boden der aufgeweichten Landwege bei den geringsten Steigungen nur mit größter Mühe vorwärts gebracht werden konnten. Von den Mannschaften hatte die Mehrzahl bereits am 15. und 16. Juni im Gefecht gestanden; sie waren müde, hungrig und durstig und hatten auf den schlammigen Feldern zwei entsetzliche schlummerlose Nächte zugebracht. Nur dem fortwährenden aufmunternden „Vorwärts Kinder, vorwärts!“ des alten Feldmarschalls gelang es, die schwer mitgenommenen Truppen weiter zu bringen. Es war den braven Truppen nicht zu verargen gewesen, daß ab und zu ein Gemurr aus ihren Reihen drang: „Es geht nicht mehr! Was nicht sein kann, kann nicht sein!“ Dann stieg der Alte wohl von seinem Rosse und arbeitete sich mit seinen Mannschaften eine Weile durch den entsetzlichen Kot, in vertraulicher Rede und Gegenrede sich mit ihnen unterhaltend und Feuerworte der Aufmunterung in ihre Reihen werfend: „Ich sag', 's muß gehen, tausend Schock Donnerwetter! Hört ihr wohl, wie die Kanonen da drüben nach uns schreien? Und jetzt, da wir den Millionenhund von Bonaparte so hübsch in der Klemme haben, jetzt, da wir ihm — Gott straf! — den Garaus machen können, sollen wir uns durch das bißchen Dreck da aufhalten lassen? Oder sollen die Engländer sagen dürfen: wir haben die Franzosen besiegt, wir allein? Müssen auch die Scharte von vorgestern auswetzen; müssen, es geht nicht anders; muß ausgewetzt werden, die Scharte — muß sie nicht? Und ich hab' dem Wellington versprochen, rechtzeitig zu kommen. Wollt ihr mich zu einem Hundsfott, zu einem Diplomatiker machen, he?“ „Ne, dat wullen wir nicht! Vivat de old Blücher!“*)

So scholl es ihm aus den Reihen der Soldaten entgegen — und weiter ging es, mit neuem Mute. Blücher, in seinem heißen Streben, das Schlachtfeld zu erreichen, eilte dann mit seinem Stabe, so schnell wie möglich an den Kolonnen vorbeizukommen. „Wir kamen nach einem starken Regen“, so berichtet ein Mitglied des Stabes, „durch ein hohes Kornfeld, wo der Fürst bald ganz durchnäßt war; aber er achtete nichts und sehnte sich nur nach dem Augenblick, wo er seine Truppen zur Schlacht vorführen könnte.“

Auf dem weiteren Vormarsch traf eine Mitteilung Müfflings ein:

„I. Fall. Der Feind greift den rechten Flügel vom Herzog von Wellington an. — Dann kann ihn die preußische Armee über Ohain verstärken.

II. Fall. Der Feind greift das Zentrum und den linken Flügel an. — Dann würde eine Offensive der preußischen Armee auf dem Höhenzuge fort am wirksamsten sein und das schwer zu passierende Tal bei la Haye rechts liegen bleiben.

---

*) Plotho, VI, S. 63. Grolmann-Damitz, S. 255.

III. Fall. Der Feind wendet sich gegen St. Lambert. — Dann würde der Herzog mit dem Zentrum gegen Genappe vorrücken und den Feind in der linken Flanke und dem Rücken angreifen."

Aber welcher von den drei angedeuteten Fällen vorliege, darüber fehlte vorläufig jede Andeutung; erst später ergänzte Müffling diese Meldung durch neue Mitteilungen.

Bülows Heer, dem heute die Ehre zuteil werden sollte, die Spitze der Angriffskolonnen zu bilden, war in der Frühe des Morgens von Dion le Mont aufgebrochen, um über Wavre und die Dyle auf St. Lambert vorzurücken. Die Brigade Losthin, als Vorhut marschierend, war zuerst hier eingetroffen. Erst in längeren Zwischenräumen folgten die Brigaden Hiller, Hake, die Reservereiterei und als Nachhut die Brigade Ryssel; den Bülowschen Kolonnen folgte das 2. Korps des Generals von Pirch I; sein Marsch erfuhr Hindernisse, indem er jenseits der Dyle heftig angegriffen wurde. General Zieten, der mit dem 1. Korps, wie wir wissen, über Ohain gehen sollte, setzte sich erst um die Mittagszeit von Bierge aus in Bewegung.

Auf dem Vormarsche war Blücher mit Bülow zusammengetroffen, der bei St. Lambert seine vorderen Brigaden verdeckt aufgestellt hatte. Der Vortrupp eines vorgeschobenen Husarenregimentes hatte bereits das in einem Tale liegende Dorf Lasne besetzt. Die Ränder dieses Tales waren besonders nach der westlichen Seite zu mit Wald bestanden, welcher die Aussicht auf das Schlachtfeld völlig verdeckte, so daß man nur von dem unausgesetzt herüberdröhnenden Kanonendonner auf die Richtung des Schlachtfeldes schließen konnte. Oberst von Pfuel war zur Erkundung ausgeschickt worden, als eine neue Meldung Müfflings eintraf, welche für den Fall, daß Bülows Korps über Lasne vorgehen würde, den dringenden Rat erteilte, ein anderes nördlich davon über Ohain zu schicken, „um nach Umständen einen sehr bedrohten Ort der Stellung zu schützen"; ein drittes Korps möge zur Deckung der linken Flanke und des Rückens Bülows weiter südlich vorgehen, während das vierte bei Couture, eine halbe Meile südlich von St. Lambert, als Reserve aufzustellen sei. Die Wünsche Müfflings bezüglich des Vormarsches auf Ohain waren, wie wir wissen, bereits durch Entsendung des Korps Zieten erfüllt; sein Korps befand sich schon längst in vollem Marsche auf diesen Ort.

Der zur Erkundung vorgeschickte Oberst Pfuel hatte bald darauf die wichtige Meldung eingeschickt: „Der Feind steht links auf der Höhe von Plancenoit, die Engländer auf der Höhe vorwärts von Mont St. Jean; Frischermont scheint unbesetzt. Feindliche Kavallerie und Artillerie ist vorgerückt." So schien alles dem geplanten Vorstoße günstig. Das ganze Gelände vor den anrückenden Scharen zwischen Plancenoit und Frischermont war tatsächlich unbesetzt, eine Unterlassung, die unbegreiflich erscheint. Daß man die Nähe der Preußen in so gefährlicher Nachbarschaft noch nicht ahnte, ist nur mit dem hügeligen Terrain und mit der Tatsache zu erklären, daß gerade um diese Zeit Napoleons ganze Aufmerksamkeit sich darauf richtete, Wellingtons Front zu durchbrechen. Blücher konnte das nur recht sein. Er gab dem Korps Bülows als Ziel das weitere Vordringen auf Plancenoit an, hart östlich an der von Belle-Alliance nach Waterloo führenden Straße gelegen, die für den Feind die Rückzugslinie bildete. Aber Eile war nötig, denn Wellingtons Lage wurde mit jeder Minute schwieriger und gefährlicher. Der Feldmarschall spornte seine Truppen durch sein „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" zur äußersten Kraftanstrengung an. Und unter der Führung eines solchen Feldherrn ertragen sie die furchtbaren Strapazen gern. Niemals während seines langen Feldherrnlebens war seine persönliche Einwirkung auf die Truppen so unmittelbar, so tiefgehend, wie hier bei dem Vorrücken auf das Schlachtfeld. Er und seine Truppen waren eins. Wie die schlachterprobten Grenadiere des alten Fritz, so erlaubten sich auch die wetterfesten

Landwehrleute allerlei Vertraulichkeiten zu dem geliebten Feldherrn, klopften ihm aufs Knie und riefen ihm zu: „Höre, Vater Blücher, heute geht's gut! Viel Glück heute, Vater Blücher!"

Bisher hatte der Waldrand den Anrückenden das Schlachtfeld verborgen. Begierig, einen Überblick zu gewinnen, sprengte Blücher auf die über Frischermont liegende Höhe, von wo aus sich ein weiter Blick auf jenes Gelände eröffnet, welches eben jetzt den Kampf in seiner furchtbarsten Heftigkeit zeigte. Wie Fürst Taxis in Blüchers Gefolge schildert, erblickte der Feldmarschall „gerade den Teil des Schlachtfeldes, wo der französische rechte Flügel den englischen linken bei La Haye Sainte nicht nur mit größter Heftigkeit angriff, sondern, eine Pointe machend, ihn von diesem Punkte abzudrängen, gleichsam gegen das Zentrum hin aufzurollen trachtete, wahrscheinlich, um jede Vereinigung und selbst jede Kommunikation zwischen beiden Armeen unmöglich zu machen."

Seitdem der Kaiser die verhängnisvolle Gewißheit hatte, daß die preußische Hilfe nahe war, hatte er ohne Zaudern alles aufgeboten, um der furchtbaren Krisis zu begegnen. Dem Vorwärtsdrängen Bülows hatte er zunächst zwei leichte Kavalleriedivisionen Domonts entgegengeworfen, und, als diese wichen, das Korps Lobaus zur Deckung von Plancenoit abgeschickt. Als aber auch dieses tapfere Korps sich den überlegenen Streitkräften Bülows gegenüber nicht halten konnte, und die vollen Kugeln der preußischen Zwölfpfünder schon bis nach Belle-Alliance hinüberschlugen, hatte er schon zu einem Teil seiner Reserven greifen müssen und den Angreifenden von den 24 Bataillonen seiner Fußgarden, 16 den gegen Plancenoit vordringenden Preußen entgegengeschickt. Gerade um diese Zeit, wo Bülows Truppen im Begriff waren, sich zu entwickeln, traf ein Bote des Generals Thielmann bei Blücher mit der dringenden Bitte ein, gleich so schnell wie möglich Verstärkung zu schicken, da er bei Wavre heftig von dem Marschall Grouchy mit überlegenen Streitkräften angegriffen sei. Aber Blücher wollte in diesem Augenblick, wo er dem Empereur die Rechnung aufmachen wollte, nichts von einer Teilung seiner Kräfte wissen. „Tut nichts", erwiderte er dem Boten. „Hier vor uns liegt die Entscheidung, nicht rückwärts oder sonst wo, Gott straf' mir! Der Thielmann soll sich seiner Haut wehren, so gut er kann, und der Bülow immer brav vorwärts auf Plancenoit! Hier müssen wir durch, und wenn alle Satanasse, die der Bonaparte im Leibe hat, gegen uns losgelassen werden."

Inzwischen war die Lage Wellingtons immer bedrängter geworden. Blücher beobachtete es auf seiner Warte auf der Anhöhe von Frischermont. Da liegt sie vor ihm, die Wahlstatt des blutigen Ringens. Dort rechts in der tiefen Talmulde bei den Gehöften von La Haye Sainte brandeten noch immer die Wogen des Kampfes mit furchtbarer Wut. Alle Angriffe der Franzosen sind bis jetzt gescheitert an dem unvergleichlichen Widerstand der tapferen Deutschen Legion; aber jetzt gerade ist die schwere Stunde da, wo man dem furchtbaren Ansturm des Feindes kaum noch stand halten kann. Zur Linken schweift dann das Auge des Feldherrn weiter bis zu jenen dämmerhaften Umrissen am Horizont, wo die britische Stellung hinter einer Bodenanschwellung verschwindet. Eine grauweiße, nur an einzelnen Stellen dunkel gefärbte Wolkenwand — der Pulverdampf der zahllosen Feuerschlünde — liegt zwischen den beiden Heeren; nur aus dem unaufhörlichen Aufzucken der Feuerblitze aus den langen Geschützreihen lassen sich die beiderseitigen Stellungen erkennen; sonst ist alles in dichten Geschütznebel gehüllt. Dort aber, an der Brüsseler Straße, ragt, deutlich sich abhebend von dem weißen Pulverdampf, eine Warte in der Mitte der französischen Schlachtlinie empor: es ist das Gehöft der Meierei La Belle-Alliance, der Standpunkt des Schlachtenkaisers. Wieder, wie so oft in seinem schlachtenreichen Leben — er ahnt nicht, daß es das letzte Mal ist — hält er die Fäden des ungeheuren Schlachtengewirres in seiner Hand; Reiter auf schweißbedeckten Rossen sprengen aus allen Richtungen des Schlachtfeldes heran, Meldungen zu

überbringen und kehren dann so schnell als möglich zu ihren Ausgangspunkten zurück. Mit seinem alles umspannenden Feldherrnblick leitet er die scheinbar wirr durcheinander flutenden Massen, die ihr Schicksal an das seine gekettet haben, und für die es nur die eine Wahl gibt: zu siegen oder zu sterben. Noch einmal waren sie heute mit Jubelrufen an ihm vorbeigezogen; feuriger und fanatischer als auf diesem letzten Napoleonischen Schlachtfelde ist niemals der Gruß seiner dem Tode geweihten Krieger erklungen. Morituri Caesar, te salutant! Cäsar, die Toten grüßen dich!

Und ihm gegenüber, nur etwa $1^1/_2$ Kilometer entfernt, steht hier, die Schlachtlinien des Gegners scharf beobachtend, der alte Feldmarschall, der gewillt ist, dem Gewaltigen heute den Untergang zu bereiten — und hinter ihm sein genialer Berater, Gneisenau, der in seinem ewig jungen Herzen bezaubert ist von der wilden Poesie des Krieges, die auch ihm heute die Erfüllung seines heißesten Herzenswunsches bringen soll, den Sturz des Soldatenkaisers. Aber noch ist viel, unendlich viel zu tun. Dort an der Straße südlich von Belle-Alliance, halten noch gewaltige Truppenmassen, des Winkes ihres Schlachtengebieters gewärtig. Es sind die französischen Reserven, des Kaisers sieggewohnte Garden, mit denen er so oft den letzten entscheidenden Stoß geführt hat. Der Alte hier oben weiß, wie schwer es ist, ihre Reihen zu durchbrechen. Doch auch für ihn war — wie für seinen großen Gegner — nie eine Aufgabe zu schwierig: gerade nach dieser Richtung hin beschließt er, den Angriff zu richten.

Aber was ist das? Das Auge Blüchers umwölkt sich. Dort drüben im Zentrum des Schlachtenringens scheint sich eine gefährliche Krisis vorzubereiten. Deutlich bemerkt er, wie das Artilleriefeuer sich gerade jetzt zu unbegreiflicher Heftigkeit steigert. Die britischen Truppen scheinen davor zurückzuweichen. Dann bewegen sich französische Reitermassen westlich von La Haye Sainte gegen die Mitte der britischen Aufstellung vor; die englischen Batterien schweigen: sie sind überritten. Nun hört man das Knattern der Infanteriesalven, und schon kehren die Reiter flüchtend zurück. Aber bald gehen sie von neuem vor. Offenbar ist das Eingreifen der Preußen im höchsten Grade dringlich. Ehe indes Bülows Korps herankommt, verstreicht trotz allen Treibens und Drängens viel Zeit. Die Kolonne zieht sich auf dem schlechten Wege gewaltig in die Länge; erst um 3 Uhr gelangt die Spitze der Infanterie an den westlichen Waldrand. Peinliche Stunden vergingen für Blücher und seinen Stab. Endlich, um $4^1/_2$ Uhr, waren die beiden vordersten Brigaden Bülows dicht aufgeschlossen zu beiden Seiten des Weges im Walde verdeckt aufmarschiert; die Reserveartillerie hatte sich auf dem Wege bereitgestellt, die Reservekavallerie zunächst hinter dem Walde. Die beiden anderen Infanterie-Brigaden des Korps waren noch weit zurück. — Der Feldmarschall hatte die Schlachtlinien und namentlich die britische Artillerie „mit der größten Aufmerksamkeit“ beobachtet. Er glaubte jetzt zu bemerken, daß eine englische Batterie das Feuer einstelle und sich zum Abfahren anschicke. Er durfte das Eingreifen in den Kampf keinen Augenblick länger verschieben: er befahl den Angriff für das Bülowsche Korps.

Es war ein schöner, erhebender Anblick — Gneisenau spricht noch in seinem Schlachtbericht mit Begeisterung davon — als die Haufen der anrückenden Preußen in geschlossener Ordnung von den stufenartig gebildeten Höhen hinabstiegen, eine Schar über der anderen, so daß mehrere Stufen Geschützfeuer übereinander entwickelt werden konnten, zwischen denen die Truppen brigadenweise in der schönsten Ordnung in die Ebene hinabstiegen. Erst im Schritte, dann im Laufe — die Reiter trabten voran — ging's die Hügel hinunter, und immer neue Scharen tauchten aus dem Dunkel des Waldes hervor. Die beiden vordersten Brigaden Bülows, bisher hinter dem Pariser Gehölz verborgen, rückten gerade in die rechte Flanke der Franzosen und senkrecht auf ihre Rückzugslinie vor, und entfalteten sich in Schlachtordnung, Losthin rechts, Hiller links; Hiller besetzte in seiner

linken Flanke ein Gebüsch mit zwei Füsilierbataillons. Die Franzosen stellten anfangs nur Plänklerlinien und Reiterei entgegen, doch bald erhob sich ein heftiges Kartätschenfeuer, aus dem die preußische Reiterei etwas zurückwich. Das Geschütz der Brigade Losthin, auf einer Höhe aufgefahren, antwortete lebhaft; zugleich drang das Fußvolk in der Richtung auf Smouhain vor, erstürmte das Schloß von Frischermont, dann auch Smouhain, und knüpfte so die erste Verbindung mit Wellingtons Linie an. Müffling war hier auf Wellingtons äußerstem Flügel voll tätigen Eifers, den Heranmarsch der Preußen zweckmäßig zu leiten, und sandte nacheinander viele Offiziere ab, den Stand der Sachen nach beiden Seiten hin zu melden.*) Bülow ließ hierauf die Brigade Hiller sich links ziehen, um Napoleons rechten Flügel zu umgehen; das Dorf Plancenoit wurde zum nächsten Ziel gewählt. Nun rückten auch, da sich der Raum erweiterte, die beiden später angekommenen Brigaden ins Gefecht; Prinz Wilhelm von Preußen füllte mit der Reiterei und ihrem Geschütz die Lücke, welche durch das Linksziehen der Brigade Losthin entstand.**)

Wohl mochte dem Imperator schwül ums Herz werden, als er die Heeresmassen erblickte, die sich in stolzer Ruhe und Ordnung in seiner Flanke entwickelten; aber er verlor nicht die Besonnenheit. Er sandte sogleich den ganzen Rückhalt unter dem General Mouton gegen die Preußen, und es begann hier ein mörderischer, noch lange unentschiedener Kampf, während die Angriffe gegen die englische Stellung mit verdoppelter Wut fortgesetzt wurden. Um nicht umgangen zu werden, zog sich die französische Linie auf Plancenoit zurück, und Napoleon, erkennend, daß dieses Dorf jetzt der wichtigste Punkt des Kampfes werden würde, sandte den General Duhesme mit 6 Bataillonen junger Garde und 24 Kanonen auf den rechten Flügel Moutons zur Verstärkung. Das war ihm klar: gelang es den Preußen, seinen Garden Plancenoit zu entreißen, bevor Wellingtons Zentrum durchbrochen war, so war sein Spiel verloren. Das konnte, das durfte nicht sein! Deswegen bereitete er seinen letzten großen Schlag vor. Selbst falsche Nachrichten mußten dazu dienen, die Standhaftigkeit seiner Truppen zu erhöhen. Obwohl er wußte, daß Grouchy bei Wavre durch Thielmann festgehalten wurde, ließ er die Nachricht unter den Soldaten verbreiten, der Marschall wäre bereits zu seiner Unterstützung auf dem Schlachtfelde eingetroffen. Dann ließ er von La Haye Sainte aus die Karrees seiner Gegner von neuem mit einem furchtbaren Kartätschenhagel überschütten. Eine Division des Erlonschen Korps drang mit ungeheurer Wucht gegen die Mitte der englischen Aufstellung vor.

Aus dem noch übrigen Teil seiner Garden und den noch in Reserve gehaltenen Grenadieren bildete der Schlachtenmeister einen Angriffskeil, furchtbarer als alle vorhergehenden, und führte ihn selbst gegen die entscheidenden Höhen vor. Die schon erschütterten Reihen der Verbündeten — Braunschweiger, Hannoveraner, Nassauer und die tapferen Reste der Deutschen Legion — können dem ersten Anprall nicht stand halten; schon ist der größte Teil ihrer Führer verwundet: der Prinz von Oranien, Halkett und Alten; die ermatteten Truppen weichen eine kleine Strecke zurück. Da erscheint Wellington, und, von den Truppen Kielmannsegges unterstützt, bringt er das Gefecht wieder zum Stehen. Aber neue Gefahr naht; neue gewaltige Massen dringen heran. Der Schlachtenkaiser schien sie aus dem Boden zu stampfen. Vier Bataillone der mittleren Garden, von Marschall Ney zu Fuß geführt — sein Pferd, das fünfte an diesem Tage, war unter ihm erschossen — bilden den Vortrab. In dichten, geschlossenen Haufen, gleich dem schweigend und dumpf heranziehenden Gewitter, stiegen die alten Krieger, denen keine Gefahr neu und keine zu groß war, die Höhen hinan. Wellington sah sie herankommen und erkannte, daß dies nun die letzte verzweifelte

*) Generalleutnant v. Unger. Blücher II. 310.

**) Varnhagen v. Ense, General Graf Bülow v. Dennewitz, 377.

und daher gefährlichste Anstrengung des Feindes sei. Aber auch er hatte sich seine besten Kräfte zuletzt aufgespart: das erste britische Garderegiment unter Maitlands wackerer Führung, für die anrückenden Truppen Neys ein furchtbarer Feind. Sie lassen den Feind ruhig herankommen; dann werfen sie sich auf den Boden, den Gegner mit ihren nie fehlenden Geschossen zu erwarten. Hinter ihnen hält ein Teil von Halketts verwegener Brigade. Die Kanonen einer dicht daneben aufgefahrenen Batterie werden auf die rechten Punkte gestellt; der Herzog selbst, nach seiner Sitte den Hut zum Zeichen des Angriffs schwenkend, schmettert das Kommandowort in ihre Reihen: „Auf, Garden, fertig!“ Und ihr wohlgezieltes Feuer empfing den anstürmenden Feind mit solchem Nachdruck, daß Hunderte niederstürzen und die Reihen in völlige Verwirrung geraten.



Die Schlacht bei Belle-Alliance am 18. Juni 1815. Napoleon flieht.

Das nun wirksam einsetzende Geschützfeuer und ein darauffolgender, mit Ungestüm ausgeführter Bajonettangriff warf die Angreifer in völliger Auflösung die Höhen von Belle-Alliance hinunter. Als dann Napoleon mit den übrigen Bataillonen der Garde seinen Hauptstoß ausführen wollte, da traf ihn ein neues Verhängnis. Blüchers sehnlichst erwarteter rechter Flügel, das 1. Korps unter Zieten (Steinmetz' Brigade), griff auf dem linken Flügel der Engländer bei Papelotte und Smouhain wirksam in die Schlacht ein. Ihre von General von Hofmann geführte Spitze griff gerade in dem kritischen Augenblicke bei La Haye Sainte ein, als die Nassauer dort hart bedrängt wurden. Hofmanns wackere Truppen drängten den Feind sofort mit gewaltigem Stoß zurück und verfolgten ihn, einmal im Zuge, bis Maison du Roi. Der Rest der Brigade Steinmetz war bei La Haye Sainte und Papelotte zurückgeblieben und konnte noch dort an der immer näher rückenden Entscheidung mitwirken.

Inzwischen waren auch in Plancenoit die Würfel gefallen. Versetzen wir uns zurück in den Augenblick, da der Kampf am härtesten um diese wichtige Stellung tobte. „Wenn wir nur das verfluchte Dorf hätten"! hatte der Feldmarschall ergrimmt ausgerufen. Da war Hiller, der Brigadekommandeur, vorgetreten. „Ich bin bereit, es zu nehmen", hatte er gesagt. „Was meinen Sie, Gneisenau, sollen wir ihn loslassen", fragt Blücher. „Ich glaube, daß der Moment gekommen ist", meint dieser. „Ja, aber seht Ihr nicht, was der Kerl da hereinschiebt?" wendet Blücher ein und deutet auf einige französische Bataillone, die im Sturmschritt sich Plancenoit nähern. „Ich muß früher hinein sein", ruft Hiller, „und bitte dann um Verstärkung." „Nun denn in Gottes Namen", sagt Blücher und gibt die Erlaubnis zum Angriff.

Und Hiller will sich des geschenkten Vertrauens würdig zeigen. Drei Sturmkolonnen werden gebildet, bestehend aus drei Brigaden. Die 16. führt Hiller selbst, die 14. General Ryssel und die 15. General Losthin. Sie sollen sich des Dorfes um jeden Preis bemächtigen. Im ersten Ansturm wird der Feind zurückgetrieben; aber er setzt sich in dem mit einer steinernen Mauer umgebenen Kirchhof von Plancenoit fest. Und hier um den alten Gottesacker entspann sich einer der blutigsten Kämpfe des ganzen Tages. Da war es, wo das 2. Schlesische Landwehrregiment gegen die immer wieder von neuem anstürmenden Feinde Wunder der Tapferkeit verrichtete. Schon steht die Kirche in hellen Flammen, schon sind mehrere Geschütze in die Hände der Preußen gefallen, da schickt der General Lobau zu Napoleon, um dringende Verstärkung zu fordern. Und der Kaiser weiß, um was es sich hier bei Plancenoit handelt; er läßt Lobau nicht warten und schickt die auserlesensten Truppen, um die Schlacht hier zu entscheiden. Es sind die Grenadiere der alten Garde, die hier zum entscheidenden Sturm auf Plancenoit vorrücken.

Ihr Erscheinen bedeutet für die Preußen eine große Gefahr, um so mehr, da die Lage Bülows um diese Zeit — etwa gegen die 7. Stunde — keine allzu günstige war. Feindliche Massen versuchen, seinen rechten und linken Flügel zu umgehen. Gelingt dies, so wird ihm Plancenoit entrissen, und all die furchtbare Blutarbeit war vergebens. Da erscheint unerwartete Hilfe. „Zwei Brigaden", — so berichtet ein Teilnehmer des Kampfes, der Sekondeleutnant Löwe vom 1. Schlesischen Landwehrregiment, — „zwei Brigaden des zweiten Armeekorps, von General Pirch I. geführt, erschienen auf dem Kampfplatze; die Batterien eröffneten ein lebhaftes Feuer, wodurch die feindlichen Kolonnen in ihrem weiteren Vordringen gehemmt wurden. Jetzt galt es unsererseits, wieder zum Angriff vorzugehen. General Pirch bildete aus der Infanterie der 5. Brigade, dem 1. pommerschen, dem 25. Linienregiment (früher Lützows Freischar) und dem 5. Westfälischen Landwehrregimente drei neue Sturmkolonnen. Unter Trommelschlag und Hurra wurde in das Dorf eingedrungen: Ostpreußen, Schlesier, Pommern und Westfalen, eine jede dieser Truppen wollte die erste an dem Feinde sein. So heldenmütigem Sturmlauf vermochte selbst die alte Garde des Kaisers nicht zu widerstehen, sie mußte das Dorf räumen und suchte, verfolgt von den Preußen, das Weite."*)

So war auch dieser letzte Rückhalt des Schlachtenkaisers verloren. Damit war das Schicksal des Tages entschieden. Die sechspfündige Fußbatterie Nr. 2 kam nun bis an die Stelle vor, wo das letzte Karree der alten Garde gestanden hatte. „Hier sah man", wie ein anderer Mitkämpfer berichtet,**) „mitten unter 20 bis 25 Leichen der alten Grenadiere in ihrer Paradeuniform auch einen jungen englischen Dragoneroffizier samt seinem Pferde liegen, beide tot und von vielen Bajonettstichen durchbohrt. Eine Menge Bärenmützen, Tornister, Patronentaschen, Kürasse und

*) Mitteilungen des späteren Oberstleutnants Löwe an Friedrich Förster. Siehe dessen Werk III, 1009.

**) Generalmajor von Stern-Gwiazdowski, damals Sekondeleutnant bei der Fußbatterie Nr. 2 des 4. Armeekorps. Siehe Friedrich Förster III, 1009.

Gewehre bedeckten außerdem den Kampfplatz. Die Grenadiere waren meist ältere Männer mit Falten und Narben im Gesicht, mehrere mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt, von denen ich mir eines als Andenken verwahrt habe."

Halb 9 Uhr abends war es geworden, als die tapferen französischen Garden, noch immer wie verzweifelt kämpfend, hier ihren Widersachern erlagen. Unsterblichen Ruhm haben sich die alten ehrenfesten Soldaten Napoleons erworben. Während an anderen Stellen des Schlachtfeldes längst schon das verzweifelte „Sauve qui peut" („Rette sich, wer kann") ertönt war, hörte man hier nur den Ruf „Sauvons nos aigles" („Retten wir unsere Adler"), und die Legende hat diese letzten Heldentaten der alten französischen Garde mit der historisch nicht beglaubigten Erzählung umkleidet, die alte Garde habe sich, in einem kleinen Häufchen zusammengedrängt, zuletzt mit den Worten verteidigt: „La garde meurt, mais ne se rend pas" („die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht"). Tatsächlich mußte man, wie Damitz erzählt, verschiedene Angehörige der alten Kaisergarde bei ihren Adlern, die sie mit schwarzem Flor umwunden hatten, töten, um sich des Dorfes zu bemächtigen.*)

Vergeblich hatte Napoleon die Gardetrümmer zu sammeln versucht. Große Lücken klaffen in seiner Schlachtordnung. Die Reiterei des ersten preußischen Korps unter Röder dringt in die aufgelösten Reihen der französischen Korps. Mit jäher Plötzlichkeit war die Kaiserarmee zusammengebrochen. Von der bewunderungswürdigsten Tapferkeit bis zur wildesten Flucht — kaum ein Übergang. Vergebens suchen die Führer der grenzenlosen Auflösung des Heeres Einhalt zu tun. Ney irrt verzweifelt auf dem Schlachtfelde umher; ratlos, machtlos wirft er sich den Fliehenden entgegen, nichts sehnlicher wünschend, als daß auch ihn die Kugel oder das Schwert des Feindes treffe; nur mit knappester Not entgeht er dem allgemeinen Verderben.**)

Und der Imperator, der hier das Gebäude seiner Weltherrschaft in Trümmer sinken sieht? Auf seinem weißen Renner sitzend, hatte er, den Körper weit vorgebeugt, mit starrem Auge die Flucht seiner Garden beobachtet. Jetzt weiß er, daß jede Hoffnung ein Wahnsinn, daß alles verloren ist. Ein ödes, halbirres Lächeln auf den Lippen, wendet er sich an Soult mit den Worten: „Ich glaube, sie sind mitten unter uns." Vergeblich sucht er das erste Korps wieder zu sammeln; er selbst wird fast mitgerissen von dem Strom der Fliehenden. All die so tapfer verteidigten Bollwerke der Pachthöfe von Hougomont, Papelotte und La Haye Sainte sind bereits wieder in den Händen der Verbündeten. Da sieht der sonst so Schlachtgewaltige, daß hier alles vergebens ist. Er gibt seinem Renner die Sporen, um nach Rossomme zurückzureiten und hier bei den Karrees der 1. Grenadiere durch seine Gegenwart noch zu retten, was zu retten ist. In seinem Verlassen des Schlachtfeldes sieht seine Armee nur zu deutlich die Besiegelung der furchtbaren Niederlage. Eben als der Imperator mit seinem Gefolge auf die von hohen Pappeln bezeichnete Landstraße nach Rossomme zusprengt, bricht die untergehende Sonne mit großer, blutroter Scheibe durch die riesigen Schwaden des Pulverdampfes hindurch; sie beleuchtet — eine erschütternde Apotheose — den Untergang des ersten Kaiserreiches.

Die Abenddämmerung war bereits hereingebrochen, als die beiden Oberfeldherren südwärts Belle-Alliance***) bei einem Gehöfte zusammentrafen und sich unter dem Jubel der beiderseitigen Truppen als Sieger beglückwünschten. Die Aufforderung Blüchers zu einer gemeinschaftlichen

*) Grolmann-Damitz I, 312.

**) Morgens gegen 4 Uhr traf er in Marchienne ein. Ohne Erlaubnis entfernte er sich dann vom Heere, um nach Paris zu eilen.

***) Nicht bei Belle-Alliance, wie Gneisenau irrtümlich in seinem Schlachtbericht angibt. Wellington behauptete sogar, das Zusammentreffen habe erst in Genappe stattgefunden. Da der Herzog aber garnicht an diesen Ort gekommen ist, muß auch dies als Irrtum bezeichnet werden, ein Beweis, wie leicht im Gewirr der Schlachten selbst gerade bei den Mitkämpfern Irrtümer entstehen.




Auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance am Abend des 18. Juni 1815.
Begegnung Wellingtons mit Blücher südlich der Meierei von Belle-Alliance.



Verfolgung lehnte Wellington mit dem Bemerken ab, daß es, nach der Organisation seines Heeres, unerläßlich sei, fürs erste die Ordnung wieder herzustellen, überhaupt dasselbe zu retablieren. Der Herzog, welcher jetzt noch willens war, die Nacht in Caillou zu bleiben, sagte: „Ich werde die Nacht in Bonapartes gestrigem Nachtquartier zubringen", worauf Blücher antwortete: „Und ich werde ihn aus seinem heutigen verjagen." Dem Herzoge erklärte er, daß er, obschon seine Truppen durch Märsche und Gefechte nicht weniger angegriffen seien und gelitten hätten als die Engländer, er dennoch entschlossen sei, „den letzten Hauch von Mann und Roß daran zu setzen, um den Sieg durch eine vernichtende Verfolgung zu vollenden."

Inzwischen ist die Dunkelheit völlig hereingebrochen; sie beschleunigt die Auflösung des feindlichen Heeres. Immer wirrer wird die Flucht, und Freund und Feind sind in dem Dämmerlichte und der furchtbaren Verwirrung kaum mehr voneinander zu unterscheiden. Ab und zu macht noch eins der tapferen französischen Gardebataillone halt und leistet den in wilder Siegesfreude folgenden Husaren Vivians, den Dragonern Vandeleurs und den braunschweigischen Husaren verzweifelten Widerstand. Erbarmungslos überschütten die Hannoveraner des hannoverschen Generals Hugh Halkett und die Engländer unter Adam den Feind mit ihren verheerenden Salven. Eben ist Hugh Halkett mit dem Bataillon Osnabrück dem Bataillon des französischen Generals Cambronne auf den Fersen. Das französische Karree zog sich in wilder Eile zurück. Da sprengte Halkett in vollem Galopp auf Cambronne zu,*) im Begriff, ihn niederzuhauen. Als der General mit einem „Pardon" sich ergab, nahm ihm Halkett den Degen ab und bedeutete ihm, vor seinem Pferde herzugehen. Da stürmen neue Flüchtlinge vorüber und geben Feuer auf Halkett, um ihren General zu befreien. Halketts Pferd stürzt, von einer Kugel getroffen, indes Cambronne sein Heil in der Flucht sucht. Aber schnell raffte sich Halkett mit seinem Pferde wieder auf; mit einem kühnen Satz sprengt er dem General nach, packt ihn vom Pferde herunter bei den Achselschnüren und übergibt ihn einem handfesten Osnabrücker, dem Sergeanten Führig, um ihn mit den anderen Gefangenen abzuführen.

Die Nacht war da und breitete ihren dunklen Schleier mitleidsvoll über die Walstatt des Todes; die Sterne leuchteten friedlich hernieder, als hätte nie da unten auf der Erde ein Mann gegen den andern den Arm erhoben. Aber welches grause Gewirr herrschte da unten! Die siegreichen Preußen mußten, um weiter zu kommen, erst die ineinander gefahrenen Wagen und Geschütze aus dem Wege schaffen. Während der Pause, die dadurch entstand, ließ Gneisenau die Truppen zusammentreten und dem Herrn der Heerscharen ein Loblied singen: „Nun danket alle Gott!" klang es hinaus in die feierliche Stille des bestirnten Himmels. Die Musik spielte die Weise, und die alten bärtigen Krieger stimmten mit rauhen Kehlen ein. Preußens größte Erinnerungen stiegen in Gneisenaus Seele dabei auf. „Ist es nicht gerade wie bei Leuthen?" sagte er zu seinem Begleiter Bardeleben. Dann aber machte er sich ungesäumt an die Verfolgung des Feindes. Nicht wie 1814 vor Paris, durch die Schuld anderer, sollte er ihm entwischen. „Mit dem letzten Hauch von Mensch und Pferd soll die Verfolgung des Feindes geführt werden", so hatte Blücher gesagt, und Gneisenau führte sie mit einem in der Kriegsgeschichte fast unerhörten Nachdruck aus. Es war die glänzendste Waffentat seines Lebens. Nachdem er in den drei letzten Schlachttagen sich mehrmals selber der Gefahr so ausgesetzt hatte, daß zwei Pferde ihm unter dem Leibe erschossen, und der Griff seines Degens von einer Kugel zerschmettert worden war, setzte er sich an die Spitze des ersten besten Reiter- und Schützenhaufens, der ihm in den Weg kam. Mit

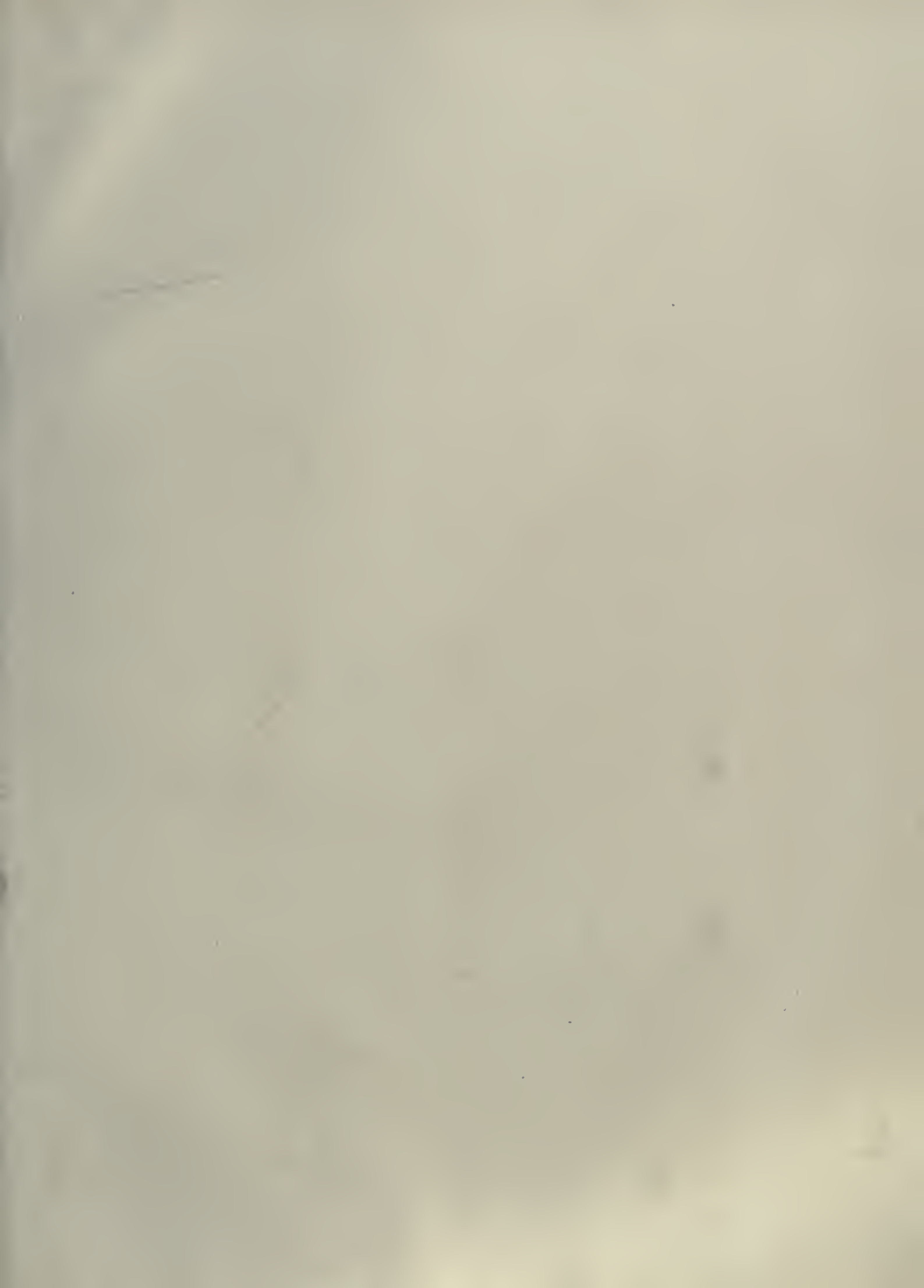
*) Es ist derselbe, von dem in den französischen Geschichtsbüchern fälschlicherweise steht, daß er die Worte ausgerufen habe: „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht."

ein paar leichten Geschützen schreckte er den Feind von allen Lagerplätzen auf. Vor dem Wirbeln der Trommeln und dem Klange der Hörner erhob sich die wilde Flucht immer wieder von neuem, und als das ermattete Fußvolk nach einem 20stündigen Marsche nicht mehr zu folgen vermochte, nahm Gneisenau auf einem in Genappe erbeuteten Wagenpferde Napoleons den letzten Tambour mit, durch dessen Trommelschläge die Franzosen von neuem in den Glauben versetzt wurden, der Feind sei ihnen auf den Fersen.

Gneisenau selbst berichtet in seinem berühmten Schlachtbericht über die Verfolgung: „Die Chaussee sah wie ein großer Schiffbruch aus. Sie war mit unzähligen Geschützen, Pulverwagen, Fahrzeugen, Gewehren und Trümmern aller Art wie besät; aus mehr als neun Biwaks wurden diejenigen, die sich einige Ruhe hatten gönnen wollen und keine so schnelle Verfolgung erwartet hatten, vertrieben; in einigen Dörfern versuchten sie zu widerstehen; doch sowie sie die Trommeln und Flügelhörner hörten, flohen sie oder warfen sich in die Häuser, wo sie niedergemacht oder gefangen wurden. Der Mond schien hell und begünstigte ungemein die Verfolgung. Der ganze Marsch war ein stetes Aufstöbern des Feindes in den Dörfern und Getreidefeldern. In Genappe hatte sich der Feind mit Kanonen, umgeworfenen Munitionswagen und Fahrzeugen verbarrikadiert; als wir uns näherten, hörten wir plötzlich ein Lärmen und Fahren im Orte und erhielten sogleich vom Eingange her ein starkes Gewehrfeuer; einige Kanonenschüsse, ein Hurra, und die Stadt war unser! — — — — So ging es bis zu Anbruch des Tages immer rastlos fort. Im wildesten Durcheinander haben kaum 40000 Mann als Rest der ganzen Armee, zum Teil ohne Gewehre, sich durch Charleroi gerettet mit nur 27 Geschützen ihrer zahlreichen Artillerie. Bis weit hinter seine Festungen ist der Feind geflohen, der einzige Schutz seiner Grenzen, die jetzt unaufhaltsam von unseren Armeen überschritten werden."

Die Verfolgung „mit dem letzten Hauch von Mann und Pferd" hatte das Verderben Napoleons vollendet. Nur mit Mühe war dieser in Genappe der Gefangenschaft entgangen, und der geängstigte Mann mußte in dem furchtbaren Gewirr, zwischen Wagen und Reitern eingekeilt, so schnell aus dem Wagen springen, daß er außer dem Hut auch seinen Degen den Siegern als Beute zurücklassen mußte, den Degen, mit welchem er noch vor kurzem Europa seine Gesetze vorgeschrieben hatte. Dieser Augenblick, der tragischste im Leben des gewaltigen Mannes, bedeutete in Wahrheit seinen Sturz. Die Welt war fortan von ihm erlöst.









Die Siegesnacht von Belle

Die Verfolgung des französis

Original von Pr




Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin.

liance. 18./19. Juni 1815.
Heeres durch die Preußen.
r R. Knötel.





# VI. Das befreite Deutschland.

Es gibt in der Geschichte keine entscheidendere Schlacht als die von Belle-Alliance, „entscheidend ebensowohl durch die Wirkung auf dem Schlachtfelde selbst, als durch ihre moralische Wirkung. Wäre sie verloren, was würde aus der Koalition werden mit allen ihren Kongreßerinnerungen?" Mit diesen Worten, die Gneisenau wenige Tage nach der Schlacht von Châtillon aus an den Fürsten Hardenberg schreibt, hat der geniale Mann die Schlacht von Belle-Alliance, an deren Gelingen er selbst so großen Anteil hat, aus der Sphäre eines bloßen kriegsgeschichtlichen Ereignisses auf die Höhe einer weltgeschichtlichen Tat erhoben. Und dies Gefühl, daß eine ganze, eine volle, vielleicht auf Menschenalter hin entscheidende Tat geschehen war, durchdrang im stolzen Gefühle, dabei mitgewirkt zu haben, das ganze Heer vom gemeinen Mann bis zu den obersten Führern hinauf. Wie es in der alten Heldenbrust desjenigen aussah, der das meiste dazu beigetragen, daß dem Napoleonismus dieser letzte furchtbare Stoß zugefügt werden konnte: im Herzen des alten Blücher, das ist leicht zu erraten. Noch vom Schlachtfelde aus, der Ermattung nach den furchtbaren Strapazen nicht achtend, hatte er an seine Frau einen kurzen Siegesbericht geschrieben, der mit den Worten begann: „Schlachtfeld von La belle Alliance. Was ich versprochen, habe ich gehalten. Den 16. wurde ich gezwungen, der Gewalt zu weichen ... Den 18. habe ich in Verbindung mit meinem Freunde Wellington Napoleon den Garaus gemacht." Und seinen ersten Siegesbericht schrieb er in Form eines Briefes an den General von dem Knesebeck, Generaladjutant Friedrich Wilhelms: „Mein Freund, die schönste Schlagt ist geschlagen. Der herligste Sig ist er fochten. Daß Detallie wird ervollgen, ich denke die Bonaparttsche geschigte ist nun wohl zim-

lich wider zu ende. . . . . La Bellalliance den 19. früh. ich kan nich mehr Schreiben den ich Zittere an alle glider, die anstrengung wahr zu groß.“ Die gewaltige Gemütsbewegung und die großen körperlichen Anstrengungen sind noch in der Handschrift dieses kurzen klassischen Siegesberichtes erkennbar. Dann aber drängte es ihn, vor allen anderen seinen braven Truppen zu danken für ihre beispiellose Aufopferung. Er war am Abend der Schlacht bis Genappe geritten, wo er die Nacht zubrachte. Von hier aus richtete er an seine Truppen jenen unter seiner Einwirkung entstandenen, von Gneisenau verfaßten Tagesbefehl, welcher ebensowohl die männliche Kraft Blücherscher Ausdrucksweise wie den edlen dichterischen Schwung Gneisenaus zeigt und als eins der schönsten kriegsgeschichtlichen Dokumente der preußischen und deutschen Armee ewig denkwürdig bleiben wird:

„An die Armee des Niederrheins!

Brave Offiziere und Soldaten der Armee vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge getan, tapfere Waffengefährten! Zwei Schlachten habt Ihr in drei Tagen geliefert. Die erste war unglücklich, und dennoch war Euer Mut nicht gebeugt. Mit Mangel hattet Ihr zu kämpfen, und dennoch trugt Ihr ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick, tratet Ihr mit Entschlossenheit 24 Stunden nach einer verlornen blutigen Schlacht den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerscharen, mit Vertrauen zu Euren Führern, mit Trotz gegen Eure siegtrunkenen, übermütigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hilfe der tapferen Briten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung aber sollte schlagen und kund tun, wer ferner herrschen sollte, ob jener ehrsüchtige Abenteurer oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als Ihr aus dem Euch verbergenden Walde hervorbrachet gerade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernst, der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor 48 Stunden erlittene Unglück. Da donnertet Ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam fort. Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine Waffen gegen Euch, aber Euer Geschütz schleuderte den Tod in seine Reihen und Euer stetes Vorschreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen und endlich zur regellosesten Flucht. Einige hundert Geschütze mußte er Euch überlassen, und seine Armee ist aufgelöst. Weniger Tage Anstrengung wird sie vollends vernichten, jene meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherrschen und zu plündern. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einer geschlagenen Armee nicht sogleich darauf wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargetan und gezeigt, daß tapfere, geprüfte Krieger wohl können überwunden, aber ihr Mut nicht gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, Ihr unübertrefflichen Soldaten, Ihr meine hochachtbaren Waffengefährten; Ihr habt Euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte gibt, wird sie Euer gedenken. Auf Euch, Ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses.

Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen!

Genappe, den 19. Juni 1815.

v. Blücher.“

In dem Übermaß seiner Freude, den Mann vernichtet zu sehen, der so namenloses Unglück über seinen König, über sein Volk gebracht, dessen Sturz ihn im Wachen und Träumen jahrelang

beschäftigt hatte, kann es Blücher nicht unterlassen, auch demjenigen Manne seine Freude mitzuteilen, der bei seinem rastlosen Vorwärtsdrängen ihm stets sein Ohr geliehen und seine Stütze gewesen. Am 22. Juni schreibt er an den Freiherrn vom Stein von Noyelle sur Sambre aus: „Ich hoffe, mein verehrter Freund, Sie sind mit mir zufrieden. In drei Tagen habe ich zwei blutige Schlachten geliefert und fünf heftige Gefechte bestanden. Nur meinem eisernen Willen und dem Beistand von Gneisenau, so wie der Zuneigung der Truppen und ihrer Bravour habe ich alles zu danken; an Vorstellungen und Klagen über zu große Anstrengungen und Gefahren hat es nicht gefehlt, aber dergleichen habe ich von der Hand gewiesen. Übermorgen werde ich eine Unterredung mit Wellington haben und dann vorwärts! Napoleon hat alles verloren, seine Kasse, seine Juwelen und seine ganze Equipage; er wurde so überrascht, daß er ohne Degen und Hut aus dem Wagen sprang und sich zu Pferde rettete. Sein Degen, Hut und Mantel sind in meinen Händen. Ich wünschte, es wäre hier zu Ende, ich sehne mich nach Ruhe."

Auch in dem erwähnten Schreiben an den Fürsten Hardenberg hatte er eine auf seinen Gesundheitszustand bezügliche Bemerkung fallen lassen: „Meine Kräfte fangen an abzunehmen; sobald es hier zu Ende ist, reise ich ab, sonsten gehe ich drauf."

Aber das „Draufgehen" sollte er noch einmal ganz in dem alten, ihm viel geläufigeren Sinne als „Marschall Vorwärts" zur Geltung bringen, als in dem von ihm im Briefe gemeinten. Für ihn gab es noch keine Ruhe; für ihn hieß auch jetzt wieder die Losung: Vorwärts nach Paris! Wie wir wissen, war Gneisenau schon nach Gosselies vorausgeeilt. Nachdem nunmehr auch die beiden auf dem Schlachtfelde lagernden Korps Befehl zum Vormarsch auf die große Straße nach Paris erhalten, folgte auch Blücher mit seinem Hauptquartier seinem Waffengefährten nach Gosselies. Obwohl bei dem alten Helden sich erst jetzt die Folgen der gewaltigen Anstrengungen fühlbar machten und er so „kreuzlahm" war, daß er mehrere Tage kein Pferd bestieg, sondern im Wagen fuhr, brach doch sein alter Humor wieder siegreich durch. Während er an dem Lager der 8. Husaren vorüberfuhr, die sein Schwager, der kühne Parteigänger von Colomb, kommandierte, setzte er sich in einer Anwandlung von Übermut den erbeuteten Hut Napoleons auf und fragte, sich an seinen Schwager wendend: „Wie gefalle ich Ihm denn so?"

Auch hier in Gosselies noch, mehr als zwei Meilen vom Schlachtfelde entfernt, waren die Spuren der furchtbaren Auflösung der französischen Armee zu beobachten. Gneisenau trat deswegen an den Feldmarschall mit dem Vorschlage heran, die so energisch begonnene Verfolgung des Feindes nunmehr ungesäumt mit der ganzen Armee fortzusetzen und geraden Wegs auf Paris zu marschieren. Da die Stadt während der letzten Wochen nur sehr unbedeutend befestigt worden war, war die Hoffnung wohl begründet, sie im ersten Anlauf zu nehmen, ehe die Franzosen sich von der furchtbaren Niederlage erholt und von neuem gerüstet hatten. Blücher, der sich vorgenommen, diesmal allen Großmutsanwandlungen der Sieger energisch entgegenzutreten, war natürlich sofort mit ganzer Seele bei dem Vorschlage Gneisenaus. Dagegen trat eine Anzahl anderer Führer, unter ihnen besonders Bülow, dafür ein, den Truppen nach den übermäßigen Anstrengungen der letzten Tage erst Erholung zu gönnen und die notwendige Ordnung in den halb aufgelösten Truppenteilen wieder herzustellen. Gneisenau aber war mit Blücher der Ansicht, daß hinter einem in solcher Auflösung befindlichen Feinde die Ordnung auch während des Marsches hergestellt werden könne; es käme jetzt alles auf die Schnelligkeit an, mit der man vor der Hauptstadt des Landes erscheine. Auch Wellington trat diesem Vorschlage bei. So bedächtig und vorsichtig er auch sonst in seinen Plänen war, große und kühne Entschlüsse schreckten ihn nicht, wenn ihre Ausführung im Bereich der Möglichkeit lag, und es war ohne Zweifel ein kühner Entschluß, mitten durch die

zahlreichen französischen Festungen des Landes hindurch zu marschieren, ohne daß man sich zuvor eines einzigen festen Platzes als Heeresdepot bemächtigt hatte.

Überlassen wir die Hauptkorps der verbündeten Armee der weiteren Verfolgung der zertrümmerten französischen Armee, und wenden wir uns, rückschauend, zu der einzigen noch intakt gebliebenen größeren französischen Armee, dem 30000 Mann starken Korps des Marschalls Grouchy, der am 18. Juni auf Befehl Napoleons von Gembloux aus den Marsch auf Wavre angetreten hatte, in der Hoffnung, so am besten die drohende Vereinigung der Blücherschen Armee mit der englischen unter Wellington zu verhindern. Aber obwohl er bis zum Mittag genau den Anmarsch der Blücherschen Hauptmacht über Wavre und ihre Absicht, sich mit Wellington zu vereinigen, auch das Herannahen des Bülowschen Korps von Lüttich her erfahren hatte, hatte er sich nicht zu dem Entschluß aufschwingen können, durch einen kräftigen Vorstoß auf einem näheren Wege, etwa über Ottignies, diese Vereinigung zu stören. Gegen Marschall Grouchy war das dritte preußische Armeekorps unter General Thielmann als Rückendeckung des großen Heeres bei Wavre stehen geblieben, hatte aber, nachdem Blücher sich entschlossen, Wellington mit seiner ganzen Armee zu Hilfe zu eilen, gegen 3 Uhr nachmittags den Befehl erhalten, zur Unterstützung der Hauptoperationen Blücher nachzumarschieren und auf Couture vorzudringen. Da die von Wavre nach diesem Ort führende Straße aber noch von Truppen des ersten und zweiten Korps besetzt war, hatte Thielmann diesen Befehl nicht sogleich zur Ausführung bringen können. Inzwischen war aber Grouchy vorgerückt, und die Annäherung seiner weit überlegenen Kräfte hatte Thielmann veranlaßt, mit seinem Korps nordwärts Wavre auf dem linken Ufer der Dyle Stellung zu nehmen, um Grouchy das Überschreiten des Flusses zu verwehren. Bis zum Abend wurde um den Flußübergang heftig gekämpft, und es gelang Thielmann, Grouchy hier festzuhalten. Erst nachdem es der Kavallerie Pajols durch Überraschung geglückt war, den Dyle-Übergang bei Limale, 1/2 Meile westlich Wavre, zu gewinnen, brach Grouchy seinerseits ebenfalls dahin auf. Nachdem etwa um diese Zeit der Befehl Napoleons vom Schlachtfelde von Belle-Alliance eingetroffen war, sich zu seiner Unterstützung heranzuziehen und in die Schlacht einzugreifen, den er aber nicht ausführte, ging Grouchy abends gegen 11 Uhr über die Dyle und nötigte Thielmann, an den Südrand des zwischen Wavre und Rixensart liegenden ausgedehnten Waldes zurückzugehen. Beide Heere bezogen einander gegenüber Biwaks. In der Frühe des 19. Juni griff dann Grouchy mit weit überlegenen Kräften Thielmanns Korps von neuem an; dieser, der noch ohne Nachricht von dem glänzenden Siege bei Belle-Alliance war, sah sich genötigt, der Übermacht zu weichen und sich auf Rhode St. Agathe in der Richtung auf Löwen zurückzuziehen.

Noch in der Nacht hatte Gneisenau, die Bedrängung Thielmanns durch Grouchy ahnend, den General Pirch mit dem zweiten Armeekorps abgeschickt, um Grouchy in den Rücken zu marschieren. Dieser war, nachdem er etwa um 10 1/2 Uhr vormittags des 19. Juni die Nachricht von der Niederlage Napoleons erhalten hatte, sofort südöstlich auf Gembloux abmarschiert, um über Namur nach Frankreich zu entkommen. Das Korps Pirch war in einem Nachtmarsch von unsäglicher Anstrengung am Vormittag des 19. gegen 10 Uhr bis Mellery unweit des Schlachtfeldes von Ligny vorgedrungen und stand um diese Zeit fast direkt im Rücken der Franzosen, die in diesem Augenblicke — die Nachricht von der Niederlage langte erst etwas später an — noch die Verbindung mit dem Hauptheere Napoleons suchten. Unter gewöhnlichen Umständen wäre das französische Korps jetzt verloren gewesen; doch entkam es, da die Kraft der Preußen erschöpft war. Während das dritte Korps Thielmann, von dem sich aus Irrtum eine Brigade abgezweigt hatte, dem doppelt so starken Feinde gegenüber, obgleich es schon die Siegesnachricht erhalten hatte, nicht

stehen zu bleiben wagte, sondern sich zurückzog und den Feind damit aus den Augen verlor, ließ das zweite Korps Pirch ihn unbemerkt in der Entfernung einer halben Meile an sich vorüberziehen. Es war nicht allein die physische Erschöpfung und mangelnde Kenntnis von der Stellung des Feindes, die den Preußen diese Beute entgehen ließ. Bei den Führern zweiter Ordnung machte sich jene Art geistiger Ermattung geltend, die es vorzieht, nach einem großen mit äußerster Anstrengung errungenen Erfolg dem Feinde, wie man sagt, goldene Brücken zu bauen, statt abermals und auf der Stelle eine neue große Gefahr auf sich zu nehmen, um ihn völlig zu vernichten. So faßte der General von Pirch von vornherein seine Aufgabe garnicht so auf, daß er mit seinem sehr zusammengeschmolzenen Armeekorps dem viel stärkeren Feinde den Weg zu verlegen habe, sondern begnügte sich, ihm zu folgen, um ihm auf dem Rückzuge möglichsten Schaden zuzufügen.*) Grouchy also entkam über Namur nach Frankreich.

Blücher hatte noch gehofft, den Marschall an der Oise von Paris abzuschneiden; aber es gelang ihm nicht. Kurz vor Blüchers Eintreffen vor der französischen Hauptstadt hatte Grouchys Korps Paris erreicht, freilich durch die rastlose Verfolgung Blüchers in völlig aufgelöstem Zustande. Immerhin verstärkten die Geschlagenen die Besatzungstruppen der Hauptstadt, so daß Davout, der neue Oberbefehlshaber von Paris, mit ihnen zusammen über ein Heer von 70000 Mann gebot.

Über den Vormarsch der Truppen auf die französische Hauptstadt hatte Clausewitz aus der Nähe von Paris folgenden Brief an seine Frau geschrieben:

„Dammartin bei Paris, 29. Juni 1815.

Da sitze ich und schreibe Dir aus einem sehr hübschen Kabinett eines Landhauses, im Angesicht der großen Stadt, die jetzt wohl nicht in der besten Stimmung den morgenden Tag erwartet. Die beiden Korps von Vandamme und Gérard, welche unter Grouchys Oberbefehle sich am 19. mit uns (dem dritten Korps) geschlagen haben, hatten an der Schlacht am 18. wenig Anteil genommen und waren daher den 20. noch in einem ziemlich guten Zustande zwischen 30 und 40000 Mann. Der gerade Rückzug war ihnen zwar abgeschnitten, allein bei der Nähe der Grenze und der vielen Festungen war es nicht möglich, sie ganz von Soissons und Paris abzuschneiden. Die unerhörte Geschwindigkeit aber, mit der wir auf Paris marschiert sind, hat auch diese Korps so aufgelöst, daß sie heute zwar Paris kurz vor uns erreicht haben, aber in einer sehr traurigen Verfassung. Dies macht eine Verteidigung von Paris um so unwahrscheinlicher, und wir werden also morgen wohl, anstatt den Montmartre zu stürmen, ruhig einziehen. Ganz aber kann man auch dies nicht verbürgen, da in dieser tollen Stadt fünf tolle Jakobiner (Fouché, Carnot, Grenier, Quinette, Caulaincourt) jetzt das Ruder in den Händen haben. Wehrt sich Paris, so wird die Welt ein greuliches Schauspiel sehen. Unser Zug durch Frankreich ist mit unendlichen Anstrengungen der armen Soldaten geschehen. Seit dem 20. sind wir fünfzig Meilen marschiert; das will bei einem gänzlichen Mangel an Brot, beständigem Biwakieren und unaufhörlichem Regen sehr viel sagen."

Am 29. Juni — 11 Tage nach der Schlacht bei Belle-Alliance — sprengten preußische Husaren in den Schloßhof zu Malmaison, wo einst die verstoßene Josephine ihre Tage in Trauer verlebt hatte. Hier hatte auch der Gestürzte einige Tage zugebracht. Vergeblich hatte er der Regierung seine Dienste als einfacher General angeboten; man traute ihm nicht mehr. Als dann die Preußen sich Malmaison näherten, hatte er das Schloß eiligst verlassen und sich an die Küste nach Rochefort begeben. Hier hatte der große Kommödiant noch einmal versucht, „seine Toga in

*) Delbrück, Gneisenau II, 224.

malerische Falten zu werfen“ und als politischer Märtyrer die Großmut der englischen Regierung anzurufen, indem er an den Prinzregenten von England schrieb:

„Königliche Hoheit! Den Parteiungen, welche mein Vaterland zerreißen, und der Feindschaft der europäischen Mächte preisgegeben, habe ich meine politische Laufbahn beendet, und ich komme wie Themistokles,*) um mich am britischen Herde niederzulassen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, den ich von Ew. Königlichen Hoheit als dem mächtigsten, beständigsten und edelmütigsten meiner Feinde in Anspruch nehme.“

Blücher hatte sich inzwischen überzeugt, daß ein Angriff auf Paris von Norden her keine Aussicht auf Erfolg haben würde, da sich die Verschanzungen auf dieser Seite als zu stark erwiesen. So entschloß er sich, die Stadt im Westen zu umgehen und den Angriff von der Südseite her zu beginnen, welche so gut wie gar nicht befestigt war. Inzwischen waren von französischer Seite Vermittelungsverhandlungen eingeleitet worden. Marschall Davout hatte sich an Blücher und Wellington mit folgender Vorstellung gewendet: „Napoleon habe abgedankt, ein Kriegsgrund liege also nicht mehr vor; mit dem österreichischen General Frimont sei eine Waffenruhe bereits vereinbart; der preußische und britische Heerführer würden doch keine anderen Weisungen haben, als ihre österreichischen Kollegen.“ Wellington ließ dem Marschall eine höfliche Absage zuteil werden; für Blücher aber wäre gerade Davout der Letzte gewesen, dem er auch nur das geringste Entgegenkommen gezeigt hätte. In dem folgenden Schreiben, das er in deutscher Sprache an ihn richtete, klingt der grimme Haß des Feldmarschalls gegen den furchtbaren Peiniger Hamburgs deutlich genug hervor:

Mein Herr Marschall!

Es ist irrig, daß zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Ursachen zum Kriege aufgehört haben, weil Napoleon dem Thron entsagt habe; dieser hat nur bedingungsweise entsagt, zugunsten seines Sohnes, und der Beschluß der vereinigten Mächte schließt nicht allein Napoleon, sondern auch alle Mitglieder seiner Familie vom Thron aus.

Wenn der General Frimont sich berechtigt geglaubt hat, einen Waffenstillstand mit dem ihm gegenüber liegenden General zu schließen, so ist dies kein Motiv für uns, ein Gleiches zu tun. Wir verfolgen unsern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen.

Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie tun, und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben, denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen würde.

Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von seiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverlässiger Waffenstillstand statthaben. Sie wollen, Herr Marschall, dies unser Verhältnis zu Ihrer Nation nicht verkennen.

Ich mache Ihnen, Herr Marschall, übrigens bemerklich, daß, wenn Sie mit uns unterhandeln wollen, es sonderbar ist, daß Sie unsere mit Briefen und Aufträgen gesendeten Offiziere gegen das Völkerrecht zurückhalten.

In den gewöhnlichen Formen übereinkömmlicher Höflichkeit habe ich die Ehre mich zu nennen

Herr Marschall

Ihr dienstwilliger Diener

von Blücher.

---

*) Themistokles, der Sieger über die persische Flotte bei Salamis. Von seinen Landsleuten verbannt, suchte er Schutz und Zuflucht bei seinem Feinde, dem Könige Artaxerxes von Persien.

Inzwischen war die Armee Blüchers schon über die Seine gegangen. Am 2. Juli verlegte man das Hauptquartier nach Versailles, und es stand nun der Sturm auf Paris bevor, falls die eingesetzte „provisorische Regierung" sich nicht unterwarf. Der erste kräftige Anlauf, den die Preußen unternahmen — am Abend des 2. Juli war nach kurzem Sturm Issy in ihre Hände gefallen — hatte erkennen lassen, daß es mit dem moralischen Zustand der französischen Streitkräfte nicht mehr weit her sei. Dennoch mehrte sich unter den preußischen Generalen die Zahl der Stimmen, die einer Erstürmung der Hauptstadt energisch widerrieten; vor allem war Wellington ein Gegner dieses Unternehmens. Während es Blücher diesmal auf eine gründliche Züchtigung der französischen Macht ankam, ließ sich der englische Herzog vorwiegend von politischen Rücksichten leiten, soweit solche die Vorteile seiner eigenen Regierung betrafen. Dieser kam es vor allen Dingen auf die Wiedereinsetzung und Befestigung der Bourbons an. Daß dies möglichst mit Schonung des französischen Nationalgefühls und ohne Eroberung der Hauptstadt geschähe, lag im wohlverstandenen Interesse der englischen Regierung. Als nun die „provisorische Regierung", im Gefühl ihrer Schwäche zu Unterhandlungen geneigt, von neuem Abgesandte in das Lager der Verbündeten schickte, behielt Wellington sie bei sich, bezeichnete dem Feldmarschall in einem ausführlichen Schreiben*) den Sturm auf Paris als ein „sehr gefährliches Unternehmen" und drang in Blücher, doch den Waffenstillstand anzunehmen und auf den „eitlen Triumph" eines Einzuges zu verzichten. Er ersuchte ihn schließlich, einem Vertrage zuzustimmen, nach welchem das französische Heer bis hinter die Loire zurückgehen, während die Verbündeten in ihrer Stellung vor Paris bleiben sollten.

Der Brief traf erst spät abends ein. Da Blücher schon zur Ruhe gegangen war, stellte Gneisenau die Antwort des Feldmarschalls für den nächsten Tag in Aussicht. Diese Verzögerung kam den Verbündeten zu statten. Zieten hatte, wie wir gesehen, nach einem erfolgreichen Vorstoß auf Sèvres in der Nacht Issy genommen, und da es Vandamme nicht gelungen war, wieder in den Besitz des Dorfes zu kommen, zeigte sich die französische Regierung zu Kapitulationsverhandlungen geneigt. Um 6 Uhr erschien ein französischer Unterhändler, der Waffenstillstand und die Übergabe von Paris anbot. Der alte Feldmarschall, nunmehr am Ziel seiner heißen Wünsche, war hoch erfreut. Er bestimmte das Schloß St. Cloud zu der Zusammenkunft, beauftragte Müffling mit der Leitung der Unterhandlungen und schickte sofort zu Wellington, um ihn dazu einzuladen. Die Zeit bis zum Beginn dieser denkwürdigen Verhandlungen benutzte Blücher, folgenden Brief an seine Frau zu schreiben:

„St. Cloud, d. 3. Juli 1815.

Hir sitz ich in diesen Augenblick und erwahrte die französischen Generale und die 5 Deputirte der französischen kammer, um die capitulation von Pariß abzuschlissen, noch gestern nachmittag wurde ich vom Feinde angegriffen und nach einen hartneckigen gefegte wurde der Feind zurückgeworffen; heutte frühe um 3 Uhr erneuerte der Feind seinen angriff und es ergink ihm wie gestern, um 8 Uhr kam ein französischer General, mit dem antrag, daß die Stadt sich uf condition ergeben wolle. Ich habe den Hertzog Wellington zu dieser unterhandlung eingeladen, wen die Conferenz beendigt sein wird, will ich diesen briff weitter schreiben, in meinen letzten briff sagte ich, daß du den negsten auß Pariß erhallten solst, du sihst, daß ich wohrt halte, aber ich habe

*) Der historisch höchst interessante Brief Wellingtons mit Gneisenaus Bemerkungen am Rande, abgedruckt bei Delbrück, Gneisenau II, 255, ist ebenso für die staatsmännische Weltklugheit des einen wie für den hohen Schwung der Seele Gneisenaus ein beredtes Zeugnis.

gestern und heutte wider gegen 3000 man verlohren, ich hoffe zu gott es sollen die letzsten in diesen krige sein, ich habe daß morden zum überdruß sahtt."

An den wenige Stunden später stattfindenden Verhandlungen nahmen verbündeterseits Blücher, Wellington, Gneisenau und Müffling teil. Da die Franzosen auf Wellingtons Milde rechnen zu können hofften, sie sich auch außerdem noch stark genug fühlten, zogen sich die oft sehr stürmischen Verhandlungen bis in die Nacht hinein. Während Wellington die Phrasen der feilschenden französischen Unterhändler mit seiner gewohnten kalten Ruhe anhörte, zeigte sich Blücher nicht im geringsten entgegenkommend. Scharf wies er die Einwände der Franzosen zurück und gab seinen gestellten Forderungen durch Drohungen den gehörigen Nachdruck. Er erklärte es als Ehrensache für seine Armee, „sich der Auszeichnung zu erfreuen, die dem französischen Heer in Berlin, Wien und Moskau zuteil geworden sei." Und als man ihm anbot, Paris mit Einquartierung zu verschonen, wurde der Alte recht unangenehm: „Die französische Armee hat jahrelang recht angenehm in Berlin logiert", rief er; „kein Preuße, der mir hierher gefolgt ist, soll zurückkehren, ohne sagen zu können, daß die Pariser ihn gut bewirtet haben." Vor allem war er darauf bedacht, die Unzahl der geraubten Kunstschätze zurückzufordern; er verweigerte deswegen die für das Museum erbetene Rücksichtnahme. Noch an demselben Tage (3. Juli) wurde der Vertrag unterzeichnet, und die stolze Seinestadt zum zweiten Male den Verbündeten ausgeliefert. Voll innigen Behagens konnte Blücher am nächsten Tage in Fortsetzung des gestrigen Briefes an seine Frau schreiben:

‚Meudon, den 4. Juli 1815.

Paris ist mein, das französische militair marchiert hinter der loire und die Stadt wird mich übergeben, die unbeschreiblige Bravoure und beyspihllose ausdauer nebst meinen Eisernen willen verdanke ich alles, an vorstellungen und lamentieren über Entkreftung der leutte hat es nicht gefehlt, aber ich wahr taub und wußte auß erfahrung daß man die Früchte eines siges nur durch un auß gesetztes vervolgen recht benutzen muß, ich kann dich heutte nicht mehr schreiben, ich bin zu sehr beschefftigt, und zu matt; mach diesen briff gleich in Berlin bekannt, gott sei gedankt, daß bluth vergissen wird ufhören.

Blücher."

Vier Tage später, am 7. Juli, rückte dann Blücher mit dem Reste der preußischen Armeekorps unter Zieten in die französische Hauptstadt ein. „Er wurde still und kalt empfangen", schreibt Clausewitz.*) Einige Exzesse, die gegen einzelne Preußen vom Pöbel begangen wurden, sowie die Beschimpfung unserer am 2. gefangenen Husaren („à la rivière avec ses coquins!") („In den Fluß mit diesen Schurken!"), welche einige Tage vorhergegangen war, überzeugte uns, daß wenigstens der Pöbel nicht für uns sei. Noch waren die Kammern beisammen; noch deklarierten sie, daß sie sich durch keine Gewalt vertreiben lassen würden, noch wehte die trikolore Fahne von den Türmen. Aber die Preußen wollten ja die Kammern nicht vertreiben, die Preußen wollten ja die weiße Fahne nicht aufstecken, die Preußen wollten imponieren, wollten sich bereichern und durch einige Trümmer ihre Siegesbogen rächen! War das gegen Ludwig XVIII., war es gegen die provisorische Regierung, war es gegen das Volk? Kein Mensch konnte darauf eine bestimmte Antwort geben.

„Zieten hatte kaum die Tuilerien, den Luxemburg und einige andere Plätze mit Infanterie und Kanonen stark besetzt, so erklärte Sebastiani in den Kammern, jetzt, umgeben von fremden Bajonetten, wären sie keine freie Versammlung der National-Repräsentation mehr; sie müßten jetzt den Bajonetten weichen bis zu einem günstigeren Zeitpunkt. So löste sich die Regierung auf. —

*) Schwartz, Clausewitz II, 159/60.

Bei allem unseren mürrischen Wesen gegen die Bourbons hatten sie uns doch nicht angemerkt, daß wir noch unentschlossen und ungewiß waren über das, was in Frankreich nun geschehen sollte; und die frühere Proklamation Blüchers, worin er mehrmals versichert, es sei nicht die Absicht, den Franzosen irgend einen Souverän aufzudringen, müssen sie für bloße Phrase gehalten haben. Genug, sie verließen das Schlachtfeld trotz des in der Konvention enthaltenen Punktes, daß wir die jetzige Regierung respektieren würden „tant qu'elle durera" („so lange sie dauern werde"). So wie die Jakobiner geräumt hatten, entstand ein Vakuum, und die Bourbonen drangen, wie leicht sie auch sein mögen, nach dem bloßen Gesetze der Schwere hinein. Nämlich, obgleich höchstwahrscheinlich die große Majorität von Paris gegen die Bourbonen ist, so kann es doch nicht fehlen, daß sie eine Partei darin hatten, selbst unter der Nationalgarde. Sobald nun diese Partei, welcher die andere schon durch eine heimlich vorbereitete Revolution gedroht hatte, sah, daß jene das Schlachtfeld willig räumte, übernahm sie das Heft, bekümmerte sich wenig um die schläfrige Majorität, zog dem Könige mit einigen tausend Mann Nationalgarden nach St. Denis entgegen, versammelte alle übrigen Volkshaufen auf den Straßen, die der König durchziehen mußte, und füllte die Luft mit dem Geschrei: „Vive le roi!" So zog Ludwig XVIII. den 9. in Paris ein, ohne daß die Preußen es gewollt hatten, ohne daß die Engländer etwas anderes dafür getan hatten, als es ganz heimlich zu begünstigen, und ohne daß Paris selbst es eigentlich wollte."

Die Bürgerschaft von Paris war aufs höchste empört, daß die Preußen in diesen vier Tagen der ganzen französischen Kriegerherrlichkeit ein so schnelles und so schnödes Ende bereitet hatten. Und jetzt wollte Blücher, der noch immer entrüstet war, daß die Franzosen bei dem ersten Pariser Frieden so glimpflich fortgekommen, ihnen einmal zeigen, was der Krieg ist. Zunächst verlangte er zwei Monate Sold für die Armee und sofort zwei Millionen Kriegssteuer. Die Pariser schäumten, aber der Alte verwies sie an Daru, den ehemaligen blutsaugerischen Intendanten von Berlin; „der verstehe, wie man das Geld zur Stelle schaffe." Dann ging es an die Zurücknahme des Raubes. Gleich am ersten Abend wurde der „heilige Peter", den Rubens der Stadt Köln zum Andenken gemalt, und das „jüngste Gericht" van Eycks, das die Franzosen aus Danzig mitgenommen hatten, von preußischen Musketieren aus dem Louvre geholt. Und bald folgte das übrige. Kunstverständige Männer, wie Altenstein, Eichhorn, de Groote, ein junger kölnischer Kunstforscher, waren den derb zufassenden preußischen Soldaten beim Auffinden des gestohlenen Gutes behilflich; nur der unbeugsamen Energie des Feldmarschalls, der sich hier im wahren Sinne des Wortes als Beschützer der Künste zeigte, war es zu danken, daß diesem Skandal des behördlich geschützten Kunstraubes, der ein Gespött des Auslandes geworden war, ein Ende bereitet wurde.

Daß es bei der Durchsuchung der Kunstsammlungen durch die rauhen Marssöhne zu allerlei ergötzlichen Szenen kam, erzählt Gustav Parthey in seinen „Jugenderinnerungen": „Diesmal wurde in Paris besser aufgeräumt als im Jahre 1814. Aus einer unerklärlichen Galanterie hatte man damals alle geraubten Kunstwerke in Paris gelassen. Die politischen Erfolge, die man erreicht, waren so groß, daß die geringeren Forderungen der Gerechtigkeit davor in den Hintergrund traten. Man schrieb diese unerlaubte Nachsicht dem Kaiser von Rußland zur Last, der freilich nichts zurückzufordern hatte, ja sogar 40 Kisten mit den aus Kassel geraubten Gemälden per fas et nefas an sich brachte und nach Petersburg führte, wo die Bilder trotz aller Reklamationen noch immer in der kaiserlichen Galerie sich befinden. Jetzt verwandte sich Wellington für die Niederländer; der Kaiser Franz forderte die aus Florenz, Mailand und Venedig geraubten Stücke; der Papst Pius VII. und die Spanier blieben auch nicht zurück. So ward der Raub vieler Jahre den recht-

mäßigen Herren zurückgestellt. Den Franzosen wollte es anfangs durchaus nicht einleuchten, daß gewaltsam weggeführte Kunstwerke nicht als wohlerworbenes Eigentum gelten können. Sie sträubten sich so lange, als es irgend anging.

„Der greise Denon, Napoleons Begleiter in Ägypten, Direktor der Pariser Sammlungen, ein feiner Kenner in allen Kunstfächern, war bei Wegführung der Kunstwerke aus den eroberten Ländern besonders tätig gewesen. Unter andern hatte er im Jahre 1806 die Berliner Kunstkammer und das Münzkabinett geplündert; man kann sich also wohl denken, daß die Preußen auf ihn nicht gut zu sprechen waren. Er erhob bei der verlangten Rückgabe die größten Schwierigkeiten. Anfangs wollte er die Sache bloß für einen Scherz halten und schien den Gedanken im Ernst gar nicht fassen zu können. Dann machte er die lächerlichsten Ausflüchte und hielt die preußischen Kommissäre von einem Tag zum andern hin. Bald war er unwohl oder nicht zu Hause, bald konnte er die Schlüssel nicht finden, bald fehlten die betreffenden Inventarien. Endlich riß den Preußen die Geduld, und der Leutnant Dieterici (später Geheimrat und Direktor des statistischen Büreaus in Berlin) erhielt den Auftrag, mit 16 Mann seiner uckermärkischen Kompagnie bei dem Baron von Denon die Exekution zu vollstrecken. Als er eines schönen Morgens mit seinem kleinen Kommando einrückte, fand er nur die alte Haushälterin in der Wohnung. Eine ganze Reihe von bequemen Entresolstuben war mit dem raffinierten Luxus eines reichen alten Junggesellen eingerichtet; man fand weiche Teppiche und noch weichere Sofas, Goldspiegel und kostbare Stutzuhren, Ölgemälde und Kupferstiche, Majoliken und etrurische Vasen. „Kinder", sagte Dieterici nach seiner Art zu den rauhen Söhnen der märkischen Ebene, „setzt eure Gewehre vorsichtig zusammen, macht es euch auf den Kanapees bequem, aber zerbrecht mir nichts! Mir ahnet, daß wir nicht lange hier bleiben werden." Darauf ward der Haushälterin bedeutet, sie habe auf Kosten des Barons von Denon ein sehr gutes Diner und sehr guten Wein für 16 Mann von dem nächsten Traiteur zu besorgen. In dem großen eleganten Salon ward eine fröhliche Tafel aufgeschlagen. Während noch der treffliche Chablis die Runde machte, schickte Denon die verlangten Schlüssel zu den Museen, und die Exekution ward zum Leidwesen der Exekutoren sofort aufgehoben.*)

Die Sieger hatten ihr Hauptquartier in St. Cloud aufgeschlagen. Zum Gouverneur hatten sie General von Müffling ernannt, der sein Regiment in ebenso energischer wie gerechter Weise führte. Mit der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung hatte dieser zu seiner Unterstützung den Obersten von Pfuel als Kommandanten betraut. Dieser, ein Teutone von echtem Schrot und Korn, von den Turn-, Schieß- und Fechtplätzen der norddeutschen Jugend her wohl bekannt, verstand es meisterhaft, sich den ewig schimpfenden und klagenden Franzosen gegenüber zu behaupten. Schwoll einem der Herren Franzosen einmal zu sehr der Kamm, so war der Herr Kommandant als geübter Fechter sofort bereit, ihm mit dem Florett, dem nationalen Stoßdegen der Franzosen, auf der Stelle Satisfaktion zu geben. So verstanden es die Sieger, unter dem zwar rücksichtsvollen, aber doch energischen Regiment Blüchers dem preußischen Ansehen Geltung zu verschaffen, was um so schwieriger war, als die wohlberechnete Milde Wellingtons, der alles vermied, was die Eitelkeit der Pariser reizen konnte, von vornherein die Stellung der Preußen erschwerte.

Freilich, mit dem Eintreffen der Monarchen und Minister, am 10. Juli, waren die Ereignisse wieder in das Stadium der politischen Rücksichtnahmen und Verhandlungen eingetreten. Unter der diplomatischen Übermacht Österreichs und Rußlands, unter dem Übergewicht Wellingtons, der sich mehr und mehr zum Anwalt der Bourbons aufschwang, wurde Preußen Schritt für Schritt zurückgedrängt. Immer klarer wurde es, daß von all' den Forderungen und Wünschen, die der

*) Gustav Parthey, Jugenderinnerungen. 1868, II, 42/44.

erste Pariser Friede unerfüllt gelassen, und die nunmehr die Patrioten von dem neuen unerhörten Siege sicher erwarteten, mit wenigen Ausnahmen so gut wie gar keine erfüllt wurden. Gneisenau hatte deswegen mit dem englischen Herzog heftige Auseinandersetzungen, die schließlich zu einer vollständigen Spannung zwischen beiden führten. Wellington beschwerte sich darüber, daß die Aufführung der preußischen Armee geeignet sei, die Franzosen zum Aufstande und zum Volkskriege zu treiben; Gneisenau warf Wellington vor, daß er „mehr als bourbonischer denn als englischer General auftrete und seinen preußischen Waffengefährten den Siegespreis verkümmere."

Blücher vollends zeigte sich fortgesetzt als Mahner und Dränger, doch ja die Früchte des herrlichen Sieges nicht unbenutzt zu lassen, so lange es noch anginge. Schon sechs Tage nach der Schlacht von Belle-Alliance hatte er an den König geschrieben: „Ich bitte nur alleruntertänigst, die Diplomatiker dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat. Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. Ew. Majestät werden als Gründer von Deutschlands Sicherheit verehrt werden, und auch wir werden die Früchte unserer Anstrengungen genießen, wenn wir nicht mehr nötig haben, immer mit gezücktem Schwerte dazustehen."

Aus derselben Stimmung heraus war es, daß Blücher auf einem Gastmahle, das Wellington den Generalen und Ministern gab, jenen berühmten Trinkspruch ausbrachte: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht verderben, was durch die Schwerter der Heere mit soviel Anstrengung gewonnen wurde."

Und dennoch kam es wieder so, wie Blücher gefürchtet hatte. Die gerechten Forderungen Deutschlands fanden beim zweiten Pariser Friedensschluß nicht mehr Beachtung als beim ersten. Die Führer der deutschen patriotischen Partei: Stein, Blücher, Gneisenau, Boyen und Humboldt, Hardenberg und Knesebeck — sie erhoben von neuem ihre Stimme; sie alle haben es an gründlichen und schlagenden Darlegungen nicht fehlen lassen, als sie forderten, daß Frankreich auf seine Sprachgrenzen beschränkt werde, daß es den alten Raub Ludwigs XIV., Elsaß und Lothringen, endlich herausgab. Selbst der Kronprinz von Württemberg stellte sich wacker auf die Seite der deutschen Patrioten. Mit einer vorzüglichen Denkschrift, in welcher er ausführte, daß in erster Reihe Elsaß „aus Gründen der Gerechtigkeit, der Politik und Strategie" an Deutschland zurückgegeben werden müsse,*) wandte er sich an den damals allmächtigen Zaren, um diesen dafür zu gewinnen. Aber Alexander schiffte jetzt wieder in einem ganz anderen Fahrwasser. Hatte er auf dem Wiener Kongreß mit Preußen gegen England, Österreich und Frankreich zusammengehalten, weil es seine damaligen Interessen so forderten, so verband er sich jetzt gegen die deutschen Interessen mit England und Frankreich, weil es mehr im russischen Vorteile lag, Frankreich als Deutschland stark zu machen. Selbst Stein, der noch immer am meisten für Rußland eingetreten war, mußte jetzt zugeben, daß die Russen „wollten, daß wir verwundbar blieben". So stand Preußen, so standen die deutsch-national gesinnten Staaten allein mit ihren Anschauungen von dem neu zu schließenden Frieden. In größter Besorgnis um die Entwicklung der Dinge schreibt damals Gneisenau in einem Briefe an Ernst Moritz Arndt vom 17. August 1815, der gleichzeitig eine treffliche Charakteristik der damals verworrenen politischen Lage bildet:

„Wir sind in Gefahr, einen neuen Utrechter Frieden zu schließen, und die hauptsächlichste Gefahr kommt abermals aus der Gegend wie damals. England ist in unbegreiflich schlechten Gesinnungen, und mit seinem Willen soll Frankreich kein Leid geschehen. Nicht Land, höchstens etwa Kontribution soll man von ihm nehmen. Wenn Rußland eine solche Sprache führt, so begreift

*) In Gagern, „Der zweite Pariser Friede", unter dem Titel: „Mémoire confidentiel" abgedruckt.

sich das durch dessen selbstsüchtige Politik, die nicht will, daß Preußen und Österreich gefahrlos in ihren westlichen Grenzen dastehen und an Frankreich einen immer bereiten Bundesgenossen sich zu erhalten gedenkt; wenn aber England auf der Integrität des französischen Gebietes besteht, so kann man in einer solchen Verkehrtheit nichts als das Bestreben erblicken, den Krieg auf dem Kontinent zu nähren und Deutschland von sich abhängig zu machen. Während England nicht will, daß die Kontinentalmächte Eroberungen machen, sorgt es ganz artig für sich. . . .

„Preußen führt eine würdige Sprache. Es verzichtet auf eigene Eroberungen und will nur, daß seine Nachbarn stark werden auf Kosten Frankreichs, damit diesem Feuerherd politischer Verwirrung ein Damm gesetzt werde. Die letzte Zählung des Frankreich gebliebenen Volkes (nach dem Pariser-Frieden) hat 28 900 000 Seelen gegeben. Welche Bevölkerung! Stets wird dies unruhige Volk mit seinem Impuls zur Umkehrung, mit seinen Erinnerungen, mit seiner Rachgier, mit seiner Habsucht auf seine Nachbarn sich ergießen — und diese will man nicht sichern?

„Am schlechtesten benimmt sich Wellington, er, der ohne uns zertrümmert worden wäre, der uns die Zusagen, zu unserer Hilfe am 16. Juni in Bereitschaft zu sein, nicht gehalten hatte, dem wir, uneingedenk des durch seine Schuld erlittenen Unglücks, am 18. ritterlich zur Hilfe gekommen sind; die wir ihn vor Paris geführt haben: denn ohne uns wäre er nicht so schnell gekommen; die wir ihm durch unser schnelles Verfolgen eine zweite Schlacht gespart haben: denn wir haben den Feind aufgelöst, und kein Brite hat seit der Schlacht am 18. ein Gefecht bestanden. So viele Verdienste um ihn vergilt der Mann durch den schnödesten Undank.

„Österreich oder vielmehr Metternich ist schwankend, unzuverlässig auf Verbindungen mit Frankreich sinnend. Bayern und Württemberg schließen sich an uns an. Wäre jenes zuverlässiger und fähig, nach einer höheren Politik zu handeln, so könnten wir wohl im Verein mit den Kleineren das Gesetz geben, und die anderen müßten dulden und schweigen." — — —

Aber all diese Befürchtungen sollten sich nur zu schnell erfüllen. Als am 20. November 1815 der zweite Pariser Friede unterzeichnet wurde, da erlebte die Welt das widersinnige Schauspiel, daß das siegreiche Deutschland machtlos, das besiegte Frankreich mächtig gelassen worden war. Frankreich mußte eine Kriegskosten-Entschädigung von 700 Millionen Francs an die Verbündeten zahlen, eine alliierte Okkupationsarmee von 150000 Mann in Frankreich auf fünf Jahre erhalten und einige unbeträchtliche Gebietsabtretungen mit 557000 Bewohnern zugestehen. Das war alles. Im übrigen sollten die Grenzen von 1790, statt wie vorher von 1792 als Grundlage gelten; Philippeville, Marienburg und Bouillon nebst einem Stück vom ehemaligen Bistum Lüttich sollten an die Niederlande, Gex an Genf, das französisch gebliebene Savoyen an Sardinien, Saarlouis an Preußen, Landau mit Umgebung an Bayern abgetreten werden. Elsaß und Lothringen mit ihren altdeutschen Städten Straßburg und Metz, der erhoffte Lohn der deutschen Patrioten, blieben französisch.

Wie Deutschland, insbesondere Preußen, der äußere Lohn für all seine großen Taten, für all' diese glänzenden Siege entgangen war, so auch der innere. Der Wiener Kongreß hatte den Völkern Deutschlands den „Deutschen Bund" beschert, der für die freiheitliche Entwickelung der Dinge das deutsche Volk mit dem magern, völlig unbestimmten und willkürlich zu deutenden Artikel 13 der Bundesakte beglückt hatte: „In allen deutschen Staaten soll eine landständische Verfassung bestehen."

Und dann dieser „Deutsche Bund" selber. Er trug von Anbeginn den Keim der Schwäche, der inneren Unhaltbarkeit, des Widerstreites der Interessen seiner einzelnen Mitglieder in sich. Von Anfang an erkannten die politisch tiefer Blickenden, daß es für ein Deutsches Reich als Bundesstaat

unmöglich war, zwei rivalisierende Großmächte, Preußen und Österreich, unter einen Hut bringen zu wollen. Wie wollte man den Dualismus beider, wie er sich besonders seit den Kriegen Friedrichs des Großen mit Österreich in aller Schärfe entwickelt, überwinden? Und dies Verhältnis der Nebenbuhlerschaft beider Staaten hatte durch die letzten kriegerischen Ereignisse an Schärfe eher zu- als abgenommen. Wenn es Preußen nach den großen Tagen der Erhebung 1813 gelungen wäre, mit einem raschen Schlage bei Großgörschen den Napoleonismus ohne Österreichs Hilfe niederzuwerfen, so wäre dieser Staat nicht in der Lage gewesen, die Vorherrschaft Preußens in Deutschland zu bestreiten; so aber war Preußen auf Österreichs Hilfe angewiesen gewesen, und obwohl die tapferen Heere Preußens überall die Sturmfahne mit größten Ehren vorangetragen, so war es Österreich durch seinen überwiegenden politischen Einfluß, dank den diplomatischen Schachzügen der Metternichschen Politik, dennoch möglich gewesen, das schwache, wirtschaftlich noch unter den Folgen der schweren Unglücksjahre leidende Preußen hintan zu halten.

Die verschiedensten Versuche waren zur Lösung dieses Widerspruches gemacht, die verschiedensten Gestaltungen der neuen Staatenbildung vorgeschlagen worden. Selbst die deutsche Kaiserfrage war wieder aufgerollt worden. Stein hatte sogar anfangs die Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums unter Führung des Hauses Habsburg von neuem in Vorschlag gebracht und sich zu diesem Zwecke Mitte Januar 1815 an den Grafen Capodistria,*) den damals einflußreichsten Ratgeber des Zaren, gewandt, um die Mitwirkung des russischen Kabinetts zu diesem Zwecke zu erlangen. Der „große Freiherr", von den edelsten Absichten erfüllt, war ganz von dem Gedanken durchdrungen, unter allen Umständen einen starken deutsch-nationalen Staat mit mächtiger kaiserlicher Gewalt zu gründen, die sich nicht „auf papierene Verträge, sondern auf Geld, Soldaten und jede Art des Regierungseinflusses stützen, auch auf das Innere der Verwaltung der einzelnen Länder einen Einfluß haben und den Untertanen Schutz auch gegen die Bedrückung ihrer Fürsten gewähren müsse." Aber dieser Kaiser sollte der Kaiser von Österreich sein! Das war der Grundirrtum dieses Gedankens. Gerade Preußen, meinte er, habe durch seine geographische Lage ein großes Interesse, daß Deutschland groß und stark sei. Er kam aber dabei merkwürdigerweise nicht zu dem Schluß, daß gerade aus diesem Grunde Preußen an der Führung Deutschlands den größten Anteil haben müsse, sondern indirekt wollte er Preußen durch Österreich stark machen. Österreich war nach seiner Meinung beiseite geschoben; sein Interesse an Deutschland müsse künstlich gestärkt und ein politisches Band gebildet werden, welches Österreich wieder mit Preußen vereinigte; hierzu erschien ihm die Übertragung der erblichen Kaiserwürde an Österreich das geeignete Mittel. Dabei hatte er auch Preußen — namentlich in bezug auf die Leitung der Kriegsmacht — eine bedeutungsvolle Stellung zugedacht.

Stein hatte Capodistria zur Abfassung einer Denkschrift veranlaßt, welche für eine festere politische Organisation Deutschlands allerdings unwiderlegliche Gründe und tiefe Wahrheiten beibrachte, den unüberbrückbaren Schwierigkeiten der Kaiserfrage aber aus dem Wege ging. Ja, soweit war Stein in der Verfolgung des Kaisergedankens schon gegangen, daß er durch Graf Solms sich ein Gutachten über die äußere Ausstattung der Kaiserwürde ausarbeiten ließ. Aber — so große Verdienste auch der edle Mann für die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche und durch seine unsterblichen Reformgesetze auch für die innere Befreiung der Geister hatte — es war

*) Graf Johann Anton Capodistria, geboren den 11. Februar 1776 zu Korfu, trat 1809 in russische Dienste, wurde 1813 in das Hauptquartier der russischen Armee berufen und nahm 1814 und 1815 an den Unterhandlungen in Wien und Paris über die Neugestaltung Europas hervorragenden Anteil. Als Vertreter Kaiser Alexanders unterzeichnete er auch am 20. November 1815 den zweiten Pariser Frieden.

doch ein Glück, daß diesmal seine Ideen nicht zur Gestaltung kamen. In seinem Bestreben, Deutschland ein festeres Gefüge zu geben, übersah er, daß an der Spitze Deutschlands Österreich unmöglich war, daß, weil die Bevölkerung dieses Staates noch wesentlich slawisch-ungarisch war, er auch stets versuchen würde, seinen Einfluß zugunsten der Interessen jener seiner Erbländer zu verwerten; ihm drängte sich nicht der weit natürlichere Gedanke auf, daß vielmehr ein Staat die Führung Deutschlands übernehmen müsse, der, weil er rein deutsch war, keine anderen Interessen hatte als allgemeine deutsche: und das konnte nur Preußen sein.

Es war ein Glück für diesen Staat gewesen, daß die Anträge Steins in einer Zeit gekommen waren, wo das preußische Kabinett noch ganz unter dem Eindruck des unehrlichen Spiels der Politik Metternichs stand. König Friedrich Wilhelm ließ durch seine Diplomaten das Verfehlte des Steinschen Planes nachweisen. Hardenberg erklärte — und das soll ihm immer als Verdienst angerechnet werden — er könne als preußischer Minister unmöglich in eine Vermehrung der österreichischen Macht willigen; der ganze Plan gebe nur Stoff zur Eifersucht zwischen Österreich und Preußen. Während Hardenberg das Sonderinteresse Preußens dem Steinschen Plane entgegenstellte, hielt Wilhelm von Humboldt in einer glänzend und scharf geschriebenen Denkschrift der von Stein aufgerollten Kaiserfrage das Interesse Deutschlands selber als Grund entgegen, indem er die Nachteile eines österreichischen Kaisertums über Deutschland mit durchschlagender Logik zeichnete.*)

So war auch dieser letzte, fast gewaltsame Versuch Steins, den Gedanken der deutschen Einheit zu fördern, an den inneren Widersprüchen und Unmöglichkeiten seines Planes gescheitert und — wie die nächsten Jahrzehnte, ja schon die nächsten Jahre mit der traurigen Metternichschen Vergewaltigungspolitik dartun sollten — zum Glücke Deutschlands selbst.

Freilich, was dann an Stelle der Steinschen Pläne dem deutschen Volke beschert wurde: der durch die Bundesakte vom 8. Juni 1815 geborne „Deutsche Bund“, konnte ebenso wenig geeignet sein, die deutschen Patrioten zu erfreuen. Bis zum letzten Augenblicke hatten sich die Mittelstaaten, besonders Bayern und Württemberg, gegen einen starken Bund mit einer starken Regierung gewehrt, die nach ihrer Meinung nur geeignet war, ihre Souveränität einzuschränken; nicht ein Titelchen wollten sie von dieser lassen, ganz gleichgültig, was aus dem Schicksal Deutschlands wurde. Unter all' den möglichen und unmöglichen Entwürfen hatte man sich endlich in der Hauptsache den Metternichschen Vorschlägen angeschlossen, die zwar schon damals für die schärfer Blickenden den Stempel der Unvollkommenheit und Untauglichkeit an der Stirn trugen, die aber doch vor der Hand die einzig mögliche Lösung der schweren Aufgabe bedeuteten: die 34 deutschen Staaten und die vier noch übrigen freien Städte zu einem gemeinsamen Bunde zusammenzufassen. Die Hauptbestimmungen des Bundesvertrages haben wir schon vorn gegeben (siehe Seite 860 dieses Werkes). Österreich war bei diesem Bunde mit seinen deutschen Provinzen Tirol, Salzburg, dem Erzherzogtum und mit seinen slawisch-deutschen Ländern Böhmen, Mähren, Steiermark und Illyrien vertreten, Preußen mit seinem ganzen Gebiet, ausgenommen die Provinzen Posen und Preußen. Von außerdeutschen Mächten traten der König von Dänemark für Holstein, der König der Niederlande für Luxemburg und Limburg dem Deutschen Bunde als Mitglied bei. Den Vorsitz in der Bundesversammlung sollte Österreich führen.

So war der Bund beschaffen, der Deutschland von neuem zersplitterte, der es in zahlreiche Vaterländer und Vaterländchen schied, deren Herrscher ängstlich auf die Wahrung der ihnen von neuem zugestandenen Souveränität blickten, während, wie in früheren Jahrhunderten, das Schicksal des großen deutschen Vaterlandes ihnen völlig gleichgültig blieb. Da nach den bestehenden Be-

*) Humboldts Denkschrift vom 3. März 1815 bei Pertz, Das Leben Steins IV, 752ff.

stimmungen des Vertrages auch eine Verbesserung der Bundesverfassung unendlich schwierig war, so war Deutschland in die Unmöglichkeit versetzt, als Gesamtstaat eine eigene Politik zu treiben, also von neuem auf unbegrenzte Zeit hin zu politischer Ohnmacht verurteilt.

All' diese endlosen, mit solchem Aufwand von Scharfsinn, aber auch von Doppelzüngigkeit, von Lug und Trug in die Erscheinung tretenden Streitigkeiten — sie bildeten ein trauriges, ein klägliches Nachspiel in dem großen, machtvollen, wuchtigen Drama der Zeitgeschichte. War es zu verwundern, daß der Sturmsänger der deutschen Freiheitskriege, der getreue Ernst Moritz Arndt, klagte, „er könne Deutschlands politischen Zustand nicht als einen solchen loben, worin Eintracht Kraft, Lebendigkeit und Geschwindigkeit zu Rat und Tat wäre?" Oder daß der alte Blücher in einem Briefe an den König sagte, „Preußen und Deutschland stehe trotz seiner Anstrengungen immer wieder als der Betrogene vor aller Welt da?" All' die düsteren Weissagungen Gneisenaus, Steins und Humboldts waren in Erfüllung gegangen. So dürftig wie die Bundesakte vom 8. Juni hatten auch die Bescheidensten nicht die Erfolge des blutigen Krieges erwartet.

Und nun der Mann, der den Mittelpunkt dieser Zeitgeschichte bildete, der gestürzte Cäsar? Mit dem Augenblicke, da er — am 15. Juli 1815 — seinen Fuß auf die Deckplanken der englischen Fregatte „Bellerophon" setzte, die ihn nach dem öden Felseneiland St. Helena tragen sollte — da senkte sich der Vorhang über eins der gewaltigsten Schauspiele der Weltgeschichte; die blutrote Episode der Napoleonischen Herrschaft hatte ihr Ende erreicht; in dem Leben des gestürzten Giganten beginnt der letzte traurige Abschnitt, der nichts mehr von einem Drama an sich hatte. Wenn der gestürzte Korse nach der Riesenschlacht bei Belle-Alliance seinem unversöhnlichsten Gegner, dem alten Feldmarschall, in die Hände gefallen wäre, so hätte dieser — wie er grimmig gelobt und ganz im Einverständnis mit Gneisenau — Napoleon ohne Gnade erschießen lassen; er hätte dann nur ein vollberechtigtes Urteil vollstreckt als Bluträcher des unglücklichen Palm, des treuen Andreas Hofer und all' der Hunderttausende, die sein unersättlicher Ehrgeiz, sein Cäsarenwahnsinn in den Tod gehetzt. So sehr auch damals zarte Knechtesseelen über eine solche Barbarei sich entrüstet gezeigt hätten, so hätte ein solcher Tod doch noch etwas Soldatisch-Ehrenhaftes gehabt. Aber der Ausgang des Despoten, um dessen verbrecherischen Ehrgeizes willen in 11 Jahren vier Millionen Soldaten die Schlachtgefilde der europäischen Länder mit ihrem Blut düngen mußten, sollte ein viel tragischerer sein, eine viel härtere Sühne in sich schließen. Fast sechs Jahre lang einem gewaltigen Adler gleich an die öden Felsen von St. Helena angeschmiedet, mußte der Gestürzte, der mehr als ein Jahrzehnt mit seinem Schwerte die Weltgeschichte geschrieben, sich den Launen seines erbarmungslosen Kerkermeisters, Sir Hudson Lowe, fügen und den Rest seines Lebens in öden Zänkereien über die gemeinsten Dinge des Lebens hinbringen. Nur der Umgang mit den wenigen Getreuen, welche ihm in die Verbannung gefolgt waren — Großmarschall Bertrand, Gourgaud, Montholon und Las Cases — und die rastlose Arbeit dieses reichen, allumfassenden Geistes waren es, welche die öden Tage seines Lebens erhellten und sein Dasein erträglich machten.

Den größten Teil des Tages verbrachte er bei der Arbeit; oft diktierte er 6—8 Stunden ununterbrochen mit größter Schnelligkeit, so daß ihm sein Sekretär kaum zu folgen vermochte. Sechs dicke Quartbände (in der 1867er Gesamtausgabe) füllen seine Werke. Bis zum letzten Augenblicke hatte ihn die Hoffnung nicht verlassen, nach dem Sturze der Bourbons seinen Sohn, den König von Rom, noch auf dem Throne zu sehen. Am 5. Mai 1821 erlöste der Tod den gestürzten Empereur von seinen körperlichen und seelischen Leiden. Als die Kunde durch die Welt hallte: „Napoleon ist tot", ging es wie ein langes, tiefes Aufatmen durch die Lande Europas. Noch als ein an die Felsen von St. Helena Geschmiedeter hatte er die Wangen der Könige vor

Furcht erbleichen gemacht. Nach der Weltherrschaft hatte er gestrebt, an den Maßlosigkeiten seiner Wünsche war er zugrunde gegangen. Wie ein glänzendes Meteor hatte er einige Jahre lang an dem Himmel der Weltgeschichte seine feurigen Bahnen gezogen, dann war er abgestürzt — wie das Meteor plötzlich in den Fluten des Meeres versinkt.

Einsam in seiner Größe hatte er auf seinem Throne gesessen, wie ihn der Dichter malt, „vom blutigen Nordlichtscheine" umstrahlt. Mit seiner dämonischen Größe hatte er die gewaltigsten Geister, selbst seine Gegner in seinen Bann gezogen. Selbst ein Goethe hatte geurteilt: „Napoleon wirkt noch immer fort durch das Große, das er einst geschaffen, aber auch durch die mächtige Anziehungskraft seiner Person". Er war einer jener Geister, die, ungewollt, nur ihrem titanischen Drange folgend, durch großen gewaltigen Umsturz zu neuem Aufbau führen. Nur dadurch, daß ein Übermächtiger so an den alten, morschen Grundfesten Deutschlands und Preußens rüttelte, war das Volk erwacht aus langem, dumpfem Drucke, hatte sich auf seine besseren Kräfte besonnen und dann das schwere Joch abgeschüttelt in Kämpfen und Siegen von unerhörter Kühnheit. Die Schmach einer langen, bösen Zeit hat es dadurch getilgt; dem gesamten nationalen Leben war durch dieses Aufflammen des teutonischen Zornes neuer Nerv und neuer Schwung gegeben, und das tiefgebeugte deutsche Volk durfte wieder mit Ehren in den großen Kreis der Nationen eintreten. War auch nicht alles erreicht, der Anfang eines neuen geschichtlichen Daseins war gegeben. Auf diesem Grunde konnte es weiterbauen. Aber erst ein halbes Jahrhundert später sollte nach vielen äußeren und inneren Kämpfen der stolze Bau der deutschen Einheit entstehen, den das deutsche Volk schon damals nach den unvergeßlichen Befreiungskriegen als Lohn für seine schweren Opfer vergeblich ersehnt hatte.





# Zum Verständnis des Buchschmuckes von Franz Stassen

mögen nachstehende Erläuterungen dienen. Alles, was der Gestaltung des äußeren Lebens, der Zeitgeschichte, der Darstellung von Personen, Örtlichkeiten, Baulichkeiten, Geräten und Kostümen angehört, beruht auf dem Studium charakteristischer Vorbilder aus der betreffenden Zeit. Besondere Sorgfalt ist bei der Zeichnung der militärischen Uniformen verwandt worden; auch in dieser Hinsicht hat historische Genauigkeit den Stift des Künstlers geführt. Für diesen wichtigen Teil der Illustrierung stellte Herr Professor Knötel sein großes Wissen auf dem Gebiete der Uniformkunde mit freundlichster Bereitwilligkeit zur Verfügung. Für die historischen Bildnisse hat Franz Stassen die besten zeitgenössischen Gemälde, Kupferstiche, Lithographien u. s. w. benutzt. Hierbei möge noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß es dem Meister mit seiner genialen Schaffensgabe gelungen ist, für jede Vignette, für jedes Porträt eine besonders geartete, dem Wesen und der Bedeutung des dargestellen Gegenstandes möglichst entsprechende Umrahmung zu finden. Soweit die Erklärung dieser Illustrationen nicht ohne weiteres aus dem Texte hervorgeht, werden dem Leser folgende Erläuterungen von Interesse sein.

Seite 1. **Titelbild zum ersten Buche: „Unter französischem Joche“**
Napoleon als Überwinder Deutschlands, umgeben von seinen Garden, Fahnen und Adlern, wird von den Rheinbundfürsten begrüßt. Huldigend halten sie dem Kaiser die Kronen entgegen, die er ihnen als Lohn für ihre Bundesgenossenschaft verliehen hat. Im Vordergrunde links Kaiser Franz von Österreich; ihm zu Füßen die gestürzte deutsche Kaiserkrone, die Auflösung des Deutschen Reiches darstellend. Rechts das preußische Königspaar Friedrich Wilhelm III. und Luise, tief gebeugt von dem Unglück ihres Reiches, wie zum gegenseitigen Trost die Hände ineinandergelegt.

Seite 3. Napoleon als Kaiser der Franzosen und König von Italien. Das lorbeerumrahmte Haupt, der strenge, gebietende Ausdruck des Gesichts, sowie die ganze stolze Haltung lassen schon den Imperator erkennen, dessen ganzes Streben auf die Erlangung der Weltherrschaft gerichtet ist.

Seite 20. Die besiegte Austria (Österreich) ist unter den Fahnen und Adlern Napoleons auf ihrem Schilde niedergesunken. Der Doppeladler zu ihren Häupten, sie mit seinen Flügeln beschirmend, richtet drohend sein Haupt empor.

Seite 21. Die des Kaiserschmuckes beraubte Germania (Deutschland) und der Rheingott blicken entsetzt auf den Einmarsch der Franzosen und die beginnende Zerstörung der deutschen Lande.

Seite 40. Die von der Bedachung des Berliner Zeughauses herabgestürzte Sandsteinstatue der Bellona (Kriegsgöttin der Römer), des waffenführenden Armes beraubt (das kriegsuntüchtige Preußen von 1806).

Seite 41. Das schlangenumzüngelte, von Blitzen umzuckte grausige Haupt der Medusa, die Schrecken des beginnenden Krieges andeutend.

Seite 52. Die trauernde Borussia (sinnbildliche Gestalt für Preußen) bekränzt das Grabmal des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand.

Seite 53. Im Hintergrunde, von Bergen eingeschlossen, die Stadt Jena. Im Vordergrunde, das Bild einrahmend, die drei Parzen (Schicksalsgöttinnen), links Klotho (die Spinnerin des menschlichen Lebensfadens) und Lachesis (die Zuteilerin des Lebensloses an die Menschen); rechts Atropos (die Unabwendbare). Mit ihrer Schere schneidet sie den Lebensfaden des Menschen ab. Lauernd blickt sie zur Seite auf die noch friedlich daliegenden Gefilde, wo sie demnächst ihres Amtes in furchtbarer Weise zu walten gedenkt.

Seite 79. Der französische Adler überwindet den preußischen.

Seite 80. Weibliche Gestalten mit der Mauerkrone auf dem Haupte, die preußischen Festungen verkörpernd, übergeben dem französischen Adler die Festungsschlüssel; die einen (Erfurt, Spandau, Danzig u. s. w.) niedergeschmettert, den Blick voll Scham zu Boden gerichtet, die anderen (Stettin, Küstrin, Magdeburg u. s. w.) leichtfertige Gleichgültigkeit zur Schau tragend.

Seite 109. Die preußische Königskrone vom Schicksal mit Dornen bekränzt.

Seite 110. Scharnhorst im Ansturm auf Kutschitten (während der Schlacht bei Preußisch-Eylau) mit seinen Truppen die preußische Waffenehre aufrecht erhaltend.

Seite 138. Königin Luise schreibt an ihren Vater, den Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz.

Seite 139. König Friedrich Wilhelm III., am Ufer der Memel auf- und abreitend, während in dem auf einem Floß in der Mitte des Flusses errichteten Pavillon die Zusammenkunft Kaiser Napoleons und Kaiser Alexanders von Rußland stattfindet, von welcher der König ausgeschlossen ist. Die beiden Gestalten der Sphinxe,*) welche das Bild flankieren, zeigen das geheimnisvolle Dunkel an, in welchem jene Unterredung geblieben ist.

Seite 146. Die besiegte Borussia mit dem zerbrochenen Schwerte und dem pfeilgespickten Schilde sinkt kampfesmatt zu Boden.

## Seite 147. Titelbild zum zweiten Buche: „Deutschlands Wiedergeburt"

Stein und Scharnhorst an der Leiche der königlichen Dulderin und am Altar des Vaterlandes verbinden sich zur Rettung Preußens.

Seite 149. Die westfälischen Bauern, nach dem Frieden zu Tilsit unter die Herrschaft des Königs von Westfalen (Jerôme) gebeugt, schwören ihrem alten Könige Friedrich Wilhelm III. ewige Treue.

Seite 160. Die Gestalt des finsterblickenden, verwundeten und in Eisen geschmiedeten Riesen stellt die gefesselte Volkskraft dar, welche Freiherr vom Stein sich anschickt freizumachen.

Seite 161. Justitia, die Göttin der Gerechtigkeit, weist den Vertretern der Stände die neuen Steinschen Gesetze über die Aufhebung der Erbuntertänigkeit, die Städteordnung und die Vereinfachung der Ministerien und Verwaltungsbehörden.

Seite 174. Ein auf Wolken thronender Genius mit lodernder Fackel, die erwachende Begeisterung des Volkes für Nation und Vaterland versinnbildlichend.

Seite 175. Pallas, die Göttin des Krieges, bewaffnet das Volk. Der Künstler hat damit auf die Scharnhorstschen Reformgesetze zur Umbildung des preußischen Heerwesens, insbesondere auf die von Scharnhorst geschaffene „allgemeine Wehrpflicht" hinweisen wollen, durch welche das Heer zu einem wirklichen Volksheer wurde.

Seite 187. Die Zeit, mit dem Stundenglas in der Rechten, mit der Linken hoffnungspendend in die tatenreiche Zukunft weisend.

Seite 188. Eine Szene aus den nationalen Kämpfen der Spanier.

Seite 193. Der Tyrann.

Seite 194. Klio, die Geschichte, zeichnet die stillen Großtaten der rastlos für die Befreiung des Vaterlandes arbeitenden Patrioten auf.

Seite 207. Genien tragen auf einem Kissen die vereinten Kronen Frankreichs und Rußlands. Der Künstler hat damit die Freundschaft Napoleons zum Zaren andeuten wollen, die zur Zeit des Fürstentages zu Erfurt den Gipfelpunkt erreicht hatte.

Seite 208. Der Fels in der Brandung, die gewaltige Persönlichkeit des Freiherrn vom Stein verkörpernd, der, unbekümmert um Mißgunst, Neid und Vorurteil seiner Feinde, ruhig und sicher das Ziel seiner staatsretterischen Tätigkeit verfolgte.

Seite 221. Die Lorbeeren des Erzherzogs Karl von Österreich, des Siegers von Aspern.

Seite 222. Andreas Hofer und die Helden von Tirol.

Seite 229. Eine Sennhütte hoch oben zwischen den Tiroler Felsen, dem Schauplatz der heldenmütigen Kämpfe der Tiroler. Im Vordergrunde Tiroler Waffen und Fahnen, ein „Morgenstern", Kruzifix, Gebetbuch und Rosenkranz, auf die Frömmigkeit der tapferen Tiroler Helden hinweisend.

Seite 230. Die Nemesis (strafende Gerechtigkeit) und die unterdrückten Nationen bedrohen Napoleons Adler.

Seite 237. Herakles (Herkules) und die Hydra, Symbol für Blücher, der mit der vielköpfigen Hydra der Höflinge, der „Sicherheitskommissare, Faultiere und diplomatischen Schuste", wie er sie nannte, zeitlebens Krieg geführt hat.

*) Sphinx = fabelhaftes Ungeheuer mit einem Löwenrumpf und dem Oberkörper einer Jungfrau, das vor Theben hauste und alle tötete, die das von ihm gestellte Rätsel nicht lösen konnten.

Seite 238. Ein Kriegsheld sprengt vergeblich gegen die übermächtige Zwingburg an: Schills, Dörnbergs und Herzog Öls' vergebliche Erhebungsversuche gegen die französische Zwingherrschaft.

Seite 246. Ein bemanntes Wikingerschiff (Wiking, Name nordischer Seehelden), auf die kühne Einschiffung des Herzogs Oels unter den Kugeln der Dänen bei Elsfleth an der Weser hindeutend.

Seite 247. Hardenberg, in den bedrängtesten Tagen Preußens das Steuer des Staatsschiffes lenkend. Links eine trauernde weibliche Gestalt, die Not des Volkes darstellend, welche durch die schweren Kriegskontributionen und den harten Druck des Feindes aufs Höchste gestiegen ist; rechts die muskulöse Gestalt eines jungen, finster dreinblickenden Kriegers, dessen müßig übereinandergelegten Hände zur Faust geballt sind, und dessen Schwert tatenlos im Schoß ruht. Der Künstler hat damit die gelähmte kriegerische Tatkraft des (von Napoleon auf 42000 Mann herabgesetzten) preußischen Heeres, sowie die gänzliche Ohnmacht des Staates verkörpern wollen.

Seite 264. Engel tragen das Bild der Königin Luise, Preußens Schutzgeist, zu den Sternen.

## Seite 265. Titelbild zum dritten Buche: „Die Erhebung"

Friedrich Wilhelm III., umgeben von seinen Söhnen, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dem Prinzen Wilhelm. Auf den obersten Stufen Yorck und Blücher, darunter Gneisenau und Scharnhorst. Das Volk in Waffen schwört, dem Rufe des Königs zu folgen und das Vaterland von dem Joche Napoleons zu befreien.

Seite 267. Kaiser Napoleon krönt im Beisein seiner Gemahlin Marie Luise, der Tochter des Kaisers Franz von Österreich, seinen einzigen Sohn zum Könige von Rom. Am dunklen Nachthimmel steht der große Komet von 1811, einer alten Volkssage nach Krieg und Verderben bringend.

Seite 274. Der russische Bär und der französische Adler, sich um die Herrschaft in Europa streitend. Zwischen beiden die von Dornen fast ganz umwucherte Preußenkrone.

Seite 275. Der König Friedrich Wilhelm und sein Minister Hardenberg in den schwersten Stunden des Staates.

Seite 288. Ein verhängnisvoller Augenblick. Eintreffen des Kuriers im kleinen Königlichen Palais am Zeughausplatz zu Berlin, der die Nachricht von dem abgeschlossenen Bündnis Preußens mit Napoleon gegen Rußland bringt.

Seite 289. Borussia, an Napoleons Siegeswagen gefesselt.

Seite 296. Die Dresdener Bürger huldigen König Friedrich Wilhelm III.

Seite 297. Der Krieg, die Pest, der Hunger und der Tod.

Seite 306. Ein Beute suchender Kosak.

Seite 307. Napoleon beobachtet vom Kreml aus den Brand von Moskau. In den Rauchwolken zerbricht der Tod den Adler Napoleons.

Seite 325. Die Schrecken des Rückzuges in Rußland. Ein Überlebender zwischen den von Schnee verwehten Leibern von Menschen und Pferden. Rechts im Hintergrunde ein Rudel hungriger Wölfe, auf die nahe Beute lauernd.

Seite 326. Rußland bietet dem eisernen Yorck das Bündnis an. Der preußische Aar zur Seite Yorcks mißtrauisch den russischen Doppelaar betrachtend, das vorsichtige Zögern General Yorcks vor dem Abschluß der Konvention andeutend.

Seite 344. Zwischen „Furcht" und „Hoffnung" hält Yorck seinem Könige höchste Treue.

Seite 345. Die Truppen Yorcks begrüßen den ersten preußischen Adler an der Grenze.

Seite 366. Die Jugend ergreift die am Altar des Vaterlandes geweihten Waffen.

Seite 367. Germanischer Barde im Wehen des Frühlingssturmes, die Harfe schlagend, dahinschreitend und mit seinen Heldenliedern das Volk zum Kampf begeisternd.

Seite 408. Borussia zieht, kampfgerüstet, das Schwert zur Befreiung.

## Seite 409. Titelbild zum vierten Buche: „Die Befreiung"

Der überwundene Napoleon auf der Flucht, hinter seinen fliehenden Garden die verfolgende feindliche Reiterei. In den Lüften über dem finsterblickenden Imperator die Verkörperung der drei siegreichen Mächte: Preußen, Rußland und Österreich.

Seite 411. Die preußische Wehrkraft erhebt sich. Die wilden Männer des preußischen Wappens.

Seite 431. Germania hoffnungsvoll aufblickend. Der Künstler hat ihr die verklärten Züge des Heldenmädchens von Lüneburg gegeben.

Seite 432. Die Hansastädte Hamburg und Bremen vom Feinde gebrandschatzt. Links das Wappen Hamburgs, rechts das von Bremen. Die Gestalt der „Hammonia“, die Stadt Hamburg verkörpernd, ist noch waffengerüstet und kampfesmutig; das furchtbare Strafgericht über sie vollzog Davout erst später. Die gefesselte Gestalt zur Rechten, die sich trauervoll über zwei entseelte Greise neigt, deutet das furchtbare Geschick der Stadt Bremen an, in welcher Vandamme an einem einzigen Tage (10. April 1813) 24 der angesehensten Bürger erschießen ließ. Im Hintergrunde rechts die beiden in Flammen aufgehenden Dörfer Lilienthal und Holzdorf.

Seite 452. Der „tolle Platen“ trinkt seinen Kameraden aus dem erbeuteten französischen Lanzenschuh zu.

Seite 453. Die Siegesgöttin, den Tapferen von Großgörschen den ersten (noch etwas zurückgehaltenen) Lorbeerkranz reichend, da der Erfolg in dieser ersten Schlacht noch kein entscheidender war. Die Ansicht des Dorfes Großgörschen ist an Ort und Stelle unter Berücksichtigung zeitgenössischer Überlieferungen gezeichnet.

Seite 487. Der siegreiche preußische Aar auf den eroberten französischen Kanonen.

Seite 488. Der preußische Adler fliegt über die Elbe zurück, den Rückzug der Verbündeten bis zur Spree andeutend.

Seite 511. Germanischer Krieger.

Seite 512. Ansicht von Bautzen.

Seite 524. Gefallener Held, andeutend, daß dem französischen Kaiser der Sieg bei Bautzen nur ein mit Leichen besäetes Schlachtfeld brachte.

Seite 525. Napoleon am Wachtfeuer auf der Höhe bei Markersdorf, erschüttert von dem Tode seines treuen Großmarschalls Duroc und niedergeschmettert von der Tatsache, daß ihm zwei große, blutige Siege (bei Großgörschen und Bautzen), zwei mit Leichen bedeckte Schlachtfelder und eine 14stündige Verfolgung des Feindes keinen wirklichen Erfolg gebracht haben. Im Hintergrunde zwei seiner Marschälle, teilnahmevoll auf den gebeugten Kaiser blickend.

Seite 540. Das Schwert des Kriegers und die Federn der Diplomaten.

Seite 541. Germanischer Krieger am Sarkophage Scharnhorsts. Die Strahlen der aufgehenden Sonne sollen andeuten, daß der zu früh heimgegangene Schöpfer der „allgemeinen Wehrpflicht“ nur die Morgenröte der Freiheit hat schauen dürfen.

Seite 552. Austria erhebt die Fahne. Nach dem Waffenstillstand im Frühjahr 1813 trat auch Österreich dem Bündnis Preußens und Rußlands gegen Napoleon bei.

Seite 553. Die Lützower ziehen in den Kampf.

Seite 566. Körners Leier und die Waffen der Lützower.

Seite 567. Das Bild versinnbildlicht den siegreichen Kampf bei Großbeeren, durch welchen die Hauptstadt Preußens gerettet wurde. Rechts germanischer Krieger, den heimischen Herd verteidigend; links die Berolina, durch das Wappen des Bären auf ihrer Brust gekennzeichnet; zu ihren Füßen, im Schilfe ruhend, die Spreenixe.

Seite 582. Die Siegesgöttin reicht der Landwehr den wohlverdienten Lorbeer.

Seite 583. Der Regengott und die Nixen der reißenden Katzbach im gemeinsamen Kampfe gegen die Feinde.

Seite 604. Gneisenau und Blücher, die Sieger der Schlacht an der Katzbach. Der Stern auf den beiden Bildnissen soll auf Scharnhorst hinweisen, der schon in lichten Höhen weilt, und dessen genialen Heeresschöpfungen ein wesentlicher Teil des Erfolges gebührt. (Siehe den Brief der Frau von Clausewitz an Gneisenau S. 604.)

Seite 605. Napoleons Sieg bei Dresden. Ein alter Gardist reicht Napoleon den Lorbeer. Im Hintergrunde die Elbbrücke.

Seite 619. Die flüchtige Fortuna auf dem Rade, im Vorüberfahren einen Kranz werfend, andeutend, daß Napoleons Sieg bei Dresden nur von vorübergehender Bedeutung war.

Seite 620. Ritter St. Georg besiegt den Drachen der französischen Tyrannei.

Seite 632. Der Heldenmut der verbündeten Kämpfer bei Kulm, verkörpert in der grandiosen Gestalt eines sieghaft dreinblickenden Löwen.

Seite 633. Ein französischer Krieger unter dem vernichtenden Streiche des deutschen Gegners zusammenbrechend. Des Marschalls Ney vernichtende Niederlage bei Dennewitz durch General von Bülow.

Seite 649. Sachsen und Württemberg, als Vasallen Napoleons besiegt und verwundet. Der finstere Trotz in dem Antlitz des Kriegers zur Rechten zeigt, wie widerwillig er dieses Joch trägt.

Seite 650. Der schlafende Barbarossa in der Höhle des Kyffhäuser, dem Wiedererstehen der deutschen Reichsherrlichkeit harrend, die durch Metternichs eigensüchtige und undeutsche Politik von neuem auf lange Zeit unmöglich gemacht wird.

Seite 662. Siegreicher Krieger, der mit einem Lorbeerzweig in der Linken und dem Schwert in der Rechten in dunkler Nacht begeisterungsvoll zu einem hell leuchtenden Sterne aufblickt, durch welchen Scharnhorsts verklärter Geist versinnbildlicht werden soll. Der Künstler hat dabei an die herrliche Rede Blüchers am Abend des siegreichen Tages von Wartenburg (siehe S. 662) angeknüpft.

Seite 663. Die Siegesgöttin nach der Völkerschlacht von Leipzig an die drei verbündeten Monarchen Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Franz von Österreich Lorbeerkränze verteilend.

Seite 714. Das zur Hundertjahrfeier der Völkerschlacht errichtete Nationaldenkmal bei Leipzig. .

Seite 715. **Titelbild zum fünften Buche: „In Frankreich hinein"**
Blücher, der Marschall „Vorwärts", auf weitausgreifendem Rosse, mit hochgeschwungenem Säbel den Verbündeten den Weg nach Paris weisend. Zu seinen Füßen ein gefallener toter französischer Gardist.

Seite 717. Die Bayern vor Hanau. Links bayrische Fußsoldaten, zur Rechten der bayrische Löwe voll grimmen Kampfeszornes.

Seite 734. Vater Rhein ruft Deutschland zum Kampfe.

Seite 735. Kronos, der Zeitengott, mit dem Stundenglas in der Linken und der gleichmachenden Sichel in der Rechten. Zu seinen Füßen die gestürzten Kronen des Imperators, den Zusammenbruch der Napoleonischen Staatengebilde darstellend.

Seite 742. König Friedrich Wilhelm III. legt den Siegerpreis auf den Sarkophag der Königin, den stillen Anteil Luisens an den Erfolgen andeutend, die als Preußens Schutzgeist den Heeren in dem Kampf vorangezogen ist.

Seite 743. Der Rhein mit der Pfalz bei Kaub in der Neujahrsnacht von 1813 zu 1814. Der Zeiger ist soeben auf die Mitternachtsstunde gerückt. Das Bild ist flankiert von einem preußischen und einem russischen Krieger.

Seite 757. Die Siegesgöttin im Begriff, das Bild Blüchers mit dem Lorbeerkranz zu schmücken.

Seite 758. Der finsterblickende Kriegsgott Mars, der dem Blücherschen Heere in den Februartagen 1814 nicht hold war.

Seite 769. Die letzte Flasche Sekt. Szene im Blücherschen Hauptquartier zu Bergères. Siehe Seite 768.

Seite 770. Napoleons Sieg bei Monterau am 17. Februar 1814.

Seite 779. Prinz Wilhelm (späterer Kaiser Wilhelm I.), in der Schlacht bei Bar-sur-Aube. Siehe Seite 778.

Seite 780. Paris, die stolze Schöne, von den Verbündeten bedroht. Das Kleid ist noch mit den Napoleonischen Adlern geschmückt. Der halb umgeworfene Hermelinmantel fällt mit dem linken Saum auf das Wappen von Paris mit den Lilien der Bourbons, die sich in der Stille schon zur Rückkehr rüsten. Rechts davon der obere Teil des Triumphbogens; über diesem, das Ganze einhüllend, dunkle Gewitterwolken, das Nahen der gewaltigen Heere der Verbündeten andeutend.

Seite 793. Ein von zahlreichen Speeren verwundeter Löwe, zum letzten Sprunge ausholend, Napoleons letzte verzweifelte Wehr andeutend.

Seite 794. Die Vendômesäule in Paris.

Seite 812. Germania als Siegerin in der französischen Hauptstadt, in der Linken die abgeschüttelten Fesseln, in der Rechten das lorbeergeschmückte Siegesschwert. Das von den Strahlen der Freiheitssonne verklärte Antlitz ist mit einem dankbaren Blick zum Himmel gerichtet. Im Hintergrunde die Paläste und Türme von Paris.

Seite 813. **Titelbild zum sechsten Buche: „Nach St. Helena"**
Napoleon als Gefangener der Verbündeten auf dem „Bellerophon" auf der Fahrt nach St. Helena. Die in den Ozean niedertauchende Sonne zeigt symbolisch den Untergang der Napoleonischen Macht an.

Seite 815. Napoleons Abschied von den Garden auf dem Hofe des Schlosses zu Fontainebleau.

Seite 828. Napoleons heruntergeworfener Thron. Der Sturz des Napoleonischen Kaisertums.

Seite 829. Der Wiener Kongreß: Wellington, Hardenberg, Metternich, Castlereagh, Talleyrand, Stackelberg bei ihren Beratungen im Kongreßsaal.

Seite 843. Die Botschaft von Napoleons Landung an der französischen Küste schlägt in Wien wie eine Bombe ein.

Seite 844. König Friedrich Wilhelm III., Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Wilhelm am Sarkophag der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg.

Seite 854. Ein Adler in den Lüften, seinen Flug auf die Notredamekirche zu Paris nehmend, anknüpfend an das stolz-prophetische Wort, das der von Elba zurückgekehrte Napoleon nach seiner Landung den französischen Soldaten zurief: „Der Adler mit den nationalen Farben wird von Kirchturm zu Kirchturm fliegen, bis auf die Türme von Notredame".

Seite 855. Szene aus der Schlacht bei Ligny. Blüchers Sturz mit dem Pferde. Graf Nostitz, sein Adjutant, bereit, ihn mit seinem Leben zu verteidigen. Siehe Seite 876.

Seite 884. Vor der großen Entscheidung. Die Wage des Schlachtengottes.

Seite 885. Ansicht des Meierhofes Belle-Alliance, nach dem die Schlacht benannt wurde, flankiert von zwei Siegesgöttinnen.

Seite 920. Napoleons Adler flieht, Hut und Degen den Siegern von Belle-Alliance als Beute zurücklassend.

Seite 921. Der Genius des Friedens, auf Wolken thronend, unter dem Regenbogen, in der Linken den Friedenszweig, in der Rechten das segenspendende Füllhorn haltend.

Seite 936. Ein auf einsamem, vom endlosen Meer umspülten Felsen sitzender, mit Ketten angeschmiedeter Adler — die titanische Kraft Napoleons, angeschmiedet an den öden Felsen von St. Helena.

---

# Bildnisse von Franz Staffen.

## (Alphabetisch geordnet.)

* Gezeichnet von Georg Eichbaum

